Ulrich Schmidt-Denter

Die Deutschen und ihre Migranten

Ergebnisse der europäischen Identitätsstudie

Beltz/Juventa: Weinheim u. Basel, 2011

Einleitung: Wozu ein 10-Jahres-„Mammutprojekt“?
1 Das Thema des Forschungsprojekts: Identität ... 8
1.1 Personale Identität 8
1.1.1 Identitätsproblematik nach Erikson ... 8
1.1.2 Identitäts-Status Modell von Marcia ... 10
1.1.3 Patchwork-Identität ... 12
1.1.4 Theorie der Identitätsstile von Berzonsky ... 14
1.1.5 Narrative Konstruktion von Identität ... 17
1.2 Soziale Identität 18
1.3 Beziehungen zwischen personaler und sozialer Identität 20
1.3.1 Kohärenzmodell ... 20
1.3.2 Kompensationsmodell ... 23
1.3.3 Empirische Studien ... 24
2 Untersuchungsansatz: Konzepte und Operationalisierungen ... 29
2.1 Theoretischer Rahmen 29
2.2 Strukturmodell der personalen und sozialen Identität 35
2.3 Fragebogen 37
2.3.1 Personale Identität ... 37
2.3.2 Soziale Identität ... 42
2.3.3 Familiäre Sozialisation ... 43
2.3.4 Soziodemografische Angaben ... 44
3 Untersuchungsdurchführung ... 45
3.1 Voruntersuchungen 45
3.2 Hauptuntersuchungen 45
4 Kulturvergleich: Homogenität oder Diversität in Europa? ... 50
4.1 Portrait der Teilnahmeländer unter identitätsrelevanten Gesichtspunkten 50
4.1.1 Deutschland ... 50
4.1.2 Dänemark ... 77
4.1.3 Niederlande ... 83
4.1.4 Belgien ... 98
4.1.5 Luxemburg ... 103
4.1.6 Frankreich ... 111
4.1.7 Schweiz ... 126
4.1.8 Österreich ... 134
4.1.9 Tschechische Republik ... 144
4.1.10 Polen ... 152
4.2 Projektergebnisse zu den Ländervergleichen 164
4.2.1 Jugendliche ... 164
4.2.2 Eltern ... 179
4.2.3 Übersicht: Deutschland im europäischen Kontext ... 189
5 Alters- und Geschlechtseffekte ... 197
5.1 Literaturbefunde 197
5.1.1 Personale Identität ... 197
5.1.2 Soziale Identität ... 207

5.2 Projektergebnisse 208

5.2.1 Personale Identität 208
5.2.2 Soziale Identität 212
6 Der Zwei-Generationen-Ansatz: Vergleiche zwischen Jugendlichen und Eltern 217
6.1 Literaturbefunde zu Transmissionseffekten 217

6.1.1 Intergenerationale Übereinstimmung 217
6.1.2 Intergenerationale Diversität 219
6.1.3 Intergenerationale Übereinstimmung: Subgruppen 220
6.1.4 Intergenerationale Übereinstimmung: Migranten 222
6.1.5 Intergenerationale Diversität: Migranten 223
6.1.6 Zur Generationskluft-These im zeitlichen Vergleich 223
6.2 Projektbefunde 225

6.2.1 Gemischte Eltern-Kind-Dyaden 225
6.2.2 Intergenerationale familiäre Subgruppen 232
6.2.3 Generationskluft-These 233
7 Jugendliche und Eltern mit Migrationshintergrund 235
7.1 Ländervergleiche mit den Migranten-Stichproben 235

7.1.1 Jugendliche 235
7.1.2 Eltern 240
7.2 Vergleiche zwischen Autochthonen und Migranten 242

7.2.1 Jugendliche 242
7.2.2 Eltern 245
7.3 Vergleich von Eltern-Jugendlichen-Dyaden mit Migrationshintergrund 247

8 Im Fokus: Nationale Identität 249
8.1 Literaturbefunde 249

8.1.1 Definitionen 249
8.1.2 Formen und Klassifikationen nationaler Identität 250
8.1.3 Ingroup-Outgroup-Differenzierung 267
8.1.4 Das Problem der negativen Reziprozität 272
8.2 Projektbefunde zur nationalen Identität 275

8.2.1 Multiple soziale Identifikation: Korrelative Zusammenhänge 275
8.2.2 Bereiche des Nationalstolzes im interkulturellen Vergleich 279
8.2.3 „Nationalismus“ und „Patriotismus“ in Deutschland und Europa: Das 2-Faktoren-Modell im empirischen Test 284
8.2.4 Typen sozialer Identität: ein clusteranalytischer Ansatz 290
9 Interviewstudie: Qualitative Vertiefungen zur nationalen Identität 308
9.1 Fragestellungen und Untersuchungsanlage 308

9.2 Erhebungsinstrument 310

9.3 Ergebnisse und Diskussion 314

9.3.1 Replikation der Identitätstypen 315
9.3.2 Zeitvergleich: Epochaler Identitätswandel? 315

9.3.3 Erlebnisformen nationaler Identität bei Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund 320
10 Personale und soziale Identität 335
10.1 Kompensation vs. Kohärenz 335
10.1.1 Korrelationen zwischen personaler und sozialer Identität..... 335
10.1.2 Korrelationen innerhalb der sozialen Identität..... 339
10.2 Effekte psychischer Sensibilisierung: Strukturgleichungsmodelle 340
10.3 Externe Validierung des Modells: Untersuchungen mit Studierenden der Psychologie 342
11 Holocaust Education: Ursache von Identitätsproblemen?..... 345
11.1 Lehrplananalyse: Was soll erreicht werden? 345
11.2 Empirische Studien und Erfahrungsberichte: Was wird bewirkt? 347
11.3 Ergebnisse einer Gruppendiskussion 353
11.4 Holocaust-Education als Integrationshindernis? 356
11.5 Forschungsbedarf über die „Nebenwirkungen“ 358
12 Zusammenfassende Schlussfolgerungen..... 361
12.1 Europa im Spiegel psychologischer Selbstbeschreibungen 361
12.2 Jugendliche und ihre Eltern im europäischen Kontext 366
12.2.1 Alters- und Geschlechtseffekte 366
12.2.2 Der Zwei-Generationen-Vergleich: Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Eltern und Kindern 371
12.3 Migranten in Europa 373
12.4 Grundfragen der Identitätsforschung 377
12.4.1 Identität und psychische Gesundheit: der salutogenetische Aspekt.. 377
12.4.2 Das Problem der negativen Reziprozität 379
12.4.3 Die Nationalismus-Patriotismus-Debatte 380
12.5 Deutsche Identität: Die Sozialisationsthese 383
13 Fazit: Top 10 – die wichtigsten Fragen, auf die das Projekt ntworten Antworten geben kann 399
399
Literaturverzeichnis
Anhang: Verzeichnis der Forschungsberichte

Einleitung: Wozu ein 10-Jahres-„Mammutprojekt“?

Diesem Buch liegt ein Forschungsprojekt zugrunde, das sich langfristiger und umfangreicher entwickelte als zunächst geplant. Die Verlängerung resultierte daraus, dass sich nach jeder Staffel von Datenerhebungen neue, unerwartete Fragen ergaben, die eine Beantwortung verlangten. Die Richtung, die das Projekt einnahm, verlief dabei vom Allgemeinen zum Speziellen.
Am Anfang stand die Idee einer breit angelegten kulturvergleichenden Untersuchung auf europäischer Ebene, die angesichts der unverkennbaren Internationalisierungs- und Globalisierungserscheinungen nach einer Homogenisierung der Bevölkerung hinsichtlich ihrer personalen und sozialen Identität fragte. Solche Prozesse der Annäherung zwischen verschiedenen Ländern wurden durch die Studie erwartungsgemäß nachgewiesen, daneben zeigten sich aber auch nationale Besonderheiten, die mit bestimmten historischen und kulturellen Voraussetzungen in Zusammenhang standen. Solche nationalen Spezifika stachen vor allem bei einem Vergleich zwischen Deutschland und den angrenzenden Nachbarländern ins Auge.

Dies bildete den Anlass für eine zweite Phase des Projekts. Es wurde vertieft die Problematik der nationalen Identität in Deutschland untersucht und qualitativ beschrieben. Die Datengrundlage bildeten Interviews mit Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund. Als „Naturexperiment“ kam uns dabei die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 („Sommermärchen“) sehr gelegen, da sie das Thema der nationalen Identität aktualisierte und da im Rahmen unserer Studie die längerfristigen Effekte dieses Ereignisses überprüft werden konnten.
Die Aussagen der Jugendlichen in den Interviews motivierten uns schließlich zu einer dritten Projektphase. Es wurde sehr eindringlich ein belastetes Verhältnis zum eigenen Land zum Ausdruck gebracht und im Kontext mit der sog. Erinnerungskultur und Geschichtserziehung gesehen. Wir griffen diese jugendlichen Erlebnisformen auf und analysierten im Rahmen eines sozialisationstheoretischen Ansatzes die Ziele und Praktiken der „Holocaust Education“. Dabei erwies sich der empirisch gesicherte Kenntnisstand über die Auswirkungen der schulischen und medialen Vermittlung des Holocaust als ausgesprochen defizitär. Aus den Forschungsbefunden lässt sich schließen, dass insbesondere das gezielte Induzieren von Betroffenheit und die geforderte Opfer-Identifikation tiefe Spuren im Seelenleben der Jugendlichen hinterlassen können.

Aus dieser knappen Skizzierung des Projektverlaufs mag deutlich werden, warum ein Vorhaben, das zunächst auf internationaler Ebene begann, schließlich mit einer genuin deutschen Problematik seinen Abschluss fand.
Die aufeinander aufbauenden dreifachen Staffeluntersuchungen lassen sich durchaus als ein „Markenzeichen“ des Forschungsprojekts verstehen. Darüber hinaus können aber auch noch weitere Vorzüge genannt werden:

- *Komplexes Strukturmodell zur personalen und sozialen Identität*. Die verschiedenen Facetten, die in der Identitätsforschung eine Rolle spielen, werden in einem integrierten Konzept berücksichtigt. Dadurch wird nicht nur mit empirischen Mitteln ein umfassendes Bild beschrieben, sondern es können auch Zusammenhänge und Wechselwirkungen aufgedeckt werden. Dies gilt insbesondere für die Frage, ob die Beziehungen zwischen personaler und sozialer Identität angemessen durch ein Kohärenz- oder ein Kompensationsmodell abgebildet werden können.
- *Kulturvergleichende Studie*. Die Untersuchungen wurden in Deutschland (Ost/West) und allen angrenzenden Nachbarländern durchgeführt. Es handelt sich einerseits um ein europäisches Projekt, andererseits können die Besonderheiten einzelner Nationen (z. B. Deutschlands) herausgearbeitet werden, weil dafür Vergleichsmaßstäbe vorliegen.
- *Identitätsentwicklung im Jugendalter*. Es wurden 13- bis 19-jährige Jugendliche befragt. Somit können Alterstrends und geschlechtsspezifische Unterschiede berechnet werden. Über diese Bereicherung des Wissensstandes hinaus war jedoch ein weiterer Gesichtspunkt von zentraler Bedeutung. Während des Jugendalters kann von einer besonderen Verletzlichkeit bei der Identitätsbildung ausgegangen werden. Dies impliziert eine besondere Verantwortung für diejenigen, die an der Sozialisation von Jugendlichen beteiligt sind und Einfluss auf deren Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung ausüben. Das Projekt ließ sich somit von einem salutogenetischen Gesichtspunkt leiten, indem es fragte, ob die familiären, medialen und schulischen Sozialisationsbedingungen geeignet sind, Jugendliche bei ihrer Identitätsfindung zu unterstützen oder ob sie zur Identitätsverunsicherung beitragen.
- *Zwei-Generationen-Ansatz*. Auch die Eltern der Jugendlichen wurden in die Untersuchung einbezogen. Somit können Aussagen zu Übereinstimmungen

und Unterschieden zwischen den Generationen getroffen werden. Die Daten belegen, in welchem Maße Identität innerfamiliär „vererbt“ wird (Transmission) und in wieweit von einer Generationskluft gesprochen werden kann.

- *Autochthone und Migranten im Vergleich*. Die Stichproben enthalten Teilnehmer/innen ohne und mit Migrationshintergrund. Dadurch wurde die Migrationsproblematik auf europäischer Ebene zu einem Thema des Projekts. Es lassen sich sowohl Autochthone und Allochthone innerhalb der einzelnen Länder miteinander vergleichen als auch die Zuwanderer aus den zehn Teilnahmestaaten untereinander. Daraus ergeben sich Anhaltspunkte für Nation übergreifende Erscheinungen der Zuwanderung, aber auch für die spezifische Integrationskraft einzelner Länder.
- *Fokus „nationale Identität“*. Dieser inhaltliche Schwerpunkt wurde durch die Untersuchungsergebnisse nahegelegt, weil starke kulturspezifische Effekte gefunden wurden. Diese betreffen nicht zuletzt das Verhältnis der Deutschen zu ihrer eigenen Nation. Darüber hinaus gibt es aber auch kaum ein Thema innerhalb der Identitätsforschung, das so kontrovers diskutiert wird und von daher besondere Aufmerksamkeit verdient. Aufgrund der eigenen Datenbasis kann zur Nationalismus-Patriotismus-Debatte und anderen thematischen Brennpunkten Stellung bezogen werden.

Das umfangreiche Projekt wurde detailliert in 35 Forschungsberichten dokumentiert (vgl. Anhang). Das vorliegende Buch bildet zwar eine Art Abschlussbericht, konzentriert sich aber auf die wichtigsten Befunde. Für diejenigen Leser, die sich genauer über das methodische Vorgehen, statistische Kennziffern oder inhaltliche Einzelergebnisse informieren möchten, wird an den entsprechenden Stellen auf die jeweils relevanten Forschungsberichte (FB) verwiesen, die online verfügbar sind (www.schmidt-denter.de).

Die Untersuchungen waren nur mit Hilfe eines starken und engagierten Teams zu bewältigen. Hierzu gehörten in- und ausländische Kolleginnen und Kollegen als Kooperationspartner, wissenschaftliche und studentische Projektmitarbeiterinnen sowie Diplomandinnen und Doktorandinnen. Es wäre mir ein Bedürfnis, deren Leistungen und deren Einsatz in jedem Einzelfall angemessen zu würdigen, was aber an dieser Stelle den Rahmen sprengen würde. Darum bitte ich um Verständnis dafür, dass ich mit Gefühlen des Dankes und der Anerkennung diejenigen Personen,

die sich um das Projekt besonders verdient gemacht haben, hier lediglich in alphabetischer Reihenfolge aufführe:
Ursula Altevers, Anna-Linda Balkowski, Tanja Berger, Ute Berger, Florentine Bromberger, Silke Diestelkamp, Nora Dittmann, Dorothee Drees, Susanne Erdmann, Christl Frick, Theresa Frielingsdorf, Manuela Getz, Ines Görgens, Julia Herfordt, Inga Hoever, Melanie Huestege, Andrea Kremser, Gundula Kretschmer, Anna Friederike Kubina, Anne Kristin Kühnen, Débora Maehler, Anne Mellon, Scarlett Mikaberidse, Marie Mottaghy, Jaqueline Neumann, Miriam Otters, Annette Otto, Meinrad Perrez, Nadine Pietruschka, Denise Pissulla-Wälti, Corinna Pütz, Claudia Quaiser-Pohl, Martina Rabl, Hella Schick, Bettina Schneider, Dorothée Schöngen, Ümran Seven, Irene Skuballa, Beata Stania, Stephanie Stangier, Dieter Stöckli, Silviana Stubig, Andrea Taegener, Gabriele Theophile, Nicole Trautewig, Marie Vandekerckhove, Helena Večeřová, Anne Wachten, Manja Weber, Kristina Weingarten, Harald Werneck, Manuela Wolf, Karin Wörthwein, Charlotte Wüst, Jeanette Wuttke, Wioleta Żurawska.

Köln, im März 2011 Ulrich Schmidt-Denter

1 Das Thema des Forschungsprojekts: Identität

Unter Identität versteht man eine Selbstdefinition, ein Bild des eigenen Selbst. Da hierüber letztlich nur das Individuum selbst Auskunft geben kann, erfolgt die Identitätsforschung in der Regel methodisch durch Befragungen (vgl. Kap. 2.3). Die Selbstdefinition setzt eine gewisse Reflektionsfähigkeit über das eigene Ich voraus, die als exklusiv für den Menschen angesehen wird. Identitätsfragen sind daher spezifisch menschlich und betreffen einen Kernbereich der Psychologie. Für den Menschen ist es nahezu unmöglich und unerträglich, den Gegenstand der Reflektion, das eigene Ich, nicht in irgendeiner Weise als strukturiert oder als mit Sinn versehen wahrzunehmen. Unstrukturiertheit und Sinnlehre zu vermeiden, betrifft ein existentielles Bedürfnis des Menschen. Daher muss man bei allen Fragen der Identitätskonstruktion auch von starken Motiven und hoher psychologischer Bedeutsamkeit ausgehen.
Die Identitätsmerkmale lassen sich zwei großen Bereichen zuordnen, der personalen Identität und der sozialen Identität. Der erste Bereich ergibt sich als Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ und der andere Bereich auf die Frage „Wozu gehöre ich?“.

1.1 Personale Identität

1.1.1 Identitätsproblematik nach Erikson

Erikson (1959/73; 1950/99) entwickelte das klassische Konzept der Ich-Identität. Eine sichere Identität ist für ihn die Grundlage für seelische Gesundheit und persönliche Weiterentwicklung. Eriksons Verständnis von Identität wird auch als Kohärenz-Modell bezeichnet, d. h. für ihn sind die Konzepte Einheit, Kontinuität und Konsistenz von zentraler Bedeutung. Seelische Gesundheit ist für Erikson nur mit einer auf Kohärenz angelegten, gesicherten personalen, nationalen und kulturellen Identität zu erreichen (vgl. Kap. 1.3.1).Erikson (1973) definierte Ich-Identität als die „unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und die damit verbundene Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (S. 18).
In Abhängigkeit von Text und Erscheinungsjahr hob Erikson unterschiedliche Aspekte seines Identitätsbegriffs hervor:

- Identität bedeutet einen Kern der Persönlichkeit, der bei all ihren Veränderungen und den Veränderungen der Umwelt stabil bleibt. Das Individuum erlebt sich trotz aller Veränderungen in der Übereinstimmung mit sich selbst bzw. mit einem früheren Bild vom Selbst.
- Identität bedeutet, dass die Person sich als einmalig und unverwechselbar erlebt.
- Identität bedeutet einen Gleichklang prinzipiell veränderlicher Rollen.
- Identität bedeutet einen entwickelten Lebensstil, der bestimmt, wie soziale Rollen ausgefüllt werden.
- Identität bedeutet die Kontinuität im Umgang mit anderen und die Kontinuität der Bewältigung von Anforderungen. Diese Bewältigung erfolgt zum einen gemäß einer eigenen unverwechselbaren Art, zum anderen aber auch in Übereinstimmung mit den Erwartungen der sozialen Umwelt.
- Identität bedeutet die Übereinstimmung der Selbsterfahrung mit dem Bild, das sich andere von einem machen. Das Individuum sieht sich dabei durch die Brille der anderen und nutzt deren Reaktionen quasi als Spiegel, als Quelle der Erkenntnis über sich selbst.

Der Identitätsbegriff Eriksons ist eng verbunden mit seinem Modell psychosozialer Krisen. Es handelt sich um ein normatives Modell der Abfolge bestimmter Persönlichkeitskrisen während der gesamten Lebensspanne, wobei die erfolgreiche Bewältigung einer Krise auch die positive Lösung der nachfolgenden Krise erleichtert. Umgekehrt stellt die fehlgeschlagene Lösung einer Krise ein Risiko für die Bewältigung der nachfolgenden Krisen dar. Die zentrale Identitätskrise ordnet Erikson dem Jugendalter zu (Schmidt-Denter, 2005).

Das Jugendalter ist eine Entwicklungsphase, in der die Identitätsfindung im engeren Sinne erfolgt. Dem Jugendlichen gelingt entweder die Bildung einer sicheren Ich-Identität oder aber er scheitert, was zur Rollendiffusion führt. Der bisherige Entwicklungsverlauf, der durch die vorangegangenen psychosozialen Krisen gekennzeichnet war, wird in die Ich-Identität integriert. In den nachfolgenden Phasen muss dann die Identität, die sich vor allem auf die eigene Person bezieht, erweitert und umgebildet werden. Dies kann sich in Form einer inneren Krise (reflektieren) oder in Form einer äußeren Krise (ausagieren) abspielen. Ermöglicht werden die Identitätssuche und das Ausprobieren von Identitätsentwürfen durch das Moratorium, eine Zeitspanne, in der die Gesellschaft dem Jugendlichen den entsprechenden Freiraum zubilligt, sich nicht festzulegen und Identitäten zu testen. Nach dem

Kohärenzmodell von Erikson ist die Ich-Identität eine erfolgreiche Variante der Gruppen-Identität. Sie stellt die Schnittstelle dar zwischen allgemeinen sozialen Erwartungen (Rollen) und der psychischen Einzigartigkeit des Individuums (vgl. Kap. 1.3.1).
In jeder Krise muss eine neue Passung erreicht werden zwischen persönlichen Entwürfen (als individueller Lebensgeschichte) und sozialen Zuschreibungen bzw. Rollenanforderungen. Die gelungene Bewältigung erfolgt in Form einer Synthese, die individuelles Glück bzw. Lebensenergien beinhaltet und die zugleich die soziale Gemeinschaft funktionsfähig hält und stützt. Dies ist ein lebenslanges Grundproblem, bei dem lediglich jeweils neue Inhalte in den Vordergrund treten. Die anderen inhaltlichen Probleme verschwinden jedoch nicht, sondern werden nur weniger dominant.

1.1.2 Identitäts-Status Modell von Marcia

Marcia (1966) machte Eriksons Modell einer empirischen Prüfung zugänglich. Er erarbeitete die fehlenden Operationalisierungen und verzichtete darauf, von vornherein altersgebundene Phasenthematiken zu postulieren.
Die vier Identitätszustände beschrieb Marcia wie folgt:

(1.) *Erarbeitete Identität (identity achievement)*: Dieser Identitätsstatus entspricht der gelungenen Lösung der psychosozialen Krise im Jugendalter im Sinne von Erikson. Es besteht eine feste Lebensplanung, die in einer vorangegangenen explorativen Phase erarbeitet wurde. Die sozialen Einflüsse auf die Person wurden kritisch geprüft und (evtl. nach einer Modifikation) zu einem eigenen Standpunkt gemacht. Die getroffenen Entscheidungen werden als verpflichtend erlebt.

(2.) *Übernommene Identität (foreclosure)*: Dieser Identitätsstatus besagt, dass die Individuen ebenfalls eine innere Verpflichtung eingegangen sind. Dabei haben sie sich jedoch unkritisch an den Eltern und anderen bedeutsamen Autoritäten orientiert. Sie haben vorher keine Phase krisenhafter Exploration durchgemacht. Die Erwartungen bedeutsamer anderer wurden unreflektiert übernommen. Ein Entwicklungsprozess dieser Art kommt bei Erikson nicht vor und bedeutet somit eine Erweiterung seines Modells.

(3.) *Moratorium*: Dieser Identitätszustand beschreibt die Phase der Entscheidungsfindung, die mit einer Krise verbunden ist. Verschiedene Alternativen stehen in einem erlebten Konflikt miteinander. Nach dieser explorativen Phase ergibt sich im günstigsten Fall der Übergang zur erarbeiteten Identität.

(4.) *Diffuse Identität (identity diffusion)*: Der Jugendliche verhält sich desorientiert und erlebt keine innere Verpflichtung. Er ist entscheidungsunfähig und zeigt keine stabilen Interessen. In diesem Identitätszustand fehlt die engagierte Experimentierphase und es wird auch keine angestrebt.

Die diffuse Identität zog wie kein anderer Identitätszustand das Forschungsinteresse auf sich. Dieses wurde nicht zuletzt dadurch ausgelöst, dass im epochalen Vergleich der Anteil der Jugendlichen, die eine diffuse Identität aufweisen, offenbar gestiegen ist. Nach Erhebungen von Marcia in den USA stieg der Anteil der Jugendlichen mit diffuser Identität von 20 % im Jahr 1984 auf 40 % in den 1990er-Jahren. Nähere empirische Analysen führten dazu, dass Marcia (1989) selbst den Diffusionsbegriff differenzierte und vier qualitativ unterschiedliche Typen beschrieb:

a) *kulturell adaptive Diffusion*: Dieser Identitätszustand entsteht dadurch, dass gesellschaftliche Bedingungen Unverbindlichkeit und Indifferenz nahe legen. Unter diesen Bedingungen kann die Identitätsdiffusion eine günstige Strategie darstellen (Kraus & Mitzscherlich, 1995). Sie ermöglicht es, sich bietende Chancen zu ergreifen und die Offenheit für weitere Optionen zu wahren (z. B. bezüglich der Berufsidentität).

b) *gestörte Diffusion*: Dieser Diffusionstyp entspricht Eriksons Verständnis vom Scheitern der Identitätsbildung mit den von ihm beschriebenen psychopathologischen Konsequenzen. Das Lebensglück wird beeinträchtigt, die Weiterentwicklung behindert und vermehrt treten psychische Störungen auf.

c) *sorglose Diffusion*: Individuen dieses Identitätstyps vermittelten den Anschein einer guten Integration, verbunden mit hoher sozialer Kompetenz. Sie verfügen über eine Vielzahl von Kontakten, die jedoch ohne emotionale Verbindlichkeit bleiben und keine zeitliche Kontinuität aufweisen. Es scheint sich um einen, durch den modernen Zeitgeist begünstigten, hedonistischen Typ zu handeln. Er entspricht auch dem in psychiatrischen Kasuistiken dargestellten „Lust- und Laune-Syndrom“.

d) *Entwicklungs-Diffusion*: Hierbei handelt es sich um ein Durchgangsstadium zur erfolgreichen Identitätsfindung. Das Stadium ist durch Undeutlichkeit, Unentschiedenheit und Unverbindlichkeit gekennzeichnet. Im Unterschied zum Moratorium ist das Stadium aber nicht durch eine erlebte Krise und auch nicht durch aktives Experimentieren charakterisiert.

Aus der Definition der Identitätszustände nach Marcia ergibt sich ein hypothetischer Verlauf einer Identitätskrise in dem Sinne, dass die übernommene Identität, die für die Kindheit typisch ist, im Jugendalter in eine diffuse Identität aufgelöst und über eine Phase des Moratoriums zu einer erarbeiteten Identität umgeformt wird. Eine gewisse empirische Bestätigung dieses hypothetischen Entwicklungsverlaufs berichtete Waterman (1986). Seine Ergebnisse verweisen somit auf eine Altersabhängigkeit der vier Identitätszustände im Laufe der Adoleszenz bzw. Postadoleszenz. Jeder erreichte Status hat aber prinzipiell nur eine relative Stabilität, in Abhängigkeit von den stabilen oder sich ändernden Lebensbedingungen. Als der am wenigsten stabile Zustand erwies sich das Moratorium, übernommene und erarbeitete Identität waren vergleichbar stabil in Berufsbereichen, dagegen war der Status „Diffusion“ in Bereichen wie Religion und Politik stabiler. Zu einem bestimmten Zeitpunkt können die Identitätszustände also in Abhängigkeit von einzelnen Identitätsbereichen intraindividuell verschieden sein.

Zusammenfassend lassen sich die Forschungsbefunde und daraus abgeleitet die Hauptkritikpunkte an Marcia wie folgt charakterisieren (Haußer, 1997, S. 127):

- „Ein und dieselbe Person kann je nach Lebensweltbereich in verschiedenen Identitätszuständen stehen (Heterogenität).
- Eine Identitätsänderung kann in jedem Lebensalter geschehen (lebenslange Entwicklung).
- Eine Identitätsänderung kann von einem bestehenden Identitätszustand in jeden anderen Identitätszustand erfolgen (Reversibilität und Entwicklungsoffenheit).
- Die Identitätszustände hängen mit den Lebensbedingungen zusammen (Lebensweltbezug).
- Im Ansteigen des Anteils von Spätadoleszenten mit diffuser Identität zeigen sich historische Effekte (Historizität).“

1.1.3 Patchwork-Identität

Die Zunahme von Identitätsproblemen in der Gegenwart wird von vielen Sozialwissenschaftlern und Sozialwissenschaftlerinnen als Folgeproblem der sog. „Risikogesellschaft“ angesehen (Beck, 1986; Beck & Beck-Gernsheim, 1994). Der Trend zur diffusen Identität würde somit zu den psychosozialen Kosten der Moderne gehören. Die Risikogesellschaft und die mit ihr verbundene Individualisierung bedingen, dass Identitätsentwicklung nicht mehr als dauerhafte Lösung normativer Krisen gedacht werden könne, wie dies im Modell von Erikson impliziert ist. Als ein den gegenwärtigen Bedingungen angemessenes Konzept wurde die Patchwork-Identität vorgeschlagen (Keupp, 1997). Im Mittelpunkt des Konzepts steht die Überlegung, dass es heute kein gesellschaftlich festgelegtes Drehbuch für die Identitätsentwicklung mehr gäbe. An seine Stelle trete die alltägliche Identitätsarbeit des Individuums. Identität wird erarbeitet durch eine Reihe dialogischer Prozesse, die zur Anerkennung führen müssen, damit sich das Individuum sicher fühlen kann. Bisherige verlässliche Rahmenbedingungen für die soziale Anerkennung und Zugehörigkeit, wie soziale Klasse und Nation, würden an Bedeutung verlieren. Es komme somit zu einem „Verlust entlastender Selbstverständlichkeiten“, die die Identitätsarbeit erleichtern. Das moderne Individuum müsse dem gegenüber „individuelle Lebenskollagen“ gestalten und eine „Bastelbiographie“ erarbeiten.

An dieser Modellvorstellung der Identität als quasi bunter Flickenteppich wurde kritisiert, dass sie einer Zentralaussage von Erikson und auch von Antonovsky (1997) widerspricht: Nämlich der Notwendigkeit eines Kohärenzgefühls als Voraussetzung für psychische und körperliche Gesundheit. Keupp et al. (1999) erwiderten auf diese Kritik, dass auch bei der Patchwork-Identität ein Identitätsgefühl hergestellt werden kann. Allerdings sei auch dieses das Ergebnis eines individuellen kreativen Prozesses, also das Ergebnis der alltäglichen Identitätsarbeit.

Das Herstellen einer inneren Kohäsion scheint im Sinne des Patchwork-Modells etwas vorübergehendes und vielleicht auch beliebiges zu sein; denn es werden Begriffe verwendet, wie „corporate identity“, “identity styling”, “identity shaping” und “identity canceling”. Darüber hinaus ergibt sich noch eine weitere Konsequenz: Wenn Identität das Ergebnis einer alltäglichen Identitätsarbeit ist, bei dem das Individuum mit seinem sozialen Bezugsrahmen in einem dialogischen Prozess steht, so kann dieses Ergebnis auch sozial beeinflusst und geformt werden. In diesem Sinne wird

der Begriff Identitätspolitik (identity politics) verständlich. Identitätspolitik wird von progressiven Sozialwissenschaftlern und Sozialwissenschaftlerinnen als Möglichkeit verstanden, sozialen Randgruppen zur Emanzipation zu verhelfen. Sie sollen auf ihre Besonderheiten, die zur Stigmatisierung durch die Mehrheitsgesellschaft beigetragen haben, stolz sein und sollen durch den Aufbau einer gruppenspezifischen Identität soziale Zugehörigkeit und Anerkennung erleben. Dabei werden zum Teil Strategien gewählt, die schon immer als identitätsstiftend gegolten haben. Hierzu gehören bestimmte Symbole, wie z. B. die Regenbogenfahne oder das Anarchistenzeichen. Gleichzeitig ist es das Ziel dieser Identitätspolitik, die tradierten Selbstverständlichkeiten der Zugehörigkeit und Anerkennung zu relativieren.

1.1.4 Theorie der Identitätsstile von Berzonsky

Berzonsky (1990) knüpfte in seiner Theoriebildung an das Identitätsstatusmodell von Marcia an. Er folgert jedoch aus dessen Widersprüchen, dass die Idee des globalen Identitätsstatus im Sinne einer einheitlichen Struktur, wie sie sowohl Erikson als auch Marcia vertreten, aufgegeben werden sollte. Er lenkt den Blick von den Identitätszuständen auf Identitätsprozesse. Während Identitätszustände als relativ stabile Persönlichkeitsvariablen erscheinen, geht es bei Berzonsky um Strategien von Informationsverarbeitungsprozessen, durch die das Individuum seine Identität selbst konstruiert. Berzonsky unterscheidet in seiner Theorie drei Prozessorientierungen, also quasi drei verschiedene kognitive Stile, wie sich Individuen mit Identitätsthemen auseinander setzen. Die drei Prozessorientierungen werden mit dem „Identity Style Inventory (ISI)“ erhoben (Berzonsky, 1989):

(1.) *Informationsorientierung*: Informationsorientierte Individuen suchen aktiv nach selbstrelevanten Informationen und bewerten diese. Die jeweiligen Selbstkonstruktionen werden kritisch betrachtet, diskrepante Informationen bereitwillig untersucht und ggf. relevante Aspekte der Identität revidiert. Informationsorientierte Individuen lassen sich als selbstreflektiert, selbstexplorativ und introspektiv beschreiben. Aus verschiedenen Untersuchungen, die Berzonsky veröffentlicht hat, wird deutlich, dass ein informationsorientierter Stil sowohl mit kognitiver Komplexität als auch mit einem Bedürfnis nach Erkenntnis und mit Offenheit für Erfahrungen, Ideen, Gefühle verknüpft ist. In Bezug auf das Modell

von Marcia geht Berzonsky davon aus, dass sich sowohl Individuen mit einer erarbeiteten Identität als auch Individuen im Moratorium informationsorientiert verhalten. Der Unterschied besteht darin, dass im Status der erarbeiteten Identität der Entscheidungsprozess beendet wurde, während im Laufe des Moratoriums der Entscheidungsprozess noch andauert.

(2.) *Normative Orientierung*: Individuen mit normorientiertem Stil orientieren sich an den Vorstellungen bedeutsamer anderer. Sie verfügen über ein relativ veränderungsresistentes Selbstkonzept. Insbesondere in Bezug auf die Kernbereiche des Selbst verhalten sie sich gegenüber neuen Erfahrungen und Informationen eher verschlossen. Dieses defensive Verhalten wird von Berzonsky als Schutzfunktion interpretiert. Die Kosten dieses Selbstschutzes liegen in stereotypem Verhalten und kognitiver Verzerrung. Dieser Identitätsstil entspricht im Modell von Marcia der übernommenen Identität.

(3.) *Vermeidung*: Die Bearbeitung von Konflikten, Problemen und Entscheidungen wird solange wie möglich vermieden. Eine Lösung wird solange hinausgezögert, bis sie durch die Situation selbst herbeigeführt wird. Die vermeidenden Individuen reagieren also eher auf den Augenblick. Sie weisen Untersuchungen zufolge eine geringe Selbstreflexion und externale Kontrollüberzeugungen auf. Die Entscheidungen sind situationsabhängig und nur kurzfristig verbindlich. Dieser Identitätsstil entspricht im Modell von Marcia der diffusen Identität.

Im Unterschied zum Identitätsstatus-Modell geht Berzonsky davon aus, dass jedem gesunden Individuum alle drei sozialkognitiven Strategien zur Verfügung stehen sollten. Der Einsatz der Strategien sollte flexibel in Abhängigkeit von einer Vielzahl von Faktoren entschieden werden. Unterschiedliche Strategien können in verschiedenen Identitätsbereichen sinnvoll sein. Das Individuum sollte über die Stile im Sinne eines Identitätsmanagements verfügen, dass nicht auf die Adoleszenz beschränkt ist, sondern lebenslang unabgeschlossen bleibt. Dennoch weisen bevorzugt eingesetzte Stile offenbar auf stabile Persönlichkeitseigenschaften hin. Berzonsky und Kinney (1998) fanden einen Zusammenhang zwischen Identitätsstil und elterlicher Erziehung: Während informationsorientierte Personen angaben, in einem demokratischen Elternhaus aufgewachsen zu sein, berichteten Individuen mit normativer Orientierung von einem autoritären Erziehungsstil und diffus vermeidende Individuen von einem permissiven häuslichen Erziehungsstil.

Berzonsky (zit. n. Höfer, 2000, S. 166) definiert Identität als eine „selbstkonstruierte Repräsentation des eigenen Selbst, die benutzt wird um selbstrelevante Informationen zu interpretieren und mit persönlichen life-events umzugehen“. Das Individuum erarbeitet also eine Theorie vom eigenen Selbst, es wird als „intuitiver Selbsttheoretiker“ verstanden. Die Selbstkonstruktionen beziehen sich auf verschiedene, persönlich relevante inhaltliche Bereiche, wie z. B. das körperliche Selbst, das soziale Selbst, das moralische Selbst, das berufsbezogene Selbst sowie Selbste in Bezug auf verschiedene Rollen. Die Identität umfasst also eine größere Anzahl von Selbsten (vgl. Kap. 2.1 u. 2.2). Zwischen den Individuen gibt es Unterschiede in Bezug auf den Grad der kognitiven Differenzierung dieser Selbste und in Bezug auf den Grad der Kohäsion der Gesamtidentitätsstruktur.

Die Identitätsarbeit wird besonders aktiviert, wenn es um die Bewältigung von Stressoren geht, die die Identität betreffen, d. h. die Person verunsichern. In Abhängigkeit von den drei Identitätsstilen gehen die Individuen unterschiedlich mit diesen Stressoren um. In einer Untersuchung mit 18–25-jährigen Studierenden fand Berzonsky (1992), dass informationsorientierte mit Stressoren problemorientiert umgingen, indem sie problemfokussierte Strategien, wie z. B. abwägen alternativer Lösungen, wählten. Der vermeidende Stil bezog sich eher auf die Abwehr von Emotionen, ohne die Ursachen zu bewältigen. Auch bei der normativen Orientierung zeigte sich häufig ein emotionsorientiertes Vermeiden, um die eigenen Überzeugungen zu schützen.
Identitätsrelevanter Stress ist vor allem für das Jugendalter typisch. In dieser Zeit besteht die größte Vulnerabilität für Identitätsstressoren, auch wenn die Identitätsarbeit eine lebenslange Aufgabe ist. Im Umgang mit diesen Stressoren zeigten sich große interindividuelle Unterschiede. Von normalen Jugendlichen werden alle drei Prozessorientierungen benutzt, und zwar in Abhängigkeit von den Kontextfaktoren. Eine systematische Bezugnahme auf den Einfluss des sozio-kulturellen Kontexts fehlt allerdings in der Theorie von Berzonsky. Hier liegt eine Schwachstelle. Ein zweites Defizit betrifft die rein kognitivistische Ausrichtung seines Ansatzes. Dieser bedingt, dass die emotionalen Anteile bei der Identitätsbildung vernachlässigt werden.

1.1.5 Narrative Konstruktion von Identität

Die narrativen Ansätze gehen davon aus, dass wir unser Selbst konstruieren, indem wir unser Leben als eine Geschichte erzählen. Das Individuum versucht, kohärente Verbindungen zwischen einzelnen Lebensereignissen herzustellen. Es geht um den innersten Kern der Identität, um eine zentrale sinnstiftende Idee über das eigene Selbst. Die narrative Psychologie stellt sich die Frage, wie Menschen ihre Lebensgeschichte gestalten, also eine narrative Identität konstruieren (Gergen & Gergen, 1988; Kraus, 1996).

Die narrative Identität ist keine rein persönliche Konstruktion, denn die Lebensgeschichten müssen von anderen akzeptiert werden, insbesondere von den Personen, die Teil dieser Lebensgeschichte sind, wie Familienmitglieder oder enge Freunde. Darum müssen Selbst-Geschichten sozial verhandelt werden und werden zu sozialen Produkten. Die Lebensgeschichten werden aber nicht nur durch die Mikrosysteme sozial beeinflusst, sondern werden auch kulturell eingepasst. Sie bedienen sich kultureller Formen, die von allen verstanden werden.

Die Basis unseres Selbstkonzeptes ist somit unser Gedächtnis. Gedächtnisverlust ist gleichbedeutend mit dem Verlust der Identität. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die gespeicherten Informationen über das Selbst unveränderlich sind. Die Geschichte der eigenen Identität ist auch immer eine Geschichte der Identitätsrevisionen. Insbesondere bei bestimmten Ereignissen neigen Menschen dazu, zurückzublicken und Zwischenbilanzen zu ziehen, die dazu führen können, dem Geschehenen einen neuen Sinn zu geben. Mit der neuen Sinngebung ändern sich auch die einzelnen Ereignisse qualitativ bzw. werden neu interpretiert. Individuen können sich auf diese Weise mit ihrer Geschichte versöhnen und sich von destruktiver Erzählweise befreien, wodurch sich neue Optionen auf die Zukunft eröffnen.

An diesem Punkt setzt die narrative Therapie an. Sie verfolgt das Ziel, dass sich die Klienten mit ihrer Lebensgeschichte aussöhnen und aus ihr Kraft für die Zukunft schöpfen können. Der Therapeut wird zum biographischen Ko-Konstrukteur, der mit dem Klienten danach sucht, wo sich positive Elemente in der individuellen Biographie finden lassen und wie sich eine konstruktive Erzählweise aufbauen lässt, die für die Aufgaben in der Gegenwart und in der Zukunft anschlussfähig sind. Die Lebensgeschichte kann auf diese Weise weiter erzählt werden, während vor der Therapie ein Bruch stattgefunden hatte, der die Identitätsbildung gestört hatte.

1.2 Soziale Identität

Unter sozialer Identität versteht man denjenigen Anteil des Selbstkonzeptes, der durch die Beschreibung der diversen Zugehörigkeiten zu sozialen Kategorien und Systemen zustande kommt (Simon & Mummendey, 1997). In diesem Zusammenhang besonders bekannt geworden ist die Theorie der sozialen Identität (Social Identity Theory) von Tajfel (1982) sowie Tajfel und Turner (1986). Tajfel (1982, S. 102) definiert soziale Identität als „den Teil des Selbstkonzepts eines Individuums, der sich aus seinem Wissen um seine Mitgliedschaft in sozialen Gruppen und aus dem Wert und der emotionalen Bedeutung ableitet, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist“. Soziale Identität ist demnach so vielfältig wie es Gruppen gibt, denen ein Individuum sich zugehörig fühlt. Die Gruppenzugehörigkeit kann auf der sozialen Mikro- und Makroebene angesiedelt sein. Das Gefühl der Zugehörigkeit ist nach Tajfel werthaltig. Der Wert ergibt sich aus dem Ansehen, das die Gruppe genießt und das durch soziale Vergleiche festgestellt wird. Somit beruht die soziale Identität (1.) auf einer eher kognitiven Komponente, der sozialen Kategorisierung. Die soziale Welt wird in Gruppen gegliedert, denen man entweder angehört (Ingroup) oder denen man nicht angehört (Outgroup). Hinzu kommt (2.) eine emotionale Komponente (Verbundenheit) und (3.) eine evaluative Komponente (Bewertung). Den Kern der Theorie der sozialen Identität bildet die Annahme, dass der Mensch dazu motiviert ist, eine positive soziale Identität zu erreichen oder zu erhalten. Die positive soziale Identität ergibt sich aus dem hohen Ansehen der Gruppe, das durch soziale Vergleiche hergestellt wird. Die positive soziale Identität ist deswegen wichtig, weil sie mit einer positiven individuellen Selbsteinschätzung zusammenhängt. Als bedeutende Strategie zum Herstellen dieser positiven Selbsteinschätzung nennt Tajfel das Herstellen einer sozialen Distinktheit zu anderen Gruppen. Zur Herstellung einer möglichst großen Distinktheit wird die Eigengruppe beim sozialen Vergleich generell auf- und die Fremdgruppe abgewertet.

Die Aussage, dass soziale Identität mit Eigengruppen-Favorisierung und Fremdgruppen-Abwertung zusammenhängt, enthält die eigentliche Brisanz der Theorie Tajfels. Zunächst wird also im direkten sozialen Vergleich eine positive Bilanz angestrebt. Ist die unterlegene Position der Eigengruppe hingegen nicht mehr

zu übersehen, bieten sich als Strategien zur Wiederherstellung der positiven sozialen Identität auf individueller Ebene das Verlassen der Gruppe (individuelle Mobilität) an oder auf kollektiver Ebene das Eintreten in einen direkten Wettbewerb mit der Outgroup zur Verbesserung der Position auf der relevanten Vergleichsdimension (sozialer Wandel). Aber auch kognitive Umdeutungen oder Veränderungen der Vergleichsparameter werden eingesetzt (soziale Kreativität), so z. B. Erfindung einer neuen Vergleichsdefinition, auf der die Ingroup besser abschneidet, Bezugnahme auf andere Zeitabschnitte (historische Epochen), Umkehrung der Bewertungsrichtung der bisherigen Vergleichsdimension oder der Austausch der Vergleichsgruppe, d. h. Vergleiche mit der statushöheren Gruppe werden vermieden und stattdessen Vergleiche mit einer statusniedrigen Gruppe gesucht.
Als Ausgangspunkt für die Theorie der sozialen Identität hatten zunächst optische Wahrnehmungsexperimente gedient, bei denen es um die Größenschätzung von Münzen ging. Diese Untersuchungen hatten zur Entdeckung des Phänomens der „perzeptuellen Überschätzung“ geführt: Stimuli, die für die Untersuchungsteilnehmer einen gewissen Wert darstellten, wurden in ihrer Größe durchgängig überschätzt. Tajfel erklärte dieses Phänomen mit der „Akzentuierung von Unterschieden“. Bei Vergleichen kommt es zu einer Vergröberung der Unterschiede zwischen den Gruppen. Tajfel sah dies als Sonderfall eines allgemeinen Aspekts der sozialen Wahrnehmung an, die offenbar stereotypenbildend wirkt.
Tajfel widmete sich daher verstärkt der Sozialpsychologie der Inter-Gruppenbeziehung. Er entwickelte eine bestimmte Untersuchungssituation, das sog. „minimal group paradigm“. Es sah eine Einteilung der Probanden nach trivialen Aspekten vor. Anschließend mussten z. B. Belohnungen auf anonyme Mitglieder der eigenen oder der fremden Gruppe verteilt werden. Es zeigte sich durchgehend, dass Mitglieder der eigenen Gruppe dabei bevorzugt wurden. Außerdem wurde versucht, den Unterschied zwischen den Belohnungen der eigenen Gruppe und der fremden Gruppe möglichst zu maximieren.
Diese Ergebnisse veranlassten Tajfel, die soziale Vergleichstheorie von Festinger, die sich auf Individuen bezog, auf soziale Gruppen zu übertragen. Danach streben Individuen einen positiven sozialen Vergleich an, um ein positives Selbstkonzept aufrechterhalten zu können. Die Individuen definieren sich nach Tajfel in Abhängigkeit von der Situation entweder stärker über ihre personale oder stärker über ihre soziale Identität – wobei die Untersuchungen des „minimal group

paradigms“ gezeigt hatten, dass schon sehr geringe Unterschiede ausreichen, um eine Definition über die Gruppenzugehörigkeit auszulösen. Ingroup-Favorisierung und Outgroup-Diskriminierung sind also die beiden allgemeinen Formen, mit deren Hilfe eine positive soziale Identität erreicht werden kann. Formen der Ingroup-Favorisierung sind beispielsweise die starke Identifikation mit einer bestimmten Jugendszene oder ein ausgeprägter Nationalismus. Als Formen der Outgroup-Diskriminierung ließen sich die Abwertung spezifischer Jugendgruppen nennen oder die Ausländerfeindlichkeit.

1.3 Beziehungen zwischen personaler und sozialer Identität

Das konstitutive Spannungsverhältnis von personaler und sozialer Identität gehört zu den Grundfragen der psychologischen Identitätsforschung. Die inhaltliche Bestimmung dieses Verhältnisses variiert in Abhängigkeit von den verschiedenen Theorieansätzen mehr oder weniger stark. Es lassen sich zwei grundlegende Positionen unterscheiden, die man als Kohärenzmodell und als Kompensationsmodell bezeichnen kann.

1.3.1 Kohärenzmodell

Erikson (1950/99, 1959/73) gilt als klassischer Vertreter eines Kohärenzmodells (vgl. Kap. 1.1.1). Personale und soziale Identität ergänzen sich und bilden eine Einheit. Eine gelungene Synthese führt sowohl zu individuellem Glück als auch zu einer funktionierenden Gemeinschaft. Das „befriedigende Gefühl der Zugehörigkeit“ steht in Zusammenhang mit einer gesunden Ich-Identität (Hofmann & Stiksrud, 2004). In empirischen Untersuchungen wären somit positive Korrelationen zwischen beiden Bereichen zu erwarten.
Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen. Die wechselseitige Regulation zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft ist von daher ein evolutionäres Überlebensprinzip und primär konstruktiv. Die individuellen und kollektiven Bedürfnisse müssen synchronisiert werden. Diese Passung herzustellen, ist Aufgabe des Individuums und der Gesellschaft gleichermaßen. Die Gruppenidentität bildet eine wichtige Grundlage sowohl für gesellschaftliche Solidarität und sozialen Zusammenhalt als auch für die psychische Gesundheit des Individuums. Obwohl

Erikson also von einem prinzipiell adaptiven Mechanismus ausgeht, verkennt er nicht, dass Identität kontextabhängig auch destruktiv gestaltet werden kann. Ein solcher destruktiver Kontext wäre gegeben, wenn die gesellschaftliche Ideologie entsprechend ist und zum Hass aufruft. Erikson engagierte sich stets gegen solche Sozialisationsmechanismen und warnte vor der Kultivierung von Feindbildern. Er betrachtete die Xenophobie jedoch als Ausdruck der menschlichen Destruktivität und nicht als notwendigen Bestandteil von Identität. Seine Vision war eine weltweite Solidarität und eine universale Ethik. Die Ideale einer weltweiten Brüderlichkeit könnten jedoch nur aus einer gesicherten sozialen Identität hervorgehen. Er sah in der Erziehung zu demokratischen Werten ein wichtiges Mittel gegen die Entstehung von Nationalismus. Als ebenso wichtig sah er aber die Förderung einer sicheren Ich-Identität an. Xenophobie entstehe durch die Verunsicherung von Identität. Die Aufgeschlossenheit gegenüber dem Fremden sei erst möglich auf der Basis eines ungefährdeten Identitätsgefühls. Nach Erikson befreit die sichere Identität vom „Hass auf Andersartiges“ (Marsal, 2004, S. 85). Xenophobie tritt dementsprechend häufig in individuellen, sozialen oder historischen Unsicherheitsphasen auf. So könne auch die Identitätsfindung im Jugendalter eine solche Verunsicherungsphase mit sich bringen, in der Intoleranz als notwendige Abwehr gegen ein Gefühl der Identitätsdiffusion zu beobachten sei (Abele, 2004, S. 120). Es komme dann zu einer Idealisierung der eigenen Gruppe als Hort des Guten und Wahren und zur Verwendung anderer Gruppen als Projektionsfläche für das Böse. Diese primitive Art, mit Erfahrungen umzugehen, könne aber mit dem Gewinn an Sicherheit wieder überwunden werden. Eine Ich-Identität, die Flexibilität und Toleranz einschließt, ist somit keinesfalls gleichzusetzen mit Identitätsdiffusion und -verunsicherung. Erikson fordert eine identitätsbewusste Erziehung, die dies berücksichtigt. Das Erziehungsziel sollte der Aufbau einer sicheren Identität sein, die Kraft aus der Geschichte schöpft und mit einer sinnvollen Kontinuität für die Zukunft verbindet. Als Erziehungsmaxime sollte gelten, dass das Lebensprinzip des Vertrauens nicht verletzt werden darf.

Der Begriff der Kohärenz umfasst also auch die Übereinstimmung in Hinblick auf die Geschichte. Das Ich steht in einer Kette der Generationen und muss im Jugendalter eine neue Synthese von Vergangenheit und Zukunft finden. So drückte Freud (1941, zit. n. Conzen, 1996) durch den Identitätsbegriff seine Bindung an das Judentum aus. „Identität weist auf das Band hin, das den einzelnen Menschen mit den von

seiner einzigartigen Geschichte geprägten Werten seines Volkes verbindet“ (Marsal, 2004, S. 82). Dadurch stehen Ich-Identität und Gruppenidentität in einer Beziehung zueinander. Zwischen den Individuen und der Ideologie der Gesellschaft kann es aber auch zu einem Spannungsverhältnis kommen. Es muss das Problem gelöst werden, was sowohl für die Individuen als auch für die politische Idee als adaptiv gelten kann: Welches „neue Bewusstsein“ ist altersgerecht und menschengerecht? Es kann ein Widerspruch auftreten, wie ihn schon Rousseau formulierte: „Alle Einrichtungen, die den Menschen mit sich selber in Widerspruch bringen, taugen nichts“ (Wächter, 2004, S. 260). Wenn die Synthese scheitert, kann sich nach Erikson eine negative Identität entwickeln.

Die negative Identität beinhaltet die Flucht aus der Gruppenzugehörigkeit und die Verachtung der eigenen Abstammung durch ein „überzüchtetes Über-Ich“. Die Individuen sind durch Rachsucht und Verzweiflung geprägt. Dies resultiert aus dem Versuch, eine Situation zu bewältigen, in der keine positiven Identitätselemente genutzt werden können. Menschen mit einer negativen Identität neigen zu Urmisstrauen und zu einer totalen Neuorientierung nach dem Motto „Alles andere, nur nicht ...!“ Nach Erikson haben Jugendliche Anspruch auf eine Umwelt, die Adaptation ermöglicht und ihnen die Entwicklung zur negativen Identität erspart. In der Identitätsforschung ist es daher wichtig, den Kontext mit einzubeziehen und kulturelle Bedingungen zu untersuchen (vgl. Kap. 2.1). Es müssen Möglichkeiten für ein gesundes Funktionieren des Ich geschaffen werden. Hierzu gehört auch ein „gesunder Narzissmus“, der sich aus dem Gefühl speist, mit Heimat und Volk verwurzelt zu sein (Conzen, 1996, S. 59). Dieses Gefühl ist häufig gestört bei unterdrückten Minderheiten und stigmatisierten Gruppen. So fand Erikson bei den besiegten und gedemütigten Indianern Nordamerikas einen Zusammenbruch der Gruppenidentität. Dies hatte auch schlimme Folgen für die Generativität, also den Wunsch, Kinder zu bekommen und aufzuziehen. Als Grund für mangelnde Generativität nannte Erikson den fehlenden Glauben an die Gruppe und das zerstörte Vertrauen in die Gemeinschaft (Conzen, 1996).

Die salutogenetische Bedeutung des Kohärenzgefühls wird auch in neueren Forschungsansätzen betont. Vor allem Antonovsky (1997) bezeichnete die Kohärenz als Voraussetzung für die psychische und körperliche Gesundheit. Er betont die Wichtigkeit der Ressourcen, die ein Subjekt mobilisieren kann, um mit belastenden oder widersprüchlichen Alltagserfahrungen umgehen und einer Erkrankung

entgegenwirken zu können. Die Wirksamkeit hängt dabei von einer zentralen subjektiven Kompetenz ab, die von Antonovsky als „Gefühl der Kohärenz“ beschrieben wird. Dieses umfasst sowohl innere psychische Prozesse als auch die Beziehungen zur Welt. Weiterhin nimmt Antonovsky an, dass eine gesicherte Ich-Identität die Voraussetzung für ein starkes Kohärenzgefühl bildet (Höfer, 2000).

Keupp (2004) knüpft am Modell der Salutogenese von Antonovsky an. Er spricht von Identitätsarbeit, die „als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz hat“ (S. 10). Für ihn ist „Kohärenz … nicht nur eine zentrale Basis für Gesundheit“, wie Antonovsky formulierte, „sondern auch ein klassisches Kriterium für gelingende Identitätsarbeit“ (S. 18). Keupp (2004) plädiert jedoch in Abgrenzung zu Erikson für einen an die Gegebenheiten der modernen Gesellschaft angepassten Kohärenzbegriff: „… es wäre gut, sich von einem Begriff von Kohärenz zu verabschieden, der als innere Einheit, als Harmonie oder als geschlossene Erzählung verstanden wird. Kohärenz kann für Subjekte auch eine offene Struktur haben, in der – zumindest in der Wahrnehmung anderer – Kontingenz, Diffusion im Sinne der Verweigerung von commitment, Offenhalten von Optionen, eine idiosynkratischen Anarchie und die Verknüpfung scheinbar widersprüchlicher Fragmente sein dürfen. … Es kommt weniger darauf an, auf Dauer angelegte Fundamente zu zementieren, sondern eine reflexive Achtsamkeit für die Erarbeitung immer wieder neuer Passungsmöglichkeiten zu entwickeln.
Aus der aktuellen Identitätsforschung ist Unterstützung für ein Festhalten am Kohärenzprinzip zu erhalten, und zugleich ein reiches Anregungspotential für ein Kohärenzmodell, das der ‚reflexiven Moderne‘ angemessen ist“ (S. 19 f.).

1.3.2 Kompensationsmodell

Das Modell der Kompensation von Minderwertigkeit stammt ursprünglich aus der Individualpsychologie Adlers (1912). Minderwertigkeit, die bereits im Kindesalter erfahren wird, da man stets Älteren und Erwachsenen unterlegen ist, kann demnach durch Stärken in anderen Bereichen kompensiert werden. Zwei Wege zum Ausgleich sind nach Adler möglich, erstens die Entwicklung von Gemeinschaftsgefühl und zweitens individuelles Höherstreben. Das Streben nach Überlegenheit und Macht als Kompensation des allgegenwärtigen Minderwertigkeitsgefühls ist nach Adler zwar

eine verfehlte Antwort auf die objektiv gegebene Minderwertigkeit, zugleich ist diese aber der Antrieb für Leistungsehrgeiz und den Wunsch nach Anerkennung.
Die Vorurteilsforschung in der Tradition von Adorno et al. (1950) sowie zahlreiche Studien zum Rechtsextremismus stützen sich auf ein so verstandenes Modell der Kompensation: Ein schwaches Ich bedarf der Stützung durch eine starke Gruppenbindung und soziale Identität, ein Ich-starkes Individuum benötigt diese „Krücke“ dagegen nicht. Die soziale Identität gleicht erlebte Defizite im Bereich der personalen Identität aus – es sind somit negative Korrelationen zwischen beiden Instanzen zu erwarten. Aus dem Modell lässt sich ableiten, dass sich Ich-schwache Individuen zu autoritären und totalitären Ideologien hingezogen fühlen, die ihnen Sicherheit und Selbstaufwertung vermitteln.
Innerhalb der Identitätsforschung beschreibt vor allem die Theorie von Tajfel (1982) eine Möglichkeit, durch soziale Vergleiche den eigenen Wert und das Selbstbild zu beeinflussen. Das Streben jedes Individuums nach einem positiven Selbstbild anhand des sozialen Vergleichs betrifft den Kern der Theorie. Durch die Abwertung der Fremdgruppe und die Aufwertung der Eigengruppe, also durch negative Reziprozität, wird das eigene Selbstbild gestärkt. „Häufige Ursache der Diskriminierung von Außengruppen ist das Bedürfnis nach einer positiven sozialen Identität, die durch eine positiv bewertete Differenzierung der eigenen Gruppe von der Außengruppe erzielt wird“ (Tajfel, 1982, S. 8).

1.3.3 Empirische Studien

Die Ergebnisse der Identitätsforschung zeigen zur Problematik der Beziehung zwischen personaler und sozialer Identität ein uneinheitliches Bild. Es lassen sich empirische Belege für Kompensation ebenso wie für Kohärenz anführen.

Blank und Schmidt (1993) fanden, dass Merkmale der personalen Identität (Selbstwertgefühl) durch solche der sozialen Identität (Identifikation mit dem Kollektiv) kompensiert werden können. Sie konnten des Weiteren zeigen, dass positive Korrelationen zwischen einem niedrigen Schulabschluss und bestimmten Aspekten des Nationalstolzes bestehen. Sie gaben folgende Erklärung: „Niedrige Bildung und die damit verbundenen geringeren Chancen individueller Selbstverwirklichung führen zu einer stärkeren Identifikation mit dem Kollektiv. Die

Identifikation mit dem Kollektiv tritt somit als Kompensation oder als Stellvertreter für die Mängel im Selbstwertgefühl ein“(S. 103). Zusammenfassend beschrieben Blank und Schmidt (1993), dass allgemeiner Nationalstolz stark mit der Abwertung von Fremdgruppen, mit antisemitischen Einstellungen und einem verdrängenden oder idealisierenden Verhältnis zur deutschen Geschichte zusammenhängt. Im Gegensatz zu Noelle-Neumann (1987), die die These aufstellte, „Etwas (Stolz auf die Nation), das man für schädlich hielt, hat viel mehr gute als schlechte Wirkungen“ (S. 29), schlossen sie, dass Stolz auf die Nation negative und nicht positive Implikationen hat.
In der Studie von Blank und Schmidt (2003) wurde von einem kompensatorischen bzw. negativ reziproken Zusammenhang zwischen Merkmalen der personalen und sozialen Identität ausgegangen: Je negativer das allgemeine individuelle Selbstwertgefühl, umso höher ist das Ausmaß der positiven nationalen Identität. Die Hypothese wurde jedoch nicht bestätigt. Die nationale Identität verringerte sich in Ost und West mit einem abnehmenden Selbstwert. Den Daten zufolge sollte die weitere Forschung komplexere Subgruppenanalysen durchführen, um die Bedeutung des Selbstwertgefühls für die Erklärung der nationalen Identität näher zu beleuchten (vgl. Kap. 8.2.3).
Auch die Ergebnisse von Mansel et al. (2003) zeigten, dass Strukturbausteine der personalen (Gefühle von Zufriedenheit, depressive Emotionen) und der sozialen Identität (Fremdenfeindlichkeit, Rassismus) in Zusammenhang stehen. Die Autoren konnten in ihrer Untersuchung im Rahmen des Projekts „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ ermitteln, dass „Gefühle von Zufriedenheit … fremdenfeindliche und rassistische Einstellungen, ebenso die Gewaltbilligung, die Gewaltbereitschaft und auch diskriminierendes Verhalten“(S. 138) mäßigen. „Depressive Emotionen stehen demgegenüber in einem (schwachen) positiven Zusammenhang mit Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewaltbilligung.“ (S. 138).

Noelle-Neumann (1987) sprach sich auf Basis der Ergebnisse einer großen europäischen Wertestudie entschieden für den Kohärenzgedanken aus. Entgegen früherer Vermutungen, „daß Nationalstolz ein gestörtes Verhältnis zur Gesellschaft, Entfremdung und sozial-feindliche Verhaltensweisen anzeige“ (S. 29), konnte sie nachweisen: „[Es]… tritt bei allen Indikatoren für Lebenszufriedenheit, für individuelles Glück dasselbe Phänomen hervor: Personen mit ausgeprägtem

Nationalstolz sind zufriedener, froher als Personen ohne entwickelten Nationalstolz, die sich seltener vorbehaltlos als glücklich bezeichnen, häufiger an dem Sinn des Lebens zweifeln und auch ihre häusliche Situation ungünstiger beschreiben. Sinkender Nationalstolz ist nicht Ausdruck eines Rückzugs auf ein privates Glück; individuelle Lebenszufriedenheit ist ein Korrelat der Identifikation mit dem eigenen Land“ (S. 34).

Boehnke et al. (1998) gingen zu Beginn ihrer Studie von einem kompensatorischen Zusammenhang zwischen Strukturen der personalen und der sozialen Identität aus. Die Daten stammten aus der „Ost-West-Jugend-Studie“, die 600 Berliner Schüler/innen der 7. bis 10. Klassen umfasste. Die Autoren nahmen eine negative Korrelation zwischen Selbstwert und Xenophobie an. Xenophobie könne die Funktion haben, Gefühle der Unsicherheit und Minderwertigkeit zu verringern. Die Ergebnisse zeigten zunächst, dass die Xenophobie nicht besonders stark ausgeprägt war. In keiner Untergruppe lag der Mittelwert höher als 1.28 auf einer Skala von 0 bis 3. Erwartungswidrig zeigte sich zudem, dass der Selbstwert positiv mit Xenophobie korrelierte, dass also die Jugendlichen, die sich besonders wohl fühlten, die stärkste Xenophobie äußerten. Diejenigen, die ein geringes Selbstwertgefühl zeigten, äußerten auch geringe xenophobe Einstellungen. Angesichts dieses erwartungswidrigen Befundes diskutierten die Autoren eine alternative Erklärung. Es könne sein, dass die berichtete Selbstabwertung womöglich nur die Bereitschaft messe, eigene Defizite zuzugeben. Das geringe Selbstwertgefühl sei also ein Anzeichen von Ich-Stärke und spiegele die Bereitschaft wieder, sich zu seinen Schwächen zu bekennen. Zudem könne die Selbstabwertung als eine selbstkritische Tendenz aufgefasst werden. Eine hohe Selbstkritik könne wiederum vor Xenophobie schützen.

Die Untersuchung von Decker und Brähler (2006) umfasste ebenfalls Strukturen der personalen (Selbstreflektion, Depression) und der sozialen Identität (rechtsextreme Einstellungen). Insgesamt wiesen die Ergebnisse eher auf einen kompensatorischen Zusammenhang hin. Die Untersuchung, in der sie rechtsextremistische Einstellungen und deren Einflussfaktoren in Deutschland erheben, zeigte, dass sich Menschen mit rechtsextremen Einstellungen hinsichtlich sozialer und psychologischer Faktoren von anderen unterscheiden. „Rechtsextreme fühlen sich weniger akzeptiert, sowie in ihrer Umgebung weniger wohl und sicher. Des Weiteren schätzen sie ihre eigene wirtschaftliche Situation schlechter ein“ (S. 160).

„Menschen mit rechtsextremen Einstellungen sind nach dem Persönlichkeitstest zudem dominanter, verschlossener und misstrauischer sowie ängstlicher und depressiver. … Es findet sich bei rechtsextremer Einstellung oft ein geringer Selbstwert sowie mangelnde Resilienz, höhere Depression und Ängstlichkeit und Defizite im erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten. … Des Weiteren kommen rechtsextreme Einstellungen in der Gesamtstichprobe eher bei misstrauischen, verschlossenen, wenig zur Selbstreflektion neigenden, wenig sozial resonanten Personen vor“ (S. 161).

Gleichzeitig beschrieben Decker et al. (2008) Schutzfaktoren gegenüber rechtsextremen Einstellungen. „So ist die Entwicklung der Fähigkeit zur Empathie… zentral, um Stereotype zu vermeiden. Die Entwicklung solcher Empathie- und Reflektionsfähigkeit hängt sowohl von gesellschaftlichen Bedingungen ab als auch mit den konkreten jeweiligen Sozialisationsbedingungen des Individuums zusammen“ (S. 449 f.).

Auf der Grundlage der Ergebnisse der Konstanzer Longitudinalstudie und einer Schweizer Paralleluntersuchung, bei der Verbreitungsgrade und Hintergründe rechtsextremen Denkens analysiert wurden, kam Fend (1994a) zur Frage der Kompensation Ich-schwacher Strukturen durch eine rechtsextreme Weltansicht zu einem völlig anderen Befund: „Ob Jugendliche mit rechtsextremen Ansichten an einem *latenten Minderwertigkeitsgefühl* leiden, können wir mit Hilfe der Indikatoren zur Ich-Stärke untersuchen. Dabei ergibt sich… ein klares Ergebnis: Die rechtsextremen Neigungen lassen sich *nicht* in den mit mangelnder Ich-Stärke lokalisierbaren Persönlichkeitsproblemen verorten“ (S.150).

Westle (1999) gibt einen Überblick über die Forschungslage zu Selbstwertgefühl, Zufriedenheit und Glück und den Bezug zur nationalen Identität bzw. der Identifikation mit der Nation. Sie stellt die Uneindeutigkeit der Befunde heraus und kommt unter Einbezug eigener Ergebnisse zu folgendem Schluss: „Soweit sich überhaupt Zusammenhänge zwischen nationaler Identität und Selbstwertgefühl finden, sprechen sie eher für die Thesen der Befürworter nationaler Affekte. Ein starkes Selbstvertrauen geht nämlich tendenziell mit größerem Vertrauen in die Angehörigkeit der eigenen Nation, stärkerem Nationalstolz und größerer Verbundenheit mit Deutschland sowie ausgeprägter Sympathie für die Eigengruppe einher, nicht aber mit einer verstärkten Distanz nach außen“ (S. 266).

In ähnlicher Weise zog auch Wilberg (1995) aufgrund ihrer vergleichenden Untersuchungen mit deutschen und polnischen Jugendlichen das Fazit, „dass die Liebe zur eigenen Nation eine Art Selbstliebe“ (S. 164) sei. Die Auffassung wird durch die Studien von Phinney et al. (1997) gestützt, die die kollektive Identität als einen Aspekt der individuellen Selbstwahrnehmung konzipieren.

2 Untersuchungsansatz: Konzepte und Operationalisierungen

2.1 Theoretischer Rahmen

Der strukturelle Ansatz

Bereits seit den frühen Klassikern ist es nahezu eine Selbstverständlichkeit, Identität als strukturell gegliedert zu konzipieren. Die Identität als Oberbegriff umfasst zwangsläufig verschiedene inhaltliche Bereiche des Selbstbildes und verschiedene Instanzen, die die Beziehungen zwischen den Bereichen und die Beziehungen des Individuums zu seiner Umwelt regulieren. Theorien mit dieser Prämisse kennzeichnen seit Jahrzehnten die Identitätsforschung. Schon Stern (1918) betrachtete die Person als „unitas multiplex“, als komplexe Einheit. „Die Substantialität der Person ruht durchaus in der Ganzheit des Nebeneinanders und in der Identität im Wandel“ (S. 18). In seiner Konvergenzlehre legte Stern dar, welche Beziehung die Person in ihrer Entwicklung mit der Welt eingeht und auf welche Weise ein Austausch stattfindet, der eine notwendige Bedingung für ihre strukturelle Ausdifferenzierung darstellt.

Die Ganzheit des Menschen ist durch Vieleinheit und Individualität gekennzeichnet. Die Vieleinheit ist aus verschiedenen Elementen aufgebaut, die in sich gegliedert und im Gesamtbezug sinnvoll zueinander stehen. Die strukturellen Ausprägungen begründen die Individualität der Person. Diese Annahmen geben bereits das angemessene methodische Vorgehen für die Untersuchung von Personen vor (vgl. Kap. 2.2 und 2.3). Nach Stern ist ein Vergleich von Personen nur auf einem Merkmal angesichts ihrer Vieleinheit nicht sinnvoll. Stattdessen sollten intrapsychische Konfigurationen untersucht werden. Die Konfigurationen können jedoch in ihrer Einmaligkeit zu Typen zusammengefasst werden (vgl. Kap. 8.2.3). Die Besonderheit einer Person beruht neben der Gliederung ihrer Ganzheit auf deren spezifischen Inhalten.

Stern (1918) hat eine Theorie der Person entworfen, die – ähnlich wie die Theorie von James (1890) – bereits die zentralen Aspekte der späteren Forschung zum Selbst und zur Identität sowie zur Persönlichkeit berücksichtigt. Im Vergleich zu James verortete Stern den Menschen philosophisch in einem umfassenden Weltbild und grenzte seine Besonderheiten zu dem Gegenstand der Naturwissenschaften ab. Aber gerade diese ausschließliche theoretische Betrachtung entfernte seine Theorie von der Empirie und behinderte die Zugänglichkeit zu ihr. Dies mag der Grund sein,

warum die Gedanken von James früh weitere Forschungen initiierten, während Stern erst heute wieder stärkere Beachtung erfährt. Die Darlegungen von Stern bildeten die Basis für das Modell zur Entwicklung des Selbst von Fend (1994b). Auch Fuhrer et al. (2000) beziehen sich auf den Ansatz von Stern.

Der entwicklungspsychologische Ansatz nach Fend

Ausgehend von den Überlegungen Sterns und den Ergebnissen seiner Forschungen beschreibt Fend (1994b) die Identitätsentwicklung während der Adoleszenz. Die Fähigkeit zur Selbstreflexion beendet die Kindheit und kennzeichnet den Beginn der Jugendzeit. Das eigene Handeln wird ebenso hinterfragt wie die Zuschreibungen und Rückmeldungen der sozialen Umwelt. Während in der Kindheit ein Ich-Bewusstsein noch nicht isoliert von dem Handelnden Ich existiert, erfolgt während der Adoleszenz eine Trennung. Das Kind ist egozentrisch, aber nicht ego-reflexiv. Durch die beginnende Selbstreflexion entsteht das Ich-Bewusstsein. Die Ergebnisse der Selbstanalyse beziehen sich zu Anfang auf die Merkmale der eigenen Person, die Stern als Ich-Werte bezeichnete. Dem stehen die Welt-Werte gegenüber. Entwicklung bedeutet nun für Stern, dass die Person nicht bei der Selbstanalyse verharrt, sondern dass eine Auseinandersetzung zwischen den Ich-Werten und Welt-Werten erfolgt. Die Resultate der Auseinandersetzung sind die Ziele und Ideale, zusammengefügt im Idealen Selbst, nach denen die Person ihr Wirken ausrichtet. Die Person realisiert sich und ihre Möglichkeiten durch Handlungen. Diese wirken auf sie zurück und „chronifizieren“ sich zu Dispositionen. Die so entstehenden Dispositionen sind in ihrer Summe das Handelnde und Reale Ich. Das Ich-Bewusstsein spiegelt die Inhalte des Handelnden und Realen Ichs nicht einfach, sondern konstruiert aus den Informationen bestimmte Elemente, welche in die Gliederung der Vieleinheit passen. Das Resultat ist das Subjekt-Bewusstsein, welches auch Reales Selbst genannt wird. Es stellt die Ergebnisse der Reflexion über die eigene Person und die mit der Verarbeitung verbundenen „Korrekturen“ dar.

Ausgehend von der unitas multiplex, die sich ihrer Glieder (Teilidentitäten und Eigenschaften) bewusst ist, sich in ständiger Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt befindet und sich auf ihre Vergangenheit bezogen weiterentwickelt (auch in entgegengesetzter Richtung), werden vier große Bereiche der Identität der Person unterschieden: das Handelnde Ich, das Reflektierende Ich, das Reale Selbst und das

Ideale Selbst. Die „kognitive Wiedervereinigung“ (Fend, 1994b, S. 205) der Identitätsbereiche und die Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führen zu Kongruenz, Konsistenz und Kohärenz der Person. Die Abbildung 2.1 veranschaulicht die beschriebenen Prozesse.

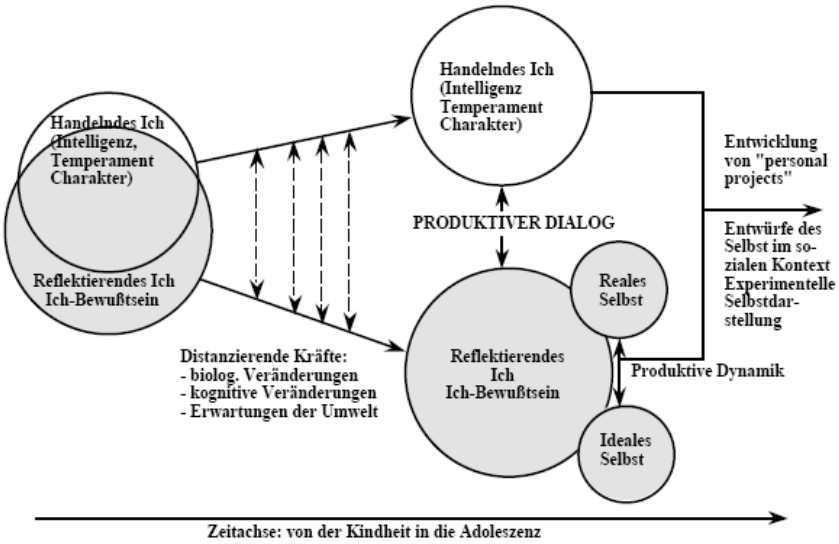

Abb. 2.1: Dynamik des Selbst beim Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz (aus Fend, 1994b, S. 211)

Fend (1994b) geht davon aus, dass vor dem Alter von circa 12 Jahren Handlungen und das Wissen über die eigene Person eine Einheit darstellen. Mit Erwerb der Fähigkeit zur Selbstbeobachtung und Selbstreflexion trennen sich diese beiden Bereiche. Es entstehen zwei Komplexe: Handelndes Ich und Reflektierendes Ich. Das Kind exploriert seine eigene Funktionsweise und sein Wesen und reflektiert über die Außenwelt. Dieser Vorgang der Differenzierung wird durch biologische und kognitive Veränderungen sowie Erwartungen der Umwelt angestoßen und vorangetrieben.

Die Gesellschaft gibt Möglichkeitsräume vor, in denen Handeln möglich ist, die unmittelbare Umwelt gibt Definitionen von Leistung und Attraktivität vor, die als Normen zu Beginn des Prozesses angenommen werden. In der Auseinandersetzung mit diesen Bedingungen erfolgt zugleich Selbstreflexion. Das Individuum kann nun zu seinen eigenen Handlungen, Erlebnisweisen, Gedanken und Gefühlen Stellung nehmen.

Das Ergebnis der Selbstreflexion und Selbstexploration ist die Bildung eines Realen Selbst und eines Idealen Selbst. Der Dialog zwischen diesen beiden Komponenten führt im produktiven Fall zur Formulierung von Handlungszielen u. ä., sowie zu

Systematisierungen in den Bereichen der Informationsverarbeitung und Handlungssteuerung.
Das Modell von Fend wurde für die eigene Untersuchung als Basismodell gewählt und erweitert. Fend formulierte die Bausteine des Handelnden Ich, des Reflektierenden Ich, des Realen Selbst und des Idealen Selbst nicht weiter aus. Hier setzt das eigene Modell an (vgl. Kap. 2.2 u. 2.3).

Identitätsregulationsmodell von Haußer

Ausgehend von Marcias (1980) Definition der Identität als „eine innere, selbstkonstruierte, dynamische Organisation von Trieben, Fähigkeiten, Überzeugungen und individueller Geschichte“ (S. 159) baute Haußer sein Modell der Identitätsregulation auf. Als wesentliches Kennzeichen der Identität übernahm er von Marcia (1980) den Gedanken der selbstkonstruierten Identität. „Die Instanz, die über die Identität eines Menschen Auskunft zu geben vermag, ist der betreffende Mensch, ist das Subjekt selbst“ (Haußer, 1995, S. 3). Identität ist das Resultat von Wahrnehmung und deren Verarbeitung. Daher sieht er Identität unter drei Gesichtspunkten:

(1) als situative Erfahrung
Die Selbstwahrnehmung wird durch subjektive Betroffenheit und Bedeutung auf Sachverhalte, die die eigene Person betreffen, gelenkt. Die Person nimmt eine für die Situation spezifische Selbstbewertung vor und macht Erfahrungen über personale Kontrollmöglichkeiten.

(2) als übersituative Verarbeitung
Die situativen Erfahrungen werden über Bereiche und Zeit generalisiert. So entstehen Selbstkonzepte, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugungen.

(3) als motivationale Quelle
Identitätsaspekte stellen dann eine Quelle für Handlungen dar, wenn ein Sachverhalt subjektive Bedeutung besitzt und Selbstkonzepte sowie Kontrollüberzeugungen der Person angesprochen werden.

Haußer (1995) fügte die beschriebenen Komponenten im Modell zur Identitätsregulation zusammen und definiert Identität „als Einheit aus Selbstkonzepten, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugungen eines Menschen, die

er aus subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Erfahrungen über Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und personale Kontrolle entwickelt und fortentwickelt und die ihn zur Verwirklichung von Selbstansprüchen, zur Realitätsprüfung und zur Selbstwertherstellung im Verhalten motivieren“ (S. 66).

In dem eigenen Forschungsprojekt wurde der Ansatz von Haußer (1995) berücksichtigt, um das Konstrukt des Realen Selbst inhaltlich auszufüllen und zu differenzieren. Das Reale Selbst als Summe der Selbstkonzepte entspricht der Identität als übersituative Erfahrung nach Haußer. Dementsprechend enthält es die Unterteilung in Selbstkonzepte, Selbstbewertungen und Kontrollüberzeugungen.

Theorie der sozialen Identität

Die Social Identity Theorie von Tajfel (1982) sowie Tajfel und Turner (1986) wurde in Kapitel 1.3 dargestellt. Sie bildet den theoretischen Rahmen für die Untersuchung der sozialen Identität in dem Forschungsprojekt. Dies bedeutet für den eigenen Ansatz, dass zwischen Ingroups und Outgroups zu unterscheiden ist und die Beziehungsaspekte des Individuums zu beiden Gruppen zu operationalisieren sind (vgl. Kap. 2.2).

Kontextualistischer Ansatz

Identitätsentwicklung vollzieht sich als Regulationsprozess zwischen dem Individuum und seiner Umwelt. Die Identitätsstruktur ist daher als offenes, umweltsensibles System zu verstehen (Korostelina, 2007). Gerade im Jugendalter besteht eine besondere Beeinflussbarkeit und damit auch Verletzlichkeit in Bezug auf die personalen und sozialen Selbstkonzepte. Der Regulationsprozess erfordert von Seiten des Individuums beständige Identitätsarbeit, um Anpassungsprozesse vorzunehmen, aber auch von Seiten der Umwelt müssen die Kontextfaktoren so gestaltet und in ihrer Wirkung so ausgerichtet sein, dass eine Anpassung überhaupt möglich ist. Die kontextuellen Einflüsse müssen anthropologischen und entwicklungspsychologischen Determinanten entsprechen, d. h. sie müssen menschengerecht und von der Sorge um die psychische Gesundheit der Individuen getragen sein.

In dem Projekt wird davon ausgegangen, dass sowohl interindividuelle als auch intergruppenspezifische Variabilität auf Kontexteffekte zurückgeführt werden kann.

Das kulturvergleichende Untersuchungsdesign ist dabei vor allem auf nationale Effekte ausgerichtet (vgl. Kap. 3). Aus der Forschungsliteratur lässt sich ableiten, dass einerseits länderübergreifende Europäisierungs- und Globalisierungserscheinungen zu einer Angleichung zwischen Deutschland und seinen Nachbarländern geführt haben (Homogenitätsthese), dass aber andererseits auch spezifische historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen nach wie vor zu nationalen Unterschieden beitragen können (vgl. Kap. 4).

Unter *Europäisierung*/*Globalisierung* versteht man im Allgemeinen einen Funktionsverlust des Nationalstaats sowie die zunehmende Bedeutung der transnationalen ökonomischen, ökologischen und politischen Prozesse. Für die Identitätsarbeit könnte dies relevant werden, indem die Basis für die kulturelle Identität verändert wird. Es könnte zu einer verringerten Bindung an die Nationen oder an die Regionen kommen. Es könnte auch zu einer Vermehrung schwacher Bindungen auf Kosten der starken Bindungen kommen, um den Mobilitätsanforderungen gerecht zu werden. Dies könnte nach Nützlichkeitsgesichtspunkten von Vorteil sein, würde jedoch andererseits eine Verringerung von Loyalität bedeuten. Als Gegenbewegung könnte es aber auch zum Wunsch nach einer Stärkung der Verwurzelung in einer bestimmten Kultur kommen und zur Sehnsucht nach einem festen Halt. Die Reaktanzbildung könnte zu fundamentalistischen Formen religiöser und kultureller sowie nationaler Identität führen.

Modernisierung bedeutet die Ausweitung von Wahlmöglichkeiten. Damit wachsen individuelle Planungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für das eigene Leben. Hinzu kommen Mobilitätsanforderungen, die eine räumliche und soziale Beweglichkeit mit sich bringen sollen. Davon sind die Bindungssysteme betroffen, die immer wieder neu auf- und umgebaut werden müssen. Die Mobilität ermöglicht einerseits den Vollzug von Freiheit und das Streben nach Glück, anderseits birgt sie aber auch die Gefahr der Wurzellosigkeit in sich.

Keupp et al. (1999) halten Forschungen zur Identität deswegen für besonders wichtig, „weil innerhalb der gesellschaftlichen Durchschnittserfahrung nicht mehr selbstverständlich ist, was Identität ausmacht“ (S. 8). Identität wurde deswegen zu einem bedeutenden Thema, weil sich darin die Folgen der Modernisierungsprozesse für die Menschen widerspiegeln. Eine sich wandelnde soziale Welt beeinflusst das Selbstverständnis der Individuen. Besonderer Stress erwächst dabei aus der

zunehmenden gesellschaftlichen Unübersichtlichkeit, Enttraditionalisierung und Widersprüchlichkeit. Diese Erfahrungen müssen Individuen für sich ordnen und in ihren Identitätskonstruktionen berücksichtigen. Für die Bürger der DDR und anderer sozialistischer Staaten waren die epochalen Veränderungen besonders belastend, weil diese sich an neue kollektive Lebensmuster anpassen mussten. Es kam zu einer Revision ihrer bisherigen Lebensperspektiven.
Wichtig ist, dass immer wieder soziale Netzwerke gefunden werden, die das Bedürfnis nach Bindung und sozialer Anerkennung befriedigen können. Hierbei stehen Familie, Nachbarschaft und lokale Gruppen an erster Stelle. Diese sozialen Netzwerke können die Individualisierungs- und Modernisierungsschübe in ihren Auswirkungen begrenzen und negative Folgewirkungen abfangen.
Individualisierung bedeutet die Freisetzung aus Traditionen und Bindungen. Das einzelne Individuum wird zur Steuerungseinheit, muss sein Handeln begründen, ohne sich auf traditionelle Normierungen berufen zu können. Die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung verlieren an Bedeutung. Als anthropologische Konstante bleibt jedoch erhalten, dass es ein Bedürfnis und eine Suche nach Sinn weiterhin gibt. In allen fortgeschrittenen Industrienationen ist es zu einer Enttraditionalisierung gekommen. An die Stelle der Tradition tritt Selbstgestaltung und die individuelle Subjektkonstruktion (vgl. Friedrichs, 1998). Die Prozesse der Modernisierung und Individualisierung könnten dazu führen, dass in allen Ländern die individuellen Identitätskonstruktionen das Entscheidende sind und sich Unterschiede zwischen den Nationen nivellieren (Beck, 1986).
Neben dem makrostrukturellen Kontext stellt die Familie das wichtigste soziale Mikrosystem des Jugendlichen dar, das es zu berücksichtigen gilt. Es konnten in vorliegenden Untersuchungen Einflüsse des Erziehungsverhaltens und Transmissionseffekte, aber auch Generationsunterschiede als bedeutsame Kontextbedingungen herausgestellt werden (vgl. Kap. 6). Somit sollen in der Studie neben den Jugendlichen auch deren Eltern zu ihrer Identität befragt werden.

2.2 Strukturmodell der personalen und sozialen Identität

Die Basis des Projektes bildet das selbst entwickelte Strukturmodell der personalen und sozialen Identität. Das Modell ist entsprechend der Tradition der Identitätsforschung unterteilt in personale und soziale Identität. In Anlehnung an das

Modell zur Entwicklung des Selbst (Fend, 1994b) wird die personale Identität in vier Bereiche gegliedert: das Reflektierende Ich, das Handelnde Ich, das Reale Selbst und das Ideale Selbst. Das Reale Selbst wird unter Bezugnahme auf Haußer (1995) unterteilt in „Selbstbewertungen“, „Selbstkonzepte“ und „Kontrollüberzeugungen“.
Die soziale Identität folgt dem Modell von Tajfel (1982) und unterscheidet zwischen Ingroup-Variablen (benannt mit „Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen“) und Outgroup-Variablen (benannt mit „Einstellungen zu Fremdgruppen“).
Als Kontextbedingungen der Identitätsentwicklung berücksichtigt das Modell die „Zeit“, operationalisiert durch ein querschnittliches Design mit verschiedenen Altersgruppen, die Familiäre Sozialisation, sowohl selbst- als auch fremdperzipiert im Rahmen eines Zwei-Generationen-Ansatzes, sowie die „Kultur“, berücksichtigt durch die internationale Durchführung der Studie.

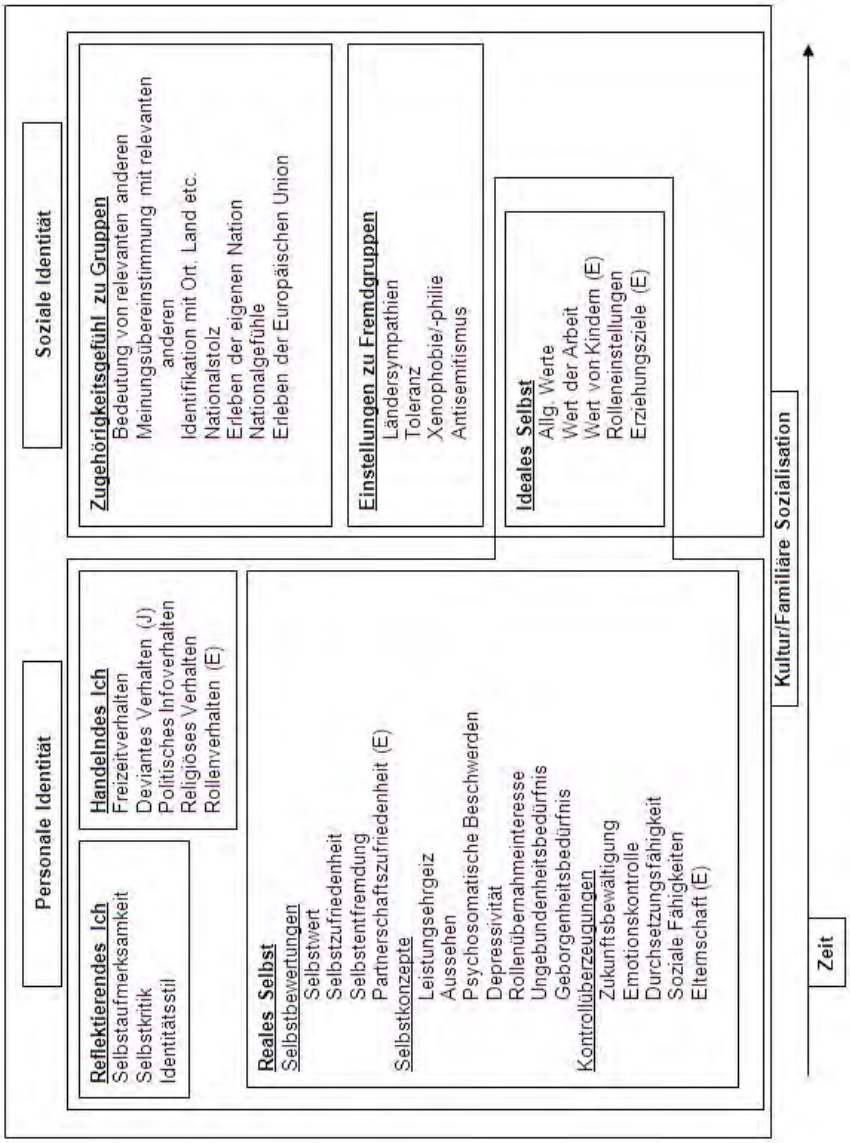

Abb. 2.2: Strukturmodell der personalen und sozialen Identität (aus FB 1, S. 7)

(J) / (E) = Skala ist nur im Jugendlichen- bzw. nur im Eltern-Fragebogen enthalten

2.3 Fragebogen

Das Erhebungsinstrument enthält die Operationalisierungen der Konstrukte, aus denen das Strukturmodell aufgebaut ist. Im Forschungsbericht Nr. 1 sind die Items und Skalen des „Fragebogens zur personalen und sozialen Identität“ ausführlich beschrieben. An dieser Stelle werden zum besseren Verständnis für die Ausführungen in den folgenden Kapiteln lediglich die Konstruktdefinitionen und die Herkunft der Skalen mitgeteilt. Die Darstellung orientiert sich an der Gliederung des Strukturmodells.
Ein Großteil der Skalen wurde aus bereits publizierten Testverfahren oder anderen Veröffentlichungen übernommen. Für die Zusammenstellung in dem Fragebogen wurde in den meisten Fällen die Instruktion der Skalen gestrichen und durch eine einleitende Gesamtinstruktion ersetzt. Außerdem wurden die ursprünglichen Antwortmöglichkeiten modifiziert und in zumeist fünfstufige Ratingskalen überführt, die Polung erfolgte als Zustimmungsskala. Die Skalen des Jugend- und Elternbogens sind in der Regel identisch, lediglich in fünf Fällen werden bei beiden Gruppen erhobene Konstrukte durch unterschiedliche Skalen erfasst; außerdem werden einige Konstrukte nur bei den Jugendlichen oder nur bei den Eltern erhoben.

2.3.1 Personale Identität

<u>Reflektierendes Ich</u>

Selbstaufmerksamkeit: Selbstaufmerksamkeit wird als Disposition verstanden, die Aufmerksamkeit auf die eigenen Gefühle, Motive und Handlungen zu lenken. Bei den Jugendlichen wird die acht Items umfassende Skala „Selbstaufmerksamkeit“ von Fend und Prester (1986) verwendet. Für die Eltern kommt der auf sechs Items gekürzte „Fragebogen zur Erfassung dispositionaler Selbstaufmerksamkeit“ (SAM-Fragebogen) von Filipp und Freudenberg (1986) zum Einsatz.
Selbstkritik: Selbstkritik bedeutet, inwieweit Stärken und Schwächen der eigenen Person erkannt und differenziert bewertet werden. Bei Jugendlichen wie Eltern kommt die auf fünf Items gekürzte „Selbst-Kritik-Skala“ von Sponsel (1996) zum Einsatz.

Identitätsstil: Beim Identitätsstil handelt es sich um eine Prozessvariable, die den Umgang mit für die Person relevanten Informationen beschreibt (vgl. Kap. 1.2.4). Bei Jugendlichen wie Eltern kommt das gleiche Untersuchungsinstrument zum Einsatz. Es handelt sich um die von White et al. (1998) revidierte Fassung des „Identity Style Inventory“ von Berzonsky, hier vorgelegt in der Übersetzung von Rademacher et al. (1999).

Reales Selbst

Selbstbewertungen

Selbstwert: Das Selbstwertgefühl betrifft die Akzeptanz der eigenen Person und die positive Einstellung zu sich selbst (vgl. Schütz, 2000). Die Erfassung erfolgt bei Jugendlichen und Eltern mittels der „Self-Esteem Scale” von Rosenberg in der deutschen Übersetzung von Rademacher (2002).
Selbstzufriedenheit und Selbstentfremdung: In Abgrenzung zu dem Konstrukt „Selbstwert“ wird mit diesen beiden Skalen die emotionale und rationale (Un-) Zufriedenheit mit sich selbst gemessen. Diese beiden Konstrukte werden mit der Skala „Selbstintegration“ von Satow (2000) erfasst, die aus zwei Unterskalen, nämlich „Selbstzufriedenheit“ und „Selbstentfremdung“, besteht.
Partnerschaftszufriedenheit: Dieses Konstrukt wird nur bei den Eltern erhoben. Es kommt die Skala von Hendrick (1988) in der Übersetzung von Schneewind et al. (1997) zum Einsatz.

Selbstkonzepte
Leistungsehrgeiz: Das Konstrukt umfasst Tugenden, die in einer Leistungsgesellschaft Erfolg versprechen, wie Leistungsmotivation, hohes Anspruchsniveau, Ausdauer und Arbeitseffizienz. Sowohl bei den Jugendlichen als auch bei den Eltern wird die auf sieben Items gekürzte Unterskala „Leistungsehrgeiz“ der „Würzburger Skalen zur Diagnose des Selbst- und Sozialbezuges“ von Bottenberg et al. (1976) verwendet.
Selbstkonzept des Aussehens: Die Skala erfasst die subjektive Bewertung des eigenen Äußeren. Das Konstrukt wird mit der gleichnamigen Skala von Fend und Prester (1986) erfasst.
Psychosomatische Beschwerden: Es wird nach körperlichen Beschwerden gefragt, die als Ausdruck psychischer Probleme oder Belastungen verstanden werden

können. Dazu wird die Skala „Somatische Indikatoren“ von Fend und Prester (1986) eingesetzt. Für diese Skala empfiehlt sich eine Auswertung auf Einzelitemebene, es kann allerdings auch eine Indikatorsumme gebildet werden, die das Ausmaß der psychosomatischen Beschwerden quantifiziert.
Depressivität: Es wurde nach negativen/niedergeschlagenen Gefühlszuständen mittels der deutschen Kurzversion des „Beck Depression Inventory“ von Schmitt und Maes (2000) gefragt. Im Jugendbogen wurde allerdings das Item „Sex ist mir gleichgültig“ gestrichen.
Rollenübernahmeinteresse: Es wird das Interesse an den Denkinhalten und Gefühlen anderer Menschen erfasst. Bei Jugendlichen wie Eltern kommt die Skala „Rollenübernahmeinteresse“ von Fend und Prester (1986) zum Einsatz. Allerdings wurden die Items im Elternbogen für das berufliche und private Umfeld umformuliert.
Ungebundenheitsbedürfnis und Geborgenheitsbedürfnis: Das Konstrukt Ungebundenheitsbedürfnis beinhaltet, inwieweit Einschränkungen eigener Interessen und Handlungen durch einen Partner oder eine Partnerin akzeptiert werden. Dem steht das Bedürfnis nach Geborgenheit als Ausdruck von Nähe und Verbundenheit gegenüber. Verwendet werden die Skalen „Freundschaften, heterosexuelle – Ungebundenheitsbedürfnis“ und „Freundschaften, heterosexuelle – Geborgenheitsbedürfnis“ von Fend und Prester (1986), die jeweils auf drei Items gekürzt wurden.

Kontrollüberzeugungen
Zukunftsbewältigung: Es wird eine Einschätzung der eigenen Fähigkeiten zur Bewältigung zukünftiger Probleme abgegeben. Zur Erfassung dieses Konstrukts werden Jugendlichen und Eltern unterschiedliche Skalen vorgelegt. Bei den Jugendlichen handelt es sich um die Skala „Kompetenzbewusstsein der Zukunftsbewältigung“ von Fend und Prester (1986), bei den Eltern um die Skala „Allgemeine Problembewältigung“ der Frankfurter Selbstkonzeptskalen von Deusinger (1986).
Emotionskontrolle: Emotionskontrolle gibt das subjektive Maß an, in dem eigene Gefühle beherrscht werden können. Die Skala für Jugendliche und Eltern entstammt dem Projekt „Entwicklung im Jugendalter“ (Fend & Prester, 1986).
Durchsetzungsfähigkeit: Es wird die Fähigkeit erfragt, die eigene Meinung in sozialen Situationen zu vertreten. Zur Erfassung dieses Konstrukts werden Jugendlichen und

Eltern unterschiedliche Skalen vorgelegt. Bei den Jugendlichen handelt es sich um die Skala „Durchsetzungsfähigkeit“ von Fend und Prester (1986), bei den Eltern um die Skala „Standfestigkeit gegenüber Gruppen und bedeutsamen anderen“ der Frankfurter Selbstkonzeptskalen von Deusinger (1986).
Soziale Fähigkeiten: Die Skala erfasst den Grad der Sicherheit bei der Kontaktaufnahme mit anderen Personen. Den Jugendlichen wurde die Skala „Kontaktfähigkeit“ von Fend und Prester (1986) vorgelegt, den Eltern dagegen die Skala „Kontakt- und Umgangsfähigkeit“ der Frankfurter Selbstkonzeptskalen von Deusinger (1986).
Elternschaft: Das Kompetenzbewusstsein bezüglich Elternschaft umfasst die Identität als Mutter und Vater, das Wissen um die Rollenanforderungen sowie die Überzeugung, die damit verbundenen Aufgaben meistern zu können. Die Skala beruht auf Itemformulierungen von Quaiser-Pohl, 2000).

Handelndes Ich

Freizeitverhalten: Es wurden vier Items konstruiert, welche die Dimensionen „Geselligkeit“ und „Aktivität“ in der Freizeit erheben. Für diese Skala ist nur eine Auswertung auf Einzelitemebene möglich.
Deviantes Verhalten: Dieses Konstrukt wird nur bei den Jugendlichen erhoben. Es wurden sieben Items formuliert, die einen breiten Bereich abweichenden Verhaltens erfassen. Für diese Skala empfiehlt sich eine Auswertung auf Einzelitemebene, es kann allerdings auch eine Indikatorsumme gebildet werden.
Politisches Informationsverhalten: Bei Jugendlichen wie Eltern kommt das gleiche Untersuchungsinstrument zum Einsatz. Es handelt sich um die Skala „Politisches Informationsverhalten“ von Fend und Prester (1986). Sie erfasst, in welchem Ausmaß sich die Befragten über politische Sachverhalte informieren und damit auseinandersetzen. Für diese Skala empfiehlt sich eine Auswertung auf Einzelitemebene, es kann allerdings auch eine Indikatorsumme gebildet werden.
Parteienwahl: Dieses Item wird Jugendlichen wie Eltern gleichermaßen vorgelegt und stellt die „Sonntagswahlfrage“: „Welche Partei würden Sie am nächsten Sonntag wählen?“.
Religiöses Verhalten: Es wurden Items formuliert, welche die religiöse Aktivität der Jugendlichen und Eltern erfragen, Mehrfachnennungen sind möglich. Für diese

Skala empfiehlt sich eine Auswertung auf Einzelitemebene, es kann allerdings auch eine Indikatorsumme gebildet werden.
Wichtigkeit von Religion: Dieses Item erfragt bei Jugendlichen wie Eltern die generelle Wichtigkeit von Religion.
Rollenverhalten: Dieses Konstrukt wird nur bei den Eltern erhoben. Es handelt sich um die Skala „Haushaltsaufteilung“ des „Fragebogens zur Elternschaft“ von Nickel et al. (1990). Für diese Skala empfiehlt sich eine Auswertung auf Einzelitemebene, wobei diese getrennt für Männer und Frauen erfolgen muss. Es kann allerdings auch eine Skalensumme gebildet werden, die das Ausmaß der Egalität bzw. Traditionalität des Rollenverhaltens bezüglich Tätigkeiten im Haushalt quantifiziert.

Ideales Selbst
Allgemeine Werte: Den Probanden wurde eine gekürzte Werteliste von Schwartz und Bilsky (1990) vorgelegt. Für diese Skala ist nur eine Auswertung auf Einzelitemebene möglich.
Wert von Arbeit: In Anlehnung an Köcher und Schild (1998) werden sieben Items vorgelegt, welche die Bedeutung der Arbeit für das eigene Leben erfragen. Als Antwort kann nur eines der Items ausgewählt werden. Entsprechend ist nur eine Auswertung auf Einzelitemebene möglich.
Kinder als Wert und Kinder als Belastung: Die Items betreffen Wertvorstellungen, die für den Kinderwunsch von Bedeutung sind. Diese Konstrukte werden nur bei den Eltern erhoben. Die gleichnamigen Skalen basieren auf dem „Value of Children-Ansatz“ (VOS) und wurden im Rahmen des Forschungsprojekts „Junge Eltern im Kulturvergleich“ (vgl. Nickel & Quaiser-Pohl, 2001) entwickelt.
Rolleneinstellungen: Zur Erfassung dieses Konstrukts werden Jugendlichen und Eltern unterschiedliche Skalen vorgelegt. Bei den Jugendlichen handelt es sich um eine Kurzform der „Skala zur Messung normativer Geschlechtsrollenorientierung“ von Krampen (1983), bei den Eltern um die Skala „Mütterliche Berufstätigkeit“ von Nickel et al. (1990).
Erziehungsziele: Dieses Konstrukt wird nur bei den Eltern erhoben. Es handelt sich um eine Sammlung von 25 Items aus der Erziehungszielliste von Petzold (1986) und eigenen Formulierungen. Diese Skala kann nur auf Einzelitemebene ausgewertet werden.

2.3.2 Soziale Identität

Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen

Bedeutung von relevanten anderen: Die emotionale Verbundenheit mit anderen Personen als Hinweis auf das Ausmaß der Eingebundenheit in soziale Netzwerke wird mit der ins Deutsche übersetzten, gekürzten und im Wortlaut angepassten Skala von Palmonari et al. (1990) erfasst. Die Items für Jugendliche und Eltern unterscheiden sich geringfügig.

Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen: Diese Variable erfasst die kognitive Verbundenheit mit Personen des sozialen Netzwerkes, hier bezogen auf die Eltern-Kind-Beziehung. Die Itemformulierung erfolgte in Anlehnung an Köcher und Schild (1998).

Identifikation mit Stadt/Ort, Region/Bundesland, Nation, Europa, der ganzen Menschheit: Die Variable erhebt die Verbundenheit einer Person mit größeren Umwelteinheiten. Bei Jugendlichen und Eltern kommt eine Skala von Maes et al. (1996) zum Einsatz. Die Skala kann sinnvoll nur auf Einzelitemebene ausgewertet werden.

Nationalstolz: Mit dieser Skala wird die subjektive Bewertung von relevanten Bereichen der eigenen Nation erfasst, wobei das Resultat der Bewertung als Gefühl des Stolzes bzw. der Scham im Mittelpunkt steht. Die Skala wurde für Jugendliche und Eltern in Anlehnung an Maes et al. (1996) formuliert.

Erleben der eigenen Nation: In Abgrenzung zum Nationalstolz umfasst dieses Konstrukt die globale emotionale Einstellung zur Nation. Es kommt für Jugendliche und Eltern die überarbeitete Skala von Maes et al. (1996) zum Einsatz.

Nationalgefühl: Die Einstellungen zum „Nationalgefühl“ sollen hier losgelöst von einer bestimmten Nation angegeben werden. Die Skala wurde für Jugendliche und Eltern in Anlehnung an Maes et al. (1996) formuliert und erweitert.

Erleben der Europäischen Union: Das Konstrukt erfasst die emotionale Bewertung der Europäischen Union und ist inhaltlich vergleichbar mit dem „Erleben der eigenen Nation“. Die Skala wurde projektintern entwickelt.

Einstellungen zu Fremdgruppen

Ländersympathien: Die Skala wurde projektintern für Jugendliche und Eltern konstruiert. Es wird nach der Sympathie für verschiedene Länder gefragt.

Toleranz: Es wird die Grundhaltung erfasst, Menschen mit anderen Orientierungen in verschiedenen Bereichen ohne Vorurteile zu begegnen. Jugendlichen und Eltern wird eine gekürzte Skala von Maes et al. (1996) vorgelegt.
Xenophobie/Xenophilie: Die Skala erfasst, in welchem Ausmaß als fremd wahrgenommene Personen entweder abgelehnt werden oder bevorzugt zu ihnen Kontakt gesucht wird. Die Skala wurde projektintern konstruiert, z. T. unter Verwendung von Items, die sich bereits in anderen Untersuchungen bewährt haben. Es werden für Xenophobie (Ablehnung von als fremd wahrgenommenen Personen, i.d.R. Ausländer) und Xenophilie (Präferenz für die als fremd wahrgenommenen Personen, i.d.R. Ausländer) getrennte Skalensummen berechnet.
Antisemitismus: Die Items dieser Skala wurden aus verschiedenen einschlägigen Untersuchungen zusammengestellt und erfassen sowohl latente als auch manifeste Formen von Vorurteilen gegenüber Menschen jüdischen Glaubens.

2.3.3 Familiäre Sozialisation

Als Bereiche der familiären Sozialisation werden Erziehungspraktiken, Erziehungseinstellungen, Erziehungsziele und das Familienklima erfragt.
Erziehungsziele werden nur bei den Eltern erfragt und wurden als Teil des Idealen Selbstt bereits erläutert. Bezüglich der anderen Bereiche kommen bei Jugendlichen und Eltern folgende Skalen zum Einsatz:
Belohnung und Bestrafung: Die Skalen der Erziehungspraktiken stellen Itemzusammenstellungen aus dem „Familiendiagnostischen Testsystem“ von Schneewind et al. (1985) dar.
Toleranz: Es wurde ein Verfahren von Ross et al. (1982) eingesetzt.
Autonomie: Diese Skala wurde in Anlehnung an Schneewind und Braun (1988) formuliert.
Familienklima: Es handelt sich um ein selbst formuliertes Item, das erfragt, wie das Klima in der Familie bezüglich Harmonie, Anspannung und Streit von Jugendlichen und Eltern erlebt wird.

2.3.4 Soziodemografische Angaben

Es wurden sowohl im Jugend- als auch im Erwachsenen-Fragebogen soziodemografische Daten erfragt. Diese beziehen sich auf die Merkmale: Alter, Geschlecht, Geschwister, Schulbildung, Familienstand, ggf. eigene Kinder, ggf. Berufstätigkeit und Netto-Einkommen, Wohnumgebung, Religionszugehörigkeit, Wohnort, Geburtsland und Nationalität/Migrationshintergrund.

3 Untersuchungsdurchführung

3.1 Voruntersuchungen

Die deutsche Fassung des Fragebogens zur Erfassung personaler und sozialer Identität wurde in drei Voruntersuchungen erprobt. Die erste Voruntersuchung erfolgte im Wintersemester 1999/2000 mit Studierenden der Universität zu Köln (*N* = 42) und der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (*N* = 42). Im Sommer/Herbst 2000 wurde die zweite Voruntersuchung mit Eltern im Raum Köln/Bonn und Magdeburg durchgeführt (*N* = 54). Im gleichen Zeitraum erfolgte die dritte Voruntersuchung mit Jugendlichen (*N* = 33) und jeweils einem Elternteil (*N* = 26) aus Nordrhein-Westfalen.
Die Skalenqualität wurde anhand des Mittelwerts und der Streuung der Einzelitems bzw. der Skalenwerte überprüft. Außerdem wurden Itemanalysen durchgeführt und Reliabilitäten für die eingesetzten Skalen ermittelt, die sich insgesamt als gut bis zufriedenstellend erwiesen (vgl. FB 1). Zur Erstellung der fremdsprachigen Versionen wurde der Fragebogen in der Regel von Muttersprachlern übersetzt und ggf. hinsichtlich einiger Item-Formulierungen an die besonderen Gegebenheiten des jeweiligen Landes angepasst. Zur Überprüfung der sprachlichen Äquivalenz wurden Pilot-Studien in Form von Interviews mit Jugendlichen und Erwachsenen aus den Teilnahmeländern durchgeführt, die unmittelbare Rückfragen und eventuelle Korrekturen ermöglichten.

3.2 Hauptuntersuchungen

Die europäische Vergleichsstudie wurde in Deutschland (West/Ost) und allen angrenzenden Nachbarländern durchgeführt: Dänemark, Niederlande, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Schweiz, Österreich, Tschechische Republik und Polen. Als Erhebungsinstrument dienten die adaptierten Versionen des Fragebogens zur Erfassung personaler und sozialer Identität (vgl. Kap. 2.3, 3.1).
Die Datenerhebung erfolgte bei den Jugendlichen zumeist an Schulen und in selteneren Fällen in Vereinen oder Freizeitgruppen. Ziel war es, alle Altersstufen und Bildungsabschlüsse angemessen zu berücksichtigen. Der Fragebogen wurde von den Jugendlichen in Anwesenheit der Untersuchungsleiter/innen sowie der Lehr-

bzw. Betreuungsperson im institutionellen Kontext ausgefüllt und direkt wieder eingesammelt. Unter diesen Bedingungen war die Rücklaufquote sehr hoch (ca. 99 %). Der Elternfragebogen wurde den Jugendlichen in einem Umschlag nach Hause mitgegeben und später von den Eltern per Post zurückgesandt oder aber in den Schulen abgegeben und dort von Projektmitarbeitenden abgeholt. Die Rücklaufquote war unter diesen Bedingungen niedriger. Sie betrug in Deutschland 47.5 %, in Dänemark 28.5 %, in den Niederlanden 85.2 %, in Belgien 81.2 %, in Luxemburg 20.0 %, in Frankreich 11.5 %, in der Schweiz 35.5 %, in Österreich 26.7 %, in der Tschechischen Republik 84.1 % und in Polen 78.2 %. Der Durchschnitt liegt bei 49.8 %. Eine detaillierte Darstellung des Untersuchungsverlaufs sowie der statistischen Analysen findet sich in den Forschungsberichten zu den einzelnen Ländern (vgl. Anhang). Die Abbildung 3.1 veranschaulicht, in welchen Regionen die Daten jeweils erhoben wurden.

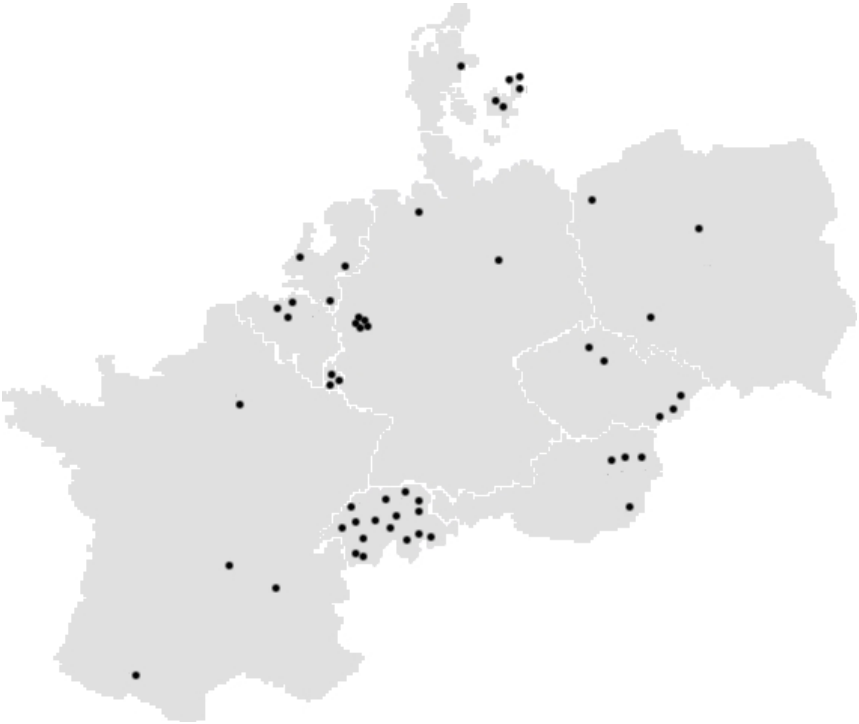

Abb. 3.1: Regionen der Datenerhebung (• = Erhebungsorte)

Die Datenerhebung in Westdeutschland erfolgte im Zeitraum von Juni 2001 bis Dezember 2002 in folgenden Städten bzw. Kreisen: Bochum, Bremen, Düren, Kerpen, Köln, Leverkusen, Wesseling, Wipperfürth und Wuppertal. Die ostdeutsche Stichprobe stammte aus Sachsen-Anhalt und wurde von April bis Juli 2002 erhoben. Die Erhebungsorte und -zeiten für die anderen Länder waren:

- Dänemark in Jütland (Aarhus Amt) und auf Seeland (Frederiksborg Amt) von September bis November 2005,
- Niederlande in Nord-Brabant, Süd-Holland, Limburg, Gelderland, Zeeland, Overijssel und Utrecht von Juni 2002 bis Februar 2003,
- Belgien in Antwerpen, Gent, Deinse sowie im Großraum Brüssel von Oktober 2001 bis Oktober 2002 (flämische Stichprobe),
- Luxemburg in der Stadt Luxemburg und dem ländlichen Umfeld von März bis Juli 2005 und von Februar bis März 2006 (wahlweise deutsch- und französischsprachige Fragebögen),
- Frankreich in Paris, St. Etienne (Rhône-Alp) und St. Didier (Auvergne) von April bis Juni 2002 sowie im Großraum Toulouse von Februar bis März 2003,
- Schweiz in den überwiegend französischsprachigen Kantonen Fribourg, Jura, Valais, Neuchâtel und den mehrheitlich deutschsprachigen Kantonen Aargau, Nidwalden, Obwalden, St. Gallen, Thurgau, Uri, Luzern, Zug, Zürich, Bern von Mai 2003 bis Mai 2004,
- Österreich in Wien, Graz, Ybbs und St. Pölten von Mai bis September 2005,
- Tschechische Republik in den Kreisen Zlín und Uherské Hradiště (Süd-Mähren) sowie Mladá Boleslav und Liberec (Nord-Böhmen) von April 2002 bis Januar 2003,
- Polen in Torún (Zentralpolen), Stargard Szczecinski (Pommern) und Bielawa (Schlesien) von Januar bis April 2003.

Die Genehmigung für die Untersuchung an Schulen wurde je nach Landesrecht von der Schulleitung oder einer übergeordneten Behörde erteilt. Danach mussten im Rahmen von Informationsveranstaltungen die Klassenlehrer/innen und Schüler/innen für eine Teilnahme gewonnen werden. Die Eltern wurden in schriftlicher Form informiert und zum Mitmachen motiviert. Das Interesse an dem Projekt und die Kooperationsbereitschaft waren meistens erfreulicherweise positiv. Starke Überzeugungsarbeit musste lediglich in frankophonen Regionen geleistet werden. Hier waren die Schwierigkeiten beachtlich. In der Westschweiz erteilten zwei Kantone einen abschlägigen Bescheid. In Nord- und Zentral-Frankreich sprachen sich viele Schulen mit Hinweis auf den hohen Migrantenanteil unter ihren Schülern und Schülerinnen gegen die Teilnahme aus. Andere verlangten Kürzungen; diese betrafen vor allem Fragen nach der Religionsausübung, dem Antisemitismus, der

Xenophobie und dem Erleben der Nation. Begründet wurde die Streichung dieser Items mit dem Hinweis auf die laizistische Tradition des französischen Schulwesens und die vehemente öffentliche Diskussion über rechtsradikale Tendenzen in der französischen Bevölkerung. Man wolle keine sensiblen Punkte berühren. In Toulouse stieß die Studie auf Ablehnung durch die jüdische Organisation „Conseil Représentatif des Institutions Juives de France (Crif)“. Die Bedenken betrafen die Antisemitismus-Skala, die (notwendigerweise negative) Aussagen über Juden beinhaltet. Man befürchtete, dass vor allem Jugendliche arabischer Abstammung den Sinn dieses Messinstruments missverstehen und sich in ihren Vorurteilen bestätigt sehen könnten. Die Zahl der vollständigen Datensätze in der französischen Stichprobe blieb unter diesen Bedingungen relativ klein. Aber auch in Deutschland konnte keine süddeutsche Stichprobe gebildet werden, weil der Freistaat Bayern die Genehmigung verweigerte – dies allerdings mit der Begründung, dass prinzipiell nur solche wissenschaftlichen Untersuchungen akzeptiert würden, die unmittelbar schulische Belange zum Gegenstand hätten und zu deren Verbesserung beitragen könnten. Ansonsten drohe den Schulen eine zu starke Belastung als Rekrutierungsfeld für Probanden.

Insgesamt wurden *N* = 4312 Jugendliche und *N* = 1810 Mütter- bzw. Väter untersucht. Tabelle 3.1 stellt die Verteilung der Jugendlichen-Stichprobe auf die einzelnen Länder und Altersgruppen dar, Tabelle 3.2 zeigt in Bezug auf die Elternstichprobe die Altersmittelwerte und die Häufigkeitsverteilung über die 10 Staaten.

Tabelle 3.1: Alter der Jugendlichen, Gesamtstichprobe (N)

Alter in Jahren	Erhebungsland										Gesamt
	D	DK	NL	B	L	F	CH	A	CZ	PL	
13	56	7	-	4	40	58	98	51	16	-	330
14	236	53	29	32	54	89	164	150	27	14	848
15	107	9	2	44	65	33	175	143	7	50	635
16	247	34	79	48	80	25	172	120	77	42	924
17	122	48	3	53	68	28	111	96	20	88	637
18	229	44	27	17	78	7	111	83	60	49	705
19	49	12	2	4	54	4	54	13	-	21	213
20	-	-	-	-	-	-	-	-	-	20	20
Gesamt	1046	207	142	202	439	244	885	656	207	284	4312

Anmerkungen. - = keine Teilnehmer in diesem Alter. Es werden folgende Abkürzungen verwendet: D = Deutschland, DK = Dänemark, NL = Niederlande, B = Belgien, L = Luxemburg, F = Frankreich, CH = Schweiz, A = Österreich, CZ = Tschechische Republik, PL = Polen.

Tabelle 3.2: Altersmittel der Elternstichproben

	Erhebungsland										Gesamt
	D	DK	NL	B	L	F	CH	A	CZ	PL	
Durchschnittsalter	44.1	46.9	45.7	43.9	45.3	43.7	44.2	43.5	42.4	44.3	44.4
Anzahl Eltern	490	59	118	159	88	27	310	173	170	216	1810

Anmerkung. Das Alter wurde nicht von allen Eltern mitgeteilt.

Insgesamt konnten mehr Mädchen (60 %) als Jungen (40 %) zur Teilnahme an der Studie motiviert werden. Die Elternfragebögen füllten zu 80 % die Mütter und zu 20 % die Väter aus. Hinsichtlich der übrigen erfassten soziodemografischen Merkmale konnte eine den landesspezifischen Gegebenheiten angemessene Verteilung erreicht werden (Schulbildung, Geschwisterstatus, Familienstand der Eltern, Beruf der Eltern, Wohnregion, Familieneinkommen, Religionszugehörigkeit).

Bei der Stichprobenerhebung wurde nicht gezielt auf eine bestimmte Quote für Schüler/innen mit Migrationshintergrund hingearbeitet, alle freiwilligen Meldungen wurden akzeptiert. Eine Differenzierung nach Nationalitäten wurde erst später bei der Auswertung der Fragebögen aufgrund der soziodemografischen Angaben vorgenommen (vgl. FB 24). Danach sind durchschnittlich 19.5 % der Jugendlichen und 7.7 % der Eltern ausländischer Herkunft. Die Stichprobengröße beträgt N = 842 Jugendliche und N = 141 Elternteile. Der Anteil der Probanden und Probandinnen mit Migrationshintergrund variierte jedoch von Land zu Land. Er ist mit 1.8 % der Jugendlichen in Polen am geringsten und mit 48.3 % in Luxemburg am höchsten. Die Quoten spiegeln somit den realen Ausländeranteil in den einzelnen Staaten wieder. Auch die Herkunft der Migranten unterscheidet sich je nach Erhebungsland. Am häufigsten sind Zugewanderte aus den alten und neuen EU-Staaten, der Türkei, Russland, dem ehemaligen Jugoslawien sowie dem Vorderen Orient und Afrika vertreten.

4 Kulturvergleich: Homogenität oder Diversität in Europa?

Die kulturvergleichende Studie, die aus dem kontextualistischen Ansatz des Projekts resultiert, ging von einer Homogenitätsthese (vgl. Kaelble, 1987, 1998) bezüglich der personalen und sozialen Identität der Bevölkerung in den europäischen Ländern aus (vgl. Kap. 2.1). Die folgenden Portraits der Teilnahmeländer sollen vor allem verständlich machen, wieso trotz der zu erwartenden homogenisierenden Prozesse aufgrund von Europäisierung/Globalisierung und gesellschaftlicher Modernisierung auch nationspezifische Unterschiede weiterhin in Erscheinung treten können.

4.1 Portrait der Teilnahmeländer unter identitätsrelevanten Gesichtspunkten

4.1.1 Deutschland

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Die deutsche nationale Identität hängt eng mit der sog. Deutschen Frage zusammen (Knischewski, 1996). Diese reicht historisch weit in die deutsche und europäische Geschichte zurück. Sie bezeichnet die Schwierigkeiten, sich zu einem Nationalstaat zu organisieren und eine nationale Identität zu erlangen. Als eine Ursache hierfür wird die staatliche Zersplitterung während des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation angesehen. Während das Reich um 1500 noch maßgeblich das europäische Geschehen bestimmte, begann nach der kollektiven Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges der Niedergang. Es zerfiel in fast 300 nahezu souveräne Einzelstaaten. Einige dieser Staaten, wie Preußen und Österreich, umfassten zudem Territorien, die über die Reichsgrenzen hinausgingen. Dies machte es schwierig, Deutschland zu definieren und anzugeben, wer als Deutscher oder Deutsche gelten konnte und wer nicht. Zur Bestimmung musste man daher auf ethnische Charakteristika zurückgreifen (Volksnation, Kulturnation). Es gab ein Bewusstsein von Stammeszugehörigkeiten und durch Luthers Bibelübersetzung wurde eine gemeinsame deutsche Hochsprache geschaffen. Schon Friedrich Nietzsche sagte: „Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage ‚Was ist deutsch' nie ausstirbt" (1886, zit. n. Jasper, 1989, S. 73).

Wichtige Grundlagen deutschen Nationalbewusstseins schufen die „Dichter und Denker" des 18. Jahrhunderts, die Sprache und Kultur als gemeinsame Merkmale aller Deutschen sahen und „eine deutsche Nationalliteratur in einer einheitlichen deutschen Sprache" (Mai, 1999, S. 68) schrieben. Als Ausdruck dieser deutschen

Identität gelten die Befreiungskriege 1813 bis 1815, in denen sich die Menschen des in viele Fürstentümer geteilten Gebiets von Napoleon bedroht fühlten und gemeinsam in den Krieg zogen. Auch die Märzrevolution von 1848/49 bildet ein wichtiges Ereignis auf dem Weg zu einer nationalen Identität, auch wenn die darauf folgende erste Nationalversammlung in der Paulskirche letztendlich nicht zu den gewünschten demokratischen Veränderungen führte. Die Gründung eines Nationalstaates erfolgte vielmehr von „oben“: Nach dem Sieg über Frankreich wurde 1871 das deutsche Kaiserreich in Versailles ausgerufen. Bei der Bildung des Nationalstaats durch Bismarck musste Österreich ausgeschlossen werden (Kleindeutsche Lösung).
Im 20. Jahrhundert führten die beiden verlorenen Weltkriege und insbesondere die Erfahrung der Nazi-Diktatur mit ihren schrecklichen Verbrechen zu einem belasteten nationalen Selbstverständnis. Den authentischen Erfahrungshintergrund der von uns untersuchten Jugendlichen und Erwachsenen bildete jedoch die Nachkriegszeit. Von ihr dürfte somit der größte Einfluss auf die Identität der beiden Generationen ausgegangen sein. Die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg lässt sich durch zwei herausragenden Ereignisketten kennzeichnen, auf die näher eingegangen werden soll: die sog. Vergangenheitsbewältigung und die 40-jährige deutsche Teilung.

<u>„Reeducation“ durch die Alliierten</u>: In den Besatzungszonen nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Frage nach den Ursachen des Nationalsozialismus sehr unterschiedlich beantwortet. Daraus ergaben sich auch unterschiedliche Ansatzpunkte, wie ein Rückfall in den Nationalsozialismus verhindert werden könnte (Tenbruck, 1999). In der sowjetischen Besatzungszone ging man auf der Basis des Marxismus-Leninismus vor. Danach hatten Kapitalisten und Reaktionäre Hitler zur Herrschaft verholfen, um die illegitimen Interessen ihrer Klassen zu sichern. Persönliche Schuld und Verantwortung waren demzufolge sekundär. Die Geschichte folgte den Gesetzen der objektiven Klassenlagen. Der Rückfall in den Nationalsozialismus ließe sich somit durch die Entmachtung der kapitalistischen Klasse verhindern. Es ging nicht so sehr um persönliche Schuld, die zu bestrafen sei, sondern um die Ausschaltung einer Klasse, die zu liquidieren sei. Dementsprechend wurde auch nicht von einer Kollektivschuld des deutschen Volkes ausgegangen, weil das Dritte Reich das Werk des Kapitalismus und seiner Handlanger war. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten war somit auch nicht

ein speziell deutscher Irrweg, sondern eine Fehlentwicklung, die im Kapitalismus angelegt war. Die DDR legitimierte durch den „Antifaschismus“ ihre Existenz. Es gab von ihrem Staatsverständnis her aber keinen Anlass für ständige Schuldbekenntnisse.
Ganz anders entwickelte sich die Lage in den Westzonen, wo die Vergangenheitsbewältigung zum Dauerthema wurde, das die Bundesrepublik unverwandt beschäftigte und bis heute bewegt. Diese folgenschwere Entwicklung war nach Tenbruck (1999) weder selbstverständlich noch zufällig. Das Ergebnis stand auch nicht von vornherein fest, vielmehr fand ein Prozess statt, der sich zunehmend verfestigte. Die Weichen dafür wurden bereits von den alliierten Besatzungsmächten gestellt. Im Westen glaubte man nicht, dass der Faschismus aus Klassenverhältnissen zu erklären sei, die ja in den westlichen Demokratien in ähnlicher Weise bestanden. Als zweiter entscheidender Aspekt kam zum Tragen, dass eine Deutschlandkritik wiederbelebt wurde, die bereits im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg aufgetreten war. Diese Kritik bezog sich auf den preußischen Militarismus, die deutsche Obrigkeitsstaatlichkeit, die Kritik an der Aufklärung, gefolgt von der deutschen Kulturkritik und verbunden mit dem Hang zur romantischen Realitätsvergessenheit und zum irrationalen Engagement. Im Westen verfestigte sich somit das Bild, dass die Machtergreifung Hitlers das Ergebnis der besonderen deutschen Geschichte gewesen sei. Auch die Einführung der Demokratie könne einen neuerlichen Rückfall nicht für immer ausschließen und keine sichere Dauerlösung der deutschen Frage bieten. Der Nationalsozialismus könne nur überwunden werden durch eine umfassende geistige Umerziehung der Deutschen, die sich nicht nur auf das Dritte Reich, sondern auf die ganze Geschichte beziehen müsse. Insbesondere bei den Amerikanern war die Vorstellung vom beharrlichen Irrweg der deutschen Geschichte und vom autoritären Charakter der ganzen Nation gängige Meinung geworden. Man würdigte nicht den deutschen Widerstand gegen Hitler, weil er sich nicht auf die westliche Demokratie berufen hatte. Man hielt nur Immigrierte und Opfer des Regimes für zuverlässige Garanten der „reeducation“.

Allerdings wurden die Siegermächte mit ihrem demonstrativen moralischen Anspruch in den Augen vieler Deutschen schnell unglaubwürdig. Kaum hatten sich die Deutschen vom preußischen Militarismus losgesagt und die Parole „Nie wieder Krieg!“ beherzigt, da forderte man von ihnen eine Wiederbewaffnung. Sie wurden als

Verbündete im Ost-West-Konflikt benötigt. Viele Zeitzeugen nahmen eine Differenz wahr zwischen der selbst erfahrenen Geschichte und ihrer nachträglichen Darstellung durch die Besatzungsmächte. Ihr Verhalten wurde nicht aus der Zeit heraus verstanden, sondern nachträglich aus einer anderen Bewusstseinslage heraus gedeutet. Auch die Anklagen gegen den deutschen Imperialismus standen im Widerspruch dazu, dass die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges unmittelbar nach dessen Abschluss wiederum imperialistische Politik betrieben. Es entwickelte sich eine Schizophrenie, die bis heute andauert. Einerseits stehen die Deutschen unter starkem außenpolitischen Druck, sich wie eine „normale" Militärmacht an Kriegen zu beteiligen, andererseits perpetuieren Hollywood-Produktionen in Form von Kinofilmen und Daily Soaps für das Fernsehen das Zerrbild des deutschen „Nazi-Soldaten", von dem sich die Deutschen gerne durch demonstrativen Pazifismus distanzieren möchten.
Mit dem Beginn des kalten Krieges endete die Phase der verordneten Vergangenheitsbewältigung durch die Siegermächte. Die Zuständigkeit wechselte über auf deutsche Vergangenheitsbewältiger, wobei die neuen Sozialwissenschaften die wichtigste Rolle spielten. Sie erlangten eine Schlüsselrolle bei der Umerziehung und beim Aufbau der neuen demokratischen Ordnung. Es entwickelte sich eine intellektuelle Elite, die sich als Wächter über das Volk zu fühlen begann.

Deutsche Vergangenheitsbewältigung: Die folgende Phase der Vergangenheitsbewältigung durch die Sozialwissenschaften wurde wesentlich geprägt durch das Wirken der sog. Frankfurter Schule. Als Repräsentanten dieser Intellektuellen-Gruppe können vor allem Max Horkheimer und Theodor W. Adorno gelten. Der Aufstieg der ehemals stigmatisierten marxistisch-jüdischen Immigranten zu intellektuellen Leit- und Symbolfiguren der Bundesrepublik ist nach Albrecht et al. (1999) erstaunlich. Der institutionellen Staatsgründung in den späten 1940er- und frühen 1950er-Jahren folgte eine intellektuelle Staatsgründung in den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren. Dass hierbei die Frankfurter Schule eine entscheidende Rolle gespielt hat, liegt nicht nur am intellektuellen Gehalt der „Kritischen Theorie", sondern auch an vielen außerwissenschaftlichen Faktoren.
Die wichtigsten Schriften der Kritischen Theorie wurden während der Zeit des Exils in den USA verfasst. Nach der Rückkehr wurden sie jedoch in den 1950er- und 1960er- sowie den 1970er-Jahren so verändert, dass sie gegenüber der neuen Lage

anschlussfähig waren. Der Durchbruch in den USA gelang 1943/44 mit den „Studies in Prejudice“. Es handelt sich um eine großangelegte Studie über den Antisemitismus in der amerikanischen Gesellschaft, die vom American Jewish Committee finanziert wurde. Das American Jewish Committee war bereits 1906 als Reaktion auf die Pogrome gegen Juden in Russland gegründet worden. Die theoretische Basis der Studie bildeten zwei Schlüsselbegriffe, der „autoritäre Staat“ und der „autoritäre Charakter“. Damit erklärte die Gruppe der amerikanischen Öffentlichkeit und Politik den Aufstieg des Nationalsozialismus (Homann, 1999).

In der Gruppe bestand zunächst ein Konsens darüber, dass gerade in Deutschland von einem ausgeprägten und überdurchschnittlichen Antisemitismus nicht gesprochen werden konnte. Noch 1941 äußerten sie die Sichtweise, dass das deutsche Volk eigentlich am wenigsten vom Antisemitismus beeinflusst sei. Die Immigranten registrierten in den USA Fälle von Antisemitismus, wie sie vor der Machtergreifung Hitlers in Deutschland unbekannt waren. Gleichzeitig nahm man Abschied vom marxistischen Gesellschaftsideal und identifizierte sich mit der westlichen Demokratie. In den „Studies in Prejudice“ hieß das erstrebenswerte Gegenteil des autoritären Charakters nicht mehr „revolutionärer Charakter“, sondern „demokratischer Charakter“. Ziel der Studien war die „Ausrottung des Vorurteils“, wobei „Ausrottung“ gleichbedeutend mit Umerziehung stand. Die Bedeutung der Erziehung und der politischen Bildung wurde damals bereits erkannt. Alle modernen Gesellschaften wurden als latent faschismusanfällig angesehen. Dadurch erhielten die Vorurteilsstudien eine fest installierte ideologiekritische Verdächtigungsstrategie. Diese Verdächtigungsstrategie brachte die Frankfurter Schule mit nach Deutschland. In Deutschland fiel dieser Appellcharakter der Theorie auf fruchtbaren Boden. Er entwickelte sich zu einem Daueralarmismus.
Zum Ziel der Umerziehung im Nachkriegsdeutschland wurden die Sozialwissenschaften nach amerikanischem Vorbild ausgebaut und für die Formung des politischen Bewusstseins eingesetzt. In den Sozialwissenschaften wurde die Kritische Theorie zum dominierenden Theorieansatz. Von hier strahlte sie auf die Öffentlichkeit und auf andere Geisteswissenschaften aus, insbesondere auch in die kritische Erziehungswissenschaft. Die Sozialwissenschaften entwickelten sich zur öffentlichen Deutungsmacht.

Die Frankfurter Schule musste um ihren Einfluss in der neu entstandenen Bundesrepublik keineswegs kämpfen. Vielmehr traf sie auf eine massive Rezeption durch die Medien, sogar auf eine ostentative Unterstützung, die die öffentliche Wirkung erleichterte. Der Zeitgeist und die äußerst günstigen institutionellen Voraussetzungen erleichterten den Siegeszug von einem Intellektuellenkreis zum integralen Bestandteil des geistigen Lebens der Bundesrepublik. Nicht zuletzt wurde dadurch ein bestimmter Jargon verbreitet, der sich etwa auf die inflationäre Verwendung von Begriffen wie „kritisch“ oder „emanzipatorisch“ bezog. Der heutige Qualitätsjournalismus ist ohne den Jargon der kritischen Theorie gar nicht denkbar. Diese Wirkung war beabsichtigt und wurde gezielt herbeigeführt, da man die Vergangenheitsbewältigung zu einem volkspädagogischen Unternehmen machen wollte. Der Begriff Kritik wurde dadurch fast gleichbedeutend mit dem Begriff Intellektualität.

Pädagogik und Erziehungswesen als Wirkungsfelder der Frankfurter Schule wurden vor allem von Adorno (1971) erschlossen. Sein erstes Erziehungsziel war, dass Auschwitz sich nicht wiederholen dürfe. Es gelte einen „Wärmestrom“ zu erzeugen, der Auschwitz unmöglich machen sollte. Lehrkräfte und Schüler/innen sollten sozialwissenschaftliche Reflektionskategorien einüben.

Die richtigen pädagogischen Maßnahmen sind allerdings abhängig von der Deutung des Nationalsozialismus. Es wurden vier Theorien diskutiert (vgl. Albrecht et al., 1999, S. 397): der Nationalsozialismus als

- Abfall vom christlichen Abendland. Dann könne eine Wiederholung durch die Vermittlung abendländischer Werte vermieden werden.
- Eine Form des Totalitarismus. Dann müssten demokratische Institutionen und demokratische Werte vermittelt werden.
- Spezifisches Produkt der deutschen Nationalentwicklung. Dann müssten auch die Mentalität und die geistigen Traditionsbestände Deutschlands auf autoritäre und antisemitische Reste durchgesehen und die Jugend dagegen immunisiert werden.
- Als logische Folge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Dann müsste diese Ordnung gestürzt werden.

Zur Pädagogisierung eigneten sich nur solche Theorien der Vergangenheitsbewältigung, die sich auf geistige Ursachen bezogen. Die

Pädagogisierbarkeit wurde somit zu einem zentralen Kriterium für die gewählte Deutung des Nationalsozialismus. Erst wenn man sich neben den gesellschaftlichen Ursachen auch auf Individuen beziehen kann, wird eine psychologische und pädagogische Vergangenheitsbewältigung möglich. Mit diesem Ansatz wurde das Tor geöffnet zu einer Dauerfahndung nach faschistoiden Persönlichkeitsstrukturen.
In seinem zentralen Aufsatz „Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit?“ äußerte Adorno (1960) die Meinung, dass das Problem nicht in den offen agierenden rechtsradikalen Gruppen, sondern in den Persönlichkeitsstrukturen des Durchschnittsbürgers liege. Das Problem sei die Ich-Schwäche autoritätsgebundener Personen. Dadurch ergebe sich die Abhängigkeit von sozialen Gruppen (vgl. Kap. 1.4.2). „Im Grund verfügen sie nur über ein schwaches Ich und bedürfen darum als Ersatz der Identifikation mit großen sozialen Gruppen und der Deckung durch diese“ (Adorno, 1960, S. 8). Antisemitismus wurde somit auf das Subjekt des Antisemiten zurückgewendet. Die Vorurteile wurden verstanden als eine Krankheit, die ausschließlich mit dem Subjekt, aber nichts mit dem Objekt zu tun habe. Den Betroffenen müssten die Mechanismen bewusst gemacht werden, die in ihnen selbst die Vorurteile verursachten. Die einzige Einlösungsmöglichkeit für die Forderung an jede Erziehung, dass Auschwitz sich nicht wiederhole, sei also kritische Selbstreflexion.
In den 1960er-Jahren erweiterte sich das Diskussionsfeld. 1967 erschien der Bestseller, „Die Unfähigkeit zu trauern“ von Alexander und Margarete Mitscherlich. Das Buch enthält einen psychoanalytischen Zugang zur Vergangenheitsbewältigung. Die Mitscherlichs entwerten die Authentizität der Erzählungen von Eltern und Großeltern. Diese seien durch Verdrängungen gekennzeichnet. Die Ursachen für die Verdrängung des Nationalsozialismus wurden mit Hilfe von drei klinischen Fallbeispielen erläutert. Die eigentliche Ursache dafür, dass Hitler von den Deutschen unterstützt wurde, sei deren persönliche Ich-Schwäche. Diese sei durch das Ich-Ideal einer omnipotenten Person Hitlers kompensiert worden. Als Vergangenheitsbewältigung forderten die Mitscherlichs eine kollektive Psychotherapie. Dazu gehöre, dass die Deutungshoheit über das Dritte Reich an Wissenschaftler übergehen müsse. Das Wissen um die Wahrheit des Nationalsozialismus müsse durch Institutionen vermittelt werden. Nicht das individuelle Erleben der Zeitzeugen mit ihren Verdrängungstechniken machte die „Wahrheit“ aus, sondern die Geschichte der Verbrechen an den Juden. Diese

müssten bewältigt werden, wobei mit Bewältigung gemeint sei eine Folge von Erkenntnisschritten, die Freud als „erinnern, wiederholen, durcharbeiten“ benannt hat. Der Inhalt einmaligen Erinnerns verblasse rasch wieder. „Erst wenn durch die andauernde Beschäftigung, durch die Ausbildung eines kritischen Bewusstseins das Ich durch ein Über-Ich verstärkt worden sei, entstehe die Fähigkeit zum Trauern über die Opfer des Nationalsozialismus“ (Albrecht et al., 1999, S. 516). Eine neue Generation wurde also mit einer neuen Form von Vergangenheitsbewältigung konfrontiert, die sich als Aufklärung über psychische Defekte verstand. Damit war eine Rückkehr zur alten Kollektivschuldthese verbunden. Gerade für die biographisch Nichtbetroffenen wurde die Herstellung von „Betroffenheit“ zur Pflicht (vgl. Kap. 11).

Diese Theorie bot Vorteile im Generationskonflikt. Der sog. 68er-Protestgeneration gab sie die Möglichkeit, die persönlichen Erfahrungen der Eltern generell zu entwerten. Darüber hinaus erfüllte die Verdrängungsthese die Funktion, sich durch Selbsternennung als Angehörige einer privilegierten intellektuellen Elite zu verstehen, die aufgrund ihres richtigen Bewusstseins Aufklärungsarbeit zu leisten habe.

Die Abfolge der Theorien zum Faschismus und seiner Bewältigung lässt sich nicht einfach als eine zunehmende Entdeckung der Wahrheit verstehen, sondern hängt damit zusammen, dass jeweils unterschiedliche Deutungsformen als funktional erschienen. Es kommen mehrere Ursachen dafür in Betracht, dass ein Bedürfnis entstand, die komplizierten Grade individueller Verstrickung von Schuld und Unschuld auf eine Kollektivschuldthese zu reduzieren. Eine Verknüpfung von Faschismus und Holocaust erfolgte erst in den späten 1960er-Jahren. Erst in dieser Zeit wurde „Auschwitz“ sowie später „Holocaust“ als ein integraler Bestandteil und als eine notwendige Folge des Faschismus gedeutet (Novick, 2001). Die Bundesrepublik legitimierte ihre staatliche und gesellschaftliche Ordnung durch Internalisierung der Vergangenheitsbewältigung, indem die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zu einer staatlichen, gesellschaftlichen und pädagogischen Daueraufgabe wurde, an die jede Generation neu herangeführt wird. Es begann eine Suche nach immer neuen Anzeichen für eine verdrängte Täterschaft und noch nicht aufgearbeiteten Themen, die bis heute angehalten hat. Albrecht et al. (1999) schließen nicht aus, dass ein neues Kapitel deutscher Innerlichkeitskultur, ein säkularisierter, moralprotestantischer Gewissenskampf ohne Absolutionsmöglichkeit

begonnen hat. Was als politische Aufklärung begann, hätte sich dann zu einer „Zivilreligion“ gesteigert (Probst, 2003). Es erwuchs das Ideal eines Staates, dessen nationales Bekenntnis sich nicht mehr an vorpolitischen Elementen wie Volk, Sprache oder Tradition festmacht, sondern an universalen Rechten oder Idealen, wie sie etwa in der Verfassung festgeschrieben wurden. Mit der internalisierten Vergangenheitsbewältigung als Kern des nationalen Konsenses entstand in der Bundesrepublik ein neuer nationaler Habitus mit zugehöriger Mentalität. Deutsch zu sein bedeutet demnach, sich mit der NS-Vergangenheit auseinander zu setzen.

Verfassungspatriotismus, Reflexionsgebot und postnationale Konstellation:
Die spezifische Situation im Nachkriegsdeutschland bildete den Hintergrund für neue intellektuelle Konzepte zur kollektiven Identität. Der Begriff „Verfassungspatriotismus“ wurde durch Sternberger (1990) geprägt, der damit eine Verbindung zwischen Patriotismus und Verfassung herstellte, während die bis dahin übliche Bedeutung eine Verbindung zwischen Patriotismus und Nation beinhaltete. Sternberger (1990) sah den Verfassungspatriotismus nicht als Ersatz oder „Notbehelf“ (S. 32) für den nationalen Patriotismus an, sondern meinte, dass sich in der Bundesrepublik „ein neuer, ein zweiter Patriotismus ausgebildet (habe), der eben auf die Verfassung sich gründet“ .... „Das Nationalgefühl bleibt verwundet, wir leben nicht im ganzen Deutschland. Aber wir leben in einer ganzen Verfassung, in einem ganzen Verfassungsstaat, und das ist selbst eine Art von Vaterland“. Er sah den Verfassungspatriotismus also einerseits als spezifische Identifikationsmöglichkeit in einem geteilten Land an, betonte andererseits aber auch, dass der Zusammenhang zwischen Patriotismus und Freiheitsrechten eine sehr alte Idee darstelle. Patriotismus sei demnach sehr viel älter als Nationalismus und somit ein vornationalistisches Konzept.
Der Patriotismus stehe in einer guten geistigen Tradition und sei auch durch die Nazidiktatur nicht diskreditiert worden. Es sei im Dritten Reich weder patriotisch gehandelt worden, noch habe man den Begriff im offiziellen Vokabular benutzt. Sternberger sah weiterhin keinen Widerspruch zwischen Patriotismus und Weltoffenheit sowie Toleranz. Er zitierte Ralf Dahrendorf mit den Worten „Patriotismus ist Voraussetzung des Weltbürgertums, … jedenfalls gilt, dass Menschen irgendwo hingehören müssen, bevor sie sich für weitere Horizonte öffnen können“ (S. 19).

Der Verfassungspatriotismus könne nach Sternberger (1990) eine Antwort auf die Frage geben, worauf sich denn der Patriotismus im deutschen Falle beziehen solle oder beziehen könne, da doch das deutsche Volk in zwei Staaten lebe. Deutschland sei nicht nur geographisch geteilt, sondern auch in zwei politische Systeme. In diesem Falle sei die Verknüpfung von Patriotismus mit bürgerlichen Freiheiten und mit der Verfassung eine wichtige Orientierungshilfe, um das Vaterland zu definieren. Es gebe kein Vaterland in der Despotie, es sei denn in diesem rege sich Widerstand, wie bei den Attentätern des 20. Juli 1944 oder der Bürgerrechtsbewegung in der DDR.
Sternberger (1990) setzte sich auch mit dem Problem auseinander, dass der Verfassungspatriotismus eine sehr rationale Bestimmung darstellt. Daher müsse er durch emotionale Elemente und „natürliche Heimatlichkeit“ (S. 23) ergänzt werden. Faktoren wie „geschichtliche Überlieferung“, „ausgebildete Sprachkultur“, „dichtere ethnische Zusammengehörigkeit“ (S. 30) könnten und sollten den Zusammenhalt in der Gesellschaft zusätzlich fördern.
Der Begriff des Verfassungspatriotismus wurde im Anschluss an Sternberger vielfach verwendet und teilweise mit anderen Akzenten versehen. So setzte Habermas (1990) den Begriff stärker in Gegensatz zu einer ethnischen, kulturellen oder kollektiven Schicksalsgemeinschaft. Das Konzept des Verfassungspatriotismus wurde von Habermas auch weniger durch die deutsche Teilung, sondern primär durch den Zivilisationsbruch während der Nazizeit begründet und stand in einem engen Zusammenhang mit der Forderung nach stetiger Reflexion und Selbstkritik, da ein unbefangener Rückgriff auf Traditionsbestände nicht mehr möglich sei.
„Auschwitz kann und soll die Deutschen, auf welchen staatlichen Territorien sie sich auch immer einrichten mögen, an etwas anderes erinnern: dass sie sich auf Kontinuität ihrer Geschichte nicht verlassen können. Mit jenem ungeheuerlichen Kontinuitätsbruch haben die Deutschen die Möglichkeit eingebüßt, ihre politische Identität auf etwas anderes zu gründen als auf universalistische staatsbürgerliche Prinzipien, in deren Licht die nationale Tradition nicht mehr unbesehen, sondern nur noch kritisch oder selbstkritisch angeeignet werden kann“ (Habermas, 1990, S. 63).

Durch die Wiedervereinigung sah Habermas das Prinzip des Verfassungspatriotismus gefährdet und befürchtete, dass die Deutschen in eine

nationalstaatliche Vergangenheit zurückgeworfen werden könnten. Er wies darauf hin, dass die Wiedervereinigung eine „Erweiterung jenes DM-Imperiums“ mit sich bringen könne, dass in der alten Bundesrepublik bereits bestehe. Er sah die Gefahr einer „wirtschaftsnationalen Gesinnung“, die als „Substitut für den weithin fehlenden Nationalstolz “ gelten könne (S. 62). Der alte Nationalismus könne somit durch einen Wirtschaftsnationalismus ersetzt werden.

Wie empirische Untersuchungen in den Folgejahren zeigten, überragte der Stolz auf die deutsche Wirtschaft in den westlichen Bundesländern stets die Werte aus den östlichen. Den Menschen in den neuen Bundesländern fehlte die Erfahrung des „Wirtschaftswunders“ während der Nachkriegszeit. Die Daten zeigten somit auch, dass die wirtschaftlichen Erfolge und der Stolz auf das Wirtschaftssystem durchaus stabilisierend auf die Demokratie wirken können. Die Unzufriedenheit mit der Demokratie beinhaltete in den östlichen Bundesländern nicht zuletzt auch die Erfahrung wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Von daher hängen scheinbar nationalistische Indikatoren und verfassungspatriotische Indikatoren möglicherweise enger zusammen als angenommen (vgl. Kap. 8.2.2).

Habermas (1998) vermutete eine Überwindung des Nationalstaates durch die zunehmende Europäisierung und Globalisierung (vgl. Kap. 2.1). Das Ergebnis dieser Entwicklung sei eine „postnationale Konstellation“. Habermas (1998) sah zwar einen inneren Zusammenhang zwischen Demokratie und Nationalstaat: „Aber wo immer Demokratien im westlichen Zuschnitts entstanden sind, haben sie die Gestalt von Nationalstaaten angenommen. Der Nationalstaat erfüllt offensichtlich wichtige Erfolgsvoraussetzungen für die demokratische Selbststeuerung der Gesellschaft, …“ (S. 97). Gegenwärtig würden die Gesellschaften jedoch „von Denationalisierungsschüben überrollt“ (S. 96), die sich einer ökonomisch angebahnten Weltgesellschaft öffnen müssten. Der Nationalstaat verliere viele traditionelle Funktionen und es sei zu hoffen, dass für den „demokratischen Prozess geeignete Formen auch jenseits des Nationalstaates“ (S.95) gefunden werden könnten. Als Zukunftsperspektive diskutierte er die Möglichkeiten einer transnationalen Weltinnenpolitik. Globalisierungsvorgänge würden die „Fähigkeit des Nationalstaates schwächen, seine Systemgrenzen aufrecht zu erhalten und Austauschprozesse mit der Umwelt autonom zu regulieren“ (S. 104).

Angesichts des ethnischen Pluralismus vermutete Habermas zwei Prozesse: zum einen, dass das Aufeinanderprallen verschiedener kultureller Lebensformen zu einer

Verhärtung der nationalen Identität führen könnte und zum anderen, dass die heimische Kultur und die vergleichsweise homogenen Lebensformen aufgeweicht werden könnten. Der Verfassungspatriotismus könnte in diesem Punkt ein integratives Konzept darstellen. „Die zur nationalen Kultur aufgespreizte Mehrheitskultur muss sich aus ihrer geschichtlich begründeten Fusion mit der *allgemeinen* politischen Kultur lösen, wenn sich alle Bürger gleichermaßen mit der politischen Kultur ihres Landes identifizieren sollen. In dem Maße, wie dieser Prozess der Entkoppelung der politischen Kultur von der Mehrheitskultur gelingt, stellt sich die Solidarität der Staatsbürger auf die abstraktere Grundlage eines ‚Verfassungspatriotismus' um. Misslingt er, lässt er das Gemeinwesen in Subkulturen zerfallen, die sich gegeneinander abschotten" (S. 114). Der Verfassungspatriotismus wird also als geeignete kollektive Identität für die multikulturelle Gesellschaft angesehen. Der Verfassungspatriotismus sei eine Antwort auf die Herausforderungen des Multikulturismus und der Individualisierung. „Beide nötigen uns dazu, die Symbiose des Verfassungsstaates mit der ‚Nation' als eine Herkunftsgemeinschaft aufzukündigen, damit sich auf abstrakterer Ebene die staatsbürgerliche Solidarität im Sinne eines differenzempfindlichen Universalismus erneuern kann." (S. 128). Die erste Realisierung einer postnationalen Demokratie könne die Europäische Union sein. Habermas gab zu, dass der Nationalstaat der bisher größte bekannte Sozialverband sei, der Umverteilungsopfer zumutbar gemacht habe. Dies müsse nun auf die EU übertragen werden. „Die bislang auf den Nationalstaat beschränkte staatsbürgerliche Solidarität muss sich auf die Bürger der Union derart ausdehnen, dass beispielsweise Schweden und Portugiesen bereit sind, *füreinander* einzustehen" (S. 150). Allerdings bleibt bei dieser Position zu bedenken, dass auch die EU dann wieder eine Außengrenze hätte und wie ein vergrößerter Nationalstaat in Erscheinung treten könnte.
Einige Jahre später gab der späte Habermas (2006) in seiner Dankesrede zur Verleihung des NRW-Staatspreises jedoch zu, dass die Rückwendung zum Nationalstaat Realität geworden und das Europathema entwertet worden sei. Die Menschen in den EU-Mitgliedstaaten seien in einem „neuen Wohlfühlpatriotismus" zusammengerückt. Das Immigrationsproblem treffe gerade die europäischen Nationalstaaten an einem wunden Punkt. „Diese haben sich nämlich über die forcierte Herstellung eines romantisch inspirierten, ältere Loyalitäten aufsaugenden Nationalbewusstseins zu demokratischen Rechtsstaaten entwickelt. Ohne die

bewegende Kraft des Nationalismus wären die Bayern, die Rheinländer, die Bretonen und die Okzitanier, die Schotten und die Waliser, die Sizilianer und die Kalabresen, die Katalanen und die Andalusier kaum zu Bürgern einer demokratischen Nation verschmolzen. Wegen dieses engmaschigen und leicht entzündbaren Gewebes reagieren die ältesten Nationalstaaten sehr viel empfindlicher auf Integrationsprobleme als Einwanderungsgesellschaften wie die USA oder Australien, von denen wir eine Menge lernen können“ (Habermas, 2006, S. 29). Integration verlange eine Erweiterung des eigenen Horizontes und die Begegnung mit der Vitalität fremder Religionen könne auch den einheimischen Konfessionen neue Resonanz verleihen. Auch gesteht er zu: „Der liberale Staat muss jedenfalls darauf bestehen, dass die Verträglichkeit des Glaubens mit der Vernunft allen religiösen Bekenntnissen zugemutet wird“ (Habermas, 2006, S. 29).

Deutsche Teilung: Die Gründung der BRD und der DDR erschwerte es, eine Antwort auf die Fragen zu geben: „Was ist deutsch?“ und „Was ist Deutschland?“. Für die alte Bundesrepublik wurde vermutet, dass sich als Reaktion auf diese Probleme die europäische Integration als eine Art Ersatzidentität entwickeln werde. Die Westintegration eröffnete zudem die Möglichkeit, sich psychologisch zu rehabilitieren. Die Amerikanisierung kam schnell voran, der Einfluss der englischen Sprache erweiterte sich enorm. Die BRD erlebte einen raschen wirtschaftlichen Wiederaufstieg. Das sog. Wirtschaftswunder bildete eine Grundlage für erneuten Nationalstolz und wurde teilweise auch als Kompensation für die militärische Niederlage empfunden. Die BRD wirkte als treibende Kraft bei der wirtschaftlichen und politischen Einigung Europas. Gleichzeitig verstand sie sich – zumindest offiziell – in Bezug auf die „deutsche Frage“ bis zur Wiedervereinigung als Provisorium. Zur Zeit ihrer Gründung hielt auch die DDR noch an der Einheit der Nation fest, was u. a. in ihrer Hymne und der Flagge zum Ausdruck kam. 1974 wurden die entsprechenden Passagen aus der Verfassung gestrichen. Die DDR hatte mit wirtschaftlichen Problemen und mit der Akzeptanz des politischen Systems durch die Bevölkerung zu kämpfen. Um die massive Republikflucht zu stoppen, wurde am 13.8.1961 die Berliner Mauer gebaut und nahezu unüberwindbare Sperranlagen an der innerdeutschen Grenze errichtet. Daraufhin gelang bis in die 1970er-Jahre eine Stabilisierung des Systems, auf die eine erneute krisenhafte Entwicklung folgte (Sywottek, 1998).

1989 wurde die Teilung Deutschlands und Europas überwunden. Einen großen Anteil an „der Wende“ hatten die friedlichen Demonstrationen der Bevölkerung, insbesondere die Montagsdemonstrationen in der „Heldenstadt“ Leipzig. Am 3. Oktober 1990 trat der Einigungsvertrag entsprechend Artikel 23 GG zwischen der BRD und der DDR in Kraft und die Deutschen lebten wieder in einem gemeinsamen Staat. Damit war die „deutsche Frage“ – zumindest staatsrechtlich gesehen – beantwortet.

Die Euphorie der Wendezeit und die Welle ausländerfeindlicher Ausschreitungen zu Beginn der 1990er-Jahre ließen im In- und Ausland Befürchtungen über ein Wiederaufleben radikaler nationalistischer Strömungen aufkommen. Nicht zuletzt aus diesem Anlass gab es in den 1990er-Jahren einen Forschungsboom zu zwei Themenstellungen. Zum einen wurden Ost-West-Unterschiede bzw. der Verlauf der vermuteten Ost-West-Annäherung erfasst. Dabei interessierte besonders die Bewältigung der Systemtransformation nach dem Ende des realen Sozialismus. Zum anderen wurden zahlreiche Studien über Erscheinungsformen und Ursachen des Rechtsradikalismus aufgelegt. Für einige Regionen in Ostdeutschland wurden besonders hohe Raten neo-nazistischer Gewalt ermittelt (Görtemaker, 1998). Zu den politischen Konsequenzen gehörte, dass man die westdeutsche Form der verinnerlichten Vergangenheitsbewältigung auch auf die neuen Bundesländer übertrug.

Die Wiedervereinigung verursachte mehr Kosten als erwartet, und „neben der unübersehbaren Überforderung der finanziellen Ressourcen der Bundesrepublik war es vor allem … [der] mentale Pessimismus, der die Situation in Deutschland nach der Wende kennzeichnet“ (Görtemaker, 1998, S. 295). Produktionsverlagerungen ins Ausland, Konkurrenz durch billigere ausländische Arbeitskräften aufgrund der Grenzöffnungen, steigende Arbeitslosigkeit sowie ein überfordertes Sozialsystem führten zu Desillusionierung und Verunsicherung. Durch die Krise traten Wesenszüge verstärkt zutage, die nach Meinung einiger Autoren ohnehin als „typisch deutsch“ zu gelten hätten, nämlich das „Jammern auf hohem Niveau“ und die „German Angst“, die auch in der internationalen Literatur seit den 1970er-Jahren ein oft diskutiertes Thema darstellt (Bode, 2007; Leinemann et al., 2000; Painton, 1981).

Im zweiten Jahrzehnt der Einheit nahm die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft wieder zu und auch die Stimmungslage verbesserte sich. Die Fußballweltmeisterschaft 2006 entwickelte sich zu einer riesigen Freiluft-Party und ging als das sog. Sommermärchen in die Geschichte ein. Auf europäischer Ebene wurde durch die Einführung der Gemeinschaftswährung „Euro“ sowie durch die Verträge von Lissabon ein weiterer Schritt in Richtung Integration vollzogen. Die Wiedervereinigung hatte sich nicht – wie anfangs von Kritikern befürchtet – als Hindernis für den europäischen Einigungsprozess erwiesen.

Empirische Studien

In den bisherigen empirischen Untersuchungen zeigten sich in verschiedenen Bereichen deutsche Besonderheiten, die als Effekte der skizzierten Rahmenbedingungen gedeutet werden können. Vornehmlich traten Probleme mit der nationalen Identität zutage. In den diversen internationalen Vergleichsstudien erwies sich der *Nationalstolz* als schwach ausgeprägt.

Die erste internationale Wertestudie wurde 1981 auf den Weg gebracht. An ihr nahmen 12.000 Menschen aller Alters- und Einkommensklassen in Europa teil, 1.700 in den USA. In Deutschland allein waren es 1.305 Menschen, die den Fragebogen ausfüllten. Es ging bei dieser Studie darum, Einstellungen zu Themen wie Nation, Religion, Gesundheit, Familie und Arbeit zu erfragen. Die Ergebnisse dieser Studie wurden von Noelle-Neumann (1987) zusammengefasst und interpretiert.

Beim Vergleich der Antworten der deutschen Bevölkerung mit denen ihrer europäischen Nachbarn und auch mit den Antworten der US-Amerikaner wiesen die Deutschen einige Besonderheiten auf. Es schien eine große Kluft zwischen den Generationen zu geben, wenn es um Normen und sittliche Fragen ging. Die junge Generation strebte nach Unabhängigkeit, betonte die Individualität eines jeden. Deutschland zeigte sich als ein Land im Wandel, mit einem Trend hin zu weitgehender Individualisierung und Befreiung von Normen und Pflichten. In Deutschland gab es vor allem einen sehr gering ausgeprägten Nationalstolz. Nur 37 % der Deutschen stimmten der Aussage „Ich bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein.“ uneingeschränkt zu. In Luxemburg waren es 81 % der Bevölkerung, in Frankreich 65 %. Dabei scheint der Nationalstolz wichtige Funktionen zu erfüllen, denn er korrelierte mit einem glücklichen Familienleben, mit Freude an der Arbeit

und am Leben, mit mehr Verteidigungsbereitschaft und Vertrauen in staatliche Institutionen. Noelle-Neumann (1987) sah in der Eigenart der Deutschen einen Hinweis auf die Nachwirkung des Nationalsozialismus und interpretierte den Mangel an Nationalstolz als Resultat der Geschichte.

In verschiedenen Folgestudien wurde – z. B. im Rahmen der World Value Surveys oder der Eurobarometer-Befragungen – zwischen 1980 und 1996 der allgemeine Nationalstolz an Stichproben von Westdeutschen und nicht-deutschen EG-Bürgern (ab 1991 auch an einer Stichprobe von Ostdeutschen) erhoben. Die Ergebnisse zeigten deutlich, dass ein allgemeiner Nationalstolz in Westdeutschland über die gesamte Zeitspanne im europäischen Vergleich nur sehr schwach ausgeprägt blieb. Zwar war der Nationalstolz der Ostdeutschen gegenüber der europäischen Stichprobe ebenfalls geringer, doch in den ersten Jahren nach der Wende lag er noch höher als bei den westdeutschen Befragten.

Besonders bemerkenswert war der deutliche Rückgang des Nationalstolzes nach der Wiedervereinigung. Die damals häufig geäußerte Annahme eines alle Deutschen ergreifenden nationalistischen Vereinigungstaumels kann auf dieser Datengrundlage also als widerlegt gelten (Westle, 1999). Als mögliche Erklärungen für den unerwarteten Rückgang des allgemeinen Nationalstolzes wurden die Enttäuschung materieller Erwartungen, Scham über die rechtsextremen Gewalttaten dieser Zeit und das schnelle „Vergessen“ der Wende angesehen. Der Nationalstolz korrelierte deutlich mit dem Lebensalter. Ältere äußerten sich durchgehend stolzer als jüngere Bundesbürger. Die Ergebnisse deuteten auf eine höhere Sensibilität des Nationalstolzes der jüngeren Bevölkerung für kontextuelle Einflüsse, wie beispielsweise die Wirtschaftslage oder ausländerfeindliche Übergriffe hin.

Ein anderes wichtiges Merkmal war der Bildungsstatus der Befragten. Bürger und Bürgerinnen mit einem höheren Schulabschluss zeigten sich weniger nationalstolz als solche, die einen niedrigeren Schulabschluss aufwiesen. Dieser Zusammenhang wurde von einigen Autoren damit begründet, dass eine niedrigere Schulbildung mit einer geringeren Chance zur Entwicklung eines positiven Selbstwerts verbunden ist und daher in Form eines Kompensationsmechanismus zu einer stärkeren Identifikation mit dem Kollektiv führen kann (vgl. Kap. 1.4.2). Außerdem wurde angenommen, dass eine intensivere Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus während einer längeren Schullaufbahn zu einer größeren Distanz gegenüber nationalen Affekten führe (Westle, 1999). Die Korrelationen mit gesellschaftlich-

politischen Grundorientierungen fielen relativ hoch aus. Bei zunehmender postmaterialistischer Werthaltung und linker politischer Selbsteinstufung ergaben sich in Ost- wie in Westdeutschland abnehmende Anteile von Nationalstolz.
Zur Erhebung des objektbezogenen Nationalstolzes bzw. des Stolzes auf kollektive Güter wurde in den Jahren 1959, 1978 und 1991 westdeutschen Befragten die offene Frage gestellt, worauf sie im Hinblick auf Deutschland als Deutsche am meisten stolz seien. Es wurde deutlich, dass erst ab Ende der 1970er-Jahre der Stolz auf das demokratische politische System der Bundesrepublik Deutschland auf ein mit anderen etablierten Demokratien vergleichbares Niveau anstieg. Zuvor wurden fast ausschließlich politikferne Bereiche als Objekte nationalen Stolzes genannt. Das ethnische Selbstverständnis der Westdeutschen war zur gleichen Zeit rückläufig: Zu den späteren Erhebungszeitpunkten ergab sich ein wesentlich geringerer Anteil an Nennungen zu „deutschen Charaktereigenschaften“ und „Landschaftsmerkmalen“. Die Ergebnisse der Erhebungen machten deutlich, dass die Wirtschaft einen wesentlichen Bestandteil nationalen Stolzes darstellte. 1996 erlitt ihre Bedeutsamkeit jedoch einen massiven Einbruch, was mit der verschlechterten Wirtschaftslage erklärt wurde. Die Antworten zum objektbezogenen Nationalstolz spiegeln somit durchaus auch eine realistische Einschätzung wieder (vgl. Kap. 8).
Nach der Wende wurden Befragungen zum objektbezogenen Nationalstolz nicht nur mit westdeutschen, sondern auch mit ostdeutschen Bundesbürgern durchgeführt. Den Ergebnissen zufolge war die Identifikation mit dem demokratischen System unter den Ostdeutschen zwischen 1990 und 1996 zwar weiter verbreitet als im Westdeutschland der Nachkriegszeit, aber erheblich seltener als zeitgleich in Westdeutschland. Unterschiede ergaben sich aufgrund der stärkeren Bedeutsamkeit von Kultur, Wissenschaft und Sport bei den Ostdeutschen sowie durch den häufigeren Bezug auf deutsche Volkseigenschaften und Landschaftsmerkmale. Es zeigten sich in Ost- und Westdeutschland somit gewisse Unterschiede in den Identitätsmustern.
Westle (1999) ging der Frage nach, wo die Ursachen für die Haltung der allgemein und objektspezifisch Nicht-Nationalstolzen liegen und ob sie mit dieser eine grundsätzliche Distanz zur Bundesrepublik artikulieren.
Stolze führten als Antwort zu 90 % konkrete Objekte zur Erläuterung ihres Nationalstolzes an. Nicht-Nationalstolze verfolgten jedoch eine ganz andere Art der

Argumentation: Sie führen häufiger Denkfiguren oder geschlossene Argumente auf, die als normativ oder affektiv verankerte Motive bezeichnet werden können (negative Identität). Aus dem Ergebnis wird also ersichtlich, dass die Abwesenheit von Nationalstolz nicht primär durch objektive Legitimitätsdefizite begründet ist.
Die deutsche Geschichte hatte einen sehr hohen Anteil an der Begründung der Einschränkung bzw. Ablehnung von Nationalstolz. Bei einer näheren Betrachtung handelte es sich dabei zu 50 % um generalisierte Negativurteile. Ein überwiegender Anteil genannter Einzelaspekte bezog sich auf das Dritte Reich. Interessanterweise wurden die deutsche Teilung und die Geschichte der DDR überhaupt nicht thematisiert. Wenn man die Ergebnisse qualitativer Analysen zur nationalen Scham hinzuzieht, wird das Bild zur Geschichte als Bereich kollektiver Identität etwas differenzierter. Drei Viertel der Befragten schämten sich als Deutsche oder hatten sich bereits geschämt. Diese Scham richtete sich hauptsächlich auf die Geschichte, besonders die NS-Zeit, an zweiter Stelle auf das Benehmen der Deutschen im Ausland und an dritter Stelle auf den Rechtsextremismus. Westle (1999) zog aus diesen und weiteren Befragungen zu der Frage des sog. „Deutschen Geschichtstraumas“ den folgenden Schluss: Scham über die NS-Geschichte nehme „insofern eine wichtige latente Rolle ein, als der vermittelte, auf aktuelle Erscheinungen bezogene Rekurs auf die NS-Geschichte Deutschlands sich als wesentlicher Faktor für die Einschränkung nationalen Stolzes darstellt“ (S. 231).
Wie oben aufgezeigt sind Motive als Begründung für vorhandenen Nationalstolz, im Vergleich zur Begründung nicht vorhandenen Nationalstolzes, eher selten. Die von Nationalstolzen angegebenen Motive konzentrierten sich auf wenige Denkfiguren: Nationalstolz sei eine Selbstverständlichkeit und eine Pflicht. Die Motive der Nicht-Nationalstolzen und Antwortverweigerer gestalteten sich vielfältiger. Bemerkenswert war, dass ein Mangel an emotionalen Bezügen zur Nation sowie ein individualistisches Verständnis des Menschen zum Ausdruck gebracht wurden. Es wurde argumentiert, dass „die Nationalität Zufall sei und man nicht auf einen Zufall, sondern nur eigene Leistungen stolz sein könne“ und, dass „Stolz auf die Nation eine unzulässige Verallgemeinerung sei, da nur der einzelne Mensch zähle“ (Westle, 1999, S. 213). Häufig empfanden die Befragten den Begriff „Stolz“ als gefährlich, da sie ihn mit extremem Nationalismus und Nationalsozialismus assoziierten. Andere hielten Nationalstolz für überheblich, da sie darin eine Übersteigerung mit gleichzeitiger Abwertung anderer Nationen sahen. Deutlich stach der massive

Unterschied der Motive der Deutschen insgesamt gegenüber den anderen EU-Bürgern ins Auge. Etwa die Hälfte der nicht-deutschen europäischen Bevölkerung vertrat die Meinung, Nationalstolz sei eine Selbstverständlichkeit, ein wesentlich höherer Anteil als der der Deutschen. Die größten Differenzen zeigten sich jedoch angesichts des Motivs Nationalstolz als Pflicht. Dies wurde im europäischen Ausland doppelt so häufig wie in Deutschland angegeben. Die Meinung, Nationalstolz berge die Gefahr der Überheblichkeit, blieb in anderen europäischen Ländern irrelevant, wurde jedoch von über 10 % der Deutschen vertreten.

Neben dem Verhältnis zur eigenen Nation sind die Einstellungen der Deutschen zu Fremdgruppen kontinuierlich untersucht worden. Diese Forschungskontinuität lässt sich bis Adorno et al. (1950) zurückverfolgen. Den Untersuchungsgegenstand bildeten seit den 1950er-Jahren antidemokratische und antisemitische Einstellungen, in den 1990er-Jahren kamen rechtsradikale und ausländerfeindliche Einstellungen hinzu. Besonders umfassend ist die Langzeitstudie „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ der Forschergruppe um Heitmeyer (2002-2010) angelegt, die Skalen zu Rassismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit, Heterophobie (gegenüber Obdachlosen, Homosexuellen, Behinderten), Islamophobie, Etabliertenvorrechten und Sexismus enthält. Die Autoren ziehen aus den jährlich sich wiederholenden Erhebungswellen jeweils dasselbe Fazit, nämlich dass es sehr beunruhigende „deutsche Zustände“ gäbe, die eine Gefährdung der „Zivilgesellschaft“ darstellten.

Die zahlreichen Studien, die in der Tradition der Vorurteilsforschung stehen, lassen zwischen den 1990er-Jahren und dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts eine Akzentverschiebung erkennen. Während zunächst gewaltbereite Neo-Nazis im Fokus des Interesses standen, geriet danach zunehmend die „politische Mitte“ ins Visier und wurde des Extremismus verdächtigt. Einen solchen „Blick in die Mitte“ sollen beispielsweise die von Decker et al. (2006, 2008) durchgeführten Befragungen ermöglichen.

Decker et al. (2006) führten eine Repräsentativerhebung zur Verbreitung rechtsextremer Einstellungen in Deutschland durch. Der Fragebogen umfasste sechs Dimensionen: Befürwortung einer rechtsgerichteten Diktatur, Chauvinismus, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus, Sozialdarwinismus und Verharmlosung des Nationalsozialismus. Dabei wurde festgestellt, dass der Begriff Rechtsextremismus irreführend sei, weil er das Problem als ein Randphänomen beschreibe. Vielmehr

handele es sich beim Rechtsextremismus um ein ernstes politisches Problem in der Mitte der Gesellschaft. Rechtsextreme Einstellungen wurden bei allen erfragten Gruppen gefunden (Parteien, Gewerkschaften und Kirchen). Entgegen der dramatischen Interpretationen durch die Autoren zeigten sich letztlich jedoch sehr niedrige prozentuale Zustimmungswerte: Befürwortung Diktatur 4.8 %, Chauvinismus 19.3 %, Ausländerfeindlichkeit 26.7 %, Antisemitismus 8.4 %, Sozialdarwinismus 4.5 % und Verharmlosung Nationalsozialismus 4.1 %. Einen relativ hohen Zustimmungswert erzielte das Item „Wir sollten endlich wieder Mut zu einem starken Nationalgefühl haben“. Jedoch lehnen auch 14.2 % der Befragten dieses völlig und 15.1 % dieses überwiegend ab. Die Aussage „Die Verbrechen des Nationalsozialismus sind in der Geschichtsschreibung weit übertrieben worden“ wurde immerhin von 53.1 % der Befragten entschieden abgelehnt und nur von 2.6 % voll und ganz zugestimmt.

Zu den Ursachen rechtsextremer Einstellungen führten die Autoren an, dass rechtsextremorientierte Menschen sich weniger akzeptiert sowie in ihrer Umgebung weniger wohl und sicher fühlten. Es wurden Hinweise gefunden, dass Rechtsextreme psychische Dispositionen wie geringer Selbstwert, mangelnde Resilienz, höhere Depression und Ängstlichkeit aufweisen. Die Probanden und Probandinnen seien misstrauischer, verschlossener und neigten weniger zur Selbstreflektion. Diese Befunde bzw. Interpretationen entsprechen somit dem Kompensationsmodell (vgl. Kap. 1.4.2). Die vorgeschlagenen Konsequenzen enthalten Maßnahmen, die den Auffassungen Adornos entsprechen. Es wird eine Stärkung der politischen Aufklärungsarbeit gefordert. Großer Wert wird auch auf die Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit gelegt. Wichtig sei die Einnahme der Opferperspektive. Die Erinnerung an die NS-Zeit müsse Scham und Trauer einschließen (vgl. Kap. 11).

Ein empirischer Vergleich zwischen West- und Ostdeutschland erscheint aus mehreren Gründen als relevant. Da die Menschen aus den neuen und alten Bundesländern bis vor zwanzig Jahren noch in sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen gelebt haben, ist davon auszugehen, dass sie in Aspekten ihrer personalen und sozialen Identität unterschiedlich geprägt worden sind. Zumindest die Eltern der ostdeutschen Jugendlichen haben meist seit mehreren Jahrzehnten eine Identität entwickelt, die von den Einschränkungen, Bedingungen aber auch Möglichkeiten der DDR geprägt wurde. Die Wende war

dann besonders für die Ostdeutschen ein einschneidendes identitätsrelevantes Lebensereignis (Trommsdorff, 1994), denn gesellschaftliche Transformationsprozesse führen oft zu gravierenden Umbrüchen in den Lebensentwürfen eines Menschen und stellen sein Selbstverständnis in Frage. Die soziokulturellen Veränderungen, die mit der Wende einhergingen, wurden in Ostdeutschland in einer größeren Intensität erlebt als in Westdeutschland. Somit stellte der Transformationsprozess an die ostdeutsche Bevölkerung höhere Anforderungen (Schmidtchen, 1997).

Seit der Wende sind viele vergleichende Ost-West-Studien durchgeführt worden, die zeigen, dass sich Ost- und Westdeutsche, was Denkweisen und Verhaltensmuster betrifft, in einigen Aspekten voneinander unterscheiden. In einer Untersuchung zum Vergleich der Identitätszustände von ost- und westdeutschen Erwachsenen (Born & Fuhrer, 1999) konnten höhere Diffusionswerte bei den Ostdeutschen nachgewiesen werden, die sich als Folge der gesellschaftlichen Transformationsprozesse interpretieren lassen. In einer Interviewstudie von Schmidtchen (1997) mit 3.000 Ostdeutschen und 1.000 Westdeutschen zwischen 15 und 30 Jahren gaben die Ostdeutschen beispielsweise mehr Frustration, weniger Lebensfreude und eine schlechtere psychosomatische Verfassung an. In einer Untersuchung von Becker, Hänsgen und Lindinger (1991) zeigten die befragten Personen aus den alten Bundesländern eine größere Improvisationsfreude und Autonomie, während sich die Ostdeutschen als „liebesfähiger“ einschätzten. Allerdings glichen sich Ost- und Westdeutsche hier hinsichtlich des Selbstwertgefühls und hielten sich für genauso fähig, Lebensanforderungen zu bewältigen. Auch in Bezug auf körperliche und psychische Beschwerden zeigten sich erstaunlicherweise geringe Unterschiede. Brähler und Richter (1999) fanden in einer Fragebogenstudie mit 1.000 Ostdeutschen und 1.000 Westdeutschen insgesamt ein Defizit im subjektiven Wohlbefinden bei den Menschen aus den neuen Bundesländern gegenüber der Bevölkerung der alten Bundesrepublik. Dies wurde von den Autoren vor allem darauf zurückgeführt, dass die befragten Ostdeutschen mit ihrer beruflichen und materiellen Lage unzufrieden waren. Ostdeutschen schienen dagegen größere soziale Ressourcen zur Verfügung zu stehen, z. B. in Familie und Partnerschaft, denn hier berichteten sie eine größere Zufriedenheit als Westdeutsche.

Ein großer Teil der Ost-West-Vergleichsstudien wurde mit Jugendlichen durchgeführt. Einige der Fragestellungen betrafen Identitätsaspekte, wie sie auch in unserer kulturvergleichenden Untersuchung erhoben wurden. So fanden Mansel et al. (1992) in der unmittelbaren Nachwendezeit ein geringeres Selbstvertrauen und ein geringeres *Selbstwertgefühl* sächsischer Jugendlicher im Vergleich zu westdeutschen Altersgenossen. Sturzbecher und Freytag (2000) registrierten ebenfalls bei Schülern und Schülerinnen und Auszubildenden zwischen 14 und 20 Jahren aus Brandenburg im Vergleich zu Jugendlichen aus Nordrhein-Westfalen ein geringeres Maß an Selbstvertrauen, stärkere Gefühle der Hoffnungslosigkeit und stärkere externale Kontrollüberzeugungen. Offenbar gibt es aber seit 1996 einen Trend zur Verringerung dieser Unterschiede. So beschrieb Sturzbecher (2002, 2005) bei der „Jugend in Brandenburg“ eine positive Veränderung hin zu wachsendem Selbstvertrauen.

Auch bezüglich der *Selbstzufriedenheit* wurden in der Nachwendezeit Unterschiede zu Ungunsten der ostdeutschen Jugendlichen gefunden (Hannover, 1995). Aus der internationalen Studie „Health Behaviour in School-aged Children“ ging hervor, dass Schüler/innen aus den neuen Bundesländern ihre schulische Leistungsfähigkeit signifikant niedriger einschätzten als die westdeutschen Jugendlichen. Dagegen war die Leistungsorientierung nach Daten der 13. Jugendstudie der Deutschen Shell (2000) bei ostdeutschen Jugendlichen stärker ausgeprägt als bei den Westdeutschen.

Hinsichtlich der Belastung mit *psychosomatischen Beschwerden* zeigten sich zwar regionale Unterschiede in Deutschland, jedoch konnten keine systematischen Ost-West-Unterschiede gefunden werden (Bilz & Melzer, 2005). Auch hinsichtlich der *Depressivität* liegen keine konsistenten Befunde vor. Dieses Ergebnis war für einige Autoren erwartungswidrig, da man von einer höheren Belastung für die Ostdeutschen ausging. Nach Brähler et al. (1996) kann man vermuten, dass Kompensationsmöglichkeiten bestehen, die bei den Ostdeutschen vor allem im familiären Bereich liegen. Übereinstimmend mit dieser Interpretation äußerten unmittelbar nach der Wende die ostdeutschen Jungendlichen eine größere Familienorientierung als die westdeutschen (Lange, 1991). Auch der *Kinderwunsch* war ausgeprägter. In der Studie von Behnken und Zinnecker (1991) gaben 90 % der ostdeutschen, aber nur 82 % der westdeutschen Schüler/innen an, dass sie auf eine „eigene Familie“ sehr großen oder großen Wert legen würden. Eigene Kinder

wünschten sich 87 % der Mädchen und 86 % der Jungen im Osten gegenüber 77 % der Mädchen und 70 % der Jungen im Westen (Enders, 1994). Die Jugendlichen im Osten beabsichtigten auch früher zu heiraten als die im Westen. Der ausgeprägte Kinderwunsch der ostdeutschen im Vergleich zu den westdeutschen Jugendlichen (85 % zu 75 %) setzte sich nach Linssen et al. (2002) bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts fort.

Wie in diesen Befunden zum Ausdruck kommt, ist das Ungebundenheitsbedürfnis bei westdeutschen Jugendlichen vergleichsweise hoch (Schmidtchen, 1997). Bezüglich des Wunsches nach familiären Bindungen bzw. bezüglich des Ungebundenheitsbedürfnisses kam es jedoch in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre zu einer Angleichung. Während für ostdeutsche Jugendliche die Wichtigkeit des familiären Lebens zunehmend geringer eingeschätzt wurde, kam es bei den westdeutschen Jugendlichen zu einer leichten Bedeutungszunahme (Lange, 1997). Durch diese beiden gegenläufigen Trends minimierten sich die Ost-Westunterschiede bis zum Ende der 1990er-Jahre.

Die *Zukunftsbewältigung* schienen ostdeutsche Jugendliche als schwieriger einzuschätzen. In der Vergleichsstudie zwischen Brandenburg und Nordrhein-Westfalen fanden Sturzbecher und Freytag (2000) häufiger Zukunftspessimismus bei den Ostdeutschen. Dies wird auch durch die Befunde von Isengard und Schneider (2002) sowie Berth (1999) in Bezug auf andere ostdeutsche Länder bestätigt. Zwar sahen auch im Osten die meisten Jugendlichen ihre berufsbezogene Zukunft positiv, jedoch war der Anteil der Pessimisten relativ hoch. Er lag im Jahre 1999 bei 29 % gegenüber 25 % im Jahre 1993 und 23 % im Jahre 1996 (Sturzbecher & Wurm, 2001).

Das *Freizeitverhalten* war in beiden Landesteilen gleichermaßen vor allem durch alterstypische und epochalspezifische Einflüsse geprägt (Behnken & Zinnecker, 1991; Lüdtke, 1992). In Westdeutschland waren jedoch mehr Jugendliche in Vereinen organisiert (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1992). Im Osten machte sich bemerkbar, dass die staatlich organisierte kollektive Freizeit (z. B. bei den „Jungen Pionieren“) durch eine individuellere Freizeitgestaltung abgelöst wurde (Linssen et al., 2002; Deutsche Shell, 2002). Eine negative Folge dieses Trends schien der häufigere und längere Fernsehkonsum in Ostdeutschland zu sein (Bilz & Melzer, 2005). Neue Freizeitstrukturen haben sich offenbar erst langsam wieder entwickelt. Jugendtypische Vergnügungen wie der Besuch von Kinos, Popkonzerten oder

Diskotheken waren jedoch in Ost- und Westdeutschland gleichermaßen beliebt (Isengard & Schneider, 2005).
Hinsichtlich des *devianten Verhaltens* wurden der Konsum von Alkohol, Nikotin und Drogen sowie die Gewaltbereitschaft im Ost-West-Vergleich untersucht. Die Untersuchungen zeigten keine konsistenten Unterschiede hinsichtlich des Konsums von Alkohol (Kolip et al., 1999; Kraus et al., 2004). Tendenziell gaben mehr Jugendliche im Osten (insbesondere Mädchen) an, noch nie betrunken gewesen zu sein (Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung, 2004a). Auch hinsichtlich des Rauchverhaltens war die Befundlage widersprüchlich (Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung, 2004b; Kolip et al., 1999). Allerdings ist im Westen die Zahl der jugendlichen Raucher zwischen den Jahren 2001 und 2004 stark zurückgegangen, während sie im Osten auf einem relativ hohen Niveau verblieb. Der Raucheranteil in der Altersgruppe der 12- bis 17-jährigen lag 2004 bei 21 % in Westdeutschland und bei 33 % in Ostdeutschland. Bei der Belastung durch illegale Drogen sind die Unterschiede dagegen eindeutig. Die westdeutschen Prävalenzraten lagen deutlich über denen in Ostdeutschland. Obwohl auch im Osten der Medikamenten- und Drogenmissbrauch zugenommen hatte, waren die Unterschiede immer noch erheblich (Bilz & Melzer, 2005; Kraus et al., 2004). Als Ursachen wurden das geringere Drogenangebot und die geringere Urbanität diskutiert.
Die polizeiliche Kriminalstatistik weist für die Jahre nach der Wende insgesamt eine erhöhte Jugendgewalt auf (Pfeiffer, 1998). Es wurde ein stärkerer Anstieg in Ost- als in Westdeutschland registriert (Starke & Starke, 1995). In mehreren empirischen Studien ließ sich dieser Ost-West-Unterschied jedoch nicht bestätigen (Ettrich et al., 1996; Klein-Allermann et al., 1995; Wiesner & Silbereisen, 1999). Hinsichtlich der schulischen Gewalt fielen die Unterschiede dagegen deutlich zu Ungunsten der alten Bundesländer aus. So ermittelte man häufigeren Waffenbesitz der Schüler/innen in Hessen als in Sachsen (Forschungsgruppe Schulevaluation, 1998), auch verbale Aggressionen waren häufiger. Ein Vergleich von Schulen in Baden-Württemberg, Hessen, Thüringen und Sachsen erbrachte die höchste Gewaltbelastung für Hessen und die geringste für Sachsen (Meier et al., 1995; Tillmann et al., 1999). Die Differenzen scheinen sich allerdings zu verringern (Ehinger & Melzer, 2003).

Das *politische Informationsverhalten* wies eher alters- und epochalspezifische Effekte auf als klare Ost-West-Unterschiede (Boll, 2003; Weßels & Klingemann,

2002). Die politische Partizipation in Form der Wahlbeteiligung ließ jedoch als deutlichen Trend erkennen, dass die ostdeutschen Jugendlichen seltener zur Wahl gingen (Förster, 2003b; Oswald & Kuhn, 2003; Schneekloth, 2002). Hinsichtlich der politischen Positionierung ordneten sich ost- und westdeutsche Jugendliche gleichermaßen mehrheitlich der politischen Mitte zu. Jedoch wurde bei den Parteipräferenzen auch deutlich, dass sich die PDS bzw. Linkspartei als ostdeutsche Regionalpartei fest etabliert hat.

Hinsichtlich des *religiösen Verhaltens* sind die Ost-West-Unterschiede stark ausgeprägt. Mehr Jugendliche im Westen gehören einer Religionsgemeinschaft an, während im Osten der Anteil der Atheisten sehr groß ist (Basic, 1992; Köcher, 1992). Dementsprechend gehen mehr Jugendliche im Westen in die Kirche und geben an, an Gott zu glauben (Gensicke, 2002).

Bei den *allgemeinen Werthaltungen* konnten dagegen keine systematischen Ost-West-Unterschiede gefunden werden (Reitzle & Silbereisen, 1996). Die ohnehin recht ähnlichen Werthaltungen haben sich im Laufe der Zeit noch weiter einander angenähert. Lediglich für den Wert von Arbeit gilt allerdings, dass in den vorliegenden Studien den Ostdeutschen eine stärkere Arbeitsorientierung zugeschrieben wurde (Brähler & Richter, 1999; Meulemann, 1996). Mühlberg (2002) bezeichnete die Arbeitsorientierung sogar als „mentale Besonderheit der Ostdeutschen“ (S. 4). Die Arbeit wurde häufiger als wichtigster Lebensbereich bezeichnet, Leistung, Ehrgeiz und Verantwortung wurden höher bewertet als im Westen. In den alten Bundesländern nahm dagegen die Freizeitorientierung einen höheren Stellenwert ein. Für die ostdeutschen Jugendlichen war der Arbeitsplatz insofern von zentraler Bedeutung, als sie daraus häufiger ihren Selbstwert ableiteten und damit einen zentralen Sinn des Lebens verbanden. Dementsprechend wiesen sie auch eine höhere Bereitschaft auf, sich Leistungsdruck auszusetzen.

Die *soziale Identifikation (mit Ort, Land usw.)* ergab vergleichsweise große Unterschiede. Man fand in den neuen Bundesländern eine ausgeprägte ostdeutsche Identität, in den alten Bundesländern jedoch keine starke westdeutsche Identität (Schmitt et al., 1999). Es scheint eine gewisse Entscheidung zwischen einer spezifischen Ostidentität und einer gesamtdeutschen Identität zu geben, während in den alten Bundesländern die westdeutsche und die gesamtdeutsche Identität leichter miteinander verknüpft werden können. Diese Unterschiede konnten jedoch eher bei Erwachsenen als bei Jugendlichen nachgewiesen werden. Für die ostdeutschen

Jugendlichen ist das vereinte Deutschland in stärkerem Maße eine Selbstverständlichkeit als für die Elterngeneration (Förster, 2003a).
Der *Nationalstolz* war in Ost- und Westdeutschland gleichermaßen schwach ausgeprägt. In den ersten Jahren nach der Wende wurden in den neuen Bundesländern leicht höhere Werte registriert, die sich jedoch bald an das westdeutsche Niveau anpassten. Einige Unterschiede wurden hinsichtlich der Kollektivgüter gefunden, d. h. bezüglich der Sachverhalte, auf die man als Deutsche bzw. Deutscher stolz sein kann. Im Westen rangierten der Stolz auf demokratische Institutionen, wirtschaftliche Erfolge, die sozialstaatlichen Leistungen sowie die politischen Mitbestimmungsmöglichkeiten höher (Blank & Schmidt, 1997). Der ostdeutsche Nationalstolz bezog sich dagegen stärker auf den Spitzensport, der während der DDR-Zeit eine große Rolle spielte.
Eine starke *Europaorientierung* war für die Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland charakteristisch (Schneekloth, 2002). Die Skepsis gegenüber der europäischen Einigung und ihren Konsequenzen war jedoch in den neuen Bundesländern stärker ausgeprägt. Zwar wurde Europa auch als Chance begriffen, jedoch bestanden nach den Erfahrungen mit der deutschen Wiedervereinigung auch Befürchtungen, dass es zu einer erneuten biographischen Destabilisierung kommen könnte (Münchmeier, 2003).
Differentielle Untersuchungen zu den *Ländersympathien* von Ost- und Westdeutschen liegen für die europäischen Nachbarstaaten nicht vor. Recht häufig waren jedoch die Einstellungen gegenüber den USA Gegenstand von Untersuchungen. Die Ost-West-Unterschiede wiesen dabei immer in die gleiche Richtung. Bereits in den 1990er-Jahren bewerteten die ostdeutschen Jugendlichen die US-amerikanische Politik skeptischer und befürworteten eine weniger enge Zusammenarbeit zwischen Deutschland und den USA (12. Shell Jugendstudie; Deutsche Shell, 1997). Auch Brähler und Decker (2004) ermittelten größere Sympathien für die USA bei den westdeutschen als bei den ostdeutschen Jugendlichen. Mit Beginn des Irakkrieges fielen die Sympathiewerte für die USA von 49 % auf 40 % bei den Westdeutschen und von 39 % auf 25 % bei den Ostdeutschen. Die negative Einschätzung der amerikanischen Außenpolitik war besonders bei den PDS-Sympathisanten stark ausgeprägt.
Einige empirische Unterschiede wurden hinsichtlich der *Toleranz* gegenüber sozialen Minderheiten ermittelt. In der 12. Shell Jugendstudie (Deutsche Shell, 1997) wurde

im Osten eine etwas stärkere Ablehnung gegenüber Aussiedlerfamilien aus Russland, Menschen dunkler Hautfarbe, kinderreichen Familien und Homosexuellen als potentielle Nachbarn geäußert. Die westdeutschen Jugendlichen hatten dagegen stärkere Vorbehalte gegenüber Sozialhilfeempfängern in der Nachbarschaft.
In der Untersuchung von Schmidt und Heyder (2000) ergaben sich kaum Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland bezüglich des Niveaus autoritärer Einstellungen oder des Ausmaßes der Idealisierung der eigenen Nation. Ein Großteil der Bevölkerung erwies sich nicht als autoritär. Hinzu kommt, dass bei der eingesetzten Autoritarismus-Skala ohnehin nur selten die Mittelwerte der Skala überschritten wurden. Es zeigte sich in mehreren Fällen, dass die Itemformulierung einen starken Einfluss auf die Zustimmung bzw. Ablehnung hatte.
Der größte Forschungsaufwand wurde bezüglich des Themas *Xenophobie* bzw. Ausländerfeindlichkeit betrieben. Auslöser war die Welle der rechtsextremistisch motivierten Straftaten in der unmittelbaren Nachwendezeit. Die meisten Studien bestätigten Anfang der 1990er-Jahre ein höheres Maß an Ausländerfeindlichkeit in den neuen Bundesländern, auch wenn es sich im Wesentlichen um ein gesamtdeutsches Phänomen handelte (Bisson & Landua, 2003). Andere Studien wiesen darauf hin, dass z. B. Geschlechtsunterschiede oder Effekte der Schulform wesentlich bedeutsamer ausfielen als der Unterschied zwischen den Landesteilen. Die Daten belegten einen abnehmenden Trend bei Gewaltbereitschaft und Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern, so z. B. in Brandenburg in den Jahren 1993 bis 1996 (Sturzbecher & Freytag, 2000), sowie bei xenophoben Einstellungen im gleichen Zeitraum (Sturzbecher & Hess, 2003). Während die Geschlechtsunterschiede eindeutig sind in dem Sinne, dass die Werte für Ausländerfeindlichkeit bei den Jungen höher liegen als bei den Mädchen, sind die Alterseffekte uneinheitlich. Nach den Daten der Shellstudien (Deutsche Shell, 1997, 2000) nahmen xenophobe Einstellungen in Westdeutschland mit dem Alter ab, während sie in Ostdeutschland auf demselben Niveau verblieben. Brähler und Decker (2004) fanden eine Verringerung xenophober Haltungen in Ostdeutschland zwischen 1999 und 2003. Dem stand ein leichter Anstieg in Westdeutschland gegenüber, so dass sich die Ost-West-Unterschiede angeglichen hatten.

Im Gegensatz zur Xenophobie wurde der *Antisemitismus* im Westen häufiger registriert als im Osten. Dieser Befund wurde von einigen Autoren als

erwartungswidrig empfunden, weil man einen Zusammenhang zwischen autoritären und antisemitischen Einstellungen vermutete und diesbezüglich erwartete, eine stärkere Ausprägung im Osten vorzufinden (Bergmann, 2000; Freytag, 2002). In Abhängigkeit von den Stichprobenmerkmalen und den verwendeten Items schwankten die Werte innerhalb Ostdeutschlands jedoch erheblich. Aufgrund einer Befragung in Sachsen und Brandenburg gingen Sturzbecher und Dietrich (1993) von einem Anteil von 25 % der Jugendlichen aus, die antisemitische Einstellungen vertraten. Förster et al. (1993) gaben für ihre sachsen-anhaltinische Stichprobe einen Wert von 12 % an, während Burrmann und Seik (1996) für Leipzig nur von einem Wert von 5 % ausgingen. Andere Studien wiesen auf eine negative Einstellungsentwicklung hin, die sich darin äußere, dass die Werte für die ostdeutschen Jugendlichen über denen ihrer Elterngeneration liegen (Bergmann, 2000; Weiskopf et al., 2000; Wittenberg, 1995). Die antisemitischen Einstellungen fallen dementsprechend in den Erwachsenenstichproben im Osten häufig niedriger aus als bei den Jugendlichen. In einer Studie von Weiskopf et al. (2000) äußerten Berufsschüler/innen aus Brandenburg sogar höhere antisemitische Einstellungen als die Vergleichsstichprobe in Nordrhein-Westfalen.
Die Untersuchungen zur *familiären Sozialisation* lassen nicht auf systematische Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland schließen. Kurz nach der Wende fanden sich noch Unterschiede, die auf stärker kollektivistische Erziehungsziele im Osten und individualistische Erziehungsziele im Westen schließen ließen (Sturzbecher & Kalb, 1993). Ettrich et al. (1996) fanden bei westdeutschen Jugendlichen, dass diese ihren Eltern häufiger ein demokratisches Erziehungsverhalten zuschrieben. Nach Meulemann (2002) haben sich diese Unterschiede jedoch angeglichen. Das Erziehungsziel Autonomie wurde im Osten zunehmend als bedeutsamer eingeschätzt und erreichte damit das westdeutsche Niveau.

4.1.2 Dänemark

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Die dänische Mentalität lässt sich in wesentlichen Facetten durch die Geschichte des Landes verstehen. Das dänische Königshaus herrschte einst vom Nordkap bis zur Elbe, das Reich umfasste Island, Grönland, die Färöer-Inseln sowie Gebiete in der

Karibik, Afrika (Ghana) und Indien. In einer Reihe von Kriegen, die allesamt verloren gingen, wurde aus der Großmacht ein Kleinstaat. Die vielen verheerenden Niederlagen und Gebietsverluste führten jedoch nicht wie in anderen Ländern dazu, dass der Nationalstolz verloren ging. Es kam im Gegenteil zu einer Kultivierung der Niederlage, zu einer Rückbesinnung auf sich selbst (Henningsen, 2009). „Ein Umbewertungsprozeß fand statt, der es möglich machte, die kognitive Dissonanz zwischen dem Wunsch nach einer positiven sozialen Identität und der objektiven Überlegenheit anderer Länder zu reduzieren“ (Bromberger, 2006, S. 33). Das Kleine, Bescheidene und Provinzielle wurde zum Maßstab und durch dänische Nationaldichter idealisiert (Christiansen & Østergård, 1992). Als sich das nationale Selbstverständnis im 19. Jahrhundert bildete, war das Land noch weitgehend agrarisch geprägt. Die bäuerlichen Lebensweisen, Normen und Werte wurden als „typisch dänisch“ angesehen und Teil der nationalen Identität. Es entwickelte sich ein besonderes Gefühl von Zusammenhalt und Einigkeit, das z. B. im Kultstatus der dänischen Flagge (Dannebrog) zum Ausdruck kommt. Sie wird oft auch zu privaten Festlichkeiten gehisst oder als Tischschmuck verwendet und kann somit sowohl als Symbol des Staates als auch des Staatsvolkes gelten.

Die dänische Gesellschaft ist kulturell und ethnisch sehr homogen. Die Dänen sehen sich alle als Nachkommen ein und desselben Stammes. Die dänische Mentalität gleicht nach Mouritsen (1995) einem typisch dänischen Bauernhof mit vier Gebäudeflügeln und einem Innenhof. Für diejenigen die drinnen sind, ist reichlich Platz und Sicherheit, für diejenigen die draußen sind, ist es schwer, hereinzukommen. Zusammenhalt und Abgrenzung gehen Hand in Hand. Von Fremden wird Assimilation erwartet.

Die sozialen Unterschiede fallen vergleichsweise gering aus. Das Wohlfahrtsmodell garantiert allen Bürgern eine hohe soziale Sicherheit. Im Gegenzug akzeptiert die Bevölkerung viele administrative Reglementierungen und die weltweit höchste Steuerbelastung, durch die der Sozialstaat finanziert wird. Das Gleichheitsideal bildet ein zentrales Merkmal des dänischen Selbstverständnisses (Lundgreen-Nielsen, 1992). Es impliziert die Ablehnung von Menschen, die sich in den Vordergrund spielen, ebenso wie den Widerstand gegen Autoritäten oder Despoten. Der Egalitarismus ermöglichte im positiven Sinne die relative Klassenlosigkeit der dänischen Gesellschaft, kann im negativen Sinne aber auch als soziale Konformität aufgefasst werden. Er impliziert die Forderung, sich stets anzupassen und nicht vom

Mittelmaß abzuweichen. Es gibt hierfür einen speziellen skandinavischen Begriff, das „Gesetz von Jante“ (Jante lov) (Henningsen, 2009, S. 106), d. h. die Herrschaft des Mittelmaßes und der Konformität. Auswirkungen zeigen sich auch in der dänischen Innenpolitik, die ausgesprochen konsensorientiert ist.
Während der deutschen Besatzung waren in Dänemark starke nationalistische Strömungen entstanden. Nach dem Krieg folgte eine Phase der internationalen Orientierung und Abkehr vom Nationalismus (Nissen, 1992). Dänemark wurde Gründungsmitglied der UN und schloss sich später auch der NATO an. Die sicherheitspolitisch internationale Orientierung sollte dem Land zu Zeiten des Kalten Krieges bestmöglichen Schutz bieten. 1973 trat Dänemark aus wirtschaftlichen Erwägungen auch der EG bei, gehört aber bis heute nicht zur Euro-Währungszone. Die EU-Mitgliedschaft wird eher als ein Eliten-Projekt verstanden; in der Bevölkerung gibt es dagegen eine ausgeprägte Europa-Skepsis.
Die Beziehung der Dänen zu den Fremden im eigenen Land beschreibt Mouritsen (1995) unter dem Motto „The agonies of innocence“. Er will damit zum Ausdruck bringen, dass Dänemark bezüglich der Fremdenfeindlichkeit keine belastete Geschichte hat, dass diese „Unschuld“ jedoch in letzter Zeit verloren zu gehen scheint. Das Selbstbild der Dänen ist gekennzeichnet durch Toleranz und Humanität. Allerdings gab es auch traditioneller Weise wenig Fremde, an denen diese Werte sich zu bewähren gehabt hätten. Die Zahl der Immigranten in Dänemark ist immer noch sehr gering. Nur 4.9 % der Bevölkerung besitzt nicht die dänische Staatsbürgerschaft, in Deutschland liegt der Anteil bei 8.1 % (Ministeriet for Flygtninge, Indvandrese og Integration, 2005; Statistisches Bundesamt, 2006).

Viele Dänen betrachten Dänemark als ein kleines Paradies des Friedens und des Wohlstands in einer feindlichen Welt. Skandinavischer Tradition entsprechend bemühten sich die Dänen, denen zu helfen, die nicht so privilegiert leben konnten. Die Dritte Welt wurde großzügig unterstützt und Flüchtlingen wurde in den 1950er- und 1960er-Jahren offen und liberal begegnet. Allerdings wurden die Flüchtlinge als Gäste gesehen, die in letzter Zeit die Mehrheitsgesellschaft insofern enttäuschten, weil sie zu Dauergästen wurden und ihre Kultur bewahrten.
Die Beziehungen zwischen Dänen und Juden galten als problemlos und viele Dänen verhalfen nach der deutschen Besatzung 1943 zahlreichen Juden zur Flucht nach Schweden. Diese kollektive Rettungsaktion kann als einzigartig unter allen im

Zweiten Weltkrieg von den Deutschen besetzten Ländern gelten. Sie spricht für einen „zivilgesellschaftlichen Ethos“ und für skandinavische Menschenfreundlichkeit (Henningsen, 2009). Allerdings wird im Zuge einer dänischen Variante der „Vergangenheitsbewältigung“ neuerdings auch selbstkritisch zur Kenntnis genommen, dass es zwar ca. 900 Widerstandskämpfer gab, aber auch 7.000 Dänen, die als Kriegsfreiwillige für das Nazi-Regime kämpften.
Nach dem Krieg wurden viele Flüchtlinge aufgenommen, so z. B. aus der sowjetischen Besatzungszone, später aus Ungarn und Polen. In den 1970er-Jahren gab es eine verstärkte Arbeitsmigration nach Dänemark. Auch wurden Asylsuchende aufgenommen. Dennoch ist Dänemark weit davon entfernt, ein multikulturelles Land zu sein. Nach dem starken Anstieg der Asylbewerberzahlen im Sommer 1986 nahm die negative Berichterstattung in der Presse zu. Daraufhin wurden die Asylgesetze im Oktober 1986 verschärft. Weitere Verschärfungen folgten in den 1990er-Jahren unter dem Druck fremdenfeindlicher politischer Parteien. Bereits in den Wahlen von 1987 gelang es rechtsextremistischen Parteien, in das Parlament einzuziehen. Damit endete die sozialdemokratisch-internationalistische Phase der dänischen Nachkriegspolitik. Schon ab 1985 erzielte Mogens Glistrup, Gründer der Fortschrittspartei, zunehmend Erfolge mit einer Kampagne gegen Muslime, z. B. betreffend deren höhere Geburtenrate, das Schächten von Tieren und die höhere Kriminalitätsrate. In der Wahlkampagne von 1994 wurde auch die hohe Kriminalitätsrate von osteuropäischen und insbesondere russischen Asylbewerbern angeprangert. Diesem Beispiel der Fortschrittspartei (Progress Party) folgten auch andere Parteien. Es wurde für eine Politik der Assimilation oder Rücksendung in das Heimatland geworben. Insgesamt verringerte sich die Toleranz gegenüber kulturellen Unterschieden in der dänischen Bevölkerung. Selbst die Sozialdemokraten sahen den egalitaristischen dänischen Lebensstil bedroht, insbesondere was moderne Erziehungsmethoden und die Emanzipation der Frau betrifft. Probleme bereiteten Schulen mit hohem Immigrantenanteil und ausländische kriminelle Jugendbanden. Eine private Organisation (Danish Association) gewann großen Einfluss auf die Medien. Sie verstand sich als Sprachrohr der „schweigenden Mehrheit“ und als Gegenspieler der „linken“ Journalisten und Sozialwissenschaftler. Sie machte ein Recht auf Widerstand für die Dänen geltend und sah eine Parallele zum Widerstand gegen die deutsche Besatzung während des Zweiten Weltkrieges.

Die Europa-Skepsis der Dänen beruht nicht zuletzt auf einer kritischen Einstellung gegenüber Deutschland. Ein negatives Deutschland-Bild gehört seit dem 18. Jahrhundert zur dänischen Identität und löste teilweise das schwedische Feindbild ab. Durch die kriegerischen Auseinandersetzungen um Schleswig-Holstein im 19. Jahrhundert und durch die Besatzungszeit während des Zweiten Weltkrieges, aber auch durch die ökonomische Dominanz der Bundesrepublik in der Nachkriegszeit wurde es weiter verfestigt. Seit der deutschen Wiedervereinigung 1989/90 sieht Henningsen (2009) jedoch eine positive Trendwende in der Einstellung der Dänen zu Deutschland, es gebe eine „dänische Lust auf Deutschland“ (S. 16) und insbesondere die neue Hauptstadt Berlin erfreue sich großer Beliebtheit (S. 216). Als eine wesentliche Ursache hierfür könne gelten, dass das von den dänischen Medien gern verbreitete Schreckgespenst eines neuen deutschen Militarismus völlig unvereinbar mit der Wirklichkeit geworden war. Ungläubig registrierten die Dänen, dass die Deutschen – anders als sie selbst – nicht bereit waren, George W. Bush in den Irak-Krieg zu folgen.

Empirische Studien

Die Dänen sind Umfragen zufolge das glücklichste Volk der Welt. Erhebungen mit der Life-Satisfaction-Scale ergaben sowohl im europäischen als auch im globalen Vergleich für Dänemark den Rangplatz 1 (Bjørnskov et al., 2007). Die Deutschen belegten dagegen mittlere Rangplätze. Nach Daten von Gundelach (2001) ist auch die nationale Identität der Dänen im europäischen Vergleich relativ stark ausgeprägt. Seit den 1980er-Jahren lässt sich ein Anstieg des Nationalstolzes belegen. Waren 1981 nur 32 % sehr stolz darauf, Dänen zu sein, so lag der Wert 1999 bei 48 %. Insbesondere der Anteil an Menschen, die angaben, überhaupt nicht oder nicht sehr stolz zu sein, ging stark zurück. Sampson (1992) konstatierte eine Hochkonjunktur in der Diskussion über das „typisch Dänische“ und führte diese auf ein verbreitetes Bedrohungserleben durch die EU und die Immigranten im Land zurück (vgl. auch Frandsen, 1994; Heurlin, 2004).

Zum deutsch-dänischen Verhältnis ermittelte Yndigegn (2003) aufgrund von 36 Interviews, dass Deutsche für dänische Jugendliche eine sehr relevante Fremdgruppe darstellen. In den Aussagen der Jugendlichen wurden Deutsche zwar nicht einhellig als negativ oder positiv bewertet, jedoch eindeutig als verschieden von den Dänen wahrgenommen. Die anderen skandinavischen Länder hingegen werden

seit langer Zeit auf Basis der historischen, sprachlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten als „Brudervölker“ erachtet (Schymik, 2004). Es existiert eine supranationale nordische Identität: Auf die Frage, welchem Volk man angehören wolle, wenn man kein [Däne/Norweger/Schwede] wäre, nannte in allen drei Ländern ein großer Prozentsatz (39-60 %) ein anderes skandinavisches Land (Gundelach, 2001).
Die Struktur der ausländischen Bevölkerung ist in Dänemark und Deutschland ähnlich: Etwa 70 % kommen aus nicht-westlichen Ländern. Die Türken bilden jeweils die größte Einwanderungsgruppe. Mit über 25 % der ausländischen Bevölkerung spielen sie aber in Deutschland eine größere Rolle als in Dänemark (12.1 %). Probleme bereitet in Dänemark wie in Deutschland vor allem die Integration von Ausländern nicht-westlicher Herkunft (Bender & Seifert, 2000; Ministeriet for Flygtninge, Indvandrere og Integration, 2005). Ausländer aus nicht-westlichen Herkunftsländern leben konzentriert in großen Städten. In manchen Stadtteilen ist von einer „beginnenden Ghettobildung“ die Rede. Die Arbeitslosigkeit in dieser Gruppe ist deutlich höher als in der übrigen Bevölkerung: In Deutschland um 25 %, in Dänemark sogar um 50 %. Auch sind die Ausländer nicht-westlicher Herkunft in beiden Ländern vor allem im unteren Einkommenssegment vertreten. Sie empfangen überdies überproportional häufig Sozialhilfe und sind häufiger kriminell als die Restbevölkerung. Sie werden in beiden Ländern als „gesellschaftliches Problem“ wahrgenommen. Im Vergleich zu Deutschland haben die in Dänemark lebenden Ausländer nicht-westlicher Herkunft sogar noch größere Integrationsprobleme.

Einer zunehmend aktiven Integrationspolitik in Deutschland im Rahmen des Zuwanderungsgesetzes vom 1.1.2005 steht ein gegenläufiger Entwicklungstrend in Dänemark gegenüber. Dänemark erfuhr für seine restriktive Einwanderungspolitik Kritik von vielen Seiten. Die von Winkler (2002) gesichtete Literatur zum Thema Fremdenfeindlichkeit in Dänemark und Deutschland offenbarte große kulturelle Unterschiede in der Diskursführung und Bewertung von empirischen Forschungsergebnissen in beiden Ländern. Die Daten des Eurobarometers 47.1 von 1997 (European Commission, 1997) ergaben ein ähnlich hohes Niveau der Fremdenfeindlichkeit in Dänemark und Deutschland. Während dieses jedoch von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aus Dänemark so bewertet wird, dass Dänemark nur unwesentlich vom Durchschnitt innerhalb der EU abweiche und es

folglich nur wenig Grund zur Sorge gebe (Nielsen, 2004; Andersen, 2002), werden derartige Ergebnisse in Deutschland als Alarmsignal eingestuft und in diesem Sinne in den Medien verbreitet.
In den Eurobarometer-Untersuchungen zeigte sich bezüglich der Xenophobie in Dänemark ein interessanter Widerspruch: Ein vergleichsweise hoher Grad an Zustimmung, politische Flüchtlinge aufzunehmen koexistiert mit einem relativ hohen Grad an Misstrauen, Feindseligkeit und Vorurteilen gegenüber Fremden. Die Anzahl derer, die in der Zuwanderung eine Bedrohung sieht, hat seit Anfang der 1980er-Jahre stark zugenommen. Zuwanderer aus Osteuropa werden dabei günstiger beurteilt als solche aus islamischen Ländern (Gundelach, 2001). Von den Dänen wird die Zahl der Ausländer in ihrem Land als zu hoch angesehen, obwohl sie im europäischen Vergleich sehr niedrig liegt.
Für Dänemark ist typisch, dass Feindseligkeiten und Vorurteile nicht unbedingt von den sozial Unterprivilegierten ausgehen (Mouritsen, 1995). Materielle Deprivation korreliert nur gering mit den Einstellungen gegenüber Immigranten. Der Hauptfaktor ist ein ideologischer. Ethnisch motivierte Gewalt scheint dagegen in Dänemark ein relativ seltenes Phänomen geblieben zu sein (Nielsen, 2004). Allerdings wird über rassistische Diskriminierung unterhalb der Gewaltschwelle meistens nicht berichtet. Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern haben sich aber auch keine Gruppen und Bewegungen gebildet, die für die Rechte von Ausländern eintreten. Auch führende Politiker/innen haben sich nicht zum Sprachrohr der Ausländerinteressen oder der Toleranz gemacht. Widerworte gegen Rechtspopulisten sind selten geworden. Eine nennenswerte Gruppe von internationalistisch eingestellten Personen, die Träger der Xenophilie sein könnte, gibt es in Dänemark kaum. Nach den Eurobarometer-Umfragen ist die Gruppe der Kosmopoliten, die in allen EU-Ländern besonders ausländerfreundlich eingestellt ist, in Dänemark relativ gesehen am kleinsten. Sie umfasst 6 % der Bevölkerung im Vergleich zum EU-weiten Durchschnittswert von 22 %.

4.1.3 Niederlande

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen
Politisch ist das „Königreich der Niederlande“, wie der offizielle Name lautet, als eine konstitutionelle Monarchie mit parlamentarischem System organisiert. Die

Niederlande gewannen ihre Unabhängigkeit vom Heiligen Römischen Reich wie die Schweiz im Westfälischen Frieden nach dem Dreißigjährigen Krieg.
Insbesondere das 17. Jahrhundert wurde schon von den Zeitgenossen als das „Goldene“ empfunden (Lademacher, 2001). Früh entwickelte sich ein städtisches Bürgertum, das zum Träger von wirtschaftlicher Macht und kultureller Blüte wurde. Der Reichtum und der zunehmende politische Einfluss führten zu Selbstbewusstsein und der weltweite Handel zu einer Weltoffenheit des Denkens. Diese Attribute wurden für Jahrhunderte zu Identitätsmerkmalen der Niederländer. Nach dem Machtverlust versuchten die Niederländer, durch eine Politik der Neutralität ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die deutsche Besetzung brachte das Ende dieser Politik. In der Nachkriegszeit bemühten sich die Niederländer dagegen, sich in Bündnissysteme zu integrieren. Sie wurden Mitglied der Nato und gehören zu den Gründungsmitgliedern der Europäischen Union.
Das deutsch-niederländische Verhältnis lässt sich durch zwei gegenläufige historische Entwicklungen im 18. und 19. Jahrhundert charakterisieren (Moldenhauer & Vis, 2001, S. 13). Zunächst waren die Niederländer eine bedeutende See- und Kolonialmacht. Daraufhin begann sukzessive der Abstieg zum europäischen Kleinstaat. In Deutschland verlief die Entwicklung umgekehrt. Aus einer ohnmächtigen Ansammlung von Kleinstaaten entwickelte sich zunächst Preußen als Großmacht heraus und expandierte bis an die niederländische Grenze. Anschließend kam es mit der Gründung des deutschen Kaiserreiches zur Entwicklung einer Großmacht. Diese Asymmetrien der Macht haben sich auf die Stereotype ausgewirkt. Zunächst standen die Niederländer den Deutschen mit Hochmut und Geringschätzung gegenüber. Man kannte sie nur als arme Wanderarbeiter und bezeichnete sie gerne als „Moffen“, was soviel wie schmutzig oder dumm bedeutet. Solche negativen Begriffe und Vorstellungen, die noch aus der Zeit der eigenen Blüte stammen, haben sich bis heute erhalten.
Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte ein Prozess ein, der dazu führte, dass die Kleinheit des Landes Teil der niederländischen Identität wurde und sich in Form einer Kompensation mit den Vorstellungen von unschuldiger Reinheit und moralischer Überlegenheit verband. So wandelte sich das herablassende Stereotyp des armen „Mof“ zum Stereotyp des autoritätshörigen deutschen Militaristen. Der selbstgerechte Moralismus blieb bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts eine Hauptkategorie der niederländischen Identität (Groenewold, 2001a).

Einen weiteren Eckpfeiler der niederländischen Identität bildet das Trauma des Zweiten Weltkrieges und der Besatzungszeit. Die niederländische Nachkriegsliteratur behandelte Deutschland vorwiegend als Negativmythos. Der moralische Zeigefinger wurde von Publizisten, Intellektuellen und Menschenrechtsgruppen besonders häufig gegenüber Deutschland erhoben, wenn man Anzeichen für Ausländerfeindlichkeiten und ein Wiederaufleben des Nationalsozialismus zu registrieren meinte. Dies änderte sich erst als der Traum von der moralischen Vorreiterrolle an den Realitäten des eigenen Landes zerbrach. „Als 1993 in Solingen durch einen Brandanschlag von Rechtsextremisten auf ein von türkischen Migranten bewohntes Haus zwei Frauen und drei Mädchen ums Leben kamen, organisierte ein Hilversumer Rundfunksender eine Protestaktion: Mehr als eine Million Niederländer schickten Postkarten mit der Aufschrift „Ich bin wütend“ an Bundeskanzler Kohl. Noch im Jahr 2000 zeigten sich viele darüber empört, dass Königin Beatrix ausgerechnet in Jörg Haiders Österreich Winterurlaub machte. 2004 brannten auch in den Niederlanden Moscheen, und die Asyl- und Einwanderungspolitik der niederländischen Regierung hätte sicher den Beifall des Herrn Haider gefunden“ (Mak, 2008, S. 215).

Labusch (2001) sieht einen kausalen Zusammenhang zwischen der niederländischen Gedenkkultur und dem negativen Deutschlandbild. So wird jedes Jahr am 4. Mai der etwa 200.000 Niederländer gedacht, die während des Zweiten Weltkrieges gefallen oder umgekommen sind. Dieses Totengedenken beinhaltet Rituale und Zeremonien, die auf die beteiligten Kinder und Jugendlichen eine große emotionale Wirkung ausüben. In den Medien, den Schulen, Museen und Bibliotheken wird schon lange vorher auf diesen Tag vorbereitet. Kaum ein Niederländer dürfte sich in diesen Tagen nicht in irgendeiner Weise mit den Deutschen beschäftigen. In den letzten 50 Jahren entstand eine große Zahl von Nationaldenkmälern, Kriegs- und Befreiungsmuseen sowie speziellen Archiven und wissenschaftlichen Einrichtungen. Internationale Berühmtheit erlangte das Anne Frank Haus.

In den Schulen wird dieser Tag so gestaltet, dass die Schüler/innen eine starke Identifikation mit den Widerstandskämpfern erlangen und diese als Helden der Nation verehren. Am darauf folgenden 5. Mai wird dann fröhlicher der Befreiung von der deutschen Besatzungsmacht gedacht. Auffällig ist nun, dass das bei diesen Gedenkfeiern vermittelte Deutschlandbild aus dem Zweiten Weltkrieg genau den Antworten entspricht, die die Jugendlichen nach den Ergebnissen der Clingendael-

Studie über ihr Bild vom heutigen Deutschland zum Ausdruck bringen (s. u.). Ihre Einstellung zu den Deutschen wird also pädagogisch und medial anlässlich der Gedenkrituale an den Zweiten Weltkrieg vermittelt.
Diese Beeinflussung ist jedoch nicht auf die Gedenktage beschränkt. Eine Befragung von Lehrkräften ergab, dass diese im Geschichtsunterricht die Zeit des Nationalsozialismus ganz besonders gründlich behandeln. Die deutsche Geschichte nach 1945 wird dagegen nur sehr knapp dargestellt. In Bezug auf den ausführlich behandelten Nationalsozialismus ist es nun jedoch nicht so, dass entsprechend viele und detaillierte Fakten vermittelt werden, sondern es werden vor allem emotionale Blockaden gesetzt. „Wenn Schüler schon Fotos von nackten, vergasten Juden oder aufgehängten Partisanen oder mit Genickschuss getöteten Kriegsgefangenen gesehen haben … und in der Grundschule durch die Adoption eines Denkmals schon eine emotionale Grundstimmung erzeugt worden ist, die von den Lehrern geteilt wird, dann ist es erklärlich, dass niederländische Schüler keine Sympathie für Deutschland und die Deutschen hegen“ (Labusch, 2001, S. 403).
Das Deutschlandbild der niederländischen Schüler/innen wird somit stark emotional besetzt, verbunden mit mangelnden Kenntnissen über die Entwicklung der Demokratie im Nachkriegsdeutschland. Labusch (2001) stellt hierzu kritisch fest: „Das jährliche Gedenken konserviert das Deutschlandbild aus der Besatzungszeit und bildet auf diese Weise eine Sperre, die Niederländer daran hindert, die deutsche Gegenwart in ihrem gesamten Umfang wahrzunehmen.“ Die niederländische Gedenkkultur sei „Trägerin eines nicht reflektierten Identitätsgefühls“ (S. 406).
Lademacher (2001) sieht in dem Kollektivschulddenken letztlich eine Variante des Nationalismus und empfiehlt eine Umstrukturierung der Gedenkkultur. Eine Würdigung der deutschen Gegenwart dürfe dadurch nicht verstellt werden. Ebenso habe sich durch den europäischen Einigungsprozess der Kontext verändert, den es zu berücksichtigen gelte. Es gelte „Die Gefahr einer selbstzufriedenen Erstarrung im Überkommenen zu überwinden … Gedenken als vertiefte Reflexion impliziert auch Nachdenken über die Zuträglichkeit von Schuldzuweisungen über Generationen hinweg“ (Lademacher, 2001, S. 418).
Eine Wende zeichnet sich nach Groenewold (2001a) seit Anfang der 1990er-Jahre ab. Ein Auslöser hierfür war der Schock, der durch die Ergebnisse der Clingendael-Untersuchung ausgelöst wurde (s. u.). Man erkannte, dass die Antworten der Jugendlichen der „fetischisierten Deutschland-Dämonologie der letzten Jahrzehnte“

(S. 220) genau entsprachen. Es wurde eine Reihe politischer und kulturpolitischer Initiativen ergriffen, um das deutsch-niederländische Verhältnis zu verbessern. Die niederländische Presse begann, bei Berichten über Deutschland die bis dahin unkritische Selbstgerechtigkeit und Arroganz zunehmend zu vermeiden. Der niederländische Botschafter in Deutschland, Peter van Walsum, geißelte in einem Gastbeitrag für die Tageszeitung „Die Welt“ (Walsum, 1999) das negative Deutschlandbild seiner Landsleute sogar als eine „politisch korrekte“ Variante des Ausländerhasses. Auch die Königin Beatrix wies in ihrer Weihnachtsansprache 1994 darauf hin, dass die Niederländer alles andere als ein Volk von Widerstandskämpfern gewesen seien. Manche fühlten sich von dem „Modernen“ und „Dynamischen“ des Nationalismus sogar stark angezogen (Mak, 2008, S. 180). Die Zahl von mehr als 20.000 Männern, die sich freiwillig zur Waffen-SS meldeten, lag im Vergleich zu den anderen besetzten Ländern relativ hoch. Besonders reibungslos verlief die Kooperation mit der deutschen Besatzung bei der Verhaftung und Deportation der niederländischen Juden. Nur ca. 25 % der niederländischen Juden überlebten den Holocaust, während die Quote für Belgien bei 60 %, für Frankreich bei 75 % und für Dänemark bei 98 % lag. Es gab auch eine aktive Beteiligung am Raub jüdischen Besitzes und nur eine zögerliche Wiedergutmachung nach Ende des Krieges.

Diese Erkenntnisse und Eingeständnisse brachten einen Widerspruch zum positiven Selbstbild der Niederländer. Es entstand eine Identitätsdebatte, die für die Niederlande (im Gegensatz zu Deutschland) bis dahin völlig unüblich gewesen war. Es wurde die eigene Kriegsvergangenheit ebenso wie die Kolonialvergangenheit reflektiert, die bis dahin tabuisiert gewesen war. Als weitere Ursache für diesen Identitäts- und Mentalitätswandel führt Groenewold (2001a) an, dass der Fall der Mauer und die Öffnung Osteuropas den Blick der Niederländer nach Osten richteten. Der Blick nach Osten brachte es mit sich, dass auch Deutschland mit in den Fokus der Aufmerksamkeit geriet. Es kam auch zur Wiederentdeckung deutsch-niederländischer Verwandtschaften und Ähnlichkeiten.

Das Niederlandebild der Deutschen ist dem Deutschlandbild der Niederländer genau entgegengesetzt, es enthält eine „empathische, aber oberflächliche Batavophilie“ (Groenewold, 2001b, S. 226). Das Schwärmen für die Niederlande setzte in den 1960er- und 1970er-Jahren ein und ist insbesondere für die Generation der 1968er typisch. Für sie war „Holland“ und insbesondere Amsterdam eine Projektionsfläche.

Groenewold (2001b, S. 231) sieht die Motivation für die Suche nach der vermeintlich holländischen Freiheit und Toleranz im Zusammenhang mit dem spezifisch deutschen Schuld- und Sühnetourismus: „Darin spielt der Selbstzweifel eine große Rolle, die Gebrochenheit der nationalen Identität, die eine Bereitschaft für Utopien erzeugt, eine Bereitschaft, im anderen Leben eine Alternative zum eigenen zu entdecken; oder – anders ausgedrückt – es gibt bei Deutschen eine schnell aufwallende Sehnsucht, das eigene Leben mit seinen Identitätsbrüchen gegen ein anderes, scheinbar einfacheres, von historischen Verantwortungen ungestörtes, eintauschen zu können. … Das ist *ihr* deutsches Nachkriegstrauma; und sie ergreift ihre Therapiemöglichkeit in dem Wunsch, in Vertretung der Schuldigen und gescheiterten Vätergenerationen alles noch einmal und noch besser machen zu können. Hierin liegt die Parallele zu den Niederländern, die symbolisch den Krieg noch einmal führen und Widerstandstaten gegen den ‚Mof' vollbringen müssen; aber welch eine begegnungsfeindliche Kluft befindet sich zwischen diesen Menschen!" (S. 231). Die Gebrochenheit der deutschen Identität und Paradiesvorstellungen bilden so eine wichtige Voraussetzung für das unkritische und den realen Verhältnissen nicht entsprechende positiv überzeichnete Niederlandebild der Deutschen.
Weismann (2001, S. 260) sieht sogar in der deutschen Sicht der niederländischen Toleranz ein Missverständnis und eine Projektion: „Es handelt sich eher um eine Art Gleichgültigkeit, ein freundliches Desinteresse, wenn man so will eine passive Toleranz im Gegensatz zur aktiven Toleranz, die Kommunikation und Interaktion mit dem/den Anderen voraussetzt. Dies hängt offensichtlich mit der früher sehr ausgeprägten sozio-religiösen „Versäulung" der niederländischen Gesellschaft zusammen, man lebt in seiner „Säule" weiß zwar um die anderen „Säulen", aber ignoriert sie weitgehend, kommuniziert und interagiert kaum mit ihnen." Auch Mak (2008) konstatiert: „Von außen wirkten die Niederlande wesentlich toleranter, als sie in Wirklichkeit waren" (S. 200).
In den 1960er-Jahren begann eine Entwicklung, die zur Auflösung der sog. Versäulung in den Niederlanden führte. Die Versäulung war die spezifisch niederländische Antwort auf eine beachtliche heterogene weltanschauliche Pluralisierung der Gesellschaft. Schon zu Beginn der Nationbildung musste ein Gleichgewicht zwischen verschiedenen religiös-weltanschaulichen Gruppen gefunden werden. Dies waren vor allem Katholiken, Kalvinisten, Sozialisten und freisinnige Protestanten und Liberale. Keine dieser Gruppen konnte die anderen

dominieren und es entstand eine bestimmte politische Kultur des Konsenses und der Kompromisse, bei der Minderheitenschutz eine wichtige Rolle spielte. Die Säulen selbst waren hierarchisch organisiert und die Beschlussfassung erfolgte an der Spitze, die dann den Ausgleich mit den anderen Spitzen der übrigen Säulen suchte. Die Säulen wiesen einen hohen internen Organisationsgrad auf und verfügten über ihre eigenen Institutionen sowohl in ideologisch sensiblen Bereichen (Schule, Zeitung, politische Partei) als auch in ideologisch weniger sensiblen Bereichen (Krankenhäuser, Briefmarkensammelvereine, Versicherungen) (Spiecker & Steutel, 2001). So praktizierten die Niederländer früh die friedliche Koexistenz unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppierungen. Ein gemeinsames Nationalgefühl entwickelte sich erst relativ spät im Laufe des 19. Jahrhunderts.
Die Versäulung formte somit die personale und soziale Identität der Niederländer nachhaltig. Durch den Zustrom von Migranten erschien es naheliegend, das Prinzip der Versäulung auf diese zu übertragen, d. h. man billigte ihnen weitreichende Autonomie in Bezug auf ihre kulturellen und gesellschaftlichen Angelegenheiten zu. Erst in den 1990er-Jahren entdeckte man, dass dieser Prozess zu Fehlentwicklungen geführt hatte. Man erkannte, dass das Prinzip der Versäulung nur funktioniert, wenn die einzelnen Säulen auf einer gemeinsamen Wertebasis und auf dem Willen zum Konsens aufgebaut sind. Die durch Türken und Marokkaner eingeführten Lebenskulturen standen deutlich dem vorherrschenden Trend in den Niederlanden entgegen. Während dieser als eine Veränderung hin zu liberaleren und auch individualistischeren Werten verstanden werden kann, sind in den Kulturen der großen Einwanderungsethnien die entgegengesetzten Trends vorherrschend. In der niederländischen autochthonen Gesellschaft recht breit akzeptierte liberale Werte wie Gleichheit und Nicht-Diskriminierung aufgrund von Geschlecht, sexueller Orientierung etc. werden von weiten Teilen der eingewanderten Bevölkerung nicht geteilt. Die implizite Erwartung, dass sich die Einwanderer schon von alleine integrieren würden, hat sich nicht erfüllt. Hohe Kriminalitätsraten, ethnisches Bildungsgefälle und deutlich höhere Arbeitslosenraten weisen darauf hin, dass sich innerhalb der Gesellschaft eine ethnische Unterklasse gebildet hat, nachdem zuvor die Trennung zwischen den sozialen Klassen recht erfolgreich reduziert worden war.

Am 6. Mai 2002 wurde der rechtspopulistische Politiker Pim Fortuyn in Hilversum ermordet. Dies löste einen Schock in den gesamten Niederlanden aus. Im August

2004 wurde ein zehnminütiger Film im niederländischen Fernsehen ausgestrahlt, der die Unterdrückung der Frau im Islam vorführte. Das Skript für den Film hatte die Parlamentsabgeordnete Ayaan Hirsi Ali geschrieben, den Film drehte Theo van Gogh. Der Film hieß „Submission“ (Unterwerfung), was eine direkte Übersetzung des Worts Islam bedeutet. Nach Ausstrahlung des Films erhielten beide Morddrohungen. Hirsi Ali bekam Polizeischutz, van Gogh wurde am frühen Morgen des 2. November 2004 in Amsterdam von einem Islamisten ermordet. Das öffentliche Meinungsklima in den Niederlanden hatte sich nicht erst seit diesen spektakulären Vorkommnissen, sondern bereits seit Ende der 1990er-Jahre geändert. Fortuyn hatte verstanden, dass es eine Gegenbewegung gegen die Immigration und die Globalisierung geben würde. Dies kam später auch in der Ablehnung der EU-Verfassung durch die Niederländer zum Ausdruck.

Fortuyn mobilisierte ein Wählerpotential, das vorher in dem hohen Anteil an Nichtwählern versteckt gewesen war. „Nicht wenige dieser Protestwähler sahen sich unmittelbar mit den negativen Auswirkungen von Entwicklungen konfrontiert, vor denen die ‚besonnene’ niederländische Elite lieber die Augen verschloss. … Die Blindheit gegenüber den hierdurch verursachten Problemen verübelte man der Elite, nicht ohne Grund“ (Mak, 2008, S. 220). In der öffentlichen Meinung der Niederlande wurden rückblickend die 1980er- und 1990er-Jahre stark wegen der exzessiven „political correctness“ kritisiert. Erst diese Meinungszensur habe es möglich gemacht, dass keine offene Diskussion über die Probleme des Islam und der Immigration geführt werden konnte. Insbesondere über die Kriminalitätsbelastung und die Gewalt gegenüber Frauen hätte nicht gesprochen werden dürfen. Theo van Gogh kann somit auch als Sprachrohr einer Gegenbewegung gegen die „political correctness“ verstanden werden, die bis in die Gegenwart andauert. So kritisierte van de Beek (2010) in seiner Kosten-Nutzen-Rechnung der Zuwanderung, dass solche Fakten (5.9 Milliarden Euro jährliche Kosten) von der veröffentlichten Meinung nur ungern zur Kenntnis genommen würden und dass wissenschaftliche Ergebnisse nicht mehr nach dem Wahrheitsgehalt, sondern nach den erwarteten sozialen und politischen Effekten beurteilt würden.

Nach Auffassung von Koopmans (2006) hat der Multikulturismus verbunden mit dem Wohlfahrtstaat dazu beigetragen, dass die Integration von Immigranten gescheitert ist. Multikulturismus ist dabei definiert als die Pflicht des Staates, die Minderheitenkulturen zu unterstützen und zu schützen und den Individuen das Recht

auf soziale Institutionen zu geben, die ihren spezifischen Bedürfnissen entsprechen. Diesbezüglich sei der niederländische Staat zu großzügig gewesen. In einem Vergleich mit anderen europäischen Ländern habe sich gezeigt, dass die Niederlande am stärksten kulturelle Rechte, Privilegien und spezielle Institutionen zur Verfügung gestellt hätten. Auch die Unterstützungen durch den Sozialstaat seien vergleichsweise großzügig gewesen. Mak (2008) zitiert hierzu eine Vergleichsstudie zur Integration von Migranten in Amsterdam und New York. „Die Ergebnisse waren bestürzend … gerade die sozialen Einrichtungen der Niederlande hatten dazu beigetragen, dass die Integration … viel langsamer vorankam … der niederländische Staat hat lange allzu viele Möglichkeiten geboten, sich der Teilnahme am Arbeitsleben und damit der Integration zu entziehen“ (S. 230).

Vasta (2007) sieht in den Niederlanden einen Wandel von der multikulturellen Politik zu einer Politik der Assimilation von Zuwanderern. Obwohl das Selbstverständnis der Gesellschaft liberal und tolerant sei, greife man zu undemokratischen Sanktionen, um Immigranten zu assimilieren. In den Niederlanden wie in vielen anderen europäischen Ländern sei Panik darüber entstanden, dass die Immigranten ihre Verpflichtung, sich in die Gesellschaft zu integrieren, nicht erfüllt hätten.

Empirische Studien

Auslöser für eine verstärkte Beschäftigung mit dem deutsch-niederländischen Verhältnis waren die Ergebnisse der sog. Clingendael-Untersuchung „Bekannt und unbeliebt“. Die erste Erhebung wurde im Jahre 1993 an 1.800 niederländischen Schülerinnen und Schülern durchgeführt, in den Jahren 1995 und 1997 fanden Folgeuntersuchungen statt. Alle drei Untersuchungen erbrachten ein vorwiegend negatives Deutschlandbild bei den Befragten. Den Deutschen wurden als typische Eigenschaften zugeordnet „Herrschsucht“ (70 %), „Arroganz“ (60 %) sowie mit knapp 50 % „Kriegslüsternheit“ und „der Wunsch, die Welt beherrschen zu wollen“ (Moldenhauer & Vis, 2001, S. 13). Weiterhin zeigte sich, dass die jungen Niederländer ein ausgesprochen positives Selbstbild von sich als „freie, friedliebende, demokratische und tolerante Menschen mit nicht übermäßig formellen Umgangsformen“ hatten (Moldenhauer & Vis, 2001, S. 18). Die Mehrheit der befragten Jugendlichen hielt die Niederlande im Vergleich zu anderen EU-Ländern

(Deutschland, Belgien, Frankreich und Großbritannien) für am tolerantesten, demokratischsten, fortschrittlichsten und friedliebendsten (Jansen, 1993, S. 26).

Müller (1998) sprach von „einer Reihe Untersuchungen“, die gezeigt hätten, dass die meisten Niederländer „mit sich und den Niederlanden sehr zufrieden sind“ (S. 15). Das durchweg eher positive Selbstbild beziehe sich auf Eigenschaften, die genauso das Bild der Deutschen von den Niederländern bestimmen. So führte Borck (1995) eine Befragung in der Euro-Region Gronau-Enschede auf beiden Seiten der Grenze durch. Es handelte sich um eine repräsentative Stichprobe mit Personen, die älter als 18 Jahre waren. Als auffälligstes Ergebnis bezeichnet Borck (1995) das positive Bild, das die Deutschen von den Niederländern haben. Es sei sogar noch positiver als das ohnehin schon positive Selbstbild der Niederländer. „Die Deutschen loben die Niederländer über den grünen Klee“ (S. 31). Die Deutschen charakterisierten die Niederländer als tolerant, liberal, sympathisch, freundlich, humorvoll und diszipliniert. Als Erklärung für diese positive Stereotypisierung wurde angeführt, dass die meisten Deutschen die Niederlande nicht gut kennen und aufgrund fehlender Sprachkenntnisse auch nicht in der Lage sind, mit Niederländern zu kommunizieren. Trotz der räumlichen Nähe seien also die Kenntnisse gering und die Niederlande eigneten sich von daher als Projektionsfläche für die Deutschen. In einem weiteren Schritt wurde in der Studie versucht, möglichst konkrete Fragen zu stellen, die einen stärkeren Bezug zum wirklichen Verhalten erlaubten. Dabei erwies sich ganz im Gegensatz zu den vorher erfassten Selbst- und Fremdbildern, dass sich die Deutschen durchaus durch Toleranz auszeichneten. Gegenüber Ausländern nahmen sie eine tolerantere Haltung ein als die Niederländer.
Die Niederländer charakterisierten in der Studie die Deutschen als arrogant und nur selten als sympathisch. Dieses negative Fremdbild der Niederlande stimmte überraschenderweise mit dem Selbstbild der Deutschen recht gut überein. Viele Deutsche charakterisierten sich auch als eher konservativ, herrschsüchtig, arrogant und rechthaberisch sowie als nicht besonders freundlich, sympathisch oder tolerant. Je jünger die deutschen Befragten waren, umso härter fiel dieses negative Autostereotyp aus. Die Stereotypisierungen standen im Zusammenhang damit, dass die Deutschen eine weniger starke Bindung an ihr Land hatten als die Niederländer. Die nationale Identität war bei den Deutschen auch stärker abhängig vom Alter, vom Bildungsniveau und von der politischen Orientierung als bei den Niederländern.

Dass die positive Selbststereotypisierung der Niederländer und die positive Fremdstereotypisierung der Niederländer durch die Deutschen nicht einfach als „objektiv“ zu bewerten ist, erkennt man schon daran, dass die Belgier ganz andere Einschätzungen vornehmen (Hagendoorn, 1991). Bei einer Befragung mit Oberschülern und Oberschülerinnen aus verschiedenen EU-Ländern beschrieben die belgischen Schüler/innen die Niederländer als egoistisch, stolz, dominant und aggressiv. Dieser Befund stimmt mit anderen Erhebungen in Belgien überein. Den Belgiern erscheinen die Niederländer und die Deutschen als sehr ähnlich. „Die Niederländer sind die Deutschen der Belgier“ (Beelen, 2001, S. 261). Die Einschätzungen der Belgier über die Niederländer fielen negativer aus als die der Niederländer über die Deutschen.

Es zeigte sich, dass viele Unterschiede in den deutsch-niederländischen Einschätzungen nicht so sehr spezifisch für beide Länder waren, sondern allgemein in Europa zu beobachten waren, wenn es darum ging, große und kleine Länder miteinander zu vergleichen. Die großen Länder beurteilen die kleinen positiver als umgekehrt die kleinen ihre größeren und mächtigeren Nachbarn.

Bei den Deutschen kommt jedoch als Besonderheit hinzu, dass sie bei ihrem Wunsch nach Idealisierung ein verzerrtes Bild der Niederlande geschaffen haben. Ein solcher Projektionsmechanismus, der emotionale Bedürfnisse befriedigt und auf Identitätsunsicherheiten zurückzuführen ist, erscheint insofern als gefährlich, weil er leicht in Gegensätze umschlagen kann. Eine solche Gegenbewegung wurde z. B. im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ (Wiedemann, 1994) thematisiert. Unter dem Titel „Frau Antje in den Wechseljahren“ wurde eher ein Negativbild der Niederlande gezeichnet. Es ging u. a. um Drogenkonsum und vergiftetes Ackerland. Die Diskussion um die holländische Tomate („Wassersäcke“) schlug in Deutschland hohe Wellen und es wurden hämische Lieder getextet, nachdem sich die niederländische Fußballnationalmannschaft nicht für die Teilnahme an der WM 2002 qualifizieren konnte.

Van Oudenhoven (2001) bezweifelte, dass die negativen Ergebnisse der Clingendael-Untersuchung in der vorgestellten Allgemeinheit für die niederländischen Jugendlichen zutreffend sind. Aufgrund eigener und anderer Studien ging er davon aus, dass das Deutschlandbild der Niederländer eher komplexer und ambivalenter ist. In seiner repräsentativen Studie wurde Deutschland

sowohl zu den beliebtesten als auch zu den unbeliebtesten Ländern gezählt. Es ergab sich eine starke Korrelation zwischen der Sympathie und der wahrgenommen Ähnlichkeit zwischen den Niederlanden und dem jeweils eingeschätzten Land. Länder, die man als ähnlich einschätzte, wurden auch als sympathischer erlebt. Für Deutschland war diese Korrelation jedoch am schwächsten ausgeprägt (r = .28). Die Deutschen erzielten in Bezug auf die Ähnlichkeit einen dritten Platz, schnitten jedoch bei den Sympathiewerten sehr schlecht ab. Van Oudenhoven (2001) folgerte, dass es zwei Strömungen innerhalb der niederländischen Gesellschaft gibt. Es existiert eine starke anti-deutsche Gruppe, aber ebenfalls eine nicht unwesentliche, wenn auch kleinere pro-deutsche Gruppe. In Bezug auf andere Länder gibt es diese Polarisierung nicht. Van Oudenhoven (2001) sah in der wahrgenommen Ähnlichkeit zwischen beiden Ländern einen guten Ansatzpunkt, um das niederländisch-deutsche Verhältnis zu verbessern.

Als Ursache für das negative Deutschlandbild der Niederländer führte Meyenberg (2001) an: die geringen Kenntnisse der jungen Niederländer über Deutschland, die Beeinflussung durch den Geschichtsunterricht und die niederländische Gedenkkultur (die weniger Wissen über den Zweiten Weltkrieg als moralische Aufladung vermittelt) sowie die Verdrängung von Schattenseiten der niederländischen Geschichte. In einer Befragung von mit Erstsemestern an der Universität Leiden wussten 60 % der männlichen und 80 % der weiblichen Studierenden nicht, was mit dem verharmlosenden Begriff der „Polizeiaktion in Niederländisch-Indien“ gemeint ist. Unter dieser Bezeichnung führten die Niederlande zwischen 1947 und 1949 (nachdem sie gerade selbst von der Besatzung befreit worden waren) in ihrem Kolonialgebiet Indonesien einen blutigen Krieg gegen die Unabhängigkeitsbewegung, der 200.000 Indonesiern das Leben kostete (was zahlenmäßig dem Blutzoll der Niederlande während des Zweiten Weltkriegs entspricht).

Ökonomisch gesehen unterscheiden sich Deutschland und die Niederlande wenig, in der Lebenszufriedenheit sind die Differenzen jedoch erheblich. In einer Eurobarometer-Umfrage stellte sich heraus (Europäische Kommission, 2003), dass in den Niederlanden nur 8 % der Befragten eine Unzufriedenheit mit dem Leben äußerten (die Niederlande lagen damit im Vergleich der 15 Mitgliedsstaaten an dritter Stelle), die Befragten in Deutschland hingegen zu 21 % (zehnte Stelle). Den Eurobarometer-Umfragen ist des Weiteren zu entnehmen, dass es Unterschiede in

Bezug auf die Verbundenheit mit der Europäischen Union gibt: In Deutschland äußerten 49 % der Befragten, dass sie sich nicht sehr oder überhaupt nicht mit der EU verbunden fühlen, in den Niederlanden hingegen 69 %. Im Durchschnitt äußerten 52 % der Befragten aller EU-Mitgliedsländer keine oder wenig Verbundenheit mit der EU.

In einer achtjährigen gemeinsamen Forschungsarbeit wurden in drei europäischen Regionen (BRD-West: Marburg, BRD-Ost: Halle, Niederlande: Leiden) zwischen 1992 und 1996 verschiedene vergleichende Quer- und Längsschnittuntersuchungen an 10- bis 15-jährigen Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern durchgeführt (vgl. Büchner et al., 1996; Büchner et al., 1998; Du Bois-Reymond et al., 1994; Du Bois-Reymond et al., 1995; Du Bois-Reymond et al. 2001; Fuhs, 1997; Zeijl, 2001). Die Ergebnisse vermittelten ein umfassendes Bild über die Lebensbedingungen und Lebensformen von Kindern und Jugendlichen in diesen Regionen.

So unterschieden Büchner und Fuhs (1994) hinsichtlich der Freizeitaktivitäten und sozialen Beziehungen 12-jähriger Jungen und Mädchen „hochmodern-individualisierte und traditionale kinderkulturelle Praxis“: Moderne Kinder unterhielten relativ unabhängig von ihren Eltern ein komplexes soziales Beziehungsnetz und wiesen gleichzeitig in ihrem Aktivitätsprofil ein hohes Niveau und ein weites Spektrum auf. Traditionale Kinder zeigten sich entsprechend in einem engen sozialen Beziehungsnetz relativ abhängig von ihren Eltern und wiesen ein niedriges Niveau und enges Spektrum im Aktivitätsprofil auf. Modernität wurde „von den Kindern in allen drei Regionen gelebt“ (Büchner & Fuhs, 1994, S. 130). Allerdings zeigte sich ein niedrigerer Ausprägungsgrad von Modernisierung und Individualisierung unter den niederländischen Kindern. Die niederländischen Kinder hatten außerdem weniger feste Freizeittermine, spielten häufiger „ungeplant“ und wuchsen in einer stärker familienorientierten Umgebung auf.

Du Bois-Reymond (1994) wies nach, dass in den letzten Jahrzehnten eine generelle Veränderung der Familienstrukturen vom „Befehlshaushalt“ zum „Verhandlungshaushalt“ stattgefunden hat. Die niederländischen Familien fielen „durch ein besonders kinderfreundliches Klima auf“ (S. 205). Dies führte Du Bois-Reymond (1994) auf die in den Niederlanden „länger durchgehaltene Tradition der klassischen Frauen- und Mutterrolle“ (S. 205), im Zusammenspiel mit der „durchgängig gepflegten Toleranzkultur der holländischen Gesellschaft“ zurück (S. 206). Büchner et al. (1998) resümierten, dass sich auch im Fortgang des Projekts ein

höherer Grad der Informalisierung sowie eine stärkere Familienorientiertheit der niederländischen Familien bestätigte.
Krüger et al. (1994) verglichen Biografieverläufe deutscher und niederländischer 12-Jähriger miteinander. Sie stellten fest, dass „die Modernisierung des Kinderlebens in Westdeutschland am weitesten fortgeschritten ist“ (S. 271). Zeijl et al. (1998) berichteten auf der Grundlage vergleichender quantitativer Befragungen 10- bis 15-jähriger Kinder hinsichtlich der Eltern-Kind-Beziehungen, dass die überwiegende Mehrheit der sowohl niederländischen als auch deutschen Kinder „ihre Eltern als durchaus offen und den kindlichen Bedürfnissen zugewandt“ beschreiben (S. 70). Vor dem Hintergrund eines in beiden Ländern ähnlich kindorientierten, auf Konsensbildung bedachten und wenig autoritären Eltern-Kind-Verhältnisses zeigten sich kaum Unterschiede in der Wahrnehmung des elterlichen Erziehungsstils, das Strafverhalten wurde gleichermaßen als moderat beschrieben. Die niederländischen Teenager erfuhren jedoch mehr Wachsamkeit gegenüber ihren Aktivitäten, insbesondere hinsichtlich schulischer Belange. Die deutschen Jugendlichen zeigten insgesamt ein mehr rebellisches Verhalten den Eltern gegenüber.
Zeijl (2001) untersuchte das Freizeitverhalten deutscher und niederländischer Jugendlicher näher. Es zeigten sich kaum Unterschiede. Allerdings engagierten sich die deutschen Jugendlichen im Durchschnitt deutlich häufiger in organisierten Freizeitaktivitäten mit festen Wochenterminen und tendierten dazu, die Teilnahme an Aktivitäten im Rahmen von Vereinen mit dem Alter noch zu intensivieren. Zeijl (2001) führte zur Begründung den frühen Übergang zur schulischen Sekundärausbildung in Deutschland an, der ein gesteigertes Interesse an Peerbeziehungen und dyadischen Freundschaften mit sich bringe und auf Kosten der Verbundenheit mit den Eltern gehe: Schon im Alter von zehn Jahren verbrachte die Mehrheit der deutschen Jugendlichen ihre Freizeit entweder allein oder mit Freunden, die niederländischen Jugendlichen hingegen mit ihren Eltern. Dies sei aber u. U. auch dadurch bedingt, dass die niederländischen Mütter seltener einer Voll- oder Teilzeitbeschäftigung nachgehen als die deutschen.
Leiprecht (2001) setzte sich mit der Ausprägung von Alltagsrassismus unter Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden auseinander. In einem Forschungsüberblick hielt er zunächst fest, dass der postulierte „Rechtsruck der niederländischen Jugend seit 1974“ dahingehend spezifiziert werden muss, dass sich zwar eine zunehmende Intoleranz gegenüber Einwanderern zeige, im politisch-

kulturellen Bereich aber bei Auffassungen bezüglich Frauen-Emanzipation und traditionellen Autoritäten keineswegs ein Rechtsruck zu verzeichnen sei (Leiprecht, 2001, S. 68). Hinsichtlich der deutschen Jugendlichen wies Leiprecht (2001) auf eine Längsschnittuntersuchung von Rippl et al. (1995) hin, die für den Zeitraum von 1979 bis 1991 keine Veränderungen hinsichtlich Autoritarismus-Einstellungen unter westdeutschen Jugendlichen zeigte: Die Skalenmittelwerte belegten eine noch immer vorwiegend antiautoritäre Einstellung. Die Mittelwerte hinsichtlich Ausländerfeindlichkeit zeigten zwar eine mehrheitliche Ablehnung von Ausländerfeindlichkeit, dennoch wurde zwischen 1979 und 1991 ein geringer, aber statistisch signifikanter Anstieg an Ausländerfeindlichkeit verzeichnet.
Leiprecht (2001) fasste die vorliegenden Forschungsergebnisse dahingehend zusammen, dass sich zwar in beiden Ländern mit 30-40 % ein beachtlicher Verbreitungsgrad von Zustimmungen zu ethnozentristischen, fremdenfeindlichen o. ä. Aussagen registrieren lasse, gleichzeitig allerdings deutlich werde, dass in beiden Ländern die Mehrheit der befragten Jugendlichen entsprechenden Aussagen *nicht* zustimme. Leiprecht (2001) stellte in seiner eigenen Untersuchung an 16- bis 20-jährigen Jugendlichen die polarisierenden globalen Einstellungen „eindimensional-nationale Orientierungen“ und „multiperspektivische Orientierungen“ im Hinblick auf Einstellungen zu Eingewanderten und asylsuchenden Flüchtlingen gegenüber. Eine eindimensional-nationale Orientierung zeichnet sich durch den einseitigen Bezug auf den nationalen Kontext aus, wie z. B. die Sorge um den Erhalt des eigenen Wohlstandes. Eine multiperspektivische Orientierung beinhaltet eine vielseitige Sicht. Sie berücksichtigt die Lebensbedingungen von Eingewanderten sowie die Situation in den Herkunftsländern. Die zwischen 1992 und 1993 erhobenen Daten zeigten, dass die deutschen Jugendlichen in jener Zeit durchschnittlich eher eindimensional-nationalen und weniger multiperspektivischen Aussagen zustimmten als die Jugendlichen in den Niederlanden. Allerdings bewegte sich die Zustimmung bzw. Ablehnung dieser Aussagen generell auf einem niedrigen Niveau und die Ergebnisse ließen nicht auf homogene nationale Gruppierungen schließen. Immerhin befürworteten 20 % der niederländischen Befragten auch öffentliche Gewaltanwendungen gegenüber Ausländern. Eine große Bedeutung kam der Variablen „Geschlecht“ zu. Weibliche Jugendliche in Ostdeutschland äußerten mehr multiperspektivische und weniger eindimensional-nationale Einstellungen als männliche Jugendliche in den Niederlanden.

4.1.4 Belgien

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Der Name „Belgien“ geht zurück auf die spätrömische Provinz „Belgica“, die wiederum nach dem gallischen Stamm der „Belgen“ benannt wurde (Erbe, 2009). Belgien als Staat existiert erst seit der Unabhängigkeitserklärung 1830. Zwei Jahrhunderte lang zuvor stand das Gebiet unter spanischer, österreichischer, französischer und niederländischer Herrschaft. Viele gegenwärtige gesellschaftliche, vor allem sprachlich-kulturelle Konflikte, haben ihren Ursprung in dieser Zeit. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich unter österreichischer Herrschaft eine „vertikale Sprachgrenze“ (De Buck, 1993, S. 211) zwischen wohlhabendem Bürgertum einerseits und dem einfachen arbeitenden Volk andererseits. Französisch wurde zur Sprache der höheren Klasse, während das Flämische ausschließlich vom einfachen Volk gesprochen wurde. Der belgische Staat dieser Zeit wurde vom frankophonen Teil der Bevölkerung dominiert und entsprechend wurde auf allen Ebenen der öffentlichen Verwaltung Französisch gesprochen. Ab 1840 entstand die „flämische Bewegung“, die für den Erhalt ihrer Sprache und Kultur eintrat und massiv Gleichberechtigung forderte. Mit dem allgemeinen Mehrheitswahlrecht 1893 fiel das politische Machtmonopol des Bürgertums, so dass das zahlenmäßig überlegene Flandern nun Einfluss im belgischen Staatsleben gewinnen konnte. Als Reaktion hierauf bildete sich die „wallonische Bewegung“, die die Durchsetzung des Niederländischen in Belgien durch die Flamen befürchtete. In der Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg konnten die Flamen immer mehr Einfluss gewinnen, Flandern und die Wallonie wurden zu einheitlichen Sprachgebieten, d. h. die Sprache des jeweiligen Gebietes wurde auch Verwaltungs- und Unterrichtssprache. Von diesem Prozess zunehmender Regionalisierung profitierte auch die deutschsprachige Gemeinschaft Ostbelgiens, die nach dem Ersten Weltkrieg vom Deutschen Reich annektiert worden war. Sie erhielt 1974 eine den Flamen und Wallonen vergleichbare kulturelle, aber keine wirtschaftliche Autonomie.

Zur flämischen Geschichte gehört auch die Kollaboration von Teilen der flämischen Bewegung mit den deutschen Nationalsozialisten, um einen Anschluss Flanderns an das Großdeutsche Reich herbeizuführen. Eine deutsch-flämische Gruppierung namens „De Vlag“ (Berge & Grasse, 2003, S. 106) erklärte dies offen zu ihrem Ziel.

Nach 1945 geriet Belgien im Rahmen der „Königsfrage“ an den Rand eines Bürgerkrieges. Es ging darum, ob König Leopold III., der von den Deutschen in Österreich interniert worden war, auf den Thron zurückkehren sollte. Letztendlich dankte er zugunsten seines Sohnes Baudouin ab. In den 1950/1960er-Jahren kam es zu einer Umkehr der bisherigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die durch die Überalterung der Industrieanlagen der Wallonie, die bis zu dieser Zeit wirtschaftlich immer in Führung gelegen hatte, bedingt war. Die Wallonen forderten daraufhin Schutzmaßnahmen vor einer Minorisierung und eine Dezentralisierung der Wirtschaftspolitik. Die in der Verfassungsänderung von 1970 erfolgte Bildung der Regionen trug diesem Bestreben der Wallonie Rechnung. Die Asymmetrie der Wirtschaftskraft bedingt auch ein Ungleichgewicht bei der Finanzierung des Sozialsystems. Die Wallonie profitiert überproportional von den Zuwendungen, während die Flamen mehr einzahlen. Die positive Entwicklung der deutsch-belgischen Beziehungen in der Nachkriegszeit bezeichnet Erbe (2009, S. 161) als „erstaunlich“. Sie ging weit über eine „Normalisierung“ hinaus; beide Länder wurden zum Motor für den europäischen Einigungsprozess. Somit ist es nicht unverdient, dass Brüssel die Rolle einer europäischen Hauptstadt zufiel.

De Buck (1993) konstatiert, dass es in Belgien aufgrund der Geschichte eine „sehr spezifische Haltung gibt, die in anderen Ländern kaum anzutreffen ist“ (S. 221). Diese sei vor allem gekennzeichnet durch einen „überaus *individualistischen* Charakter“ (S. 221) und einem Misstrauen gegenüber dem Staat. Als Erklärung führt De Buck (1993) an, dass für die Flamen der Staat bis 1970 „sogar Verhinderungsmechanismus für die eigene Sprache und Kultur gewesen“ sei (S. 224).

Weil in Belgien alles sehr klein ist, sind die Beziehungen schnell intensiv und miteinander verknüpft. Dadurch herrscht einerseits eine starke soziale Kohäsion, andererseits eine unbewegliche „Enge“. Diese „Enge“ vermittelt teilweise auch ein stärkeres Gefühl der sozialen Kontrolle. Anders als in Ländern mit größerer individueller Anonymität kommt es eher zu einer Identitätsbildung, die stark über soziale Beziehungen und Zugehörigkeit definiert wird. Flandern hat eine ausgesprochen eng kommunikative, soziale und familiäre Kultur, was einerseits sehr „gesellig“ und schützend wirkt, andererseits aber auch einschränkend sein kann.

Regierungsform in Belgien ist eine parlamentarische Monarchie. Staatsoberhaupt ist seit August 1993 König Albert II. Der König übt weitgehend repräsentative

Funktionen aus. Berge und Grasse (2003) glauben, dass ihm gerade aufgrund beständiger Gegensätze von Flamen und Wallonen „eine nicht zu unterschätzende Rolle in Bezug auf eine belgische Identitätsstiftung zukommt“ (S. 136). Der plötzliche Tod König Baudouins I. im Jahre 1993 stürzte das ganze Land über alle Sprachgrenzen hinweg in tiefe Trauer.
Im Rahmen der gesellschaftlichen und sprachlichen Konflikte Belgiens spalteten sich in den 1960er-Jahren auch die traditionellen Parteien in jeweils einen flämischen und einen wallonischen Flügel auf. Diese Parteienvielfalt verkomplizierte das politische Leben in Belgien. In Flandern dominieren Konservative und Liberale, während die Wallonie, die von den Sozialisten geprägt ist, eher linksorientiert auftritt. Nicht zu übersehen ist der zunehmende Stimmengewinn des rechtsextremen und ausländerfeindlichen Vlaams Blok in Flandern. Flämische Bestrebungen gehen in Richtung mehr Föderalisierung und Eigenständigkeit in einem vereinten Europa. Bis in die Gegenwart wird sogar der Zerfall des belgischen Staates für möglich gehalten und diskutiert. Mit seiner Forderung nach Auflösung des belgischen Staates, den er als historischen Irrtum bezeichnete, erhielt der Vlaams Blok im Wahljahr 1999 durchschnittlich 15 % der Wählerstimmen in Flandern, bei den Kommunalwahlen 2000 in Antwerpen sogar 33 % der Stimmen. Auch in der Wallonie gibt es eine separatistische Minderheit um die „Parti Rattachiste F.R.A.N.C.E.“, die offen den Anschluss an Frankreich fordert.

Empirische Studien

Deutsch-belgische (bzw. -flämische) Vergleichsuntersuchungen liegen nur in geringer Zahl vor. In einer interkulturellen Wertestudie konnten unterschiedliche Einstellungen von Belgiern und Deutschen in Bezug auf Arbeit festgestellt werden (Hastings & Hastings, 1999). Auf die Frage, wie wichtig Arbeit in ihrem Leben sei, antworteten 58 % der befragten Belgier mit „sehr wichtig“. Von den befragten Deutschen waren es nur 35 %. Dieselbe Studie ließ Unterschiede in der Lebenszufriedenheit erkennen. 40 % der Belgier gaben an, „sehr glücklich“ zu sein, nur 16 % der Deutschen antworteten ebenso. Sowohl Deutsche als auch Belgier hielten sich der Wertestudie (Hastings & Hastings, 1999) nach eher für religiöse Personen, unabhängig davon, ob sie die Kirche besuchten oder nicht, in Belgien meinten dies 68 %, in Deutschland 65 % der befragten Personen. Nur wenigen

erschien Religion jedoch als „sehr wichtig“, in Belgien waren es 15 %, in Deutschland 13 %.
Vinken und Ester (1993) setzten Werthaltungen, die im Rahmen der European Values Surveys erfasst worden waren, in Bezug zum Modernisierungsgrad der Gesellschaft. Zwei Auffälligkeiten zwischen beiden Ländern können festgehalten werden: Auf der Skala „Post-Materialismus“ erreichte Deutschland beide Male einen höheren Mittelwert als der belgische Nachbar. Ebenso erfolgte die Bejahung eines Einzelitems zur „sexuellen Freizügigkeit“ in Deutschland beide Male mit recht hohen Mittelwerten, wohingegen die Befürwortung in Belgien deutlich darunter lag.

Die Wahrnehmung Europas durch die Jugendlichen erscheint freundlich, jedoch nicht überschwänglich. Allerdings zeigte sich im Eurobarometer Nr. 58 (Europäische Kommission, 2003), dass die Belgier (Flamen) im Bereich Europafreundlichkeit höhere Werte erzielten als die Deutschen. Belgien bewertete hier die Mitgliedschaft in der EU höher und äußerte auch ein positiveres Bild von der EU. Dies scheint sich jedoch vorrangig auf die kognitive Ebene zu beziehen, denn es zeigen sich nach dem Eurobarometer keine Unterschiede im Verbundenheitsgefühl mit der EU.
Billiet et al. (2003) befragten 2.691 Flamen und 1.425 Wallonen, bzw. im Jahr 1995 2.099 Flamen und 1.258 Wallonen zu ihrer nationalen Identität und ihrem Selbstverständnis als belgische Staatsbürger. Sie fanden, dass sich die Mehrheit der Belgier durchaus mit dem belgischen Staat identifiziert, solange kein Interessenkonflikt vorliegt. Geht es jedoch um finanzielle Interessen, z. B. um den Zankapfel „Sozialsystem“, dominiert eindeutig die subnationale, hier besonders die flämische, Identität. Berge und Grasse (2003) sahen als belgische Besonderheit, dass die regionale Identität gleichzeitig eine doppelte bzw. konkurrierende nationale Identität darstellt. Nach einer Meinungsumfrage von „Le Vif-L’Express“ vom 3.9.1994 fühlten sich 60.1 % der Flamen in erster Linie als Flamen, dann als Belgier (30.5 %) und dann als Europäer (6.4 %). Die Wallonen fühlen sich dagegen an erster Stelle als Belgier (50.8 %), dann als Wallonen (23.2 %) und dann als Europäer (14.5 %) (Berge & Grasse, 2003, S. 208).
Maddens et al. (2000) wiesen darauf hin, dass es mehrere Staaten gibt, in denen die Bürger mit konkurrierenden nationalen Identitäten konfrontiert werden. Zum einen existiert die offizielle nationale Identität wie z. B. spanisch, britisch oder belgisch; zum anderen gibt es subnationale Identitäten wie katalanisch, schottisch oder

flämisch bzw. wallonisch. Vorliegenden Forschungsbefunden zu Folge müssen diese Identitäten nicht im Widerspruch zueinander angelegt sein, sondern es können sich multiple nationale Identitäten entwickeln. Nur bei einer Minorität von Menschen dürfte es eine Ausschließlichkeit geben.

Belgien basiert nicht auf einer gemeinsamen Abstammung seiner Bevölkerung, sondern auf gemeinsamen Interessen und auf der Übereinkunft, bestimmte Regeln und die Verfassung zu beachten. Von diesem Grundverständnis her scheint der belgische Staat besonders offen zu sein für das friedliche Zusammenleben verschiedener ethnischer Gruppen. Die belgische Identität dürfte somit mit Xenophobie und engstirnigem Nationalismus unvereinbar sein. Im Gegensatz zu dieser republikanischen Repräsentationen der belgischen Identität, beruht die flämische Identität auf der Überzeugung gemeinsamer Abstammung. Sie entspricht also dem ethnischen Idealtyp. Bei der wallonischen Identität liegen die Verhältnisse wieder anders. Sie wird primär mit der sozioökonomischen Emanzipation der wallonischen Region in Verbindung gebracht. Die Grundlage der regionalen Autonomie ist die Verteidigung der gemeinsamen sozioökonomischen Interessen innerhalb des belgischen Staates. Die wallonische Identität könnte daher mit Offenheit gegenüber Fremden in Verbindung gebracht werden. Die Repräsentation entspricht eher dem republikanischen Typ.

Ausgehend von diesen unterschiedlichen sozialen Repräsentationen der Subnationen vertraten Maddens et al. (2000) die Hypothese, dass die Beziehung zwischen der nationalen Identität und den Einstellungen gegenüber Fremden in Flandern und in der Wallonie unterschiedlich ausfällt. In ihrer Studie zeigte sich hypothesenkonform, dass in Flandern die negative Einstellung gegenüber Immigranten geringer war, wenn sich die Befragten mehr mit Belgien als mit Flandern identifizierten. In Wallonien gab es den umgekehrten Zusammenhang in dem Sinne, dass sich die Einstellungen gegenüber den Fremden negativer gestalteten, je mehr sich die Befragten mit Belgien als Gesamtstaat identifizierten. Die stärkere Identifikation mit Flandern bedingte also eine negative Einstellung gegenüber Fremden, während die stärkere Identifikation mit der Wallonie eine positivere Einstellung gegenüber Fremden mit sich brachte. Diese Ergebnisse unterstützen die Hypothese der sozialen Repräsentation. Wie in vielen anderen Ländern wurde aber auch in Belgien gefunden, dass höhere Schulbildung mit positiven Einstellungen gegenüber Fremden zusammenhing.

In einer Replikation ihrer Studie fanden Billiet et al. (2003) die zentralen Ergebnisse exakt bestätigt. Es ergab sich für Flandern der komplexe Befund, dass die flämische Identität positiv mit höherer Bildung korrelierte, anderseits hatte die höhere Bildung aber einen negativen Effekt auf den Ethnozentrismus, so dass dadurch die positive Korrelation zwischen flämischer Identität und Ethnozentrismus verringert wurde. Hielt man die Bildungseffekte konstant, so stieg die Korrelation. Menschen, die auf der bipolaren Skala eine mittlere Position einnahmen, wiesen eine schwächere Identifikation sowohl mit Belgien als auch mit Flandern bzw. Wallonien auf. Eine positive Einstellung zu Fremden wurde weniger wahrscheinlich, wenn die nationale Identität Extremwerte annahm. Dann trat der intrinsische Widerspruch zwischen In- und Outgroup-Bewertung deutlich hervor. Multiple Identitäten wurden dann eher beobachtet, wenn die Ausprägung auf der Skala im mittleren Bereich lag.

4.1.5 Luxemburg

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Im Jahre 963 wurde die Grafschaft Luxemburg gegründet und 1354 von Kaiser Karl IV. zum Herzogtum erhoben. Unter seiner Herrschaft gehörten Luxemburg und Teile Belgiens zum „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ (Getz, 2007). Bis 1443 existierte Luxemburg als unabhängiger Staat und geriet dann gewaltsam unter die Fremdherrschaft der Habsburger sowie der Spanier und Franzosen. „Dies bedeutete nicht nur das Ende der Unabhängigkeit, sondern vor allem ein Ende der germanischen Bindungen nach Osten. Von nun an orientierte sich die Gesellschaft, besonders der Adel, nach Frankreich. Diese Entwicklung brachte die Übernahme französischer Kultur, französischer Sprache und französischem Geist“ (Lepszy & Woyke, 1985, S. 173).

Die französische Herrschaft endete mit dem Abschied Napoleon I. im Jahre 1814, was auch durch die offizielle Einführung des Deutschen als zweite Amtssprache symbolisiert wurde. Die Neuaufteilung Europas auf dem Wiener Kongress 1815 brachte die Unabhängigkeit des neuen luxemburgischen Staates (vgl. Erbe, 2009). Das Großherzogtum trat unmittelbar nach seiner Gründung 1815 dem ebenfalls geschaffenen Deutschen Bund sowie 1842 auch dem Deutschen Zollverein bei. Nach den Revolutionsjahren 1848/49 konnte sich das Großherzogtum geschickt sowohl preußischen Großmachtbestrebungen als auch französischen

Einverleibungsplänen widersetzen. 1867 wurde auf dem Londoner Kongress seine immerwährende Neutralität von den Signaturmächten anerkannt.

Nach dem Erhalt der Neutralität bildete sich im Großherzogtum eine Art Nationalbewusstsein, das sich in den ersten vier Dekaden des 20. Jahrhunderts fortentwickelte. Im 20. Jahrhundert wurde die Neutralität Luxemburgs durch Deutschland während des Ersten und Zweiten Weltkriegs verletzt. 1942 wurde Luxemburg von den Nationalsozialisten annektiert, die alles Französische aus dem Land tilgen wollten. Diese Politik führte zu einer Stärkung der luxemburgischen Sprache *„Letzebuergesch“*, die seitdem als nationales Symbol gilt. Die Bevölkerung leistete offen Widerstand gegenüber den Besatzern. Die Luxemburger reagierten mit einem Generalstreik gegen die Einführung des Reichsarbeitsdienstes und die Einberufungen zum Wehrdienst.
„Letzebuergesch“ ist eine aus dem Westmoselfränkischen hervorgegangene Sprache, die 1984 zur Nationalsprache erhoben wurde. Hochdeutsch (Schriftsprache) und Französisch gelten daneben auch als offizielle Amtssprachen. Französisch hat einen hohen Stellenwert, da in der Justiz französisch gesprochen wird und offizielle Gesetzestexte u. a. in Französisch abgefasst werden. Deutsch besitzt demgegenüber als Presse- und Literatursprache nach wie vor eine große Bedeutung. Laut einer Erhebung des Eurobarometer 2005 beherrschen fast 99 % der Luxemburger eine zusätzliche Fremdsprache (European Commission, 2005). Der Schulunterricht bis zur 9. Klasse erfolgt auf Luxemburgisch und Hochdeutsch. Französisch wird ab dem 2. Schuljahr gelehrt. Die Schulbücher sind in Hochdeutsch verfasst, außer die für den französischen Sprachkurs. Ab der 10. Klasse werden alle Fächer, bis auf die Fremdsprachen, auf Französisch unterrichtet. Die Universität wurde erst am 13.8.2003 gegründet. Die angebotenen Studiengänge sind nicht vollständig in Luxemburg zu belegen, so dass weiterhin mehrsemestrige Studienaufenthalte im Ausland notwendig bleiben. Etwa 19.8 % Luxemburger studieren an deutschen Hochschulen, 22.6 % studieren in Belgien und 20.3 % in Frankreich.
Luxemburg hat insgesamt etwa 468.600 Einwohner (2005) und mit 39 % den höchsten Ausländeranteil in Europa. Einem Ausländeranteil von 16.5 % an luxemburgischen Lycées (Service de coordination de la recherche et de l’innovation pédagogiques et technologiques [SCRIPT], 2005) steht ein Ausländeranteil von

etwa 4 % an Gymnasien in Deutschland (Statistisches Bundesamt, 2010) gegenüber.
Unter 150 Nationalitäten kommt der größte Teil der Einwanderer (ca. 80 %) aus der EU und davon wiederum vor allem aus dem romanischen Sprachraum – ein Umstand, der die Integration in Luxemburg sicherlich sehr vereinfacht (Le Gouvernement du Grand-Duché de Luxembourg, 2005; zit. n. Kubina, 2005). Newton (1996) sieht die Integration in Luxemburg unproblematisch: Es seien weder Ghettos noch andere Formen der Segregation entstanden. Hostert (1995) führt dagegen aus, dass Zuwanderer in Luxemburg zwar traditioneller Weise akzeptiert werden, dass aber dennoch eine ethnische Segregation stattgefunden habe, die die Grundlage für Fremdenangst bilde. Dies wird als langsamer, aber stetiger Trend beschrieben. Sicherlich hängt die relativ unkomplizierte Integration der Ausländer in Luxemburg weiterhin auch damit zusammen, dass ein Großteil der luxemburgischen Bevölkerung im Laufe der letzten Jahrzehnte einen starken sozialen Aufstieg erlebt hat und ausländische Arbeitskräfte nicht als Konkurrenz ansieht. Luxemburgs wirtschaftliche Situation ist nach wie vor ausgesprochen gut (Kubina, 2005). Gemessen am Bruttoeinkommen pro Kopf ist es das reichste Land Europas (Erbe, 2009). In Luxemburg trägt der Bankensektor mit über 40 % zur nationalen Wertschöpfung bei. 86 % der Erwerbstätigen arbeiten im Dienstleistungsbereich, 13 % in der Industrie und um 1 % in der Landwirtschaft. Luxemburg ist Sitz vieler EU-Behörden und zählt neben Brüssel und Straßburg zu den drei europäischen „Hauptstädten“.
Die luxemburgische Regierung bekennt sich zu einer „politique d’intégration volontariste, respectueuse des identités socioculturelles“ (zit. n. SESOPI, 1997, S. 38) – zu einer gezielten Integrationspolitik, die soziokulturelle Identitäten respektiert. Zentrale Säulen dieser Integrationspolitik sind laut SESOPI (1997) das Prinzip der Gleichheit der Bürger (unabhängig von kultureller Abstammung etc.) und eine Politik des Konsenses. Dabei distanziert sich die luxemburgische Regierung jedoch von einer Integrationspolitik, die Minderheiten einen speziellen Status zuweist und damit eine positive Diskriminierung praktiziert; so gibt es z. B. keine Ausländerquoten bei der Einstellung von Arbeitskräften. 1993 wurde in Luxemburg das „Commissariat du Gouvernement aux étrangers“ gegründet. Es hat sein Ziel in der Unterstützung und Organisation von Aktivitäten, die Immigranten und ausländischen Personen die Eingliederung erleichtern. Allerdings ist das Beherrschen der Nationalsprache

„Letzebuergesch“ die Voraussetzung, um in der öffentlichen Verwaltung einen Arbeitsplatz zu bekommen. Dies hat objektiv eine ab- und ausgrenzende Funktion. Die Behörden des Großherzogtums bleiben faktisch den alteingesessenen Luxemburgern vorbehalten (Seibel, 1995).

Empirische Studien

Eine kontinuierliche Jugendforschung wie in Deutschland (z. B. durch die Shell-Jugendstudien) liegt in Luxemburg nicht vor. Dies mag u. a. darauf zurückzuführen sein, dass die Universität Luxemburg erst im Jahr 2003 gegründet wurde. Die CESIJE-Studie (Meyers & Willems, 2004) der erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luxemburg war der erste Versuch eines interkulturellen Vergleichs. Insbesondere die Aspekte des Freizeitverhaltens und der Wertorientierungen fanden hierbei Berücksichtigung. Die CESIJE-Studie gliedert sich an die HBSC-Studien der WHO an. Es wurden N = 876 Jugendliche der Stadt Luxemburg im Alter von 22-25 Jahren befragt.

Die Ergebnisse zeigen, dass die autochthonen Luxemburger den Werten Ehrgeiz und Leistung deutlicher zustimmten als die ebenfalls in der Stichprobe erfassten Jugendlichen aus Portugal und Italien. Dafür legten die portugiesischen und italienischen Jugendlichen stärkeren Wert auf materialistische Werte, z. B. Sicherheit und hohes Einkommen, sowie auf konventionelle Werte, z. B. Anpassungsbereitschaft. In dieser Studie wurde eine Wertedifferenz zwischen eher postmaterialistischen-individualistischen luxemburgischen Jugendlichen und eher materialistisch und konventionell orientierten Portugiesen und Italienern nachgewiesen. Hinsichtlich der Geschlechterdifferenzen stellte sich heraus, dass die luxemburgischen Mädchen einen stärker ausgeprägten Ehrgeiz in Bezug auf schulische und berufliche Leistungen aufwiesen als die Jungen. Dieser Trend ließ sich ebenfalls in Deutschland beobachten, denn seit Anfang der 1990er-Jahre verzeichnen Mädchen an allgemeinbildenden Schulen bessere Erfolge als Jungen (vgl. Shell Deutschland Holding, 2006; Hurrelmann, 1999).

In der HBSC-Studie von 2002 (Hurrelmann et al., 2003) wurden psychosomatische Gesundheitsbeschwerden bei deutschen Jugendlichen erfasst. Es zeigte sich, dass die Einschätzung der psychosomatischen Gesundheit mit zunehmendem Alter schlechter wurde. Kinder und Jugendliche aus der untersten Schicht des Wohlstandsindexes waren insgesamt stärker von psychosomatischen Beschwerden

betroffen als diejenigen, die den höheren Schichten angehörten. Dabei litten Mädchen häufiger an Kopfschmerzen, Schlafstörungen und Bauchschmerzen als Jungen. Im Unterschied dazu gaben mehr Jugendliche aus höheren sozioökonomischen Schichten Allergien an (35.6 % vs. 25.9 %). Ein Geschlechtseffekt konnte hier nicht nachgewiesen werden.
Eine erste nationale Studie (1999), durchgeführt vom Gesundheitsministerium in Luxemburg, gliederte sich an die HBSC-Studien der WHO an. In dieser Studie wurde nachgewiesen, dass auch in Luxemburg ein Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Bedingungen und Gesundheit besteht. Die Jugendlichen litten demnach am häufigsten unter Kopfschmerzen (30.5 %), gefolgt von Einschlafstörungen (26.4 %), Rückenschmerzen (23.2 %), Bauchschmerzen (18.4 %) und Schwindel (17.4 %). Insgesamt schätzten sich aber 88.8 % der luxemburgischen Jugendlichen als glücklich ein und 86 % fühlten sich in ihren Familien wohl (Gesundheitsministerium Luxemburg, 1999; zit. n. Getz, 2007).

Der Wunsch, eine eigene Familie zu gründen, gehört nach Ergebnissen der CESIJE-Studie (Meyers & Willems, 2004) zu den zentralen Lebenszielen der luxemburgischen Jugendlichen: 95 % hielten dies für „sehr wichtig“ bzw. „wichtig“. Ein Geschlechtsunterschied konnte nicht festgestellt werden. In eine Rangreihe gebracht, stand eine eigene Familie auf Platz drei mit nach einem interessanten Beruf; den ersten Platz nahm eine gute Gesundheit ein (Meyers & Willems, 2004, S. 98). Die Jugendstudie der Shell Deutschland Holding (2006) stellte fest, dass die eigene Familie für die deutschen Jugendlichen ebenfalls eine hohe Bedeutung hat, auch wenn die Familiengründung auf spätere Lebensphasen verschoben, d. h. erst für die Zeit nach schulischer und beruflicher Ausbildung eingeplant wird. Der Wunsch nach Kindern war zurückgegangen, nur noch 62 % der Jugendlichen sprachen sich dafür aus. Die Jugendlichen unterschieden sich hierbei deutlich nach Alter, Geschlecht und sozialer Schicht. Jugendliche aus unteren sozialen Schichten gaben seltener den Wunsch nach eigenen Kindern an als Jugendliche aus mittleren und oberen Sozialschichten. In Bezug auf die eigene Herkunftsfamilie gaben 72 % der Befragten der Shell-Studie (2006) an, dass man eine Familie braucht, um glücklich leben zu können, 10 % waren unentschlossen und nur 17 % glaubten, alleine genauso glücklich leben zu können.

Als Ergebnis der CESIJE-Studie hinsichtlich bevorzugter Freizeitaktivitäten zeigte sich, dass die luxemburgischen genau wie die deutschen Jugendlichen (vgl. Zinnecker et al., 2002) vor allem Zeit mit konsumtiven oder erlebnisorientierten Tätigkeiten (z. B. Kino, Disco) zubringen. Kontakte und Freundschaften zu Gleichaltrigen sind für Jugendliche insgesamt von besonderer Bedeutung. Die Zugehörigkeit zu einer Peergroup liegt bei den 16- bis 18-Jährigen in Deutschland bei 81 % (Zinnecker et al., 2002). Die Befragung der Jugendlichen in Luxemburg im Rahmen der CESIJE-Studie zeigte ebenfalls die Wichtigkeit, die die Treffen mit Gleichaltrigen in der Freizeit der Jugendlichen haben. Die Shell-Studien der Jahre 2000, 2002 und 2006 (Deutsche Shell, 2000, 2002; Shell Deutschland Holding, 2006) kamen zu ähnlichen Ergebnissen, d. h. Jugendlichen ist Sport treiben, sei es als Vereinssport oder als Freizeitsport, am wichtigsten, gefolgt von Treffen mit Freunden.

Die Datenbank für Internationale Jugendarbeit berichtete für Luxemburg ein Ansteigen der Kriminalität wie in anderen Ländern auch. 8.5 % aller Delikte werden Minderjährigen zugeschrieben. 1999 lag der Prozentsatz bei den Minderjährigen bei Diebstahl bei 20.9 %, im Bereich der Drogen bei 11.2 % und 9.3 % fielen durch Körperverletzungen auf (Datenbank für internationale Jugendarbeit [DIJA], 2005). In Luxemburg wurde laut WHO-Bericht der höchste Konsum von Alkohol festgestellt, wogegen die deutschen Jugendlichen am häufigsten zur Zigarette greifen (Hurrelmann et al., 2003). 40 % der Jugendlichen in Deutschland und 36 % der Luxemburger Jugendlichen rauchen regelmäßig. Dagegen trinken 22 % der Luxemburger und 18 % der Deutschen regelmäßig Alkohol (European Commission, 2004).

Das politische Interesse Jugendlicher in Deutschland liegt seit Mitte der 1990er-Jahre auf einem niedrigen Niveau, wobei weniger eine generelle Kritik am demokratischen System zum Ausdruck kommt, sondern eher ein geringes Vertrauen gegenüber den politischen Parteien (Gille & Krüger, 2000; Shell-Studie 2006). Die Wahlbeteiligung bei der Bundestagswahl 2005 lag bei den Jugendlichen nur bei 68 % und war damit die niedrigste bei einer Bundestagswahl. Luxemburg zeichnet sich dagegen durch eine hohe Wahlbeteiligung aus. Das Parteienspektrum beider Länder ähnelt sich weitgehend.

94 % der Luxemburger gehören der katholischen Kirche an. Andere Religionen spielen nur eine untergeordnete Rolle. In Deutschland dagegen stellen neben den

Katholiken (34.7 %) die Protestanten mit 35.7 % noch eine weitere große Gruppe. Die katholische Kirche hat durch den Druck politischer Krisen und der Bedrohung durch Nachbarstaaten, durch die Luxemburg mehrfach unterzugehen drohte, eine patriotische und volksintegrierende Rolle erlangt. Das Verhältnis Staat-Kirche gilt als freundschaftlich und basiert auf Autonomie und Zusammenarbeit, trotzdem stellt eine schwindende Religiosität derzeit eine große Herausforderung für die luxemburgische Kirche dar. Ein Trend, die Kirche als Dienstleistungsunternehmen zu sehen (z. B. bei Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen), scheint in Luxemburg und Deutschland erkennbar zu sein (Fehlen, 1997).

Das luxemburgische Nationalgefühl entwickelte sich, im Gegensatz zu Deutschland, verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg (Trausch, 1988). In Luxemburg wird trotz des hohen Ausländeranteils dem Patriotismus und der Verbundenheit mit der Heimat ein sehr hoher Stellenwert zugesprochen, was sich unter anderem in der Parole „*Mer welle bleiwen wat mir sin*“ die aus der Zeit der Okkupation übernommen wurde, zeigt (Seibel, 1995, S. 37).

Ländervergleichende Daten für Deutschland und Luxemburg zum EU-Erleben liefert das Eurobarometer Nr. 65 (Europäische Kommission, 2007). Dabei wurde deutlich, dass die Bevölkerung in Luxemburg hinsichtlich wichtiger Indikatoren für eine Zustimmung zur EU stärker „pro Europa“ eingestellt ist als die deutsche Bevölkerung. Allerdings ist die Meinung der Luxemburger, dass die Mitgliedschaft in der EU eine gute Sache sei, seit 2002 von 83 % auf 72 % Zustimmung gefallen. In Deutschland waren 2002 noch 59 % der Meinung, dass die Mitgliedschaft eine gute Sache ist, 2006 waren es nur noch 57 %. Luxemburger setzten mit 54 % mehr Vertrauen in die EU als die Deutschen mit 41 %.

Das Zugehörigkeitsgefühl zur EU war bei den Luxemburgern im europäischen Vergleich am stärksten ausgeprägt, sie sind nicht nur nationalstolze Luxemburger, sondern auch Europäer. 53 % der Luxemburger glaubten, dass ihre Stimme in der EU zählt, aber nur 35 % der Deutschen. Hinsichtlich einer zusätzlichen Erweiterung der EU waren sich die beiden Länder allerdings einig, nur 28 % der Deutschen und 27 % der Luxemburger sprachen sich dafür aus. Luxemburg und Deutschland befürworteten bezüglich einer Aufnahme in die EU die gleichen Länder. Willkommen waren folgende Länder: Norwegen, Schweiz und Island, dagegen standen sie einem Beitritt der Türkei, Albaniens und der Ukraine ablehnend gegenüber.

Im Rahmen der Eurobarometerumfragen 2006 (Europäische Kommission, 2006) wurde das Thema Diskriminierung von Fremdgruppen speziell behandelt. Dafür wurden 506 Luxemburger und 1.570 Deutsche befragt. Es zeigte sich, dass Diskriminierung aller Art in Luxemburg signifikant weniger verbreitet ist als im EU-Durchschnitt. Die Luxemburger hatten eine größere Spannbreite an Freunden und Bekannten aus dem Kreis der größeren Minderheitengruppen. Darunter fielen in der oben genannten Befragung Menschen mit einer anderen Religion, anderem ethnischen Hintergrund, mit Behinderung oder unterschiedlicher sexueller Orientierung. Eine Ausnahme bildete in Luxemburg die Volksgruppe der Roma, zu der wenige Kontakte bestanden. Die Deutschen hatten insgesamt bei allen oben genannten Gruppen 9 % weniger Freunde oder Bekannte als der Durchschnitt der Europäer. Festgestellt wurde allerdings, dass Homosexualität in Deutschland weniger als ein Nachteil angesehen wird (45 %) als im europäischen Durchschnitt (54 %).

Seit 1997 sind zwar auch in Luxemburg ablehnende Haltungen gegenüber Migranten spürbar, allerdings trägt die gute ökonomische Situation des Herzogtums dazu bei, dass Wohlwollen seitens der Bevölkerung überwiegt. Insgesamt herrscht in Luxemburg ein Klima, das keinen Nährboden für Fremdenfeindlichkeit schafft. Für Luxemburg sind keine Daten über Gewalttaten mit rassistischer oder antisemitischer Motivation verfügbar (European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia [EUMC], 2005).

Die Eurobarometerumfrage 2001 (European Commission, 2001) untersuchte die Einstellungen der Jugendlichen gegenüber Ausländern u. a. in Deutschland und Luxemburg. Insgesamt waren die luxemburgischen Jugendlichen gegenüber Ausländern positiver eingestellt, sie waren z. B. weniger häufig der Meinung, dass es zu viele Ausländer gebe und fanden es eher begrüßenswert, dass sich Ausländer im Land aufhielten als die deutschen Jugendlichen. Die Einstellung gegenüber Menschen anderer Nationalitäten bildete das Eurobarometer 53 ab. Auf die Frage, ob sie die Anwesenheit von Menschen anderer Nationalität als störend empfinden, antworteten 90 % der Befragten in Luxemburg „nicht störend“ und 9 % „störend“. In Deutschland dagegen antworteten 77 % „nicht störend“ und 17 % „störend“. Der Durchschnitt der EU-Länder ohne neue Beitrittsländer lag bei 81 % („nicht störend“) zu 15 % („störend“) (Europäische Kommission, 2000).

Eine Studie des SESOPI Centre Intercommunautaire (1997) zeigte, dass für 53 % der Luxemburger der hohe Ausländeranteil des Landes eher eine Notwendigkeit ist, um den Lebensstandard zu halten, im Gegensatz zu 33 %, für die er eine Bedrohung darstellt (SESOPI, 1997). Außerdem sahen laut dieser Studie 68 % der Luxemburger in der Anwesenheit verschiedener Kulturen eher eine kulturelle Bereicherung und nur 22 % einen Verlust der eigenen Identität (SESOPI, 1997).
Die Situation in Deutschland sieht etwas anders aus. Hier berichtet das Bundesministerium für Migration und Flüchtlinge (BAMF, 2005b) über einen Ausländeranteil von etwa 9 %. Im Gegensatz zu Luxemburg kommt nur etwa ein Viertel der Ausländer aus der EU. Die größte Gruppe (25.7 %) der Ausländer haben die türkische Staatsangehörigkeit, an zweiter Stelle kommen die Italiener mit 8.2 %. Zwischen der Türkei und Deutschland bestehen sprachlich, kulturell und religiös größere Unterschiede als zwischen Portugal und Luxemburg. Deshalb sind dort geringere kulturelle Konflikte zu erwarten (Geißler, 2004).
In Luxemburg gibt es keine rechtsextremen Parteien und Gewalttaten speziell gegenüber Juden sind nicht bekannt. Vertreter der jüdischen Gemeinde, Politiker und Sachverständige sind sich darin einig, dass es in Luxemburg seit Ende des Zweiten Weltkrieges keine nennenswerten antisemitischen Erscheinungen mehr gibt (EUMC, 2004; zit. n. Getz, 2007; European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia [EUMC], 2006). Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde haben sich sehr gut in die Gesellschaft und das kulturelle Leben in Luxemburg integriert. Sie stellen mit 2.2 % der Gesamtbevölkerung die kleinste jüdische Gemeinschaft in Europa (EUMC, 2005).

4.1.6 Frankreich

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen
Frankreich war nach Jenkins und Copsey (1996) ein Staat, lange bevor sich eine Nation entwickelte. Das Selbstbild einer historisch kontinuierlichen Abstammung von den Stämmen der Gallier und Franken ist ein retrospektiver Mythos. Zu dieser Konstruktion gehört auch, dass die Grenzen Frankreichs von Natur aus gegeben worden wären. In Wirklichkeit ist das heutige Frankreich durch einen langen Prozess von Eroberungen, Annexionen und Assimilationspolitik zustande gekommen. Vom Stammland der Île-de-France erweiterte sich sukzessive der Machtbereich der

französischen Könige. Selbst danach waren die Provinzen nur locker miteinander verbunden und wiesen viele regionale und ethnische Eigenarten auf. Hierzu gehörte auch eine Vielfalt von Sprachen und religiösen Bekenntnissen. Erst mit der absolutistischen Monarchie im 17. und 18. Jahrhundert setzte die Zentralisierung ein. Die Nationbildung als Nationalstaat begann, die heute als so typisch für Frankreich angesehen wird und häufig als im Gegensatz zur dezentralen politischen Organisation in Deutschland gestellt wird. Zwischen dem französischen und dem bundesdeutschen Regierungssystem gibt es dementsprechend nur wenige Gemeinsamkeiten (Große & Lüger, 1996). Insbesondere die Machtkonzentration, die den französischen Staatspräsidenten auszeichnet, ist auf das Amt des Bundeskanzlers kaum übertragbar. Die französischen Parteien haben auf nationaler Ebene geringere Einflussmöglichkeiten als die bundesdeutschen Parteien, da die Politik durch den vom Volk direkt gewählten Präsidenten bestimmt wird und die Nationalversammlung im Vergleich zum deutschen Bundestag nur eingeschränkte Rechte besitzt.

Die absolutistische Zentralisierungspolitik kann als notwendige Kompensation der ethnischen und kulturellen Heterogenität auf dem französischen Territorium angesehen werden. Zentralisierung und das Bewusstsein der Fragilität waren von Anfang an bis zum heutigen Tag zwei sich wechselseitig bestimmende Stücke der französischen nationalen Identität. Die Französische Revolution beendete diesen Trend nicht, sondern setzte ihn vielmehr fort. Durch Napoleon bekam die französische Nation eine Form, die bis heute nachwirkt.

Mit der zunehmenden Beschulung wurde die französische Sprache verbreitet und verdrängte die örtlichen Dialekte und regionalen Sprachen. Überregional wurde eine nationale Symbolpolitik betrieben, die insbesondere die Trikolore, die Marseillaise und den Nationalfeiertag mit seinen Militärparaden betraf. Nationaler Ruhm und Egalitarismus wurden als Bindungskräfte an die Nation eingesetzt. Eine ähnliche Funktion erhielt der Laizismus. So gab es eine Trennung von Kirche und Staat bereits im Jahre 1905. Nach dem verlorenen Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wurden Hoffnungen auf eine Revanche und die Rückkehr Elsass-Lothringens in die Republik für die Identitätsstiftung und die nationale Einheit genutzt. Auch beim Aufbau eines Kolonialreiches bestand nationaler Konsens. Neben wirtschaftlichen Erwägungen war der Wunsch nach nationaler Größe ausschlaggebend.

Die nationale Identität der Franzosen ist das Ergebnis einer gezielten staatlichen Identitätspolitik, die eng mit einer Geschichtspolitik verbunden ist. Aus dieser Verbindung entstand eine politische (Volks-)Pädagogik, die eine ungebrochene Identität konstruierte und alles Französische als einen positiven Sonderfall unter den übrigen Nationen darstellte. Den Entwurf für eine solche Identitätsstiftung legte Ernest Renan 1882 vor (vgl. Willms, 2009, S. 20 ff.). Das Konzept bestand im Wesentlichen aus zwei Elementen: Zum einen sollte die kollektive Erinnerung alles ehren und bewahren, was zur Größe und zum Ruhm der Nation beitrug. Hiervon versprach man sich eine Stärkung der nationalen Solidarität und der Fähigkeit, Krisenzeiten und Katastrophen zu überwinden. Nationalstolz wurde zu einer Art Zivilreligion. Die Botschaft der schulischen Unterweisung und insbesondere des Geschichtsunterrichts an die Kinder lautete: „Es ist Deine Pflicht, Frankreich zu lieben …“ (Willms, 2009, S. 28). Zum anderen enthielt das Konzept Renans eine „Pflicht zum Vergessen“, eine „salvatorische Klausel für eine kollektive Amnesie: Verirrungen und Verbrechen, die im Namen Frankreichs begangen worden waren, sollten mit Rücksicht auf die unbefleckte Reinheit der nationalen Identität tunlichst verschwiegen werden“ (Willms, 2009, S. 21).

Die Grundzüge dieser Identitätspolitik sind bis in die Gegenwart erhalten geblieben, auch wenn in jüngster Vergangenheit zunehmend selbstkritische Reflexionen in der veröffentlichten Meinung zum Ausdruck gebracht werden. Das öffentliche Interesse ist jedoch in der Regel gering, wenn es z. B. um die Kollaboration mit den Nationalsozialisten, die sadistischen Racheakte an den eigenen Landesleuten nach Ende der Besatzung oder die Verbrechen während des Krieges gegen die Befreiungsbewegungen in den Kolonien geht. Lieber wird der eigenen Opferrolle gedacht, an die „résistance“ erinnert oder der Mythos von der Selbstbefreiung gepflegt. Somit resümiert Willms (2009) auch für die Gegenwart: „Das Vergessen, das Ernest Renan zur nationalen Tugendpflicht erklärte, wie andererseits eine ausgeprägte selektive Erinnerung an *gloire* und *grandeur* sowie die daraus abgeleiteten Erwartungen an Gegenwart und Zukunft sind konstitutiv für ein französisches Nationalbewusstsein, das schon manche Debakel, Katastrophen, Untergänge der Revolution unbeschädigt überdauert hat“ (S. 180).

Neben der Zentralisierung gab es aber natürlich in Frankreich auch Prozesse der Differenzierung. Diese betrafen die sozialen Klassen, den relativ scharfen Gegensatz zwischen der politischen Rechten und der politischen Linken, Phasen der

Revolutionen sowie das Vichy-Regime während der deutschen Besatzungszeit. Es gibt in der französischen Geschichte sogar kommunitaristische Impulse, wie z. B. in der Pariser Kommune 1871 oder bei den Maiunruhen 1968. Heute zeigt sich ein Wiedererstarken regionaler Identität wie z. B. in der Bretagne oder sogar Unabhängigkeitsdrang wie auf Korsika. Des Weiteren ist auch Frankreich vom Macht- und Bedeutungsverlust des Nationalstaats angesichts der zunehmenden Europäisierung und Globalisierung betroffen. Begleitet wird dies von populistischen Strömungen, die die Wiederherstellung der nationalen Größe (Grandeur) fordern. Immer noch gibt es im französischen Staat 75 verschiedene sog. Regionalsprachen, von denen einige nach internationaler Definition Minderheitensprachen sind. Von den ca. 60 Millionen Staatsbürgern sprechen rund 15 Millionen auch eine zweite historisch verankerte Regionalsprache. In den 1970er-Jahren entstanden regionalistische Bewegungen, die auf eine Wiederbelebung der Regionalsprachen hinwiesen. Bis heute ist jedoch Frankreich neben Andorra das einzige europäische Land, das das Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten immer noch nicht unterzeichnet hat. Eine solche Zustimmung gehört eigentlich zu den Grundbedingungen für einen Beitritt zur EU und wird daher den EU-Beitrittskandidaten abverlangt. Gemäß der Jakobinischen Tradition wird von einigen Politikern, so auch von dem ehemaligen Staatspräsidenten Jaques Chirac, dargelegt, dass die Anerkennung der Regionalsprachen die Einheit des französischen Volkes gefährden könne.

Frankreich ist das klassische Land der Immigration. Gegenwärtig hat etwa ein Drittel der Bevölkerung einen Immigrationshintergrund in der ersten, zweiten oder dritten Generation. Die starke Zuwanderung hat drei Gründe: Der erste Grund ist ein demographischer. Im 19. Jahrhundert war die französische Geburtenrate so niedrig, dass der Arbeitskräftebedarf der Industrie durch Zuwanderer gedeckt werden musste. Zweitens war Frankreich eine bedeutende Kolonialmacht und hielt den Kontakt zu seinen Kolonien auch durch Wanderbewegungen aufrecht. Der dritte Grund ist ideologischer Natur. Die Idee universaler Menschrechte, die auf die Französische Revolution von 1789 zurückgeht, führte dazu, dass Frankreich sich als Asylland für politische Verfolgte verstand (Ubbiali, 1995).

Historisch gesehen lassen sich drei Hauptphasen der französischen Einwanderung unterscheiden, wobei sich der „Einzugsbereich“ der Migration zunehmend ausweitete (Noiriel, 2002, S. 31). Im 19. Jahrhundert kamen die Einwanderer vorwiegend aus

den Nachbarländern Belgien, Deutschland, Italien und Spanien nach Frankreich. In den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden zunehmend Arbeitskräfte aus ganz Europa, vor allem aus Polen und Portugal, rekrutiert. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges setzte verstärkt die Einwanderung aus den ehemaligen nordafrikanischen Kolonien („Maghreb“) ein, zu der aktuell vermehrt Immigrationsströme aus Schwarzafrika und Asien hinzukommen. Die aus Afrika stammende Einwanderung übertrifft zunehmend den Anteil der europäischen Einwanderungsbewegungen. Offiziell wurde die Zuwanderung 1974 beendet, was den Wanderungsstrom aber nicht gestoppt hat. Die Familienzusammenführung als einer der Hauptgründe wird zunehmend restriktiv behandelt. Jährlich erhalten etwa 100.000 Ausländer eine Aufenthaltsgenehmigung für Frankreich. Mit 3.3 Mio. Ausländern (5.6 % der Gesamtbevölkerung) gehört Frankreich nach Deutschland (7.3 Mio., beziehungsweise 8.9 % seiner Bevölkerung) zu den Ländern der Europäischen Union, die den höchsten Anteil ausländischer Bevölkerung aufweisen. Etwa 150.000 Ausländer erhalten jährlich die französische Staatsangehörigkeit, die Hälfte von ihnen stammt aus dem Maghreb, der Türkei und Portugal. Der Erwerb der französischen Nationalität, der sich aus der Geburt auf französischem Territorium ableitet und mit dem 18. Lebensjahr erfolgt („acquisition sans formalité“) ist in den offiziellen Statistiken nicht enthalten. Der Erwerb der französischen Nationalität kann auf Antrag nach einer fünfjährigen Wartezeit erfolgen („acquisition par décret“) oder durch Hochzeit („acquisition par déclaration“). Darüber hinaus können ausländische Eltern unter Berufung auf das Geburtsortsprinzip (jus soli) für ihre, in Frankreich geborenen, minderjährigen Kinder ab dreizehn Jahren die französische Nationalität beantragen. Ein im Ausland geborenes Kind mit mindestens einem französischen Elternteil gilt durch das „Recht des Blutes“ (jus sanguinis) als französische(r) Staatsangehörige(r). Der Erwerb der französischen Staatsbürgerschaft in Verbindung mit dem „jus soli“ und „jus sanguinis“ ist seit 1898 festgeschrieben. Dadurch wurde die rechtliche Gleichstellung für Immigranten und insbesondere für ihre Nachkommen erleichtert. Die wirtschaftliche, soziale, administrative und kulturelle Segregation wurde aber nicht ebenso selbstverständlich überwunden. Die aktuelle Integration ausländischer Immigranten zielt nach wie vor auf deren Assimilation und Integration in den „französischen Schmelztiegel“ (Noiriel, 2002, S. 30).

Eine gegen die Zuwanderung gerichtete Politik vertritt der Front Nationale (FN). Mit diesem Thema erzielten die Rechtsextremisten große Wahlerfolge, nachdem sie zunächst nach dem Zweiten Weltkrieg wegen der Kollaboration mit den Nationalsozialisten als untragbar gegolten hatten. Seit 1984 hat sich der Front Nationale (FN) etabliert und stützt sich auf eine Wählerschaft von etwa 10 bis 15 %. Der FN erzielte seine größten Erfolge in den multikulturellen Zentren um Paris, Elsass-Lothringen, Lyon und in der Mittelmeerregion. Ein wichtiger Punkt in dem Wahlprogramm ist es, Frankreich vor der „Invasion“ der Immigranten zu schützen und die nationale Identität zu bewahren. Der FN stützt sich dabei auf die von den Wählern wahrgenommenen kulturellen Unterschiede zwischen dem Islam und Europa. Wie in allen westeuropäischen Ländern bedeutete Zuwanderung auch in Frankreich das Schaffen einer neuen sozialen Unterschicht. Die meisten Zuwanderer sind beruflich gesehen wenig qualifiziert, 45 % haben keinerlei berufliche Ausbildung. 2007 lag die Geburtenrate der autochthonen Französinnen bei 1.80, die der Immigrantinnen aus dem Maghreb bei 3.25 Kindern pro Frau. Diese Diskrepanz trägt zu einem überproportionalen Zuwachs von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund bei.

Die Integrationspolitik leitet sich aus dem französischen Nationverständnis ab. Aus der unitarischen Vorstellung einer direkten Beziehung zwischen dem Bürger und dem Staat ergibt sich die unbedingte Gleichbehandlung aller Bürger. Damit einher geht die Forderung nach der Verbannung aller ethnischen Spezifika in die Privatsphäre. Es resultieren daraus ein gewisser Assimilationsdruck und die Gefahr eines „institutionellen Rassismus“, der in seiner „Farbenblindheit“ zur Tabuisierung von ethnisch-kulturellen Differenzen und auftretenden Integrationsproblemen von und mit Einwanderern neigt. Räthzel und Garcia (1994, zit. n. Gontovos, 2000, S. 72) sprechen in diesem Zusammenhang von einer möglichen „Diskriminierung durch Gleichbehandlung“. Für Loch (1998) ist die tendenzielle Unterethnisierung, beziehungsweise die Überreaktion in Fragen ethnisch-kultureller Unterschiede kennzeichnend für Frankreich (vgl. Kap. 3.2).

Anders als von der herrschenden politischen Klasse beabsichtigt, schützt diese Tabuisierung nicht vor einem negativen Diskurs gegenüber den Belangen der Immigration. Vielmehr scheint sie das Bedürfnis nach einer offenen Debatte über das Gefühl der Bedrohung durch eine Teilgruppe der Einwanderernachkommen zu wecken. Die Kluft zwischen dem idealisierten politischen Diskurs und der

Alltagserfahrung vieler Bürger wird zunehmend kritisiert und im Nachhinein als wesentliche Ursache für den Stimmenzuwachs des Front Nationale verstanden.
Als Menetekel empfanden viele Franzosen die Vorfälle anlässlich des Fußball-Länderspiels Frankreich-Algerien am 6.10.2001 im „Stade de France“ (zit. n. Dittmann, 2003, S. 9): „Erster Schock. Die algerische Nationalhymne erklingt, es herrscht eine bleierne Stille, respektvoll, fast eine Andacht, die die erste, innerste Identität der Geschöpfe zum Vorschein bringt, die ursprünglichen Bindungen, den Hauch, der weit und nah ist, die tiefen Wurzeln. Dann zweiter Schock. Die ersten Noten der Marseillaise, ohrenbetäubende Pfiffe die aus den Tribünen hallen. Dritter Schock, die Zusammenstellung der französischen Mannschaft wird bekannt gegeben, die französischen Spieler werden ausgiebig ausgepfiffen mit Ausnahme von Zidane. Und dann erfolgt der letzte Schock. Ein Jugendlicher, eingehüllt in die algerische Flagge, dann zu Zweit, dann zu Zehnt, zu Hunderten fallen sie auf dem Spielfeld der Frankreichstadions ein und unterbrechen das Spiel in der 76. Minute. Man ist wie erschlagen angesichts dieser Beleidigung. Gelähmt auf seinem Stuhl. Erschüttert.“ (Begeg & Delorme, 13.10.2001, Übers. v. N. Dittmann).
„Die Franzosen haben plötzlich Angst bekommen, als sie hunderte Kinder der Nation sahen, welche die Marseillaise auspfiffen. Sie fühlten sich betrogen.“ (Tonazi, 2002; zit. n. Dittmann, 2003).
Einen noch größeren Schock lösten die Unruhen in den französischen Vorstädten aus. Seit etwa zwei Jahrzehnten finden in einigen französischen Großstädten gewalttätige Auseinandersetzungen statt, die nicht nur auf Bandenrivalitäten zurückgehen. Sie richten sich insbesondere gegen die Polizei als Symbol für die als diskriminierend erlebte Gesellschaft. Diese Straßenkrawalle haben ihren Schauplatz häufig in den vorstädtischen Wohngebieten, die einen sehr hohen Ausländer- und Immigrantenanteil unter ihren Bewohnern aufweisen. Tatsächlich ist die Beteiligung von Jugendlichen der ersten und zweiten maghrebinischen Immigrationsgeneration an diesen Vorstadtrevolten groß (Lapeyronnie, 1998; Loch, 1998). Einerseits werden die Auseinandersetzungen häufig interpretiert als Forderung nach Anerkennung und als Protest gesellschaftlicher Diskriminierung. Andererseits gehen die Aufstände oft mit Diebstählen, Plünderungen und mutwilligen Zerstörungen einher, worin sich die kriminelle Dimension zeigt. Ihren gewalttätigen Höhepunkt erreichten diese Unruhen nach einem Vorfall am 27.10.2005. Drei Jugendliche algerischer Abstammung versteckten sich vor der Polizei in einem Transformatorenhäuschen und lösten dabei

einen Kurzschluss aus, der zwei von ihnen tötete und den dritten schwer verletzte. Die Folge waren wochenlange Gewaltexzesse, die in den Pariser „banlieues“ begannen und sich als Flächenbrand auch auf andere Regionen ausdehnten.

Die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg gilt zu Recht als eine Erfolgsgeschichte. Während nach dem Ersten Weltkrieg nicht zuletzt auf Druck Frankreichs der Versailler Friedensvertrags harte Bedingungen enthielt, die maßgeblich zur Destabilisierung der Weimarer Republik beitrugen, setzte man nach dem Zweiten Weltkrieg auf eine europäische Einbindung (West-) Deutschlands. Am 22.1.1963 unterzeichneten Staatspräsident de Gaulle und Bundeskanzler Adenauer den nicht kündbaren deutsch-französischen Freundschaftsvertrag, der eine besonders enge Zusammenarbeit, regelmäßige Konsultationen sowie die Schaffung eines deutsch-französischen Jugendwerkes vorsah. Die Allianz zwischen beiden Ländern stellt bis heute das wichtigste stabilisierende Element der EU dar.
Die Gegenüberstellung von Deutschland und Frankreich basiert sehr häufig auf prototypischen Vergleichen. Diese betreffen vor allem die Aspekte „Zentralisierung vs. Regionalisierung“ und „Abstammungsprinzip (jus sanguinis) vs. Geburtsortprinzip (jus soli)“. Dabei werden jedoch oft neuere Entwicklungen nicht zur Kenntnis genommen, was zu Überzeichnungen führt.
So traf die Nationalversammlung in Paris am 21.7.2008 eine historische Entscheidung, indem sie eine Neufassung des Artikels 1 der französischen Verfassung beschloss. Es wurde u. a. der Passus hinzugefügt „Die Regionalsprachen gehören zum Erbe der Nation“. Vorher hatte die Verfassung lediglich einen unverrückbaren Grundsatz gekannt: „Die Sprache der Republik ist Französisch“. Eine solche Verfassungsänderung war 1999 noch gescheitert. Seither gab es eine lebhafte Diskussion zwischen den Befürwortern einer sprachlichen Regionalisierung und den Anhängern eines strikten Zentralismus.
1994 wurden die Asyl- und Zuwanderungsgesetze verschärft. Das Prinzip des „jus soli“ wurde eingeschränkt. Junge Ausländer, die in Frankreich geboren wurden, erhalten seitdem bei Erreichen der Volljährigkeit nicht mehr automatisch die französische Staatsangehörigkeit. Es muss erst ein offizielles Einbürgerungsverfahren erfolgen. Nach bestimmten Kriterien, z. B. Kriminalitätsbelastung, kann die Einbürgerung verweigert werden (Code de la

nationalité). Auch die Voraussetzungen, durch eine Heirat die französische Staatsangehörigkeit zu erhalten, wurden verschärft. Das erste Mal in seiner Geschichte richtete der französische Staat eine spezielle Polizeieinheit für Immigrationsprobleme ein: die DECILEC.

Zu Beginn des Jahres 2009 wurde auf Initiative des französischen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy ein weiteres Tabu des republikanischen Frankreichs in Frage gestellt. Frankreich plant, Statistiken über die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung zu erheben und eine ethnische Landkarte von Frankreich zu schaffen. Bisher war es strikt verboten, solche Erhebungen anzustellen. Das Gesetz, das es verbietet, nach Hautfarbe, Religion und Herkunft zu fragen, geht auf das Jahr 1978 zurück, jedoch reichen die Wurzeln bis in das Vichy-Regime zurück. Damals wurden die bestehenden Statistiken über Juden dazu benutzt, diese ausfindig zu machen und sie in Konzentrationslager zu deportieren. Das Tabu ist aber auch prinzipieller Natur, da verhindert werden soll, dass Frankreich sichtbar zu einem „Mosaik von Gemeinschaften“ wird.

Der Vorstoß von Sarkozy wird nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch bei den Experten kontrovers diskutiert. Die einen befürchten eine soziale Spaltung durch die Statistiken, die anderen plädieren, dass man die gesellschaftliche Realität kennen müsse, um Lösungen zu erarbeiten. Statistiken seien an sich ein neutrales Werkzeug, das sowohl konstruktiv als auch destruktiv genutzt werden könne. Der französische Sinneswandel wird auch dahingehend interpretiert, dass die europäischen Staaten gegenwärtig dabei sind, ihre Immigrations- und Integrationspolitik aneinander anzugleichen. Frankreich bildete bisher im europäischen Vergleich den Prototyp eines Assimilierungsmodells, das lange Zeit gut funktioniert hat, das aber gegenwärtig Krisensymptome zeigt. Als Prototyp des Gegenmodells könnten die Niederlande dienen. Statt Assimilation befürwortete man hier Multikulturismus. Die ethnische Differenz wurde nicht nur respektiert, sondern sogar unterstützt. Aber auch bei diesem Ansatz bildete sich das Gefühl in den Niederlanden heraus, das Modell sei gescheitert (vgl. Kap. 4.1.3). Die psychologische Situation der Mehrheitsgesellschaft ist somit in den Niederlanden und in Frankreich vergleichbar, obwohl die historisch angewandten Konzepte diametral entgegengesetzt sind.

In Deutschland wurde dagegen mit dem „Gesetz zur Reform des Staatsangehörigkeitsrechts“ vom 15.7.1999 das Abstammungsprinzip durch das

Geburtsortsprinzip ergänzt. Dies betrifft vor allem die „Kinderstaatsangehörigkeit auf Zeit“, derzufolge Kinder von Ausländern mit der Geburt im Inland nach definierten Voraussetzungen die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten. Da sie die ererbte Staatsangehörigkeit ihrer Eltern befristet behalten können, sind diese Kinder und Jugendlichen Doppelstaatler, bis sie sich im Alter von 18 Jahren für eine Staatsangehörigkeit entscheiden müssen. Entscheiden sie sich nicht, erlischt spätestens mit der Vollendung des 23. Lebensjahres die deutsche Staatsbürgerschaft.
Auch aus Sicht der Ausländer und Migranten ist Abstammung ein wichtiges Kriterium. Während dieses Prinzip im deutschen Staatsangehörigkeitsrecht oft kritisiert wurde, blieb häufig unerwähnt, dass es in vielen Ländern gängige Praxis und somit zeitgemäß ist. Jenkins und Sofos (1996) warnen dementsprechend davor, beide Modelle als dichotom und überschematisch zu verstehen. Sie könnten auch nicht als entweder „gut“ oder „schlecht“, „offen“ oder „geschlossen“, „links“ oder „rechts", „französisch“ oder „deutsch“ charakterisiert werden. Vielmehr spielen in allen Staaten beide Aspekte eine Rolle. So kann kulturelle Identität zu einem demokratischen politischen Engagement führen und auf der anderen Seite ist das französische Modell gegen ethnisches Denken und rassistische Agitation nicht immun. Die beiden theoretischen Konzepte und die jeweilige soziale Realität stimmen nur bedingt überein. Empirisch gesehen sind die beiden Modelle nicht inkompatibel, sondern mischen sich.

Empirische Studien

Köcher und Schild (1998) veröffentlichten Beiträge zu den Ergebnissen der in den Jahren 1981 und 1990 durchgeführten europäischen Wertestudie (European Values Survey). Es lassen sich somit Fragen nach dem Wertewandel innerhalb von neun Jahren sowie nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Werteentwicklung in Frankreich und Deutschland beantworten. Einen Ausgangspunkt bildete die von Kaelble (1987, 1998) vertretene These von der Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft und allgemein der westeuropäischen Gesellschaften. Die empirischen Daten weisen sowohl auf Konvergenzen als auch auf Divergenzen hin.

Die Gemeinsamkeiten auf binationaler und auch auf europäischer Ebene betrafen die Bedeutung der Arbeit, die überall hoch eingeschätzt wurde, gemeinsame

Entwicklungstrends in den familiären Werten, die die Intimisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses betreffen, sowie im religiösen Bereich die wachsende Distanz gegenüber den Großkirchen. Gerade im religiösen und kirchlichen Bereich gab es jedoch auch Unterschiede (Köcher, 1998). In Westdeutschland (d. h. in der alten Bundesrepublik) war die Konfessionsmitgliedschaft weiter verbreitet als in Frankreich. Dies verdeckt die Tatsache, dass die Entwicklung der religiösen Entbindungen zwischen 1981 und 1990 in Deutschland und Frankreich ähnlich verlaufen ist. Der Anteil der Menschen, die ihre Identität auch religiös definieren, war in beiden Ländern leicht zurückgegangen, und zwar in Westdeutschland von 58 auf 54 % und in Frankreich von 51 auf 48 %. In Ostdeutschland sind religiöse Bezüge noch schwächer ausgeprägt, wie eine Nacherhebung 1992 ergab.

Im Bereich der politischen Werte haben sich nach Ruß und Schmidt (1998) im Laufe der 1980er-Jahre große Veränderungen vollzogen. Sie sprechen von einer „stillen Revolution“ des Wertewandels, die sich jedoch in Deutschland und Frankreich sehr unterschiedlich ausgewirkt hat. Kennzeichnend für die alte Bundesrepublik sei der Aufstieg der Grünen, während in dieser Zeit in Frankreich der rechtsextreme Front Nationale als Indikator eines Wertewandels angesehen werden könne.

Ganz besonders überraschend waren die Ergebnisse zu den Arbeitswerten, da sie die Stereotype, die es über beide Länder gibt, offenbar auf den Kopf stellten: „In allen europäischen Ländern erklären 70 % bis 90 % der Befragten, dass die Arbeit ein grundlegender Bestandteil ihres Lebens sei. Die Franzosen gehören zu denjenigen Europäern, die am häufigsten angeben, die Arbeit sei ein ‚sehr wichtiger’ Teil ihres Lebens; die Deutschen sind diejenigen, die dies am seltensten sagen. Dagegen erklären die Deutschen häufiger als die Franzosen, dass die Freizeit für sie sehr wichtig sei. Dieses Faktum hat alle Beobachter überrascht“ (Riffault, 1998, S. 113). Für Meulemann (1998) dagegen waren diese Daten kein Anlass, nun wiederum das Stereotyp vom „Freizeitpark Deutschland“ zu propagieren. Vielmehr kämen darin zwei unterschiedliche Arbeitsmotive, nämlich Selbstaufgabe in Frankreich und Selbstverwirklichung in Deutschland, zum Ausdruck. Die Deutschen würden sowohl den Bereich der Arbeit als auch der Freizeit an den Selbstverwirklichungsmöglichkeiten messen, während für die Franzosen die Arbeit eher eine Verpflichtung und ein notwendiges Mittel sei, um die Ziele der Freizeit verfolgen zu können. Meulemann (1998) bestreitet somit die These vom Niedergang der Arbeitswerte in Deutschland.

Deutliche Unterschiede zeigten sich auch bei den familiären Werten. Im Vergleich mit Westdeutschland erwiesen sich in Frankreich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern als enger und die Übereinstimmungen in den zentralen Werten als größer. Die ostdeutschen Daten entsprachen dagegen stärker den französischen. Attias-Donfut (1998) erklärt den französisch-westdeutschen Unterschied mit der Art der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, wie sie die 68er-Generation in Westdeutschland betrieben hatte (vgl. Kap. 4.1.1). Derartige Erfahrungen fehlten französischen und ostdeutschen Altersgenossen. Relativ weit auseinander lagen in Frankreich und Westdeutschland auch die Einstellungen zur Mutterrolle, zur Erwerbstätigkeit von Müttern und zur Familiengröße. Westdeutschland erreichte im europäischen Vergleich einen Spitzenwert an kinderlosen Paaren. Die Orientierung auf die Familie erwies sich in Frankreich als deutlich größer, während in Westdeutschland individualistische und familienabgewandte Einstellungen stärker vertreten waren. In Frankreich sind auch eine aktive Familienpolitik und eine stärkere Subventionierung der Familien seit längerem selbstverständlich.
Die beiden Studien ergaben zudem Unterschiede in den politischen Werten zwischen Deutschland (West) und Frankreich. So waren die Westdeutschen relativ stark politisiert, sowohl im Vergleich zu Frankreich als auch zu den übrigen westeuropäischen Ländern. Der Index für den Politisierungsgrad betrug in Europa durchschnittlich 45, in Westdeutschland dagegen 68 und nur 41 in Frankreich. Dies könnte mit der Politisierung der Gesellschaft durch die 68er-Generation zusammenhängen. Kaelble (1998, S. 323 f.) folgerte aus den Befunden: „Man kann nur davor warnen, daraus Nationalcharaktere stilisieren zu wollen. Aber bis zur Gegenwart scheinen hier wichtige lange historische Ursachen für Werteunterschiede zu liegen, die erklären, warum es neben den oft übersehenen französisch-deutschen Ähnlichkeiten in den Werten auch weiterhin zwischennationale Kontraste gibt.“

Zu diesen historisch langfristigen Ursachen gehören auch die Unterschiede in den Bildungskonzepten beider Länder. Das französische Bildungskonzept ist stärker auf Wissensvermittlung ausgerichtet. Es stützt sich auf Instruktion und Leistungsnachweise. Das deutsche Bildungsverständnis orientiert sich dagegen stärker am Prinzip der individuellen Entwicklung. Schon vor 1914 wurde eine diskursive Pädagogik entwickelt, die versuchte, den individuellen

Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen gerecht zu werden und diese bestmöglich zur Entfaltung zu bringen. Im französischen Bildungswesen herrschen die Grundbegriffe *éducation* und *enseignement* vor: „Sie setzten einen *Erzieher* voraus, der die *Zöglinge* zu bestimmten im Interesse der Nation liegenden Normen, Werten und Fähigkeiten führt – also eine Zweiheit von wissenden und lenkenden Erziehern und ihnen anvertrauten, durch sie herangebildeten Zöglingen“ (Große & Lüger, 1996, S. 226). Im Dienste der Nation steht auch die politische Pädagogik der Identitäts- und Geschichtserziehung. Die Franzosen sind dementsprechend stolz auf ihre nationale Geschichte. Nationalstolz wird in Frankreich also nicht verdeckt geäußert wie in Deutschland, sondern gerne zum Ausdruck gebracht und ist weit verbreitet. Die Vergangenheit wird in Frankreich nicht als Last empfunden.

Der französische Nationalstolz geht jedoch einher mit einer tiefen Skepsis gegenüber dem häufig als anonym und mächtig empfundenen Staat. Das Wahlrecht wird als Freiheitsrecht verstanden, und es wird besonders bei politischen Richtungsentscheidungen ein hoher Partizipationsgrad erreicht. Die Mitgliedschaft in Parteien und Verbänden fällt dagegen im internationalen Vergleich äußerst gering aus. Von ihrem Staat erwarten die Franzosen vorrangig eine Gewährleistung von sozialer Sicherheit und ein Höchstmaß an politischer Freiheit. Die Demokratie hält die Mehrheit für die beste aller Staatsformen; Unzufriedenheit über staatliche Maßnahmen wird jedoch regelmäßig in heftigen, häufig auch gewalttätigen Protestaktionen Ausdruck verliehen.

In der öffentlichen Meinung wird häufig als Besonderheit der Franzosen herausgestellt, dass sie es genießen, anders zu sein und sich im eigenen Land wohlfühlen. Sie denken, dass sie für die Welt wichtig sind und empfinden Abweichungen zu anderen Ländern als positiv, während Deutsche dies als negativ interpretieren und sich lieber anpassen. Die Begriffe „typisch französisch“ und „typisch deutsch“ enthalten unterschiedliche Konnotationen. Der französischen Identität wird des Weiteren Prestigedenken zugeschrieben. Man beansprucht einen herausgehobenen Status in der Welt, was durch die nukleare Streitmacht, den Sitz im UN-Sicherheitsrat oder durch die missionarische Verbreitung der eigenen Sprache und Kultur zum Ausdruck gebracht wird. Hierzu gehört allerdings auch, dass Ambitionen und tatsächliche Möglichkeiten oft auseinanderklaffen.

Anders als die Deutschen oder Italiener mussten sich die Franzosen nach dem zweiten Weltkrieg keine „Ersatzidentität“ in Europa und in der europäischen Einigung

suchen. Vermutlich deshalb ist die Zustimmung der französischen Bevölkerung zur Mitgliedschaft ihres Landes in der Europäischen Union im Vergleich zu den Bevölkerungen der anderen Gründungsmitglieder relativ gering ausgeprägt (50 %; EU-15-Durchschnitt: 54 %).

Die Schule gilt als der zentrale Integrationsort des französischen Staates.

Zur besseren Integration von benachteiligten Kindern und Jugendlichen wurden Mitte der achtziger Jahre gesonderte Schulprogramme eingerichtet. Diese „zones d'éducation prioritaires" (ZEP; mit den deutschen Sonderschulen/Förderschulen vergleichbar) werden entsprechend der Populationszusammensetzung in den benachteiligten Vorstädten überproportional häufig von Immigrantenkindern besucht. Etwa ein Drittel der Immigrantenkinder wird in einer ZEP beschult, im Vergleich zu einem Sechstel der autochthonen französischen Schulkinder (INSEE, 1997).

Die häufig festgestellten größeren Schulprobleme von Immigrantenkindern ergeben sich nicht nur aus den sprachlichen Defiziten der eingewanderten Schüler/innen. Auch die familiäre Hilfe bei schulischen Schwierigkeiten ist geringer. So fühlen sich 60 % der portugiesischen Eltern, 70 % der algerischen Eltern und 80 % der türkischen Eltern mit der Hilfe bei Hausaufgaben überfordert. Bei spanischen Einwandererfamilien gilt dies nur für 32 % der Eltern und für 46 % der italienischen Eltern, während nur etwa 25 % der französischen Eltern nicht in der Lage sind, ihren Kindern angemessen helfen zu können (INSEE, 1997).

Im europäischen Vergleich zeigt sich die Stärke des französischen Schulsystems bei der Vermittlung einer anspruchsvollen Schulbildung an die jungen Franzosen sowohl mit als auch ohne Migrationshintergrund. Eine europäische Vergleichsstudie zur Integration von Immigranten befasste sich unter anderem mit den schulischen Leistungen der immigrierten Jugendlichen als Indikator für die strukturelle Integration (EFFNATIS, 2001). Die Forscher stellten beim Vergleich der strukturellen Integration der zweiten Immigrationsgeneration in Deutschland, Großbritannien und Frankreich fest, dass die Unterschiede zwischen Franzosen und Jugendlichen der zweiten Immigrationsgeneration (portugiesischer und maghrebinischer Herkunft) bezüglich der schulischen Leistung am geringsten waren. Darüber hinaus war der Anteil der Immigranten mit einem Universitätsabschluss in Frankreich höher als in den beiden anderen Ländern.

Insbesondere Schülerinnen maghrebinischer Herkunft weisen zunehmend sehr gute Schulleistungen auf und erreichen das Ziel eines Studienabschlusses (Hassini, 1993;

Zeroulou, 1988). Die allgemein vorhandene Kluft zwischen weiblichem und männlichem Schulerfolg scheint in der maghrebinischen Immigrantenpopulation besonders ausgeprägt zu sein. Der schulische und berufliche Erfolg dieser Mädchen stellt dabei oft eine Herausforderung für die traditionelle Mentalität in der Familie dar. Insbesondere Migrantenfamilien mit geringer Schulbildung und einem streng kulturell-religiösen Hintergrund, der eine sehr traditionelle, patriarchalische Familienstruktur bedingt, haben Schwierigkeiten, den Schulerfolg ihrer Töchter zu akzeptieren. Sie erleben die Schule teilweise als einen Ort, der ihnen ihre Kinder entzieht und in Fremde verwandelt (Malewska-Peyre, 1982). Der sich an den Schülerinnen und Schülern bemerkbar machende Einfluss der französischen Sozialisationsinstanzen (Schule, Ausbildung, Freunde) verschärft in einigen Fällen den Generationskonflikt zwischen Eltern und Jugendlichen (Hassini, 1993).
Withol de Wenden (1998) konnte in ihren Studien darüber hinaus einen Zusammenhang zwischen der Höhe des elterlichen Bildungsniveaus und dem Ausmaß des Generationskonfliktes aufdecken. Die mangelnde sprachliche und intellektuelle Kompetenz der Eltern führt dazu, dass die Kinder ihre Eltern auf diesen Gebieten rasch überholen und für die Familie im Umgang mit behördlichen Angelegenheiten unentbehrlich werden. Daraus erklärt sich unter anderem der in einigen Familien beobachtbare Autoritätsverlust der Eltern, insbesondere der des Vaters (Malewska-Peyre, 1982). Es resultiert daraus ein komplexes Verhältnis zu den Eltern, das eine Mischung aus einer starken affektiven Beziehung, aus Pflichtgefühl und aus mangelnder Autoritätsanerkennung darstellt (Lapeyronnie, 1998).
Eine gewisse Trennung der Erfahrungswelten zwischen den Eltern und ihren jugendlichen Söhnen und Töchtern ergibt sich aus der unterschiedlichen zeitlichen Nähe zum Immigrationsprozess. Die Eltern als erste Einwanderergeneration können ihre aktuelle Lebenssituation mit jener im Herkunftsland vergleichen, die sie sich letztendlich für eine Emigration entscheiden ließ. Ihre Nachkommen hingegen haben häufig den Großteil ihres Lebens im französischen Aufnahmeland verbracht. Ihnen steht nur der Vergleich mit den einheimischen Jugendlichen als Bewertungsmaßstab ihrer Lebenssituation zur Verfügung. Dieser Vergleich kann in ein Gefühl der Benachteiligung münden, welches von den Eltern nicht in gleicher Weise empfunden wird (Castles, 1987, zit. n. Gontovos, 2000).

Für die erste Generation fungiert der Islam als wichtiges Identitätselement im Kampf gegen den französischen Einfluss, der für einige unter ihnen verbunden ist mit den Erinnerungen an den Kolonialismus. Moscheen repräsentieren in diesem Zusammenhang auch Orte zur Stärkung des ethnischen Netzwerkes. Die Angehörigen der zweiten, dritten und vierten Generation stellen häufig andere Erwartungen an den Islam. So besteht ein Trend zu einer Individualisierung und Privatisierung des Islam. Die islamische Religion hat dabei die Funktion, moralische Orientierung zu bieten, ohne das Alltagsleben zu bestimmen (Cesari, 1998). Daneben existiert aber auch eine fundamentalistische Auslegung des Islam, die von denjenigen Jugendlichen gesucht wird, die im Islam eine Möglichkeit sehen, eine gemeinsame Identität zu entwickeln, ihre persönliche Würde zu stärken und gegen westliche Missstände zu protestieren.

4.1.7 Schweiz

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Die offizielle Staatsbezeichnung „Eidgenossenschaft“ (CH = Confoederatio Helvetica) geht zurück auf den Gründungsmythos aus dem Jahre 1291. Mit dem Schwur auf der „Rütliwiese“ in Unterwalden am Vierwaldstättersee verbündeten sich die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden. In zahlreichen historischen Chroniken sowie am Schweizer Nationalfeiertag, dem 1. August, wird dieses Gründungsaktes gedacht. Ende des 14. Jahrhunderts vergrößerte sich die Eidgenossenschaft, andere Städte wie Luzern, Zürich, Bern, Glarus und Zug traten dem Bund fast zeitgleich bei. Dies hatte zur Folge, dass ein „selbstständiges staatliches Gebilde im deutschen Reich“ (Fahrni, 2000, S. 22) wachsen konnte. Der Bund von Städten und Ländern entwickelte sich zu einer nicht mehr auflösbaren Einheit (vgl. Wörthwein, 2006).

Im Hof (1997) hebt hervor, dass die Schweiz von der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert sehr stark betroffen war. Die politische Zerreißprobe kam erst nach dem Sonderbundskrieg (1847) endgültig zur Ruhe. Protestanten und Katholiken einigten sich darauf, künftig die unterschiedlichen Religionspräferenzen zu respektieren. Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648) führte den Mitgliedern der Eidgenossenschaft deutlich vor Augen, dass es vorteilhaft war, trotz innerer Differenzen zusammenzuhalten, um nicht in die großen europäischen Konflikte

hineingezogen zu werden. Sie bekannten sich zur bewaffneten Neutralität und konnten dadurch Grenzverletzungen durch die Kriegsparteien verhindern. Der Westfälische Frieden garantierte schließlich die Unabhängigkeit der Schweiz vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.
Anders als im Deutschland des 19. Jahrhunderts führte die nationale Einigung in der Schweiz kein Volk gemeinsamer Sprache oder Kultur zusammen. Die Schweiz besteht nicht aus einem Staatsvolk im ethnischen Sinne. Dies verweist auf den für die Schweiz typischen Begriff „Willensnation“ (Linder, 2005, S. 40). Trotz des Fehlens sprachlicher und religiöser Homogenität wurde eine Schweizer Nation erschaffen (Amman, 2002, S. 151). Die nationale Identität entwickelte sich jedoch auch wie in anderen Ländern mit Hilfe von entsprechenden Symbolen, wie z. B. der Figur des „Tell“ oder der Helvetia.1848 entstand eine neue Bundesverfassung, sie garantierte eine große Anzahl von bürgerlichen Rechten und gilt als Durchbruch der modernen Schweiz. Die zweite revidierte Bundesverfassung von 1874 besitzt in ihren Grundzügen heute noch Gültigkeit.
Während des Ersten und Zweiten Weltkrieges vertrat die Schweiz eine Position der bewaffneten Neutralität. Lange galt das Verhalten der Schweizer moralisch als mustergültig. Dieses Bild wankte spätestens seit der Veröffentlichung des „Bergier-Berichts“ aus dem Jahre 2002, als bekannt wurde, dass in der Schweiz ein Großteil des von den Nationalsozialisten geraubten Goldes aufbewahrt und die Asylgewährung äußerst restriktiv ausgeübt wurde (Bergier-Kommission, 2002). In Folge der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008/2009 geriet die Schweiz international wegen des strikten Bankgeheimnisses, das Steuerhinterziehung und Geldwäsche erleichtert, in die Kritik. Positiv kann angemerkt werden, dass die Arbeit der Bergier-Kommission eine vorbildliche Aufarbeitung der Vergangenheit darstellte und die Schweiz bezüglich des Bankgeheimnisses den vorgetragenen Bedenken inzwischen weitgehend entgegengekommen ist.
Während die Schweiz 2002 als Vollmitglied der UNO beitrat, ist sie bis heute kein Mitglied der NATO oder der Europäischen Union (EU), wobei die Beziehungen zur EU über bilaterale Verträge geregelt werden (vgl. Linder, 2005). Gegenüber der Europäischen Union bestehen von Schweizer Seite starke Bedenken, eine Initiative zur Aufnahme von Beitrittsverhandlungen wurde 2001 mit großer Mehrheit abgelehnt. In diesem Zusammenhang werden vor allem Ängste vor dem Verlust der Unabhängigkeit, die Einschränkung der direkten Demokratie auf EU-Ebene und die

Außerkraftsetzung des Subsidiaritätsprinzips diskutiert (vgl. Feller et al., 1992). 2003 befürworteten nur 48 % der Schweizer eine EU-Annäherung und nur 33 % einen EU-Beitritt (vgl. Haltinger et al., 2003).
Die Diskussion über die Schweizer Positionierung zur Europäischen Union ist jedoch noch nicht abgeschlossen. Haenni Hoti (2003) spricht in diesem Zusammenhang von einer Identitätskrise der Schweiz und einem innerschweizerischen Streit zwischen Verfechtern des „Sonderfallstatus“ und Anhängern einer verstärkten internationalen Zusammenarbeit und Integration in die EU. So sind die Deutschschweizer bei Fragen der politischen Öffnung, z. B. bei der Annäherung an die Europäische Union, im Durchschnitt zurückhaltender als die französischsprachigen Westschweizer.

Der Anteil der Ausländer an der Gesamtbevölkerung (20.6 % in 2004) ist in der Schweiz recht hoch. Im Vergleich mit anderen europäischen Ländern werden relativ wenige Ausländer eingebürgert. Prinzipiell gilt das „jus sanguinis“. Trotzdem erhält jeder zehnte Schweizer die Staatsbürgerschaft durch Einbürgerung. Die Einbürgerungsbestimmungen fordern wie in Deutschland eine Mindestaufenthaltsdauer und die Aufgabe der bisherigen Staatsangehörigkeit. In der Schweiz muss schon seit längerem ein Einbürgerungstest abgelegt werden. Heftig umstritten war das im Juli 2010 durch einen Volksentscheid herbeigeführte „Minarett-Verbot“ für den Neubau von Moscheen, durch das der weiteren „Islamisierung“ des Landes Einhalt geboten werden sollte sowie die Zustimmung zur automatischen „Ausschaffung“ (Abschiebung) von kriminellen Ausländern im November 2010.

Die Schweizer gliedern sich sprachlich und ethnisch in Angehörige der deutschen, französischen, italienischen und rätoromanischen Kulturgemeinschaft. Die gesamtschweizerische Mehrsprachigkeit darf nicht zu der Annahme verleiten, dass die Schweizerinnen und Schweizer üblicherweise ebenfalls mehrsprachig sind (Kreis, 1993). In der Nordost- und Zentralschweiz dominiert Deutsch, 17 der 26 Kantone sind einsprachig deutsch. Jedoch bilden die unterschiedlichen Dialekte in der deutschsprachigen Schweiz die eigentliche alltagskulturelle Umgangssprache (Allemann-Ghionda, 1994). Watts (1996) konstatiert, dass in der Deutschschweiz die lokale Mundart äußerst identitätsstiftend wirkt und eine Schlüsselrolle für ausgeprägten Lokalpatriotismus einnimmt.

In der Westschweiz (Romandie) wird hauptsächlich Französisch gesprochen, im Kanton Tessin und in vier Südtälern des Kantons Graubünden dominiert das Italienische. Die vierte Landessprache – Rätoromanisch – wird in den Hochtälern Graubündens kultiviert. Die Sprachanteile aus dem Jahre 2000 verteilen sich absteigend in Prozent wie folgt: Deutsch 63.7 %, Französisch 20.4 %, Italienisch 6.5 % und Rätoromanisch 0.5 %). Allemann-Ghionda (1994) weist darauf hin, dass Deutsch und Französisch als Prestigesprachen gelten, da die meisten Gesetzestexte in der Schweiz zuerst auf Deutsch redigiert werden und Simultanübersetzungen im Fernsehen ausschließlich auf Deutsch und Französisch stattfinden.
Die Schweiz gliedert sich in 20 Kantone und sechs Halbkantone, die grundsätzlich alle Rechte ausüben, die die Verfassung nicht ausdrücklich dem Bund zuweist. Es besteht eine starke Beteiligung der Kantone in allen Phasen der politischen Willensbildung, darüber hinaus verfügen alle Kantone über eine eigene Verfassung (Linder, 2005). Der ausgeprägte Föderalismus ist ein in der schweizerischen Gesellschaft seit Jahrhunderten verankertes System (Flück, 2004). Die direkte Demokratie (Initiativ- und Referendumsrecht) ist ein zentrales, inhaltliches Element der politischen Kultur. Für die Schweizer Bürger besteht mehrmals im Jahr die Möglichkeit, auf gemeinde-, kantonaler und bundesstaatlicher Ebene an konkreten politischen Entscheidungen mitzuwirken.
Die spezifische Sonderstellung des Landes basiert auf Unabhängigkeit, Neutralität, direkter Demokratie und Föderalismus (Hauler, 1995). Die politische Kultur der Schweizer stellt demnach das wesentliche Bindeglied des nationalen Zusammenhaltes dar, da der Ausgleich der sozialen Kräfte und die Machtverteilung auf den verschiedensten Ebenen des Staates die Vielgestaltigkeit des Landes sichern (Linder, 2005). Aus diesen Gründen schlussfolgert Watts (1996), dass es eben das Bewusstsein des Anderssein bzw. ein „Sonderfall“ zu sein ist, dem in der Schweiz eine identitätsstiftende Wirkung zukommt. Dennoch führt die geografische Lage im Schnittpunkt der drei großen europäischen Sprachkulturen auch zu einer kulturellen Ausrichtung der einzelnen Sprachgebiete auf die jeweiligen Nachbarländer.

Empirische Studien

Kulturvergleichende Forschungsarbeiten mit Schweizer Beteiligung, die identitätsrelevante Fragen betreffen, sind selten. Da die Schweiz kein Mitgliedsland

der EU ist, bleibt sie auch bei Studien auf EU-Ebene, wie z. B. den Eurobarometer-Umfragen der Europäischen Kommission, meist unberücksichtigt.
Einen Vergleich zwischen Jugendlichen aus der Schweiz und 27 anderen Ländern ermöglichten die Daten der IEA-Studie (Oser & Biedermann, 2003). Danach wiesen die Schweizer ein überdurchschnittliches Vertrauen in die staatlichen und politischen Institutionen auf, für die Medien galt dies jedoch nicht. Die überwiegende Mehrheit hatte positive Einstellungen und emotionale Bindungen an die Nation, auch wenn die Schweizer Werte unter dem internationalen Durchschnitt lagen. 32 % der Jugendlichen konnten sich vorstellen, dauerhaft in einem anderen Land zu leben, während der internationale Vergleichswert nur 23 % betrug (Haenni Hoti, 2003). In der Schweiz zeigten sich diesbezüglich – im Gegensatz zu Deutschland – keine Geschlechtsunterschiede (vgl. Kap. 12.2.1).
Die repräsentative Studie „Swiss made: Mehrwert oder weniger Wert“ des Forschungsinstituts GfS Zürich beschäftigte sich 2003 mit den Einstellungen der Schweizer zur Schweiz (vgl. GfS-Zürich, 2004). Von den 1.003 telefonisch Befragten gab die Hälfte an, „stolz“, ein weiteres Viertel sogar „sehr stolz“ auf ihre schweizerische Nationalität zu sein. Nur 7 % der Teilnehmer zeigten sich diesbezüglich nicht stolz. Fast 60 % lebten gerne in der Schweiz oder konnten sich nichts anderes vorstellen. Die Befragten schätzten an der Schweiz vor allem die politische Sicherheit, gefolgt von der Lebensqualität, der Landschaft und der Sauberkeit. Bei den typisch schweizerischen Eigenschaften wurden „zuverlässig“ (17 %), „konservativ im negativen Sinn“ (13 %) und „bodenständig“ (10 %) am häufigsten genannt. Der Anblick des Schweizer Kreuzes auf der Heckflosse eines Flugzeugs löste bei 80 % positive Gefühle zur Heimat aus, und die Hälfte der Befragten glaubte an die bessere Qualität einheimischer Produkte. Gefragt nach dem sympathischsten Nachbarland stand bei den Romands Frankreich (55 %) und bei den Tessinern Italien (64 %) an erster Stelle. Die Deutschschweizer nannten am häufigsten Österreich (31 %), Deutschland folgte erst an vierter Stelle mit 12 %. Auffällig ist, dass alle Sprachregionen Deutschland als unsympathischstes Nachbarland werteten. Dies sahen 23 % der Deutschschweizer, 24 % der Romands und 33 % der Tessiner so.
Eine Zusatzbefragung zum Sorgenbarometer (Credit Suisse, 2004) untersuchte Eigenarten und Bedrohungen der Schweizer Identität. Dabei zeigte sich, dass deutliche Mehrheiten von vier Fünfteln „ziemlich stolz“ oder „sehr stolz“ auf

Eigenarten wie die Schweizer Volksrechte, die Neutralität und Eigenständigkeit sowie die Unabhängigkeit sind. Über 80 % lag auch der Anteil der Befragten, die auf das Zusammenleben der verschiedenen Sprachgruppen sowie den Föderalismus stolz sind. Die Hauptursache für eine Gefährdung der Schweizer Nationalität sah die Mehrheit der Befragten (68 %) in der Einwanderung von Ausländern und in der zunehmenden Internationalisierung: „Die Globalisierung und die Migration gefährden den eigenen Eindruck der Schweiz – die konservative Identität der Schweiz leidet“ (Credit Suisse, 2004, S. 17).

Nach älteren Daten von Plasser und Ulram (1991) ist das politische Interesse in Deutschland höher ausgeprägt als in der Schweiz. Die Wahlbeteiligung liegt in Deutschland höher, in der Schweiz sind aber mehr Bürger Mitglied in einer politischen Partei. Insgesamt gesehen ist die Systemzufriedenheit und das Vertrauen in die staatlichen Institutionen in beiden Ländern vergleichbar groß. Das politische Effektivitätsbewusstsein ist in der Schweiz jedoch höher ausgeprägt, jeder zweite Befragte war hier von seinen persönlichen politischen Einflussmöglichkeiten überzeugt, in Westdeutschland hingegen nur jeder Dritte. Entsprechend ist auch das Gefühl politischer Ohnmacht in Deutschland höher. Abschließend konstatierten Plasser und Ulram (1991), dass die Schweizer ein ausgeprägtes staatsbürgerliches Selbstbewusstsein demonstrierten und beide Länder trotz geografischer Nähe und kultureller Berührungspunkte jeweils ein eigenständiges politisch-kulturelles Muster aufweisen, das durch unterschiedliche geschichtliche Erfahrungen, Mentalitäten und Deutungen geprägt ist.

Bergmann (2004) berichtete über die Ergebnisse der von der ADL (Anti Defamation League) durchgeführten europäischen Antisemitismusstudien, die neben weiteren europäischen Staaten auch Deutschland und die Schweiz umfassen. In Deutschland wurden zwischen 15 und 23 % und in der Schweiz 22 % der Bevölkerung als antisemitisch eingestuft. Im Vergleich zu anderen Ländern rangierten beide Staaten im Mittelfeld.

Neben der nationalen Identifikation hob Linder (2005) die kantonale Identifikation in der Schweiz als das häufig Wichtigere hervor. Auch Hauler (1995) unterstrich, dass sich die Schweizer zunächst als Mitglied ihrer Gemeinde, dann ihrem Kanton zugehörig und erst an dritter Stelle als Bürger des Bundesstaates Schweiz betrachten. Dies wird gestützt durch eine Untersuchung von Meier-Dallach und Ritschard (1990), die in der Schweiz ein Vorherrschen regionaler Verbundenheit

belegte. Ebenso berichtete Watts (1996) über einen ausgeprägten Lokalpatriotismus in der Deutschschweiz, für den die lokale Mundart eine identitätsstiftende Schlüsselrolle spielt.

In den vergangenen Jahren hat sich die deutsch-französische Sprachgrenze zu Gunsten des Französischen verschoben. Wie im Rahmen des nationalen Forschungsprogramms „Kulturelle Vielfalt und nationale Identität“ (NFP 21) ermittelt wurde, ging die deutschsprachige Bevölkerung im Kanton Jura von 20 % auf 8.9 %, im Kanton Neuchâtel von 21.2 % auf 14.5 %, im Kanton Fribourg von 55.4 % auf 52.8 % und im Kanton Bern von 72.9 % auf 71.9 % zurück (Kreis, 1993). In einer Teilstudie von Windisch et al. (1994a) wurden die Alltagsbeziehungen der Angehörigen verschiedener Sprachgruppen näher untersucht. Verglichen wurden deutsch- und französischsprachige Schweizer in den Kantonen Fribourg und Wallis. Es zeigte sich, dass die Sprachgruppenzugehörigkeit einen wichtigen Faktor der sozialen Identität darstellte. Die Beziehungen der beiden Gruppen zueinander waren auch durch Abwehrhaltungen geprägt, die auf Seiten der französischsprachigen Bevölkerung besonders deutlich zutage traten. Damit es zu einer gegenseitigen Bereicherung der Sprachgruppen kommen könne, müssten nach Ansicht der Autoren noch viele Vorbehalte abgebaut werden, vor allem bei den Frankophonen. Weitere Untersuchungen bestätigen, dass über Jahrzehnte hinweg zahlreiche Vorurteile zwischen den beiden Sprachgruppen erhalten geblieben sind (Du Bois, 1999). So verwenden die Sprachgruppen beispielsweise Spitznamen füreinander, die meistens negativ gefärbt sind.

Melich (1991) untersuchte Unterschiede zwischen den Wertvorstellungen in der Westschweiz und der deutschen Schweiz. Sie stellte fest, dass Wertekonflikte zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern bei den Deutschschweizern häufiger waren als bei den Familien in der Westschweiz. Die Wertebereiche betrafen die Religion, moralische Prinzipien, soziale Haltungen, politische Einstellungen und sexuelle Fragen. Die jeweilige Sprachregion vermittelte ein Gefühl von Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit. Eine kulturelle und ökonomische Grenze zwischen den Sprachgruppen wurde wiederum von den frankophonen Schweizern stärker wahrgenommen als von den Deutschschweizern. Die französischsprachigen Schweizer brachten eine größere Skepsis gegenüber den Deutschschweizern zum Ausdruck als umgekehrt. In den 1990er-Jahren hat sich der politische Graben zwischen den „Welschen“ und den „Deutschen“ sogar noch weiter vertieft (Hermann

& Leuthold, 2001). Als eine Ursache hierfür wird die ökonomische und politische Dominanz der Deutschschweizer angesehen, wodurch sich die anderen Sprachgruppen in einer Minderheitenposition erleben. Dadurch werde die Identifikation mit der eigenen Sprachgruppe im Sinne einer Teilgruppenidentität verstärkt.

Der kulturelle Graben wird nicht zuletzt dadurch vertieft, dass die Deutschschweizer verschiedene Dialekte sprechen, die auch dann schwer zu verstehen sind, wenn man das Hochdeutsche beherrscht. Das in der Schule gelernte Hochdeutsch hilft somit den Westschweizern kaum bei der Kommunikation mit ihren Landsleuten in der Deutschschweiz. Die Dialekte schließen Menschen aus anderen Sprachregionen aus der Kommunikation aus und bilden eine starke Belastung für die Beziehungen der Schweizer untereinander (Du Bois, 1999). Als Konsequenz ermittelte man bei den Westschweizern eine ablehnende Haltung gegenüber der deutschen Sprache und ein geringes Interesse an der deutschen Kultur (Windisch et al., 1994a). Die französischsprachigen Schweizer scheinen im Dialog zwischen den beiden Gruppen auch mehr auf ihrer Sprache zu bestehen als die Deutschschweizer. Wörthwein (2006) führt hierzu aus: „Z. B. wird dem Deutschschweizer nachgesagt, dass er im Gespräch mit Romands, wenn immer möglich französisch spreche, obwohl er diese Sprache nicht ausreichend beherrsche. Dem Westschweizer hingegen wird zwar attestiert, dass er recht gut deutsch kann, dass er aber trotzdem versucht, das Gespräch auf Französisch zu führen. Als Gründe für das Verhalten der Deutschschweizers werden Höflichkeit gegenüber der Minorität, Eifer, aber vor allem auch seine Hemmungen der Hochsprache gegenüber genannt“ (S. 28 f.).

Aus dem Abstimmungsverhalten in den zahlreichen Referenden, die sich aus der direkten Demokratie in der Schweiz ergeben, wird ersichtlich, dass politische Gegebenheiten in den beiden Sprachregionen häufig unterschiedlich bewertet werden. Diese Unterschiede sind so weitreichend und stabil, dass Hermann und Leuthold (2001, S. 5) von der „Allgegenwärtigkeit des Röstigrabens“ sprechen. Im Allgemeinen stehen die Westschweizer politisch eher links, äußern sich kritischer gegenüber der Armee und sind weniger ökologisch engagiert. Die Deutschschweizer sind demgegenüber politisch konservativer und lehnen staatliche Eingriffe in die Wirtschaft ab. Man kann somit in der Schweiz neben einer nationalen Identität von einer starken regionalen und sprachgruppenbezogenen Identität ausgehen. Im Laufe der Geschichte hat es zwischen diesen beiden sozialen Identitäten immer wieder

Dominanzwechsel gegeben. Zu bestimmten Zeiten, in denen das nationalpolitische Interesse im Vordergrund stand, dominierte die nationale Identität, während zu anderen Zeiten die kulturell-sprachliche Identität (wieder-)entdeckt und gefördert wurde.

4.1.8 Österreich

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Der Name „Österreich“ geht nicht auf einen bestimmten Stamm zurück und hat somit keinen ethnischen Ursprung, wie das auf viele andere Nationbezeichnungen in Europa zutrifft. Er entstand durch die Benennung eines Gebiets östlich der Enns als „Ostarrichi“ (Land im Osten) in einer Schenkungsurkunde Kaiser Ottos III. aus dem Jahre 996. Historisch gesehen stand diese Bezeichnung dann sehr lange in enger Verbindung mit dem Haus Habsburg. Die Donau-Monarchie war ein im Laufe der Geschichte gewachsener Vielvölkerstaat, der neben dem Kernland auch Böhmen, Mähren, Ungarn und Teile des Balkans umfasste. Das Haus Habsburg nahm innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation eine Vormachtstellung ein und Österreich war durch die Reichsgeschichte und natürlich durch die gemeinsame Sprache eng mit der deutschen Kulturnation verbunden (Pohl, 1999). Die Führungsrolle und die zentrale Position gingen durch die sog. Kleindeutsche Lösung, also die Nationbildung Deutschlands ohne Österreich unter preußischer Führung, verloren. Dies wurde durch den preußisch-österreichischen Krieg 1866 besiegelt. Es kam jedoch zu einer engen Wiederannäherung der beiden Kaiserreiche, die v. Bülow 1909 im deutschen Reichstag als „Nibelungentreue“ bezeichnete.

Nach dem Zerfall der Donaumonarchie, bedingt durch den gemeinsam mit dem Deutschen Kaiserreich verlorenen Ersten Weltkrieg, gab es Bestrebungen, das verbliebene Gebiet „Deutschösterreich“ zu nennen, weil es vorher auch viele nicht-deutsche Österreicher gegeben hatte. Dieser Begriff wurde jedoch von den Siegermächten im Friedensvertrag von Saint Germain 1919 verboten, ebenso wie eine Vereinigung mit Deutschland, die vom neugegründeten Nationalrat in Wien in einer seiner ersten Amtshandlungen zunächst beschlossen worden war. 1938 wurde dann das Land unter mehrheitlichem Jubel der Bevölkerung als „Ostmark“ an das „Dritte Reich“ angeschlossen (Hamann, 2009).

In der Nachkriegszeit konnte sich das österreichische Nationalbewusstsein festigen. Eine wichtige Grundlage hierfür war das Ende der Besatzungszeit und die Erlangung der Souveränität der Republik Österreich im Staatsvertrag 1955, während Deutschland weiterhin geteilt blieb. Als Bedingung verpflichtete sich Österreich zu immerwährender Neutralität und vor allem zum Verzicht auf den politischen oder wirtschaftlichen Anschluss an Deutschland (Sellen, 2000). Des Weiteren verfestigte sich das Selbstbild, das erste Opfer Hitlers gewesen zu sein. Bereits in der „Moskauer Deklaration“ von 1943 erteilten die Alliierten Österreich überraschend einen Sonderstatus als „ … das erste freie Land, das der Hitlerschen Aggression zum Opfer gefallen ist“ (Hamann, 2009, S. 160). Die damit verbundene Aufforderung, sich von Deutschland zu distanzieren, wurde zur Staatsräson der österreichischen Nachkriegspolitik. Bundeskanzler Vranitzky bekannte sich erst 1991 zur „Mitverantwortung für das Leid, das zwar nicht Österreich als Staat, wohl aber Bürger dieses Landes über andere Menschen und Völker gebracht haben“ (Berger, 2006, S. ..) und es kam zu ersten Maßnahmen materieller Wiedergutmachung. Die „Opferthese“ bezeichnen einige Historiker als entscheidende Lebenslüge der Zweiten Republik, die aus psychologischer Sicht die Abgrenzung zu Deutschland und die Entwicklung einer eigenen nationalen Identität begünstigte (Botz, 2005; Konrad, 2005). Eine Identitätspolitik in diesem Sinne wurde von der österreichischen Regierung schon seit den 1950er-Jahren betrieben, aber erst seit den 1970er-Jahren gewann eine intellektuelle und politische Elite im öffentlichen Diskurs die Oberhand, die Österreich als eigenständige Nation propagierte und den österreichischen Patriotismus förderte (Langer, 1999). Der Erfolg dieser Identitätspolitik blieb wissenschaftlichen Umfragen zufolge nicht aus (s. u.), ebenso wenig kamen jedoch kontroverse Diskussionen über das österreichische Nationverständnis und die österreichische Geschichte zum Erliegen, wie z. B. anlässlich der Debatte um die Rolle des Ex-Bundespräsidenten Kurt Waldheim im Zweiten Weltkrieg oder der umstrittenen Äußerungen des ehemaligen Kärntner Landeshauptmanns und FPÖ-Vorsitzenden Jörg Haider. Des Weiteren blieb eine kleine, aber zähe und seit 20 Jahren zahlenmäßig relativ stabile deutschnational gesonnene Minderheit bestehen. Vielleicht trifft die Auffassung Kreisslers (1984) zu, dass „... die Nationwerdung Österreichs ständig aufs Neue vollendet werden muß ...“ (S. 519).
Nach Auffassung von Heer (1996) gibt es „kein geschichtliches Gebilde in Europa, dessen Existenz so sehr mit Identitätsproblemen seiner Mitglieder verbunden ist wie

Österreich“ (S.9). Noch überspitzter formulierte es Robert Menasse (zit. n. Geretschlaeger, 1995), der Österreich als „Land ohne Eigenschaften“ (S. 40) sah oder gar Jörg Haider, der Österreich als „ideologische Missgeburt“ (1988, zit. n. Bruckmüller, 1996, S. 40) bezeichnete. Es trifft wohl zu, dass vor allem die Zeit des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs für die Österreicher durch ständige Identitätskrisen gekennzeichnet war. Das Ende des Zweiten Weltkrieges bot Österreich aber die Möglichkeit, sich zu einer eigenständigen Nation zu entwickeln. Dies gestaltete sich allerdings als schwierig. Die frühere Weltmacht Österreich musste sich an die Tatsache gewöhnen, endgültig auf eine „kleine Alpenrepublik“ (Geretschlaeger, 1995, S. 40) begrenzt zu sein. Doch das größte Problem stellte sich in der Frage, „wie ‚deutsch’ Österreich ist“ (Pohl, 1999, S. 71). Das österreichische Volk, das sich über Jahrhunderte als Angehörige der deutschen Kulturnation identifizierte, hatte deutliche Schwierigkeiten, sich neu zu definieren. Der Österreicher Taras Borodajkewicz schrieb z. B. über das österreichische Verhältnis zu Deutschland: „Ohne Deutschland bleibt die österreichische Geschichte zusammenhangslos und sinnlos…“ (zit. n. Heer, 1996, S.10).

Österreich fand jedoch Wege, ein starkes nationales Bewusstsein zu entwickeln. Zum einen gelang dies durch die weltweit geschätzte klassische Musik und Kultur, die als ein Bestimmungsmerkmal österreichischer Identität fungierte. So wurden z. B. den Auslandsreisen der Wiener Staatsoper und der Philharmoniker sehr wichtige politische Funktionen beigemessen. Heute noch geben 79 % der Österreicher die vielen Dichter und Musiker als Quelle nationalen Stolzes an (Bruckmüller, 1996). Auch die Identifikation mit der Opferrolle und die bevorzugte Behandlung durch die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges verhalfen zu einem neuen Selbstbild und „es entwickelte sich in diesen Jahren eine vor 1945 in Österreich weitgehend unbekannte Form nationalen Bewusstseins“ (Ziegler, 1995, S. 46).

Eine Grundlage für die heutige positive österreichische Identitätspolitik ist die Überzeugung, dass der Mangel an Identitätsbewusstsein, der die Erste Republik charakterisierte und fast der gesamten geistigen und politischen Elite den Anschluss an Deutschland als erstrebenswert erschienen ließ, eine der Hauptursachen des späteren Untergangs dieser Republik gewesen sei.

Die gegenseitige Wahrnehmung von Österreichern und Deutschen ist bis heute ambivalent und von zahlreichen Klischees bestimmt. Sie schwanken zwischen Verwandtschaftsgefühlen und Abgrenzungsbedürfnissen (Bruckmüller, 1996). Man

arbeitet häufig und reibungslos zusammen. Der deutsch-österreichische Kultur- und Wissenschaftsaustausch ist sehr stark und die Kooperation der Medien eng. Wirtschaftlich besteht ein hoher gegenseitiger Austausch von Waren und Dienstleistungen. Mit 85.9 Millionen Übernachtungen im Jahr 2004 machten die Deutschen den größten Anteil an ausländischen Touristen in Österreich aus (Bundespressedienst Österreich, 2005).
Als mitteleuropäisches Land hat Österreich relativ viele Nachbarländer und liegt zudem an der Schnittstelle zwischen „Ost“ und „West“. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs kam es in Österreich zu einer forcierten Nachbarschaftspolitik, die die Brückenfunktion des Landes von Mittel- nach Osteuropa verstärkte. Die Osterweiterung der EU, die aufgrund der Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt zunächst von vielen Österreichern kritisch gesehen wurde, bringt Österreich viele Vorteile. Jeder siebte Euro aus den Exporten wird in den neuen EU-Ländern verdient. Zudem sind durch die Ostöffnung etwa 57.000 neue Arbeitsplätze entstanden (Bundespressedienst Österreich, 2005).
Schon mit dem Beitritt zur UNO im Dezember 1955 wich Österreich von der strikten Interpretation des Neutralitätsrechtes ab. Dieser Beitritt war allerdings mit den vier Partnern des Staatsvertrages abgesprochen. Etwas kritischer kann man den Beitritt zum Europarat in Straßburg betrachten, der damals (1956) nur westeuropäische Staaten umfasste. Ein großer Schritt in Richtung Europa erfolgte durch den Amtsantritt von Franz Vranitzky als Bundeskanzler 1986. Seine Politik erklärte „die Ausgestaltung und den Ausbau des Verhältnisses zur Europäischen Gemeinschaft zu einem zentralen Anliegen der österreichischen Außen- und Außenwirtschaftspolitik“ (Luif, 2002, S. 232). Am 1.1.1995 trat Österreich der Europäischen Union bei. 66.4 % der Österreicher hatten bei der Volksabstimmung dafür gestimmt. Seine Neutralität definiert Österreich seitdem als Ablehnung einer Zugehörigkeit zu Militärbündnissen. Daher ist Österreich kein Mitglied der NATO, aber Teilnehmer an der NATO-Partnerschaft für Frieden.

Empirische Studien

Bei einer Mitte der 1980er-Jahre durchgeführten internationalen Erhebung über Österreichs Image in der Welt wurde Österreich weltweit primär als Land der Kultur angesehen (Schweiger, 1988). Im Vergleich zu den Deutschen wurden die Österreicher als charmanter, angenehmer, romantischer, vergnüglicher, freundlicher

und musikalisch begabter beurteilt. Gleichzeitig wirkten sie aber auch altmodischer (Schweiger, 1992). Die Deutschen hingegen wurden als modern, aufgeschlossen und fleißig betrachtet. Mit ihrem Land verband man Hightech und hervorragende Qualität zu fairen Preisen, aber auch Chemiewerke, Umweltverschmutzung und die Neonazi-Bewegung. Bezüglich des Bekanntheitsgrads in der Welt lag Deutschland deutlich vor Österreich und der Schweiz.
Die Österreicher bezeichneten die Deutschen als zielstrebig, gesellig, erfolgreich, modern und laut. Nur 12 % der Österreicher beurteilten die Deutschen als unsympathisch. Die Deutschen hingegen sahen ihr Nachbarvolk als leiser, fröhlicher, planloser, erfolgloser, geselliger, konservativer und sympathischer als sich selbst an. Die jeweiligen Fremdbeurteilungen glichen den ebenfalls erhobenen Selbstbeurteilungen „fast aufs Haar“ (Bruckmüller, 1996, S. 147).
Einige Studien machten vergleichende Aussagen zum Wert von Freizeit. Abfragen des Sozialen Survey 1986 stellten eine Rangfolge der Wichtigkeit verschiedener Lebensbereiche in fünf westlichen Ländern, darunter die BRD und Österreich, auf. Dabei nahm die Freizeit in Deutschland den zweiten Platz noch vor Arbeit und Beruf ein (Wilk & Mair, 1987). Den hohen Stellenwert der Freizeit bei den Deutschen unterstrich auch das World Values Survey 1990. Zudem stellte auch das Forschungsprojekt „Junge Eltern im kulturellen Wandel“ auffallend starke Individualisierungstendenzen, postmaterialistische Einstellungen und eine hohe Bedeutung der Freizeit bei deutschen Eltern fest (Nickel & Quaiser-Pohl, 1999).

Weiterhin wurden in der Literatur auch mögliche Unterschiede im religiösen Verhalten der beiden Länder thematisiert. Der Report IMAS-International (2006) fragte nach dem Glauben der österreichischen und deutschen Bevölkerung ab 16 Jahren. Dabei waren die Angaben der Österreicher jedoch annähernd deckungsgleich mit denen der Westdeutschen. In Österreich glaubten 47 % der Bevölkerung an Gott und 40 % an ein Leben nach dem Tod. In Westdeutschland lagen die Werte bei ebenfalls 47 % bzw. 39 %. In Bezug auf die Wichtigkeit von Religion fanden sich ebenfalls keine bedeutenden Unterschiede. Differenzen zwischen den Ländern ergaben sich erst bei der Betrachtung der Konfessionszugehörigkeit. In Österreich sind 73.6 % der Menschen katholisch und nur 4.7 % evangelisch. In Deutschland besteht das Verhältnis 21.7 % Katholiken und 31.7 % Protestanten.

Aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit beider Länder ist die Frage nach der heutigen Einstellung zu ethnischen Minderheiten von besonderem Interesse. Zahlreiche Autoren und Institutionen (z. B. Alba et al., 2000; Bruckmüller, 1996; Statistisches Bundesamt, 2005) haben diese Thematik untersucht, doch es mangelt an direkten Vergleichen zwischen Deutschland und Österreich. Zudem erwies sich die Datenlage als inkonsistent. Generell ist zu sagen, dass in beiden Ländern ein gewisses antisemitisches Potential existiert. So unterstellten 1991 beispielsweise 39 % der Deutschen und 42 % der Österreicher den Juden, dass sie den Holocaust im Nachhinein für ihre eigenen Absichten ausnutzen. Gleichzeitig lehnten aber auch 42 % der Deutschen und 36 % der Österreicher diese Aussage ab (Bruckmüller, 1996). Weiterhin lassen sich auch ausländerfeindliche Tendenzen in beiden Ländern finden (z. B. Dorbritz et al., 2005; Mader, 1999), denen allerdings ebenfalls mehrheitlich Ablehnung gegenüber steht. Daher erscheint es aus Gründen der Heterogenität der Literaturbefunde und der verwendeten Indikatoren kaum möglich, eines der Länder als antisemitischer oder fremdenfeindlicher zu bezeichnen. Wissenschaftliche Umfragen zum nationalen Bewusstsein wurden seit den 1950er-Jahren regelmäßig durchgeführt. Nach einer Erhebung des Fessel-Instituts 1956 verstanden nur 47 % der Befragten Österreich als eine eigene Nation (Wagner, 1982). Nach einer Umfrage der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft (SWS) sagten 1970 bereits 66 %, Österreich sei eine eigene Nation. Dieser Anteil stieg 1979 auf 68 %, 1989 auf 79 % und 1995 auf 85 % (Paier, 1996). Gut drei Viertel der Österreicher sehen sich als „Staatsnation“ an (Bruckmüller, 1996) und nur 8 % würden einem Anschluss an Deutschland zustimmen (Bruckmüller, 1994). Auch hinsichtlich des Nationalstolzes zeigte sich ein stetiger Anstieg. In einer 2001 durchgeführten Umfrage gaben 56 % der Befragten an, „sehr stolz“, 35 % „stolz“ und nur 5 % „nicht stolz“ auf ihre österreichische Identität zu sein (Plasser & Ulram, 2002). Der österreichische Nationalstolz ist auch im internationalen Vergleich hoch anzusiedeln. Unter 24 Ländern der Erde belegte Österreich Ende 1990/Anfang 2000 den achten Platz, Deutschland hingegen nur den vorletzten (Plasser & Ulram, 2002).

Gegenstände österreichischen Nationalstolzes sind vor allem Merkmale der Landschaft oder Charaktereigenschaften der Bevölkerung (Bruckmüller, 1996). Weitere Gründe für Österreichs Nationalstolz sehen Haller und Gruber (1996) in der „Erfolgsstory“ (S. 466) der Zweiten Republik. Im Vergleich zu den bitteren

Erfahrungen der Ersten Republik und auch aufgrund seiner Kleinstaatlichkeit ist Österreich stolz darauf, zu den reichsten und stabilsten Ländern der Welt aufgestiegen zu sein. Ein kleines Österreich bevorzugten nach Pelinka (1990) 78 % der Österreicher; nur 18 % wären lieber eine Großmacht wie vor 1918.

Nach Eurobarometer-Angaben des Jahres 2005 befürworteten 53 % der Deutschen ihre EU-Mitgliedschaft, in Österreich waren es nur 32 % (EU-Schnitt: 50 %). Die gleiche Umfrage zeigte, dass Deutsche mit der EU mehrheitlich positive Dinge wie „Freiheit“ und „Leben in Frieden“ verbinden, Österreicher hingegen assoziieren Dinge wie „mehr Kriminalität“ (44 %), „Arbeitslosigkeit“ (42 %) und „Geldverschwendung“ (41 %) (Europäische Kommission, 2005a, 2005b). Bruckmüller (1994) konstatierte sogar im Vergleich mit anderen Ländern ein „unterentwickeltes ‚europäisches’ Bewusstsein“ (S. 48) der Österreicher.

Haller und Gruber (1996) führten eine repräsentative Umfrage im Rahmen des Millenniumprojekts „Nationale Identität und die Rolle von Kleinstaaten im Prozess der Einigung Europas“ durch, die 1.000 Probanden (14 Jahre und älter) umfasste. Es wurden drei Hauptdimensionen nationaler Identität konzeptuell unterschieden: Die Verbundenheit oder Identifikation mit Österreich, der österreichische Patriotismus und der Nationalstolz. Damit korreliert wurden die Einstellungen zu Einwanderung und Minderheiten. Wie die Analysen zeigten, sind die verschiedenen Dimensionen der nationalen Identität nicht unabhängig voneinander. Die Faktorenanalyse ergab einen allgemeinen ersten Faktor, der sowohl Aspekte der Ethnokultur als auch Staatsnation enthielt. Man könne also von einer einzigen Dimension der nationalen Identität sprechen. Die nationale Identität beinhaltet verschiedene Aspekte, die sich nicht gegenseitig ausschließen. Alle wissenschaftlichen Versuche, Nation ausschließlich oder primär von einer der verschiedenen Komponenten her zu definieren, sind daher nach Ansicht der Autoren nicht sinnvoll bzw. entsprechen nicht dem Verständnis der Probanden. Die wissenschaftlichen Modellvorstellungen und die Alltagskonzepte der Menschen stimmen in diesem Punkt wenig überein! Zumindest kann man sagen, dass sie bei den Probanden weniger polarisiert kognitiv repräsentiert sind, als es die Modellvorstellungen vorsehen (vgl. Kap. 8.2.2).

Es wurde ein Index „Österreich-Identifikation“ gebildet. Dieser korrelierte schwach, aber doch durchgehend und meist signifikant in der Richtung, dass Befragte mit starker Österreichverbundenheit ethnischen Fremdgruppen und Ausländern eher negativ gegenüber stehen als die weniger oder gar nicht Österreich-Verbundenen. Es zeigte sich somit zwar ein komplementäres Muster, dieses wirkte jedoch nicht deterministisch. Die Autoren meinen, dass diese Zusammenhänge nicht überbewertet werden dürfen und nicht als „Ausländerfeindlichkeit“ zu bezeichnen seien. „Ausländerablehnung“ sei ein angemessener Begriff. Häufig sei es auch so, dass negative Bewertungen den objektiven Tatsachen entsprechen würden und nicht reine Vorurteile seien. Außerdem kämen bei vielen Probanden positive und negative Haltungen parallel vor. Es würden nicht durchgängig alle Probanden entweder positiv oder negativ urteilen. Die Propagandisten der multikulturellen Gesellschaft gingen von der unrealistischen Annahme aus, dass breite Gruppen der Bevölkerung an mehreren Kulturen teilhaben. De facto zeige sich jedoch, dass selbst in den meisten einigermaßen funktionierenden Gesellschaften dieses Typs (Schweiz, Belgien, Kanada) eher von einem Nebeneinander der ethnischen Gruppen gesprochen werden müsse als von einer wirklichen wechselseitigen Durchdringung.

Eine Differenzierung zwischen Patriotismus und Nationalismus konnte nicht sinnvoll vorgenommen werden. Beide Facetten der nationalen Identität hingen relativ eng zusammen. Die Autoren sprechen somit von der Unteilbarkeit des Nationalstolzes. Es ließ sich jedoch deutlich davon abgegrenzt ein Faktor „Weltoffenheit“ unterscheiden. Er beinhaltete eine internationalistische oder universalistische Orientierung. Haller und Gruber (1996) sehen den „Stolz“ der Menschen auf ihr Land auch als zentralen Aspekt des konstruktiven Patriotismus. Der Stolz sei eine höchst relevante Dimension der subjektiv emotionalen Haltung zum eigenen Land. Der Begriff Stolz beinhalte ein Gefühl, das mit Ich-Identität und Selbstbewusstsein zu tun habe. Das Streben nach einem positiven Selbstbild, nach einem hohen Maß von Anerkennung durch andere sei ein menschliches Grundbedürfnis, das sowohl Individuen als auch Kollektive betreffe. Allerdings könne Stolz auch im Sinne von Dünkel oder Überheblichkeit aufgefasst werden. Zu bedenken sei jedoch, dass die Entemotionalisierung der sozialen Identität auch negative Folgen haben könne, die sich in mangelndem Engagement und in fehlender Bindung äußere. Gute Argumente

alleine stellten nicht die notwendigen Energien bereit, um die wünschenswerten Ziele umzusetzen. Ein Übermaß an Reflektion könne sogar lähmend wirken.

Die Ergebnisse bestätigten den international oft replizierten Befund, dass Nationalstolz eine in viele andere Lebensbereiche ausstrahlende Grundhaltung darstellt (Noelle-Neumann, 1987; Topf et al., 1990, S. 184 ff.). Mangel an Nationalstolz scheint durch stärkere Involviertheit in andere Lebensbereiche nicht kompensiert zu werden, sondern – ganz im Gegenteil – auf einen generellen Mangel an sozialer Integration und sozialem Vertrauen hinzuweisen. Es zeigte sich eher ein Generalisierungs- als ein Kompensationseffekt.
Im Rahmen des „World Value Survey“ von 1990 wurde als Indikator für Nationalstolz die allgemeine Frage: „Wie stolz sind sie darauf, Österreicher zu sein?“ herangezogen. Österreicher, die auf ihr Land „sehr stolz“ oder „stolz“ waren, betrachteten den Lebensbereich „Familie“ für sich als wichtiger als jene, die nicht sehr stolz auf Österreich waren; dem Bereich Religion schrieben vor allem die sehr Stolzen eine größere Wichtigkeit zu als die weniger oder überhaupt nicht Stolzen. Nationalstolze Österreicher waren tendenziell eher rechtsorientiert, wenig Stolze eher linksorientiert. Personen mit hohem oder sehr hohem Nationalstolz waren eher verheiratet. Personen mit niedrigem Nationalstolz hatten häufiger keine Kinder als jene mit hohem Nationalstolz (38 % vs. 20 %). Nationalstolz ging also einher mit der Wertschätzung von Familienwerten und dem Wert von Kindern. Andererseits neigten Nationalstolze auch eher zu Vorurteilen gegenüber fremden Gruppen und gegenüber benachteiligten oder diskriminierten Minderheiten.
Wie in Deutschland, so hing auch in Österreich der Nationalstolz mit dem Vertrauen in gesellschaftliche und politische Institutionen und in die Mitmenschen zusammen. Durchweg mehr als die Hälfte derjenigen, die auf Österreich nicht stolz waren, hatten kein Vertrauen in die zentralen gesellschaftlichen Institutionen. Man könne bei dieser Gruppe von einer gesellschaftlichen Entfremdung sprechen. Nach Auffassung von Haller und Gruber (1996) geht davon eine viel größere Gefahr für das Gemeinwesen aus als im umgekehrten Falle von der Vorurteilsbelastung der Nationalstolzen. Diese Vorbehalte seien in der Regel nicht so stark ausgeprägt, dass man von einem aggressiven Nationalismus sprechen könnte. Es scheine so zu sein, dass ein gewisser Ethnozentrismus nicht nur als ein notwendiger Bestandteil von Patriotismus, sondern auch von sozialer und kultureller Integration überhaupt

anzusehen sei. Er habe wichtige psychische und vitale Funktionen, könne aber auch unter bestimmten Bedingungen dysfunktional werden. Die nationale Identität nehme somit eine zentrale Stelle im psychosozialen Haushalt des modernen Menschen ein und sei sehr eng mit anderen persönlichen und gesellschaftlichen Einstellungen verbunden.

Langer (1996) kritisiert, dass die moderne Sozialisationsforschung ein „blindes Auge gegenüber der Nation“ habe und nicht überprüfe, welche individuellen Risiken sich bei der Abkehr von der nationalen Identität ergäben. Er führte daher Fragebogenerhebungen mit Schülern und Schülerinnen im Alter zwischen 17 und 19 Jahren durch sowie Expertengespräche, eine Gruppendiskussion mit Lehrkräften und eine Inhaltsanalyse von Schulbüchern. Die Fragebogen-Items sorgten teilweise für Unruhe in den Schulklassen, weil zum einen die NS-Zeit angesprochen wurde und zum anderen die Tabuisierung des Verhältnisses zu Deutschland. Nach Langer (1996) drückt die Formulierung „stolz auf …“ nicht unbedingt Nationalismus aus, sondern auch Verbundenheit oder Identifikation. Die Rangreihe der Wertschätzung von Kollektivgütern erwies sich bei Stolzen und Nicht-Stolzen als gleich. Die Idee, zwischen positiven (patriotischen) und negativen (nationalistischen) Aspekten der nationalen Identität zu unterscheiden, war empirisch nicht durchführbar (vgl. Kap. 8.1.2). Eine Faktorenanalyse der Schüler/innen-Daten zeigte, dass die Befragten dieser theoretischen Vorstellung nicht wirklich folgten. Zwar ergaben sich auch empirisch zwei Dimensionen, die aber jeweils eine Mischung zwischen patriotischen und chauvinistischen Aspekten darstellten. Man kann nach diesen Daten somit von einer Eindimensionalität mit starker innerer Differenzierung sprechen.

Eine Unterscheidung zwischen Nation- und Nicht-Nationorientierten ermöglichte insbesondere die Beachtung der Gefühle. Die Gefühle differenzierten besser als die eher inhaltlich kognitiven Items zum Nationalstolz. Die Gefühle betrafen die Nationalflagge, die Nationalhymne und den Sport. Für die Jugendlichen waren sportliche Veranstaltungen ein zentrales Identifikationsfeld für die Ausbildung von kollektiven Wir-Gefühlen (vgl. Kap. 9.4).

Langer (1996) fand bei den Berufsschülern und Berufsschülerinnen in Österreich in Bezug auf ihr Nationverständnis eine „kognitive Lücke“, d. h. geringes historisches Wissen. Bei den Gymnasiasten überwog dagegen eine differenzierte Einstellung zu bestimmten historischen Epochen. Dies wurde als das Ergebnis des Geschichtsunterrichts gewertet. Eine positive Sicht Österreichs betraf aus Sicht der

Schüler/innen sowohl die vornationale Zeit als auch die Zeit nach 1945. Die Zeit der Nationbildungen und des Nationalismus im 19. Jahrhundert wurde hingegen für Österreich als Unglück empfunden. In den Augen der Schüler/innen ist die Zeit nach 1945 unangefochten diejenige Epoche, auf die die meisten Nennungen „wirklich stolz“ fallen. An zweiter Stelle rangierte die Barockzeit.

4.1.9 Tschechische Republik

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Deutsche und Tschechen leben seit über 1000 Jahren als Nachbarn in Mitteleuropa. Geschichte, Kultur und Politik waren stets eng verzahnt. Die Beziehungen lassen sich im historischen Rückblick sowohl durch ein Miteinander als auch durch ein Gegeneinander kennzeichnen (vgl. Koschmal et al., 2003). Die Tschechische Republik gibt es aber erst seit dem 1. Januar 1993. Das Staatsgebiet umfasst die historischen Regionen Böhmen, Mähren und Tschechisch-Schlesien. Der Weg zur staatlichen Unabhängigkeit war lang.

Von 1526 bis 1918 lebten die Tschechen unter der Herrschaft der Habsburger. Durch den hohen Industrialisierungsgrad war Böhmen für die Donaumonarchie von existenzieller Bedeutung. Dennoch wurden den Tschechen nicht dieselben Autonomierechte zugestanden wie den Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zur Gründung der Tschechoslowakischen Republik mit T.G. Masaryk als ersten Staatspräsidenten. Durch die Grenzziehung verblieb eine starke deutsche Minderheit, die in dem neuen Staat 15 % der Gesamtbevölkerung ausmachte und sich vor allem im Sudentenland konzentrierte. Ab 1933 strebte die Sudetendeutschen Partei (SdP) unter Konrad Henlein eine vollständige Autonomie der Landesteile an. Henlein wurde damit zum Erfüllungsgehilfen Hitlers. Dieser erreichte im sog. Münchener Abkommen mit den Regierungen Großbritanniens und Frankreichs, dass etwa ein Drittel des Staatsgebietes an das Deutsche Reich sowie Polen und Ungarn abgetreten werden musste (Zimmermann, 2009). Am 15.3.1939 besetzten deutsche Truppen den Rest der Republik. Böhmen und Mähren wurden zum Reichsprotektorat erklärt, die Slowakei bildete einen Satellitenstaat des Dritten Reiches. Nach dem tödlichen Attentat auf den Reichsprotektor Heydrich erfolgten blutige Vergeltungsmaßnahmen, u. a. die Zerstörung der Dörfer Lidice und Ležáky.

1945 wurde die Tschechoslowakei nach der Befreiung durch sowjetische Truppen wieder hergestellt. Die 2.7 Millionen Sudentendeutschen waren Rachegelüsten schutzlos ausgeliefert, sie wurden enteignet und vertrieben. Durch die Beneš-Dekrete wurden die an Deutschen und Ungarn begangenen Verbrechen legalisiert. In der Nachkriegszeit gehörte das Land zum sog. Ostblock und stand unter Herrschaft der Kommunistischen Partei. Eine Liberalisierungsphase unter Alexander Dubček, der sog. Prager Frühling, wurde von sowjetischen Panzern am 21.8.1968 niedergewalzt. Erst in der Auflösungsphase des Ostblocks 1989 gelang es durch Groß-Demonstrationen in Prag („Samtene Revolution"), freie Wahlen durchzusetzen. Am 5.7.1990 wurde Václav Havel zum Präsidenten der CSFR gewählt. 1992 wurde dann eine Teilung des Landes in zwei Staaten vereinbart. Die Tschechische Republik trat 1999 der NATO und 2004 der Europäischen Union bei. Grundlage der heutigen politischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Tschechischen Republik bildet die „Deutsch-Tschechische Erklärung" von 1997, in der eine Orientierung an der gemeinsamen Zukunft und nicht an der belasteten Vergangenheit vereinbart wurde (Zimmermann, 2009, S. 240 f.).

Die Geschichte Tschechiens ist beispielhaft dafür, dass sich die Entwicklung des Nationalstaats in Mittel- und Osteuropa anders vollzog als in Westeuropa. Die Idee des Nationalstaats lässt sich nach Kohn (1994) bis in die Antike zurückverfolgen. Sie gewann im Europa der Renaissance erneut an Bedeutung, wurde jedoch durch die anschließende Retheologisierung Europas wieder verdrängt. Während die Idee eine hohe Kontinuität aufweist, hat sich die Form im historischen Wandel stets verändert. Eine derartige Form stellt der durch westeuropäische Königshäuser begründete souveräne und zentralistische Staat dar. Während der französischen Revolution wurde diese Form angereichert durch die Idee, dass auch die Massen und nicht nur die herrschenden Bevölkerungsschichten politisch und kulturell in die Nation integriert werden können und sollen. Die Massen waren nicht länger in der Nation, sondern bildeten die Nation, mit der sie sich identifizierten.

In Westeuropa ging der Nationalismus nach Kohn (1994) einher mit einer vorangegangenen oder gleichzeitigen Gründung der Nationalstaaten. Er sei damit wenig vergangenheitsbezogen oder nostalgisch angelegt. Im Gegensatz dazu ist der mittel- bzw. osteuropäische Nationalismus durch ein historisch spätes Auftreten charakterisiert. Meistens gab es keine Übereinstimmung zwischen der aufkommenden nationalen Identität und den existierenden Staatsgrenzen. Der

Nationalismus äußerte sich eher im Prostest gegen die existierende Staatsform. Sein Ziel war weniger die Transformation in eine Nation, die von allen Bürgern getragen wird, sondern eher der Anspruch, die politischen Grenzen in Einklang mit den ethnographischen Gegebenheiten zu bringen. Da meist keine politische Form vorhanden war, in der sich die Idee hätte ausdrücken können, fand Nationalismus häufig zunächst Ausdruck in Literatur und Kultur. Der Nationalismus war Traum und Hoffnung der kulturellen Elite (vgl. die polnischen romantisch-nationalistischen Dichter, Kap. 4.1.10). Der Einfluss der westeuropäischen Entwicklung musste sich somit bivalent gestalten. Einerseits war der Westen ein Vorbild, andererseits war die Orientierung am westlichen Vorbild mit dem eigenen Nationalgefühl nicht deckungsgleich. Das „ideale Vaterland“ ergab sich auf der Basis der vorangegangenen Geschichte und teilweise auch der Mythen über die Vergangenheit. Der Gegenwarts- und Zukunftsbezug war dagegen schwach ausgeprägt. Häufig äußerte sich dieser Nationalismus in einem geringen Realitätsbezug, verbunden mit Minderwertigkeitskomplexen. Dies erforderte eine Kompensation durch Überbetonung der neuen nationalistischen Idee.
Sugar (1994) führt aber auch einige Gemeinsamkeiten zwischen west- und osteuropäischem Nationalismus an. Diese bestehen vor allem darin, dass Nationalismus als revolutionäre Kraft verstanden werden kann, die darauf abzielte, die Souveränität von einer herrschenden Klasse auf das Volk zu übertragen. Ungeachtet dieser Gemeinsamkeiten sieht jedoch auch Sugar (1994) einen substanziellen Unterschied zwischen westlichem und östlichem Nationalismus, wobei er noch einmal verschiedene Typen des osteuropäischen Nationalismus unterscheidet.
Den bourgeoisen Nationalismus sieht er als typisch für Tschechien an, diese Form sei dem westlichen Nationalismus noch am ähnlichsten. Die Gründe für diese spezifische Ausprägung des bourgeoisen Nationalismus in Tschechien liegen nach Sugars (1994) Auffassung darin, dass die Habsburger als fremde Aristokratie das Land beherrschten und dass es nur selten gemeinsame Interessen zwischen Aristokratie und Bevölkerung gab. Dies war nicht ausreichend, um den Einfluss der Aristokratie auf den Nationalismus zu sichern. Außerdem gab es starke Verbindungen zu den angrenzenden deutschen Gebieten und zu Westeuropa. Tschechien hatte somit eine lebhafte Teilnahme am intellektuellen und wirtschaftlichen Fortschritt Westeuropas. Das eigene Nationalismuskonzept lehnte

sich stark an das westliche Nationalismusdenken an. Dennoch ergab sich letztlich kein westlicher Nationalismus, da die Tschechen lange nicht über einen eigenen Staat verfügten.

Die Renaissance des Nationalismus nach der politischen Wende 1989 in den postkommunistischen Ländern war von niemandem erwartet worden. Vielmehr war man ursprünglich davon ausgegangen, dass ethnische und nationale Identitäten über die Jahre der kommunistischen Herrschaft inklusive der damit verbundenen Anstrengungen zur Homogenisierung der Gesellschaft abgeschwächt worden waren. Diese Vermutung erwies sich jedoch als falsch. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks ergaben sich starke Fragmentierungen entlang ethno-nationaler Grenzen. Dies zeigte sich am stärksten in Jugoslawien und der ehemaligen Sowjetunion, jedoch teilte sich auch die Tschechoslowakei in zwei souveräne Staaten, die Tschechische Republik und die Slowakische Republik. Man erkannte nun, dass die nationale und ethnische Identifikation ein bedeutender Motor für den Zusammenbruch des kommunistischen Systems gewesen war.

Die ethnischen Minderheiten in den postsozialistischen Ländern weisen im Vergleich zu den westlichen Staaten einige Besonderheiten auf. Sie sind meistens keine Migranten, sondern sind vielfach sogar früher in das Gebiet eingewandert als die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft. Häufig pflegen sie enge Verbindungen zu nationalen oder ethnischen Minderheiten in anderen Ländern. Verschiedene Arten von Minderheiten stellen aus Sicht der Mehrheiten jeweils verschiedene Arten von Bedrohung dar. So wird Diaspora-Gruppen (z. B. Roma in Tschechien) häufig ein Parasitenimage zugeschrieben. Außerdem fürchtet man bei den Minderheiten die Gefahr der Disloyalität gegenüber der Gesellschaft.

Es entwickelten sich heftige ethnische Konflikte, die z. T. auf mangelnde Erfahrung im Umgang mit Ethnizität in den postsozialistischen Ländern zurückzuführen sind. Als Reaktion darauf unternahmen viele ethnische Minderheiten inzwischen sichtbare Anstrengungen, um sich politisch zu organisieren und Interessengruppen zu bilden. Dies trifft auch auf die Sinti und Roma zu. Es wirkte sich negativ aus, dass historisch gesehen, die nationale Identität stark ethnisch geprägt ist und dass die Nationgründung nach der politischen Wende auf diesem Ideal aufbaute. Als weitere Risikofaktoren nennen Csepeli und German (2000) die fehlenden Kompromiss- und Verhandlungstradition in diesen Ländern, die geringe praktische Erfahrung mit demokratischen Prozessen, die starke historische Orientierung statt

Zukunftsorientierung sowie der weit verbreitete Pessimismus statt Zukunftsoptimismus. Hinzu kommt nach Muiznieks (2000), dass in den ehemals kommunistischen Ländern durch die historische Erfahrung der staatlichen Zensur eine große Hemmschwelle existiert, die Meinungsäußerung zu begrenzen und gegen rassistische Hetz- und Hassreden vorzugehen. Rassistische Hetze kann somit uneingeschränkter verbreitet werden, als es in westlichen Ländern üblich ist. Hinzu kommt, dass in diesen Ländern fremdenfeindliche Straftaten eine relativ neue Strafart sind und die juristische Behandlung Probleme mit sich bringt. In vielen mittel- und osteuropäischen Ländern wiesen die Kriminalitätsstatistiken im Verlauf der 1990er-Jahre einen deutlichen Anstieg rassistisch motivierter Straftaten auf. In der Tschechischen Republik und in vielen anderen Ländern waren die Roma die Hauptzielgruppe derartiger Angriffe. Diesem Anstieg der Straftaten steht häufig ein Rechtssystem gegenüber, dass auf diese Art von Delikten nicht ausgerichtet ist. Ähnliches gelte für das Bildungssystem, welches nach Jahrzehnten des Kommunismus noch nicht hinreichend darauf vorbereitet ist, diesen Tendenzen entgegenzuwirken. Schließlich trage aber auch das gesellschaftliche und politische Klima dazu bei, dass es keine effektiven Gegenmaßnahmen gibt. Selbst die politische Elite habe in mittel- und osteuropäischen Ländern kein ausgeprägtes Interesse daran, rassistische und xenophobe Tendenzen zu unterbinden. Die Einbindung der Minoritäten würde einen Teilverlust der Macht und Souveränität mit sich bringen, die gerade erst wiedergewonnen wurde. Nicht zuletzt ist nach Muiznieks (2000) zu bedenken, dass die EU-Mitgliedschaft mit starken sozialen Veränderungsprozessen und Reformen der Sozialsysteme einhergegangen ist, was eine zwischenzeitliche Stärkung rechts- und linksextremer Parteien begünstigt hat.

Pekàrovà (1995) sieht eine tschechische Besonderheit darin, dass die ursprünglich multi-ethnische tschechische Gesellschaft nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ohne großes eigenes Zutun ethnisch homogenisiert wurde. Viele Juden und Roma wurden von den Nazis ermordet oder deportiert. Nach 1945 kam es zu einer Vertreibung und Enteignung der Sudetendeutschen, was mit den nationalsozialistischen Verbrechen gerechtfertigt wurde. Es kam somit zu einer ethnischen Säuberung, ohne dass die Tschechen Schuldgefühle entwickeln mussten („ethnic polishing without guilt“). In der Nachkriegszeit bezogen sich die einzigen Formen des Kontakts mit Fremden auf die Angehörigen der sowjetischen Truppen,

die weitgehend abgeschirmt lebten, sowie auf vietnamesische und kubanische Arbeiter, die im Rahmen von Austauschprogrammen nach Tschechien gekommen waren, denen jedoch der Zugang zur tschechischen Gesellschaft weitgehend verwehrt blieb. Sie wurden nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft aus Angst vor Arbeitslosigkeit in Zusammenhang mit dem politischen Systemwechsel entweder des Landes verwiesen oder durch entsprechend schlechte Behandlung zum „freiwilligen Verlassen“ des Landes bewegt. Ethnisch gesehen weist somit die Bevölkerung Tschechiens eine relativ hohe Homogenität auf. Ausländische Einwanderer machten auch nach der politischen Wende nur einen verschwindend geringen Anteil der tschechischen Bevölkerung aus. Eine leichte Trendwende ist jedoch daran ablesbar, dass seit 1991 die Anzahl der Einwanderer höher ist als die Anzahl der Auswanderer.

Die Samtene Revolution verstand sich als gewaltfreier Weg zu einem politischen Wechsel mit den Zielen einer Zivilgesellschaft, gesellschaftlicher Toleranz, liberaler Demokratie und Integration in die EU. Bei den ersten Wahlen 1990 gab es keinerlei Erfolge für nationalistische oder fremdenfeindliche Parteien. Zwei Jahre später hingegen überwand eine quasi faschistische Partei die 5 %-Hürde zum Einzug in den tschechischen Nationalrat. Auch die Parteien der Mitte gebärdeten sich zunehmend nationalistisch. Die tschechische Politik gab sich zunehmend EU-kritisch und gegenüber Deutschland wurden die umstrittenen Beneš-Dekrete verteidigt.

Das Negativbild der Deutschen wurde wieder aufgegriffen und zu Wahlkampfzwecken benutzt. Nationalistische und kommunistische Parteien kritisierten die Beteiligung deutschen Kapitals an der Privatisierung der tschechischen Industrie und nährten die Furcht, die Sudetendeutschen könnten ihren ehemaligen Besitz zurückverlangen. Auch in der Presse wurden die deutsch-tschechischen Beziehungen vorwiegend durch die Brille der „sudetendeutschen Frage“ betrachtet. Šmídová & Rychtecký (2003) führen die intensive mediale Thematisierung darauf zurück, dass die Vertreibung der Sudetendeutschen in der öffentlichen Meinung vorher jahrzehntelang tabuisiert war.

Nach Meinung von Pekàrovà (1995) führt nicht zuletzt der Mangel an Erinnerungen an eigene moralische Verfehlungen im Umgang mit ethnischen Minoritäten oder anderen Nationen dazu, dass trotz zunehmender Warnsignale Rassismus und Faschismus nicht als ernstzunehmende Probleme wahrgenommen wurden. Die Tschechen beanspruchen für sich eher einen Opferstatus und sehen sich als

Vorzeigegesellschaft bei der Transformation in ein neues politisches System. So bleibt wenig Raum für die kritische Auseinandersetzung mit sich selbst. Die Erinnerung an die eigene jahrzehntelange Unterdrückung im Kommunismus führte zu einem gefühlten Anspruch auf den westlichen Lebensstandard, der nach der langen Phase der Deprivation nicht mit anderen geteilt werden soll. Dadurch ergab sich eine Lücke zwischen dem toleranten Selbstverständnis sowie den liberalen Wurzeln der Samtenen Revolution und den teilweise wenig rosigen Zuständen in der gesellschaftlichen Realität.

Empirische Studien

In empirischen Studien zeigte sich, dass wie in vielen anderen Ländern auch, die Einstellungen gegenüber Minoritäten in der Tschechischen Republik mit Bildungsstand, Alter und Wohnort der Befragten zusammenhängen. Ältere Tschechen zeigten eine anhaltend negative Einstellung gegenüber den Deutschen, wobei dies in den Grenzregionen mit alltäglichem Kontakt zwischen Tschechen und Deutschen deutlich an Bedeutung verloren hat. Die Deutschen erscheinen im Gegensatz zu den Roma dennoch nicht als kollektives Feindbild. Starke Vorurteile und Diskriminierungen der Roma sind in der Tschechischen Republik an der Tagesordnung. So finden sich mancherorts Schilder, die Roma den Zugang zu Restaurants oder Schwimmbädern verbieten (Pekàrovà, 1995). Auch Auseinandersetzungen, in die Roma meist verwickelt sind, nehmen zu und werden gewalttätiger. Zusätzlich finden Demonstrationen gegen Roma mit deutlich faschistischen Parolen in Prag und anderen Städten statt. Pekàrovà (1995) zitiert eine Umfrage an 500 Prager Jugendlichen im Alter von 15 bis 18 Jahren. Nur ein relativ niedriger Anteil von 60 % der Befragten gab in dieser Untersuchung an, ganz allgemein das Prinzip der gleichen Rechte für alle zu befürworten. Den meisten ethnischen Minoritäten brachten die Jugendlichen neutrale Gefühle entgegen, eher positiv wurden nur die Minderheiten der Juden und der Farbigen gesehen. Drastisch negative Einstellungen fanden sich sowohl gegenüber den Vietnamesen, bei denen knapp die Hälfte eine negative Haltung zu Protokoll gab, sowie vor allem gegenüber den Roma, die von 373 der 500 Jugendlichen negativ beurteilt wurden. Eine Gruppe von 75 Schülerinnen und Schülern sprach sich sogar dafür aus, die Roma des Landes zu verweisen, 200 äußerten, dass sie einem Romakind nicht helfen würden und 385 Befragte vertraten die Meinung, dass die Roma selbst die Ursache der

negativen Einstellungen ihnen gegenüber seien. Diese unverhohlen offenbarte Feindseligkeit gegenüber der Romabevölkerung kann nach Meinung von Pekàrovà (1995) nicht unter Bezugnahme auf die üblichen Erklärungsansätze auf der Basis ökonomischer Probleme zurückgeführt werden. Dagegen spreche schon die gute tschechische Wirtschaftslage in den 1990er-Jahren.
In einer Untersuchung in sieben mittel- und osteuropäischen Staaten von Poppe und Linssen (1999) zum Zusammenhang zwischen Nationalismus und negativen Einstellungen gegenüber Fremdgruppen ergab sich ein interessantes Effektmuster. Bei den befragten Schülern und Schülerinnen zeigte sich ein Zusammenhang zwischen Nationalismus und negativer Einstellung gegenüber Minderheiten im eigenen Land, jedoch kein Zusammenhang gegenüber der Einschätzung anderer Nationen. Die Eltern dagegen wiesen bei hohem Nationalismus eher eine negative Einstellungen gegenüber anderen Nationen auf und weniger negative Einstellungen gegenüber den Minderheitsgruppen im eigenen Land. Die Schüler/innen empfanden somit die Minderheitsgruppen im eigenen Land als bedrohlich und reagierten negativ auf diese, wohingegen sich die Eltern eher von als kompetent eingeschätzten Nachbarnationen bedroht fühlten und diesen gegenüber negativ eingestellt waren. Im Vergleich zwischen den sieben Teilnahmeländern an der Untersuchung wies der Nationalismus in der Tschechischen Republik eine mittlere Ausprägung auf.

In der ersten Phase des Nationalismus im 19. Jahrhundert bildeten sich bei den Tschechen Stereotype über die Deutschen aus, die im Kontrast zur Konstruktion des eigenen Selbstbildes angelegt waren. Diese sind – wie eine Übersicht von Šmídová (2003) zeigt – in Meinungsumfragen auch heute noch nachweisbar. Den „typischen Deutschen“ werden Eigenschaften zugeschrieben, wie „diszipliniert, genau, präzise, ordnungsliebend, arbeitsam, konsequent, sparsam und seriös“, aber auch „hochmütig, expansiv, dominant und humorlos“ (S. 521). Das tschechische Selbstbild entspricht einem „Taubencharakter“ (S. 518), dazu gehören Eigenschaften wie Bereitschaft zur Unterordnung, Anpassungsfähigkeit, Opportunismus, Uneinigkeit und mangelndes Durchsetzungsvermögen, aber auch Sinn für Humor. Die Tschechen unterscheiden stärker als andere Völker verschiedene Arten von Deutschen: „österreichische Deutsche, Westdeutsche, Ostdeutsche und Sudetendeutsche“ (S. 519). Eher positiv eingeschätzt werden Österreicher, mit denen man sich wegen der gemeinsamen Vergangenheit in der Donaumonarchie

verbunden fühlt, aber auch Regionen wie Bayern, zu denen intensiver grenzüberschreitender persönlicher Kontakt besteht. Die Deutschen insgesamt gelten den Tschechen als Repräsentanten der „westlichen“ Kultur, die sie auch als ihre „eigene“ ansehen. Die östlichen Nachbarn erscheinen ihnen daher trotz ethnischer („slawischer“) und sprachlicher Gemeinsamkeiten als „fremder“.
Interessant sind die von Šmídová & Rychtecký (2003) berichteten Befunde zum Selbstbild der Deutschen, die in den 1990er-Jahren längere Zeit in Prag lebten und dort berufstätig waren. Ihr Verhalten ließ sich als Gegenreaktion zu den tschechischen Stereotypen über die Deutschen verstehen. Sie bemühten sich, bewusst anders zu sein, indem sie sich dem tschechischen Umfeld unauffällig anpassten, tschechisch lernten, den Kontakt zu Einheimischen suchten und deren Lebensstil übernahmen. Sie betonten, dass sie sich als Europäer verstehen und dass nationale Identität nicht mehr zeitgemäß sei. Viele Befragte stellten allerdings auch heraus, dass die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg selbstkritische Vergangenheitsbewältigung geleistet hätten, während dies den Tschechen fehle.

4.1.10 Polen

Historische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen

Urban (2008) beklagt, dass die frühe Geschichte der Deutschen im Königreich Polen nahezu in Vergessenheit geraten ist. Es habe sich um eine lange Zeit fruchtbaren Nebeneinanders gehandelt. Insbesondere deutsche Kaufleute und Gelehrte wurden von den polnischen Königen ins Land gerufen, um die Modernisierung zu fördern.
Die Erinnerung an diese Zeit wurde aus polnischer Perspektive verschüttet, weil danach zahlreiche politische Konflikte und insbesondere das polnische Martyrium im Zweiten Weltkrieg den Blick versperrten. Es gab aber auch schon vorher gegenläufige Entwicklungen, so setzte sich in Deutschland das Bürgertum zunehmend durch, während sich Polen zu einer Adelsdemokratie entwickelte, „deren Traditionen bis heute in der Politik wirksam sind“ (Urban, 2008, S. 12).
Nach Sugar (1994) entstand in Polen ein „aristokratischer Nationalismus“. Dies sei eigentlich ein Widerspruch in sich und die am wenigsten produktive Form des Nationalismus. Ursächlich für diese Ausprägung des Nationalismus war das Fehlen einer Mittelschicht, aus der sich eine entsprechende Bourgeoisie hätte herausbilden können. Die Aristokratie nutzte den Nationalismus zur Stützung ihrer Macht und zur

Sicherung ihrer Privilegien, indem sie ihn als Argument gegen fremde und einheimische Herrscher einsetzte. Politische Partizipation wurde in dieser Regierungsform nicht als Grundrecht aller Bürger angesehen, sondern stellte ein Privileg dar, dass gewährt werden konnte, wenn Personen den eigenen Zwecken dienlich waren. Eine wichtige Quelle des Nationalismus war das lange bestehende feindselige Verhältnis zu den Nachbarländern Preußen bzw. Deutschland, Russland und Österreich. Unter diesen Staaten wurde Polen im 18. Jahrhundert aufgeteilt und verschwand als Staat für mehr als 100 Jahre völlig von der Landkarte. Die polnische Teilung war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sich die politischen Eliten in einem sinnlosen Streit gegeneinander befanden und mit dem verfassungsmäßig eingeführten Vetorecht jedes einzelnen Adeligen im Parlament ein zielgerichtetes Regieren unmöglich war. Schließlich stimmte sogar der Sejm (Parlament) der Auflösung des Staates bei der dritten Teilung Polens zu.
Der am Ende des Ersten Weltkrieges wiedergegründete polnische Staat war eine multi-ethnische Gesellschaft (Surdej, 1995). Nur zwei Drittel der Bevölkerung auf dem polnischen Staatsgebiet waren ethnisch gesehen Polen. Starke Minoritäten bildeten Juden, Ukrainer, Weißrussen und Deutsche. Nach den Zensusdaten von 1921 gab es 14.3 % Ukrainer, 3.9 % Weißrussen, 10.5 % Juden und 3.9 % Deutsche. Es entstanden zahlreiche ethnische Spannungen, insbesondere in den östlichen Landesteilen. Die teils aggressive Assimilationspolitik führte dazu, dass viele der östlichen Minoritäten erstmals ein ethnisches Eigenbewusstsein entwickelten, wohingegen sie vorher nur ein regionales oder religiöses Selbstkonzept hatten. Aufstände wurden niedergeschlagen und die Führer der ethnischen Minoritäten in Straflager geschickt. Viele wurden in die Immigration gezwungen (Millard, 1996). Durch die Gebietsabtretungen nach dem Versailler Friedensvertrag gerieten auch Deutsche aus den ehemaligen Ostprovinzen des Deutschen Reiches unter polnische Herrschaft. Eine Million von ihnen wurden des Landes verwiesen oder durch Enteignungen und die Assimilationspolitik zur Auswanderung veranlasst. Außenpolitisch versuchte das autoritäre Regime von Marschall Pilsudski, das polnische Großreich in den Grenzen von 1690 wieder herzustellen und scheiterte dabei. Das Regime verstrickte sich in zahllose kriegerische Auseinandersetzungen mit den Nachbarstaaten, wie dem Deutschen Reich, Litauen, Russland und der Tschechoslowakei. Polnische Nationalisten sahen schon vor dem Zweiten Weltkrieg alle Gebiete östlich von Oder und Neiße als „urpolnische Erde“ an (Urban, 2008, S.

49). Es wurden somit Gebiete beansprucht, in denen gar keine Polen lebten. In Gebieten mit polnischem Bevölkerungsanteil, in denen nach Ende des Ersten Weltkrieges Abstimmungen stattfanden, mussten die Warschauer Politiker Niederlagen hinnehmen. Die Bevölkerung in Masuren, Westpreußen und Teilen Oberschlesiens votierte für den Verbleib im Deutschen Reich.
Die deutsche Besatzung während des Zweiten Weltkrieges brachte ein Wiedererwachen der romantischen heroischen Art des polnischen Nationalismus, wie er für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts typisch gewesen war. Im polnischen Geschichtserleben nimmt bis heute der Zweite Weltkrieg einen zentralen Stellenwert ein. Im kollektiven Gedächtnis sind nicht nur die Leiden der Bevölkerung während des Krieges haften geblieben, sondern auch das Zerplatzen der Träume aus der Zwischenkriegszeit, dass Polen wieder eine Großmachtrolle spielen könne, wie es bis zum Ende des 17. Jahrhunderts der Fall gewesen war. Den Polen gelang es nicht, sich selbst zu befreien. Dies erfolgte durch die verhasste Rote Armee, so dass das Ende des Krieges in neuer Abhängigkeit, neuer Unterdrückung und neuem Terror mündete. Der deutsche Angriff auf Polen begann am 1.9.1939, die Rote Armee griff das Land vom Osten her am 17.9.1939 an. Nach der Niederlage der Streitkräfte entstand rasch eine straff organisierte und effektiv operierende Untergrundarmee. Während des Krieges wurden Teile Polens im Westen an das Deutsche Reich angegliedert und im Osten an die Sowjetunion. Ein anderer Teil Polens wurde als Generalgouvernement von den Deutschen verwaltet. Etwa 1 Million Polen wurden aus den neuen Reichsgauen in das Generalgouvernement vertrieben. Die Besatzungspolitik verfolgte als Ziel die Zerstörung der polnischen Kulturnation.
Nach dem Krieg wurden 12 Millionen Deutsche aus den Provinzen östlich der Oder-Neiße-Linie vertrieben. Das polnische Staatsgebiet wurde insgesamt nach Westen verschoben. „Lediglich 54 % des vorherigen Staatsgebietes blieben polnisch“ (Urban, 2008, S. 33). Der kommunistische Parteichef Gomulka setzte eine schnelle Polnisierung der östlichen deutschen Provinzen durch. Den Deutschen wurden per Dekret alle Rechte genommen und sie wurden zu „Feinden des polnischen Volkes“ (Urban, 2008, S. 36) erklärt und enteignet. Nicht nur Soldaten der Roten Armee, sondern auch polnische Milizionäre beteiligten sich an Morden und Vergewaltigungen. Der Beschluss auf der Potsdamer Konferenz, dass die Vertreibung in „geordneter und humaner Weise“ erfolgen sollte, wurde nicht

eingehalten (Urban, 2008, S. 38). Die Zahl der Polen, die ihrerseits aus den von der Sowjetunion beanspruchten Gebieten vertrieben wurden, belief sich auf weniger als 2 Millionen. Diese wurden in den deutschen Ostgebieten angesiedelt. Sie bekamen die von den Deutschen verlassenen Häuser zugewiesen. Darüber hinaus wurden Kampagnen gestartet, um Menschen aus Zentralpolen zur Umsiedlung in die ehemals deutschen Gebiete zu bewegen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wandelte sich Polen in einen mono-ethnischen Staat. Die polnischen Juden waren von den Nationalsozialisten vernichtet worden und die Vertreibungen führten zur ethnischen „Säuberung". Die Existenz der kleinen deutschen Minderheit, die nach der Vertreibung im Lande (insbesondere in Schlesien) verblieben war, wurde offiziell ignoriert. Den stärksten Antrieb für den Nationalismus bildete nun der Antikommunismus. An die deutsche Besatzungszeit wurde konstant erinnert, die Zensur verhinderte jedoch Berichterstattungen über sowjetische Kriegsverbrechen. Dies änderte sich erst nach der politischen Wende 1989. Die Sowjetunion bekannte sich zu dem Massaker von Katyn, bei dem 1940 auf Befehl Stalins 22.000 polnische Offiziere, Polizisten und Intellektuelle ermordet wurden. Als Präsident Lech Kaczyński mit einer hochrangigen Delegation im Jahr 2010 des 70. Jahrestages des Verbrechens gedenken wollte, stürzte das Flugzeug in der Nähe dieses mystischen Ortes ab. Dieses Unglück versetzte das ganze Land in einen Schockzustand und die Polen fühlten sich in Trauer vereint. Man vernahm nur wenige Stimmen, die davor warnten, die polnische Identität weiterhin auf einer Geschichte nationaler Katastrophen zu gründen.

Während der kommunistischen Herrschaft gab es in Polen kaum Raum für offene Xenophobie. Ressentiments gegen Fremdgruppen wurden eher entlang der Dimension „sozialistische Bruderstaaten" versus „kapitalistische Klassenfeinde" ausgetragen. Starke antisemitische Vorurteile blieben in der Gesellschaft jedoch bestehen. So kam es in mehreren Ortschaften unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges zu Ausschreitungen gegenüber Juden. Bekannt wurde insbesondere das Pogrom von Kielsce, für das Polen erst sehr spät die Verantwortung übernahm. Daneben gab es aber auch noch eine zweite Welle des Antisemitismus, den die kommunistische Führung als „antizionistische Kampagne" als Reaktion auf den Sechs-Tage-Krieg 1967 in Szene setzte und organisierte. Einen Höhepunkt erreichte diese Kampagne im März 1968 und ihren Abschluss erst 1971. Bis dahin hatten

nahezu alle 15.000 polnischen Juden das Land verlassen, darunter 500 Wissenschaftler.
Nach 1989 war in Polen die Hoffnung auf eine schnelle Integration des Landes in Europa und die westliche Welt groß. Die EU wurde positiv gesehen. Bald wurde jedoch auch klar, dass mit der EU-Mitgliedschaft nicht weniger verbunden war als eine Modernisierung aller Dimensionen des sozialen Lebens. Die offene und demokratische Gesellschaft, die dabei von der politischen Elite proklamiert wurde, hatte jedoch den Widerstand konservativer und katholischer Gruppen auf den Plan gerufen, die hierin die Gefahr eines kulturellen und moralischen Relativismus sahen. Auch wirtschaftlich wurde die Orientierung in Richtung Europa zunehmend als bedrohlich und belastend für die einheimische Wirtschaft wahrgenommen. Mit der Öffnung der Märkte nahm auch der Druck auf die polnische Wirtschaft deutlich zu. Die für 1999 anvisierte komplett vollzogene Öffnung bot nach Ansicht von Surdej (1995) auch noch einmal deutliches Potential für antieuropäisches Ressentiment. Eine relativ hohe Arbeitslosigkeit ebenso wie eine verbreitete materielle Verunsicherung verschärfte dieses Problem zusätzlich.
Die Wiederkehr des Nationalismus im postkommunistischen Osteuropa hat beträchtliche publizistische und akademische Aufmerksamkeit nach 1990 auf sich gezogen. Häufig wurde dieses Erscheinen mit der „deep-freeze“ (tiefgefroren) Analogie erklärt. Dies bedeutet, dass der Kommunismus nationale Bestrebungen unterdrückt habe und dass diese unter der Eisschicht der politischen Kontrolle bis zu einem Tauwetter verborgen geblieben waren. Diese Sichtweise wird von Millard (1996) nicht uneingeschränkt geteilt. So seien die polnischen Kommunisten nicht immun gegenüber nationalistischer Propaganda gewesen. Auch während der kommunistischen Zeit bewahrten die Polen ein starkes Nationalgefühl, das auf patriotischen Mythen, der Glorifizierung der Vergangenheit und der reichen kulturellen Tradition basierte. Der polnische Nationalismus bildete ein wichtiges Motiv zur Überwindung des kommunistischen Systems und erhielt dadurch eine positive Konnotation. Nach der Wende bedienten sich viele der politischen Parteien fremdenfeindlicher und xenophober Argumente, die je nach politischer Position anders aussahen. Aus einer religiösen Richtung wurde die Bewahrung der polnischen katholischen Identität betont. Aus wirtschaftlicher Sicht wurde die EU-Integration abgelehnt, weil sie negative Folgen für die eigene Wirtschaft, insbesondere auch Landwirtschaft, habe. Aus nationalistischer Sicht wurde der

Schutz der Grenze thematisiert, insbesondere wurde die erst kurz davor garantierte deutsch-polnische Grenzziehung zum Thema gemacht. Die Gewährung von mehr Autonomie in den Grenzregionen (Karpaten und Schlesien) wurde vehement zurückgewiesen und mit Misstrauen begegnet. Diese Sensibilisierung erklärt sich nach Surdej (1995) aus der Erfahrung der mehrfachen Teilung Polens sowie aus dem Problem, dass die polnischen Westprovinzen bis 1945 deutsches Staatsgebiet waren.

Vom sozialen Wandel war nicht zuletzt auch die katholische Kirche erfasst worden. Laut Surdej (1995) spielt diese nicht mehr im selben Maße wie früher die Rolle einer sicheren Basis für die nationale Identität. Sie fungierte über lange historische Epochen hinweg als Erhalter und Verteidiger der nationalen Kultur, Sprache und Werte (Duffy et al., 1993). Heute hat sie ein größeres politisches Gewicht bezüglich der moralischen und sexuellen Einstellungen. Surdej (1995) fürchtet, dass in diesen Bereichen ein großes Potential für Intoleranz lauert. National-katholische Kreise sahen Westeuropa als Hort der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit, wovor die polnische Kultur geschützt werden müsse.

Nach Krejci (1995) befindet sich Polen in einer schmerzhaften Suche nach einer neuen nationalen Identität in Europa. Historisch gesehen wurde die nationale Identität maßgeblich durch den Katholizismus gestützt. Seit dem 17. Jahrhundert gab es die Auffassung, dass jeder Pole Katholik sein solle. In der polnischen Identität existieren zwei widersprüchliche Strömungen parallel zueinander. Zum einen wird die imperialistische Vergangenheit als glanz- und prachtvoll erlebt und bewundert, man ist stolz auf das Großreich unter den Piasten, auf der anderen Seite sieht man sich als Opfernation, als benachteiligt und als Pechvogel der Geschichte oder gar als “Christus unter den Völkern“ (von den romantischen Dichtern Adam Mickiewicz und Juliusz Slowacki geprägter Begriff). Daraus leitet sich die Erwartung ab, dass die Welt den Polen etwas zur Kompensation schulde (Krejci, 1995, S. 119).

Insgesamt gesehen prognostiziert Millard (1996) jedoch eine Rückkehr Polens nach Europa, da die polnische nationale Identität schon immer eine europäische gewesen sei. Anlass zu Optimismus gibt nach Urban (2008, S. 165) vor allem die junge Generation, die europäisch orientiert sei. Beim EU-Referendum 2003 stimmten schließlich drei Viertel der Wähler mit „ja“. Die Zustimmung in den früheren deutschen Ostgebieten lag bis 15 %-Punkte über dem Landesdurchschnitt. Die antideutsche Propaganda der EU-Gegner hatte hier offenbar nicht gefruchtet, wohl

aber in den Gebieten Ost- und Südpolens. Unter den polnischen Studierenden lag die Zustimmungsrate zur EU sogar über 90 %, ein Spitzenwert in Europa (Urban, 2008, S. 271).

Empirische Studien

Duffy et al. (1993) analysierten die historischen Wurzeln und Besonderheiten des polnischen Patriotismus. Die empirischen Daten wurden mit dem Q-Sort-Verfahren gewonnen. Es wurden 47 sozioökonomisch heterogene Probanden aufgefordert, Aussagen über bestimmte Verhaltensweisen und Einstellungen als konform oder dissonant zu ihren eigenen Ansichten über Patriotismus zuzuordnen. Es ließen sich sechs verschiedene Typen ermitteln: (1) Instinktiver antikapitalistischer Patriotismus; (2) Kapitalistisch-demokratischer Patriotismus; (3) Reflektiver partizipatorischer Patriotismus; (4) Religiös-symbolischer Patriotismus; (5) Vaterländischer aristokratischer Patriotismus; (6) Antipatriotismus. Die Studie verwies somit auf verschiedene Arten von Patriotismus und patriotischer Motivationen innerhalb ein und desselben Landes (vgl. Kap. 8.1.2).

Weiss (2003) führte im Jahre 1996 eine repräsentative kulturvergleichende Studie in Ungarn, der Tschechischen Republik, der Slowakischen Republik und Polen durch. Anlass waren die ethnischen und nationalen Spannungen, die sich beim Transitionsprozess von der kommunistischen Gesellschaft zur Demokratie in vielen mittel- und osteuropäischen Staaten gezeigt hatten. Die Studie wurde auf Österreich ausgeweitet, um die Daten mit einer westlichen Demokratie vergleichen zu können, in der sich jedoch ebenfalls nationalistische, xenophobe und rechtsradikale Einstellungen offenbart hatten. Die Datenanalysen mit Strukturgleichungsmodellen ergaben, dass sich verschiedene Typen des Nationalismus entwickelt hatten. In den postkommunistischen Ländern (mit Ausnahme der Tschechischen Republik) waren antikapitalistische Gefühle stark korreliert mit Nationalismus und ethnischer Intoleranz. Solche Einstellungen wurden vor allem von Menschen aus unteren sozialen Schichten geäußert. Auch in Österreich zeigte sich dieser klassische Unterschichtautoritarismus. Er erwies sich dort jedoch als unabhängig von der Kapitalismuskritik.

Die Länder unterschieden sich nicht substanziell im aggregierten Nationalismuswert. Es ergaben sich allerdings Unterschiede hinsichtlich der Zustimmung zu bestimmten Items. So fand in den postsozialistischen Ländern, das Item „Es ist die Pflicht eines

jeden … die nationale Geschichte und das nationale Erbe zu ehren“ häufiger eine positive Zustimmung als in Österreich (84 % zu 60 %). In der Skala „Ethnische Intoleranz“ wurden zwei Items in Polen besonders stark befürwortet. 65 % stimmten der Aussage zu „Es ist besser, wenn nur Angehörige desselben Volkes heiraten“. 88 % stimmten der Aussage zu, „Es wäre besser, wenn jedes Volk seinen eigenen Staat hätte“. In Polen war, im Vergleich zu den anderen exkommunistischen Ländern, die geringste demokratische Orientierung festzustellen. Demokratische Orientierung wurde dabei definiert als Ablehnung staatlicher Machtausübung im Falle von Demonstrationen, Streiks oder Medienzensur. Innerhalb der ex-kommunistischen Länder ergab sich für Tschechien und Polen eine stärke Zustimmung zu kapitalistischen und neoliberalen Werten als in Ungarn und der Slowakei. In keinem der postsozialistischen Länder hatten demokratische Einstellungen einen nennenswerten Effekt auf das Ausmaß erfasster Toleranz (vgl. Kap. 10.2). Gleichermaßen gab es in den genannten Ländern jeweils bestenfalls nur einen schwachen direkten Zusammenhang zwischen dem sozialen Status und der Toleranz. Als relativ robust erwiesen sich länderübergreifend der Zusammenhang zwischen sozialem Status und den Einstellungen zum Kapitalismus sowie dessen negativer Einfluss auf das Ausmaß an Nationalismus. Ebenso hatte die Einstellung zum Kapitalismus einen deutlichen Einfluss auf das Ausmaß an Toleranz. Zusammenfassend ließ sich feststellen, dass Nationalismus in Österreich eher mit einem Einstellungssyndrom in Verbindung steht, dass mit antidemokratischen und intoleranten Einstellungen assoziiert ist und vor allem in sozial niedrigen Schichten auftaucht. In den postkommunistischen Ländern hingegen stand Nationalismus vor allem mit einer Ablehnung wirtschaftlicher Rationalisierung, neoliberaler Werte und des Kapitalismus in Verbindung. Diese Ablehnung tauchte in den niedrigeren Schichten tendenziell häufiger auf, da hier die meisten Verlierer des neuen wirtschaftlichen Systems zu finden sind.

Skarzynska und Golec de Zavala (2006) führten zwei Studien im Jahre 2003 vor dem polnischen EU-Beitritt durch. Es wurde untersucht, inwieweit nationalistische und patriotische Einstellungen die Haltung zum EU-Beitritt bedingen. Es wurde die Skala von Kosterman und Feshbach (1989) eingesetzt (vgl. Kap. 8.1.2). Patriotismus wurde definiert als die Liebe zur eigenen Nation, die gegenüber Outgroups neutral ist, Nationalismus wurde als stärker aggressiv angesehen mit dem Wunsch nach einer Überlegenheit der nationalen Ingroup (vgl. Kap. 1.2).

In der ersten Studie wurden Schüler/innen und Studierende im Alter zwischen 18 und 24 Jahren untersucht. Nationalismus und Patriotismus korrelierten mit $r = .19$ miteinander. Die weiblichen Probanden erwiesen sich als patriotischer als die männlichen. Nationalismus erwies sich als signifikanter Indikator, um Angst und Negativität gegenüber der europäischen Integration vorherzusagen. Patriotismus dagegen korrelierte mit Hoffnung und einer positiven Sichtweise der europäischen Einigung. Die zweite Studie umfasste Studierende mit einem Durchschnittsalter von 23 Jahren, die Streuung lag zwischen 18 und 47 Jahren. Die Gegner der europäischen Integration erwiesen sich als nationalistischer, aber nicht als patriotischer als die Unterstützer der Integration. Sie waren auch signifikant konservativer. Im Umgang mit politischen Gegnern bevorzugten sie eher destruktive als konstruktive Strategien. Die Autorinnen folgerten aus den Ergebnissen, dass die Nationalisten eine unsichere nationale Identität besitzen als die Patrioten. Sie haben größere Angst, ihre Identität und Unterschiedlichkeit zu verlieren, wenn sie Teil einer größeren internationalen Organisation werden.

Um Unterschiede in der nationalen Identität zwischen deutschen und polnischen Jugendlichen nachzuweisen, untersuchte Wilberg (1995) 611 Schüler/innen im Alter von durchschnittlich 14 Jahren. Bei der Untersuchung handelte es sich um eine Fragebogenstudie, die an 13 Schulklassen in Hamburg und 11 Schulklassen in verschiedenen polnischen Schulen durchgeführt wurde. Die Auswertung ergab, dass sich polnische Schüler/innen durchgehend positiver über die eigene Nation äußerten als deutsche Schüler/innen. Eine besondere Auffälligkeit bestand bei dem Vergleich der persönlichen Selbsteinschätzung und der Einschätzung der eigenen Nation: Bei den polnischen Schülern und Schülerinnen wichen beide Profile kaum voneinander ab, die Profile der deutschen Schüler/innen waren dagegen statistisch unabhängig. Die polnischen Jugendlichen sahen sich also als typische Polen, die deutschen Altersgenossen dagegen nicht als typische Deutsche.

Es zeigte sich ein Geschlechtsunterschied in der Weise, dass polnische Mädchen ihre eigene Nation noch positiver beurteilten als ihre männlichen Landsleute, deutsche Mädchen ihre Nation dagegen noch mehr abwerteten als deutsche Jungen. Die von der Autorin angebotene Interpretation besagt, dass sich Mädchen stärker den jeweiligen sozialen Normen und Konventionen anpassen als ihre männlichen Altersgenossen. Polnische und deutsche Jugendliche würden ihre nationale Identität somit auf die gleiche Art und Weise konstruieren: Sie übernähmen die jeweils

geltenden Konventionen ihrer Herkunftsnation, also eine positiv besetzte nationale Identität in Polen und eine negativ besetzte nationale Identität in Deutschland.

Auch in der Sympathieeinschätzung der fremden Nationen fanden sich Unterschiede: Polnische Schüler/innen gaben auch hier positivere Bewertungen ab. Korrelationen mit der nationalen Identität ergaben, dass für die polnische Stichprobe eine schwache positive Korrelation mit der Einstellung zu den Deutschen bestand, für die deutsche Stichprobe allerdings eine schwache negative Korrelation mit der Einstellung zu den Polen. Für die deutsche Stichprobe war festzustellen, dass eine multinationale Schulumgebung die nationale Identität verstärkte. Die Theorie der Sozialen Identität (vgl. Kap. 1.2) ließ sich also nur für die deutsche Stichprobe bestätigen, starke nationale Identität führte bei den polnischen Schülerinnen und Schülern nicht pauschal zu einer Abwertung der Fremdgruppe.
Auf die Frage nach Bleibewille und Emigrationswunsch der Untersuchungsteilnehmer zeigte sich, dass in der deutschen Stichprobe ein Drittel bereit war, dauerhaft das Land zu verlassen, in der polnischen Stichprobe zogen nur 10 % eine Emigration in Erwägung. Komplette Ablehnung einer möglichen Emigration äußerten in der polnischen Stichprobe 51 %, in der deutschen Stichprobe dagegen nur 27 % der Befragten. Jeweils ungefähr 40 % beantworteten die Frage mit „Ich weiß es nicht“.
Die Frage nach der Einstellung zum Wahlrecht von Einwanderern ergab, dass das Urteil der deutschen Schüler/innen liberaler ausfiel als das Urteil der polnischen Schüler/innen. Auch hier zeigte sich ein Geschlechtsunterschied in der Form, dass deutsche Mädchen noch liberaler urteilten als deutsche Jungen. Für beide Stichproben galt, dass Argumenten, die „Naturrechte“ als Bedingung für das Wahlrecht anführten, eher von Personen mit hoher nationaler Identität zugestimmt wurde.
Die Ergebnisse auf die Frage nach der Anzahl der ausländischen Freunde ergaben, dass deutsche Schüler/innen signifikant mehr Kontakt mit fremden Nationen hatten als polnische Schüler/innen. Während 32 % der deutschen Schüler/innen Nationalität für austauschbar hielten, glaubten dies nur 20 % in der polnischen Stichprobe. 50 % der polnischen Jugendlichen äußerten sich negativ zur Frage nach einem möglichen Wechsel der Staatsangehörigkeit, dagegen nur 32 % der deutschen. 50 % der polnischen und 36 % der deutschen Befragten blieben unentschieden.

In einer vergleichenden Analyse der Religiosität in Deutschland und Polen fand Žurawska (2007): „Sowohl die deutschen als auch die polnischen Jugendlichen sind stolzer auf ihre Nation, wenn ihnen die Religion besonders wichtig ist“ (S. 214). Religiöse Jugendliche äußerten darüber hinaus weniger antisemitische Einstellungen, betonten mehr die Bedeutung der eigenen Familie als Bezugsgruppe und wiesen eine stärkere Meinungsübereinstimmung mit ihren Eltern auf. Nur bei den deutschen Jugendlichen jedoch zeigte sich, dass sie umso toleranter waren, je religiöser sie sich einschätzten. Ebenso hing nur in Deutschland ein „unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen“ positiv mit der Wichtigkeit der Religion zusammen. Den religiösen Jugendlichen in Polen waren dagegen die Symbole und Bräuche der eigenen Nation besonders wichtig und sie fühlten sich stärker an das eigene Land gebunden. Religiosität bedingte also in beiden Ländern eine stärkere Identifikation mit der Nation, jedoch nur in Deutschland ein höheres Maß an Toleranz.
Bei den Eltern der Jugendlichen fand sich nur in Deutschland ein positiver Zusammenhang zwischen Religiosität und Zufriedenheit mit der Partnerschaft. Auch nur in Deutschland äußerten Erwachsene, für die Religion besonders wichtig ist, dass sie weniger Wert auf Vergnügungen legen, aber dass ihnen folgende Werte viel bedeuten: innere Harmonie, Selbstachtung, Achtung vor Traditionen, reife Liebe, wahre Freundschaft, soziale Gerechtigkeit, Familiengründung, Engagement für die Dritte Welt sowie Zusammenwachsen von Ost- und Westdeutschland fördern. Bei der Interpretation dieser Ergebnisse ist auch ein statistischer Effekt zu beachten: Da in Deutschland die Unterschiede in der Religiosität der Bevölkerung größer sind, können sich auch mehr Korrelationen zeigen. Religiosität ist stärker als in Polen eine bewusste Entscheidung statt eine Selbstverständlichkeit und führt somit auch stärker zu Selektionseffekten. Dennoch gab es auch bei den deutschen und den polnischen Eltern keinen Unterschied dahingehend, dass sie umso stolzer auf die eigene Nation waren je wichtiger ihnen die Religion war. Religiosität und Nationalstolz korrelierten also in beiden Ländern positiv miteinander. Hinsichtlich der Toleranz gab es einen ähnlichen kulturspezifischen Unterschied wie bei den Jugendlichen. „Der größte Unterschied zwischen Deutschland und Polen besteht darin, dass die deutschen Eltern umso toleranter und die polnischen umso intoleranter sind, je mehr öffentliche Religiosität sie zeigen und je wichtiger ihnen die Religion ist“ (Žurawska, 2007, S. 220). Dieser Befund ließe sich in Zusammenhang mit eher intoleranten Strömungen

innerhalb des nationalistischen polnischen Katholizismus bringen. In Deutschland plädierten die religiösen Eltern nicht nur für ein unbefangenes Nationalgefühl, sondern hatten ebenso eine positive Einstellung zur Europäischen Union.
Žurawska (2007) konnte eine typisch polnische Generationskluft nachweisen. So korrelierte die Wertschätzung der sozialen Ordnung durch die Eltern in Deutschland positiv mit der Wertschätzung der sozialen Ordnung durch die Jugendlichen. In Polen war diese Korrelation dagegen negativ, d. h. die Jugendlichen lehnten die Vorstellung der Erwachsenengeneration von der sozialen Ordnung stärker ab. Žurawska (2007) erklärte dies mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems in Polen: „Die junge Generation in Polen misstraut offensichtlich den Vorstellungen von einer sozialen Ordnung, die in der alten Generation vorherrschen, während es in Deutschland keinen Anlass dazu gibt“ (S. 221).
Hinsichtlich der Xenophobie ergab sich ein deutsch-polnischer Unterschied: In Deutschland wiesen die Jugendlichen signifikant höhere Werte auf als die Eltern (vgl. Kap. 6.2), in Polen war es dagegen umgekehrt, die Xenophobie war bei den Erwachsenen stärker ausgeprägt als in der jungen Generation. Dies kann damit zusammenhängen, dass die deutschen Jugendlichen stärker mit Migrationsproblemen konfrontiert werden als die polnischen (vgl. Kap. 8.2.3). Die polnischen Jugendlichen scheinen ein positiveres Verhältnis zum Ausland und zur Europäischen Union zu haben als ihre Eltern. Sie weisen eine offenere Haltung gegenüber fremden Kulturen und eine größere Toleranz auf. Die Erwachsenengeneration in Polen scheint den interkulturellen Austausch weniger gewohnt zu sein, ist traditionellen Vorstellungen stärker verhaftet und weist auch höheren Antisemitismus auf als die Jugendlichen.
Betrachtet man Umfragen, in denen die Sympathie der Polen für andere Länder erfasst wird, so ergibt sich ein Muster, dass positive Einstellungen eher gegenüber weiter entfernten Ländern wie Frankreich, USA und Italien geäußert werden. Antipathie oder geringe Sympathie wird vor allem gegenüber den direkten Nachbarn zum Ausdruck gebracht. Surdej (1995) sieht speziell die Einstellungen zu Deutschland als Testfall für den Umgang mit nationalistischen Gefühlen in Polen. Im März 2009 führte das Institut GfK Polonia für die Zeitung Rzeczpospolita eine Umfrage durch. Dabei nannten die Polen als die von ihnen am meisten gefürchteten Länder Russland zu 58 %, den Iran zu 22 % sowie Weißrussland und Deutschland mit jeweils 13 %. Als die am meisten gefürchteten ausländischen Politiker wurden

Wladimir Putin, Erika Steinbach und Mahmud Ahmadi-Nedschad genannt. In einer Umfrage des Warschauer Meinungsforschungsinstituts CBOS hatten 1990 aber noch fast 90 % der Befragten Furcht vor dem wiedervereinten Deutschland geäußert.

In Bezug auf die Einschätzung der Vertriebenen zeigte sich in Polen ein geteiltes Meinungsklima. Die Meinung war sehr viel positiver in den ehemals deutschen Ostgebieten, in denen die Polen viele Kontakte im grenzüberschreitenden Verkehr und mit den ehemaligen Heimatvertriebenen („Heimwehtouristen“) hatten und sehr viel schlechter in denjenigen Gebieten, die nie zu Deutschland gehört hatten und die daher auch wenig Kontakt zu Deutschen hatten. „In den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die ja von den Eigentumsforderungen direkt betroffen waren, fürchtete sich Umfragen zufolge nur rund ein Viertel der Einwohner davor. Im polnischen Osten und Süden aber, die nie zum Deutschen Reich gehörten, meinten bis zu vier Fünftel der Befragten, dass die Heimatvertriebenen nach wie vor eine große Gefahr für Polen seien“ (Urban, 2008, S. 45).

4.2 Projektergebnisse zu den Ländervergleichen

Welches Bild von Deutschland und seinen Nachbarn ergibt sich nun aufgrund der eigenen Befunde? Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse des Forschungsprojektes zu den Ländervergleichen mitgeteilt. Die Daten beziehen sich nur auf die autochthonen Jugendlichen und ihre Eltern. Die Besonderheiten der Migranten-Stichproben finden sich in Kapitel 7. Es werden jeweils die statistisch signifikanten sowie die praktisch bedeutsamen Befunde ($eta^2 \geq 0.2$) zu den Merkmalen der personalen und sozialen Identität in der Reihenfolge beschrieben, wie sie im Strukturmodell aufgeführt sind (vgl. Kap. 2.2). Die Darstellung konzentriert sich auf Deutschland im Vergleich mit den Nachbarländern. Detailliertere Ergebnisse können den Forschungsberichten entnommen werden.

4.2.1 Jugendliche

Stellt man die deutschen Jugendlichen in den Fokus eines Vergleichs mit allen Nachbarländern, so fallen die Unterschiede im Bereich des Reflektierenden Ich bei der Skala *Selbstkritik* besonders deutlich aus (vgl. Abb. 4.1). Sie erreichen im

Vergleich mit den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, der Schweiz und Tschechien die geforderte Effektstärke. Im Vergleich zwischen Deutschland und Dänemark sowie Österreich fallen sie immerhin noch hochsignifikant aus. Danach neigen die deutschen Jugendlichen zu deutlich höherer Selbstreflexivität und speziell *Selbstkritik* als die Altersgleichen in den Nachbarländern. Die größten Effektstärken ergeben sich im Vergleich mit den Niederlanden (r = .161) und Tschechien (r = .163).

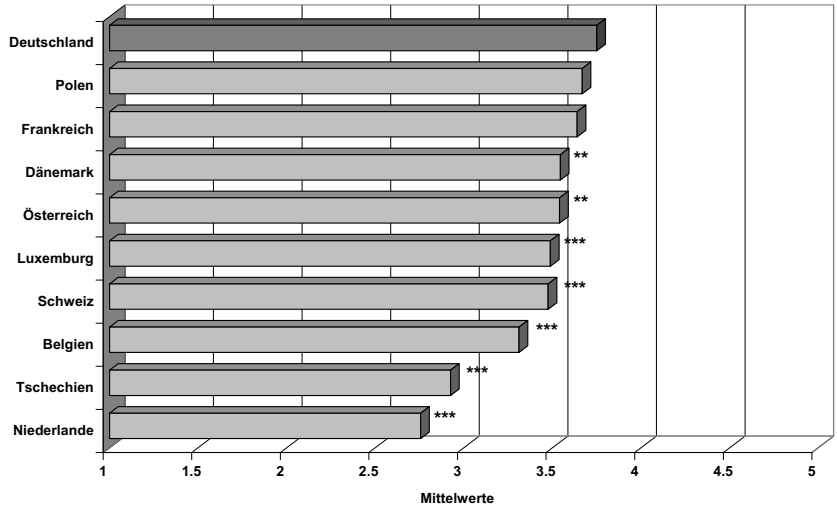

Abb. 4.1: Selbstkritik: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt nicht“ bis 5 = „stimmt“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Im Bereich des Realen Selbst fällt der vergleichsweise geringe *Leistungsehrgeiz* der deutschen Jugendlichen auf (vgl. Abb. 4.2). Dies mag mit dem für Deutschland typischen hohen Stellenwert postmaterialistischer Werte zusammenhängen, der bereits in früheren Untersuchungen festgestellt wurde (vgl. Kap. 4.1.1 u. 4.1.6). Beim *Ungebundenheitsbedürfnis* fallen die Werte niedriger aus im Vergleich zu den Niederlanden, Luxemburg und der Schweiz, beim *Geborgenheitsbedürfnis* höher im Vergleich zu Frankreich und Polen. Es kommen somit starke Bindungswünsche zum Ausdruck.

Im Bereich des Handelnden Ich erzielen deutsche Jugendliche dagegen auf der Skala *Deviantes Verhalten* einen europäischen Spitzenplatz. Der hohe Wert ergibt sich allerdings nur durch den starken Zigarettenkonsum, insbesondere bei den Mädchen (vgl. Kap. 4.1.5). Das *politische Informationsverhalten* scheint dagegen – auf einem allgemein jugendtypisch niedrigen Niveau – vergleichsweise lebhaft ausgeprägt zu sein (vgl. Abb. 4.3). Zumindest spricht der Befund nicht für die der

deutschen Jugend oft unterstellte Politik-Verdrossenheit bzw. Abkehr von der Demokratie.

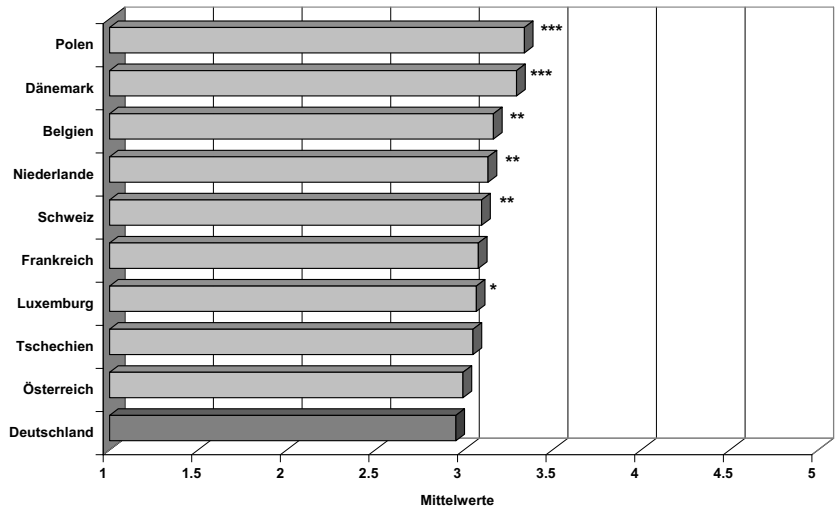

Abb. 4.2: Leistungsehrgeiz: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt“ bis 5 = „stimmt nicht“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

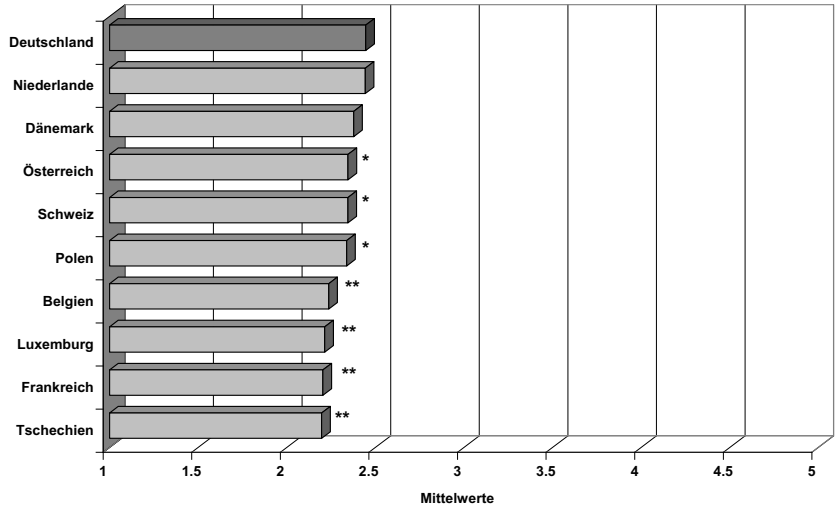

Abb. 4.3: Politisches Informationsverhalten: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „gar nicht“ bis 5 = „täglich“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$. $eta^2 \leq .02$.

Bei der sozialen Identität finden sich generell mehr Effekte als bei der personalen Identität. Auf Skalenebene gibt es besonders viele Unterschiede mit der geforderten Effektstärke zwischen deutschen und dänischen, schweizerischen, tschechischen sowie polnischen Jugendlichen. Dies gilt auch für den Vergleich auf der Ebene der Einzelitems.

Die Effekte betreffen weniger die Einstellungen zu Fremdgruppen als das Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen. Dies gilt zum einen für die Bindung an die sozialen Mikrosysteme, was sich in relativ niedrigen Werten der deutschen Jugendlichen für die *Bedeutung von relevanten anderen* sowie der *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen* niederschlägt (vgl. Abb. 4.4 u. 4.5). Zum anderen ist auch die Identifikation mit den sozialen Mikrosystemen relativ schwach ausgeprägt (vgl. Abb. 4.6, 4.7, 4.8): Bei der *Identifikation mit der eigenen Stadt / dem eigenen Ort, der eigenen Region / dem eigenen Bundesland sowie der eigenen Nation* rangieren die deutschen Jugendlichen auf dem vorletzten Platz. Bei der *Identifikation mit einem anderen Land* befinden sie sich dagegen am oberen Ende der Rangfolge (vgl. Abb. 4.9).

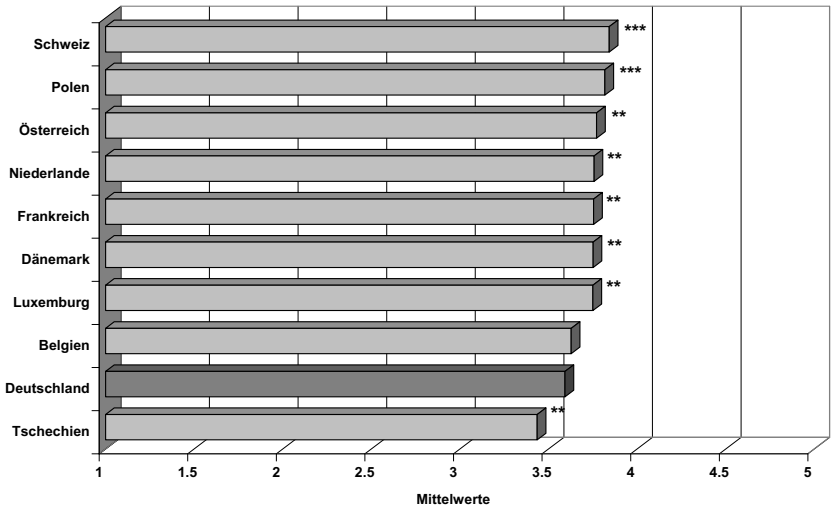

Abb. 4.4: Bedeutung von relevanten anderen: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

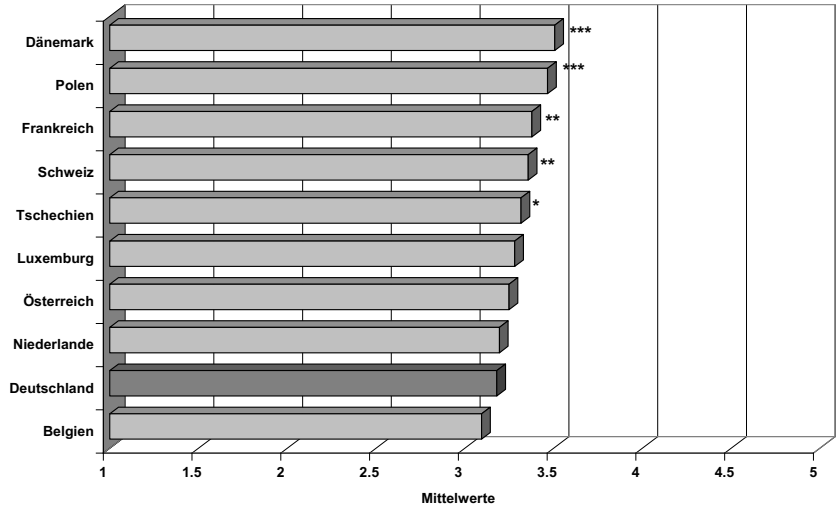

Abb. 4.5: Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt nicht“ bis 5 = „stimmt“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

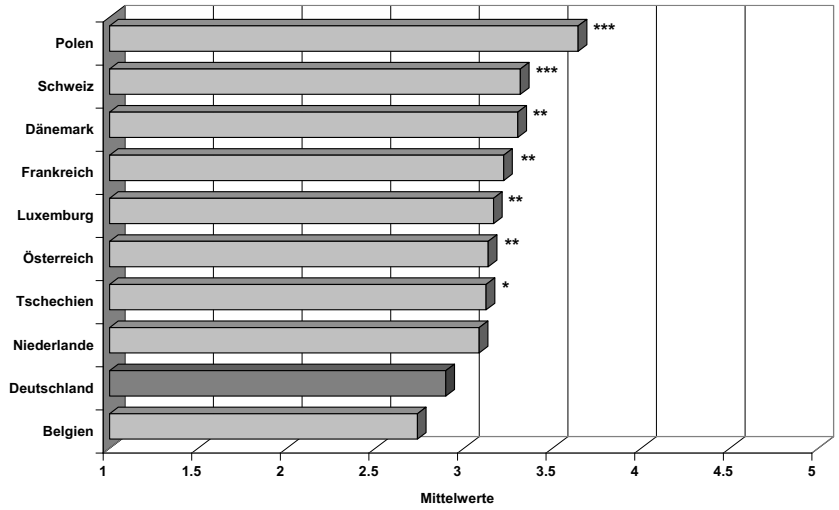

Abb. 4.6: Identifikation mit eigener Stadt/eigenem Ort: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „gar nicht“ bis 5 = „sehr stark“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

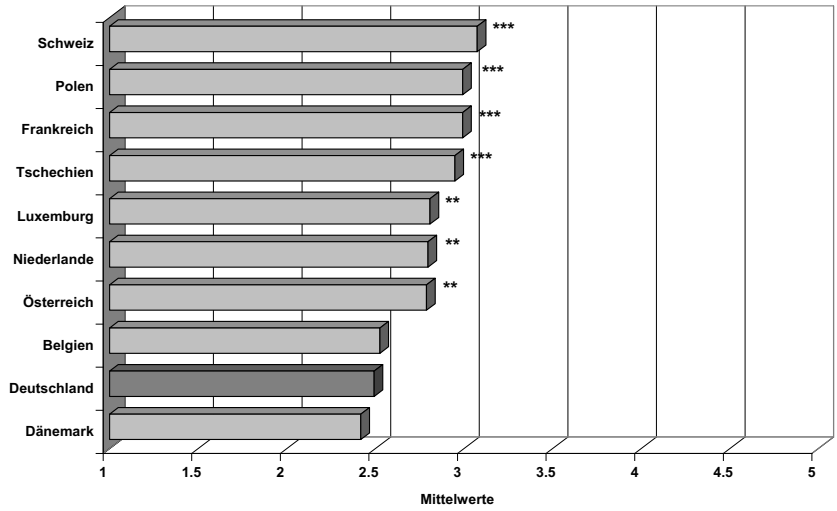

Abb. 4.7: Identifikation mit eigener Region/eigenem Bundesland: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „gar nicht“ bis 5 = „sehr stark“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

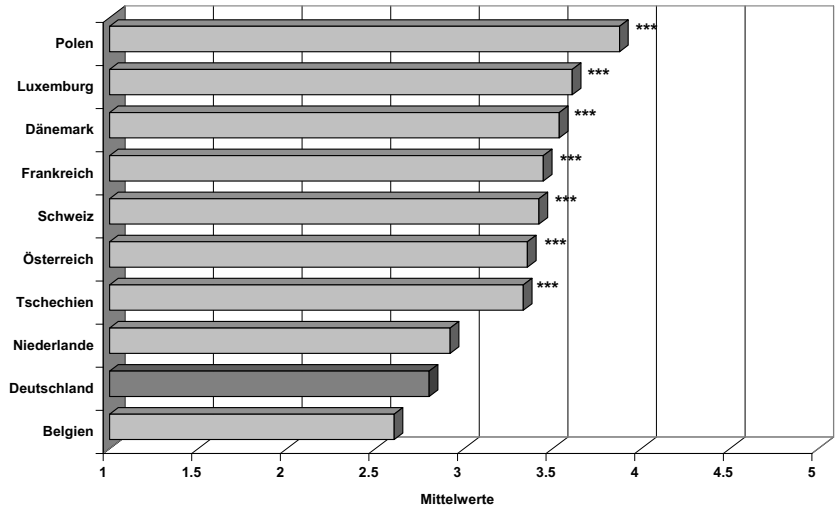

Abb. 4.8: Identifikation mit eigenem Land als Nation: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „gar nicht“ bis 5 = „sehr stark“.

***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

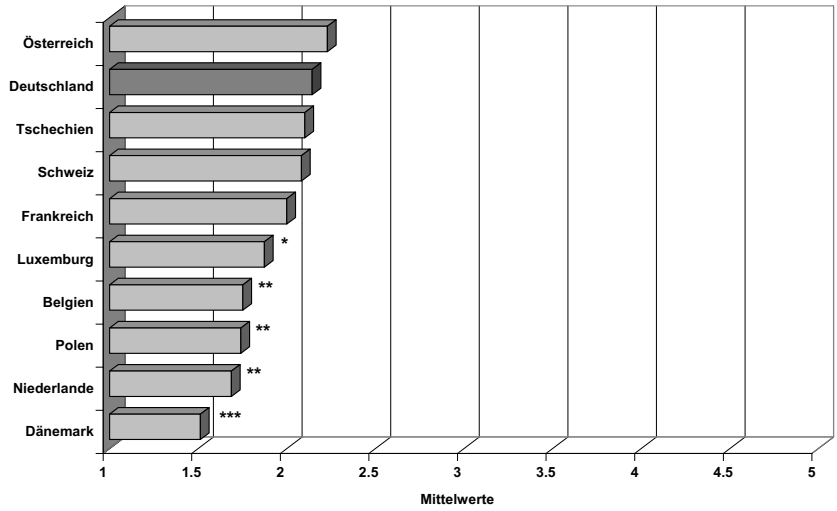

Abb. 4.9: Identifikation mit einem anderen Land: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „gar nicht“ bis 5 = „sehr stark“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Insbesondere bezüglich des *Nationalstolzes* und des *Erlebens der eigenen Nation* unterscheiden sich die deutschen Jugendlichen durchgängig von den Altersgleichen in den Nachbarländern (vgl. Abb. 4.10 u. 4.11). Eine multivariate Varianzanalyse weist einen deutlich geringeren Nationalstolz und ein deutlich negativeres Erleben der eigenen Nation im Vergleich zu Dänemark, Luxemburg, Frankreich (nur Nationalstolz), der Schweiz, Österreich, Tschechien und Polen nach. Der Vergleich Deutschland – Niederlande erbringt multivariat einen Haupteffekt „Land“ bezüglich des Bereichs Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen. Die Skalen Nationalstolz und Erleben der eigenen Nation erreichen zwar nicht die geforderte Effektstärke, die Unterschiede sind jedoch statistisch signifikant. Nur im Vergleich mit Belgien sind die Unterschiede nicht signifikant. Die belgischen Jugendlichen weisen einen ähnlich niedrigen Nationalstolz und ein ähnlich distanziertes Erleben der eigenen Nation auf wie die deutschen. Auf Einzelitemebene zeigen sich beim deutsch-belgischen Vergleich drei bedeutsame Unterschiede: Die Belgier sind stolzer auf ihre Geschichte und das belgische Sozialsystem, die Deutschen dagegen stolzer auf die schöne Landschaft. Bei der Interpretation ist zu beachten, dass die belgischen Probanden ausschließlich aus dem flämischen Landesteil stammen, im Fragebogen aber von Belgien als dem Gesamtstaat die Rede war. Aus Umfragen ist bekannt, dass gerade bei den Flamen die Identifikation mit dem zweiten Landesteil Belgiens, der Wallonie, relativ gering ausgeprägt ist (vgl. Kap. 4.1.4). Dies bestätigt auch der Befund zu unserem Item aus der Xenophobie-Skala „Menschen aus der Wallonie sind mir fremd“, das als Pendant zu dem Item „Menschen aus dem anderen Teil

Deutschlands sind mir fremd“ formuliert wurde. Die flämischen Jugendlichen geben eine größere Entfremdung von ihren Landsleuten aus dem anderen Landesteil an als die deutschen, obwohl es keine 40-jährige staatliche Trennung gegeben hat wie im Falle Deutschlands. Sprachunterschiede und historisch bedingte Rivalitäten zwischen den Regionen haben die nationale Identität offenbar nachhaltig beeinflusst. Der innere Zusammenhalt Belgiens scheint somit – zumindest aus flämischer Perspektive – gefährdet zu sein.

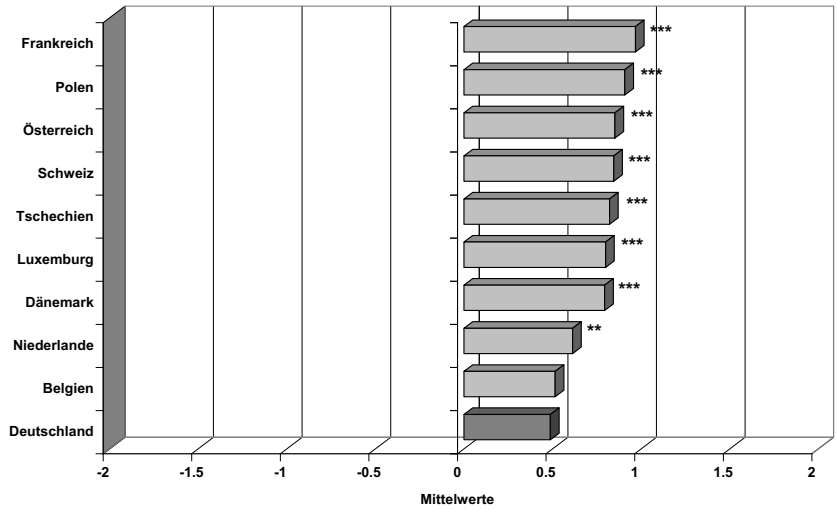

Abb. 4.10: Nationalstolz: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = „ich schäme mich sehr“ bis 2 = „ich bin sehr stolz“. **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

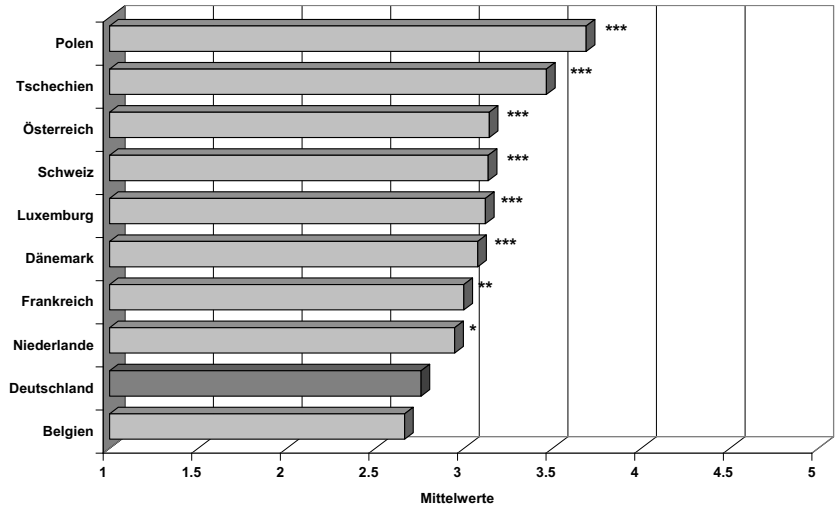

Abb. 4.11: Erleben der eigenen Nation: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“. *: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Bei den Ländervergleichen bezüglich der Nationalstolz-Skala weisen vor allem solche Items die größten Effektstärken auf, die historische Identifikationsobjekte und die Nationalität als solche betreffen, aber auch das Erleben der Landschaft spielt eine herausragende Rolle. Während die durchgängig negativere Haltung der deutschen Jugendlichen in Bezug auf einige Kollektivgüter nachvollziehbar ist (so wird offensichtlich die deutsche Geschichte im Wesentlichen mit dem „Dritten Reich“ gleichgesetzt), entspricht sie zu anderen Inhalten nicht immer „objektiven“ Gegebenheiten. Beispielsweise ist der Stolz auf die Stellung der eigenen Wirtschaft in der Welt selbst im kleinen Luxemburg (und anderen Ländern) stärker ausgeprägt als beim Exportweltmeister Deutschland. In ähnlicher Weise sind die Dänen stolzer auf ihre schöne Landschaft als die Deutschen, obwohl Jütland und die dänischen Inseln gemeinsam mit der norddeutschen Tiefebene einen in sich sehr ähnlichen geografischen Großraum mit vielen Ähnlichkeiten bilden. Es kommen bei solchen Items somit offenbar auch generalisierte Haltungen zum Gefühl und zum Begriff des Stolzes auf das „Eigene“ zum Ausdruck. Man fühlt sich an den Aphorismus von Christian Morgenstern erinnert: „Schön ist eigentlich alles, was man mit Liebe betrachtet“ (vgl. Kap. 8.2.1).

Die Ergebnisse zu der Skala *Ländersympathien* fügen sich in die Befunde zur nationalen Identität ein. In der Einschätzung der Sympathie für das eigene Land belegen die deutschen Jugendlichen den vorletzten Platz, nur die belgische Selbsteinschätzung fällt noch negativer aus (vgl. Abb. 4.12). Signifikanztests können bei dieser Skala nicht berechnet werden. Bei der Fremdeinschätzung Deutschlands durch sämtliche Nachbarländer fällt auf, dass die österreichischen Jugendlichen die negativste Bewertung abgeben (vgl. Abb. 4.13). Dies ist insofern bemerkenswert, als nach unseren Messergebnissen zwischen den Probanden aus beiden Ländern hinsichtlich der Identitätsstruktur große Ähnlichkeiten bestehen (vgl. Kap. 8.2.3). Dennoch kommt ein Bedürfnis nach Distanzierung zum Ausdruck, das sich auf historische und sozialisatorische Bedingungen zurückführen lässt (vgl. Kap. 4.1.8).

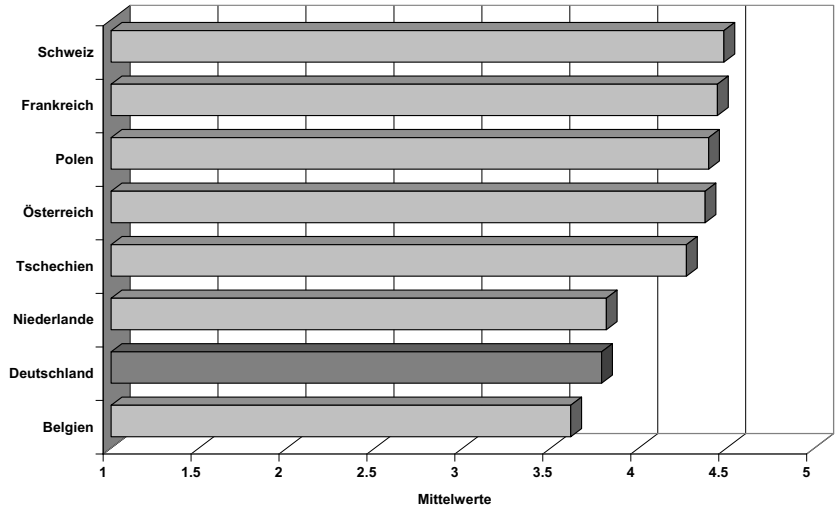

Abb. 4.12: Ländersympathie, eigenes Land: Jugendliche, autochthon

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht sympathisch“ bis 5 = „sehr sympathisch“.

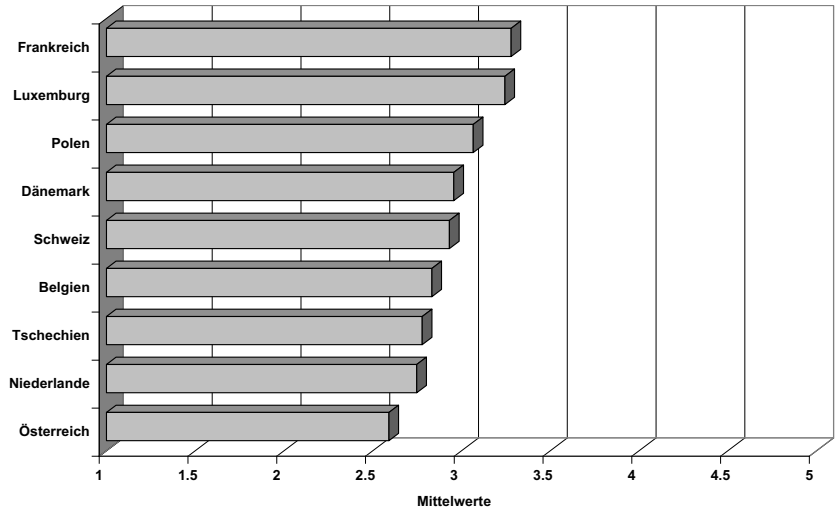

Abb. 4.13: Ländersympathie für Deutschland: Jugendliche, autochthon

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht sympathisch“ bis 5 = „sehr sympathisch“.

In der Abbildung 4.14 findet sich die gemittelte Fremdeinschätzung für alle Teilnahmeländer der Studie. Hinzugefügt wurden zum Vergleich die Werte für die USA, die Türkei und Israel. Im Sympathie-Ranking befindet sich Deutschland hinter den anderen westlichen Ländern. Es rangiert jedoch vor den östlichen EU-Ländern Tschechien und Polen. Noch geringere Sympathie-Werte erzielen die Türkei und Israel.

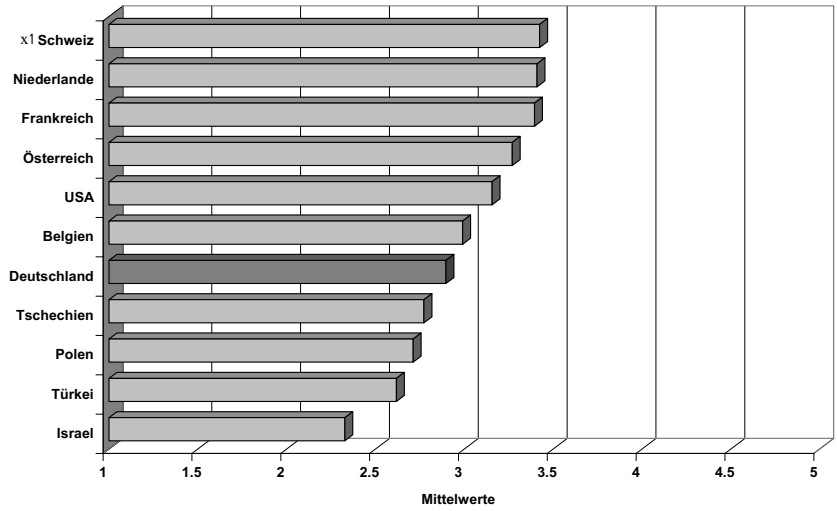

Abb. 4.14: Ländersympathien, gemittelte Fremdeinschätzung (ohne eigenes Land): Jugendliche, autochthon
Anmerkungen. x1: eingeschätzt von Luxemburg, Frankreich, Schweiz, Österreich, Polen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht sympathisch“ bis 5 = „sehr sympathisch“.

Hinsichtlich des *Erlebens der EU* gibt es auf Skalenebene Unterschiede mit der vorgegebenen Effektstärke im Vergleich zwischen Dänemark, Tschechien, Österreich und den Niederlanden sowie hochsignifikante Differenzen zu Belgien, Polen und zur Schweiz in dem Sinne, dass die Deutschen europafreundlicher sind (vgl. Abb. 4.15). Auf der *Toleranz-Skala* geben die dänischen und polnischen Jugendlichen höhere Werte an als die deutschen. Bei der *Xenophilie* nehmen die Deutschen den ersten Rangplatz ein, es gibt statistisch signifikante Unterschiede zu Österreich, Luxemburg und Belgien sowie einen besonders bedeutsamen Unterschied zu den Niederlanden; die niederländischen Jugendlichen sind deutlich weniger fremdenfreundlich (vgl. Abb. 4.16). Auch bei der *Xenophobie* sticht ein Ländervergleich besonders hervor; die dänischen Jugendlichen äußern sich deutlich weniger xenophob als die deutschen, die einen mittleren Rangplatz einnehmen (vgl. Abb. 4.17). Die Werte für die Schweizer und Luxemburger Jugendlichen liegen auf dem 5 %-Niveau höher als für die deutschen.

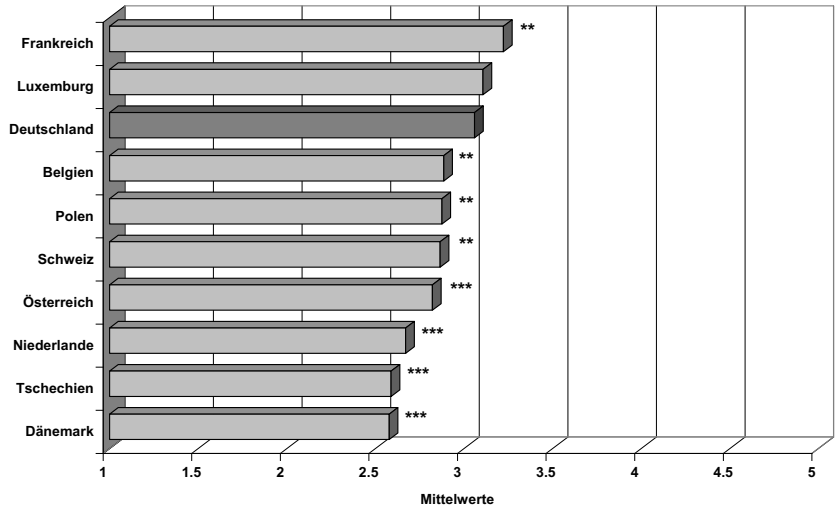

Abb. 4.15: Erleben der Europäischen Union: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

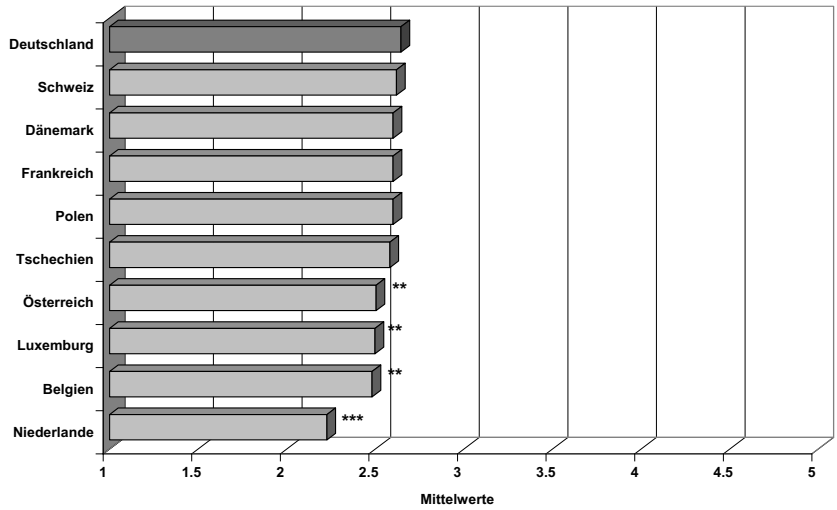

Abb. 4.16: Xenophilie: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

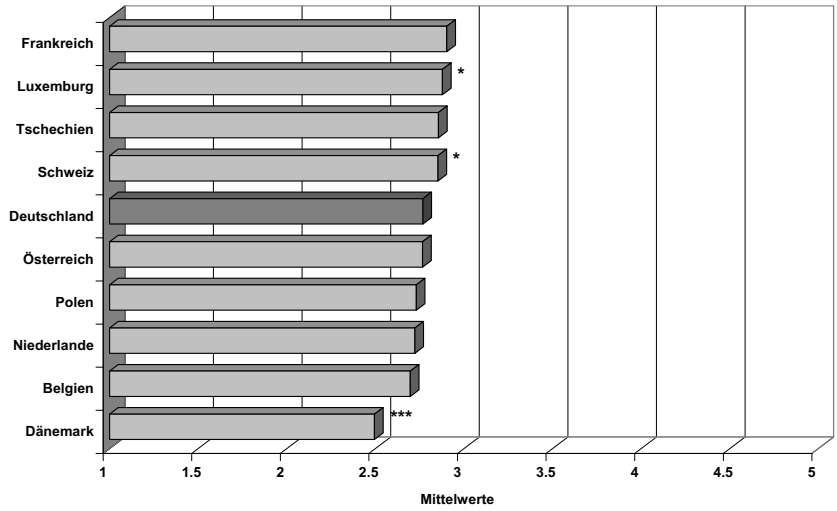

Abb. 4.17: Xenophobie: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

*: $p < .05$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Offenbar haben die dänischen Jugendlichen weniger Fremdheitsgefühle in ihrem Land. Wie die Antworten auf die Aussage „Ich fühle mich manchmal als Fremde/r im eigenen Land“ zeigen, fallen die Ausprägungen in Dänemark in bedeutsamer Weise schwächer und in Luxemburg stärker aus als in Deutschland (vgl. Abb. 4.20).

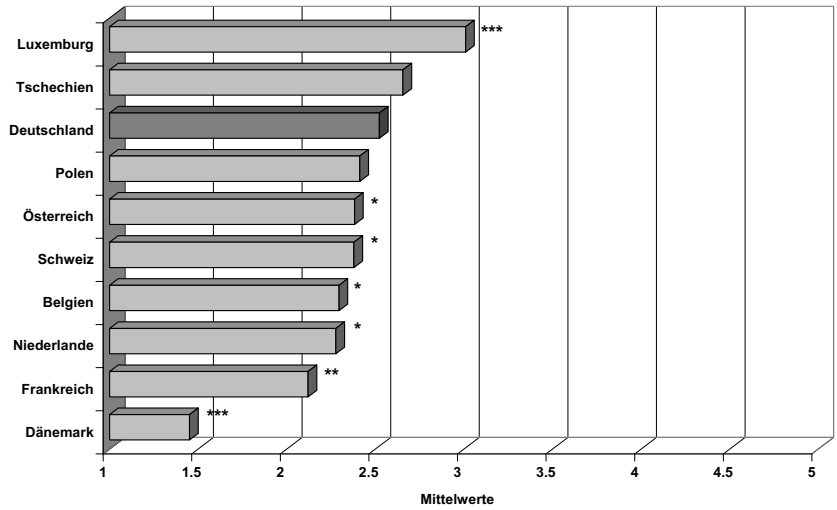

Abb. 4.18: Xenophobie-Item „Ich fühle mich manchmal als Fremde/r im eigenen Land“: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Hinsichtlich des *Antisemitismus* unterscheiden sich die Jugendlichen aus den zehn Ländern ebenfalls kaum. Die Deutschen liegen wiederum im Mittelfeld. Im Vergleich mit Deutschland äußern sich vor allem die polnischen, schweizerischen und tschechischen Jugendlichen antisemitischer (vgl. Abb. 4.17, 4.19 u. 4.1.10). In

Dänemark und Luxemburg sind antisemitische Einstellungen am schwächsten ausgeprägt, was bereits in früheren Studien zum Ausdruck kam (vgl. Kap. 4.1.2 u. 4.1.5).

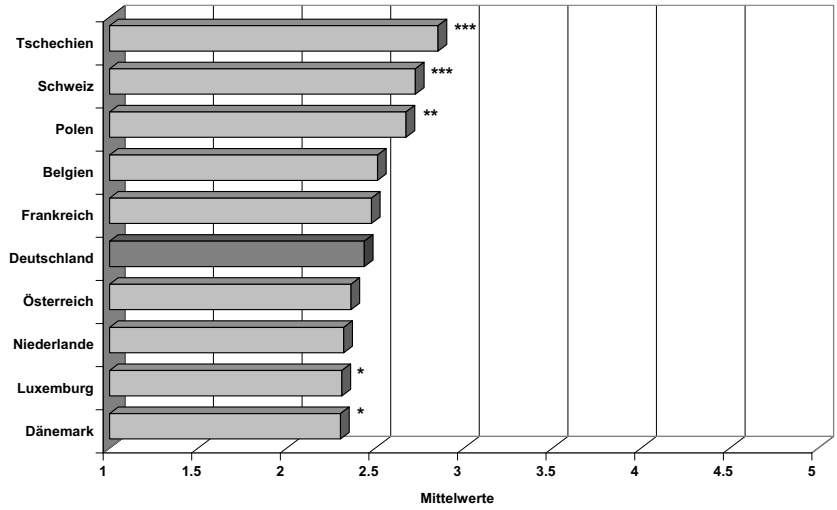

Abb. 4.19: Antisemitismus: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Bei der Analyse auf Itemebene zeigen sich interessanterweise bezüglich bestimmter Aussagen aus der *Xenophilie-Skala* bedeutsame Unterschiede zu mehreren Ländern. Dies betrifft vor allem das Item „Ich würde am liebsten auswandern“, bei dem die Deutschen einen Spitzenplatz einnehmen (vgl. Abb. 4.20). Hierin kommen ein gewisses Fernweh der deutschen Jugendlichen und eine kritische Haltung gegenüber den eigenen Landsleuten zum Ausdruck (vgl. Kap. 9.3). Starke Effekte ergeben sich auch bei einem Item aus der Skala *Nationalgefühl*, das vielleicht ein im eigenen Land erlebtes Defizit widerspiegelt. Es wird häufig der Aussage zugestimmt „Die Deutschen sollten ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln wie andere Völker auch“ (vgl. Abb. 4.21). Die Bindungen an die eigene Nation scheinen also einerseits schwach ausgeprägt zu sein; andererseits zeigt sich im Gegensatz zu dieser distanzierten bzw. negativen Haltung der Wunsch nach Entkrampfung und Normalität.

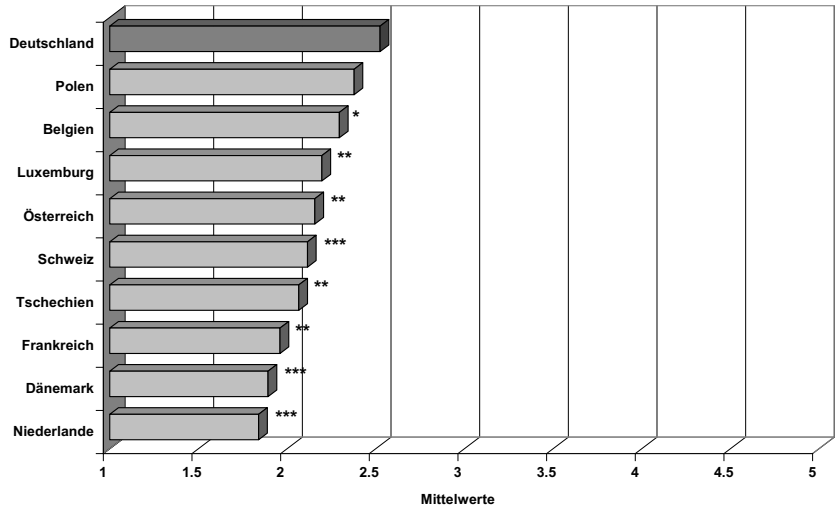

Abb. 4.20: Xenophilie-Item „Ich würde am liebsten auswandern“: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

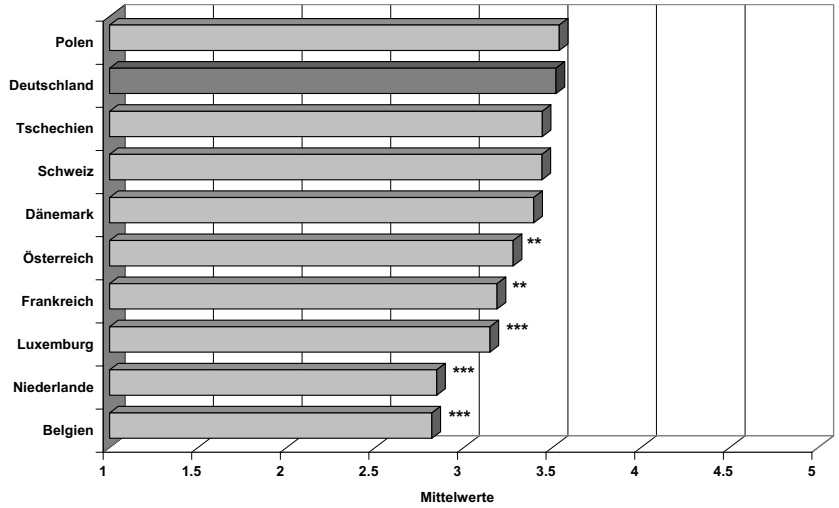

Abb. 4.21: Nationalgefühle-Item „Die (befragte Nation) sollten ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln wie andere Völker“: Jugendliche, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Im Bereich der Familiären Sozialisation zeigen sich nur vereinzelt Unterschiede. Sie betreffen ein höheres Maß an Autonomie in Deutschland im Vergleich zu den Niederlanden (vgl. Kap. 4.1.3), Belgien und Frankreich, mehr Bestrafung im Vergleich zu Dänemark und den Niederlanden, weniger Toleranz im Vergleich zu Dänemark und der Schweiz, aber mehr Toleranz im Vergleich zu Tschechien sowie weniger Belohnung im Vergleich zu Österreich und Polen.

4.2.2 Eltern

Die deutschen Besonderheiten betreffen in den Bereichen Reflektierendes Ich und Reales Selbst wiederum die Skalen *Selbstkritik, Leistungsehrgeiz und Ungebundenheitsbedürfnis* (vgl. Abb. 4.22, 4.23, 4.24). Durchgängig zeigen die deutschen Eltern eine stärkere Neigung zur kritischeren Selbstbeschreibung (geforderte Effektstärken werden im Vergleich zu den Niederlanden, Belgien, der Schweiz und Tschechien erreicht), geringere Leistungsbereitschaft sowie seltener den Wunsch nach weniger Verpflichtungen, Bindungen und Einschränkungen im Leben (im Vergleich zu den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, der Schweiz, Tschechien und Polen). Vielleicht kann man daraus im Umkehrschluss stärkere Bindungswünsche ableiten oder zumindest das Gefühl, keine besonders starken oder einschränkenden Bindungen zu haben.

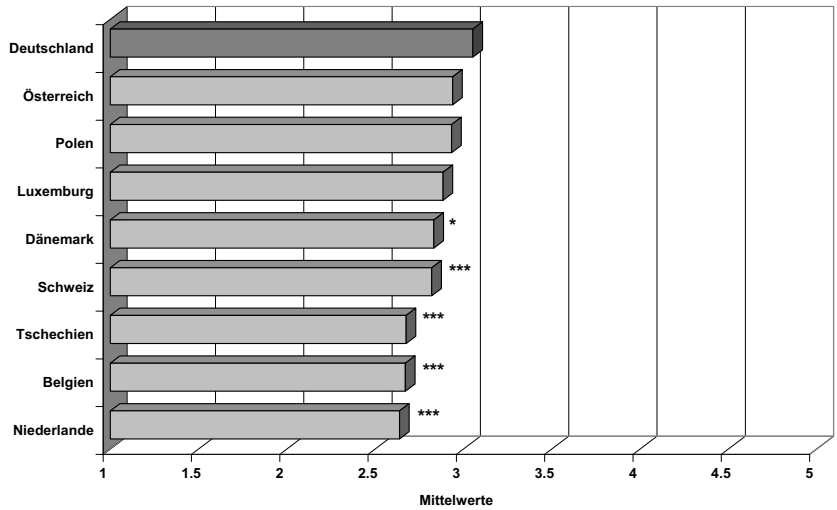

Abb. 4.22: Selbstkritik: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt nicht“ bis 5 = „stimmt“.

*: $p < .05$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

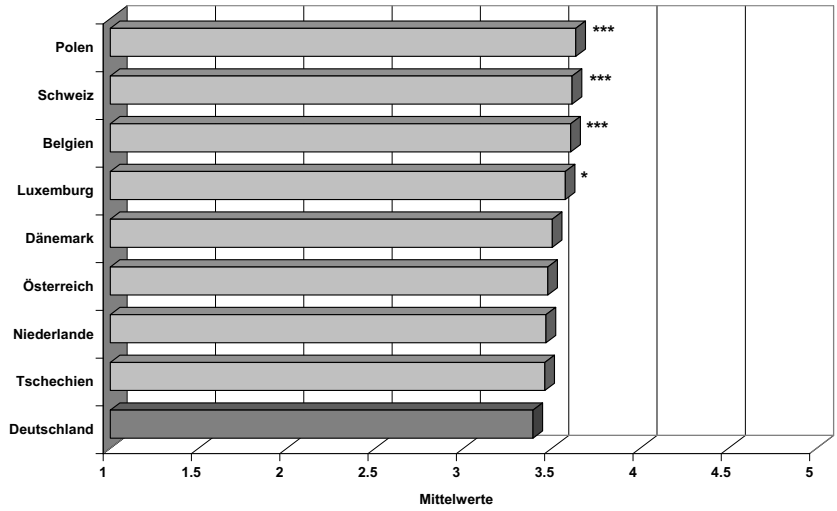

Abb. 4.23: Leistungsehrgeiz: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt“ bis 5 = „stimmt nicht“.

*: $p < .05$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

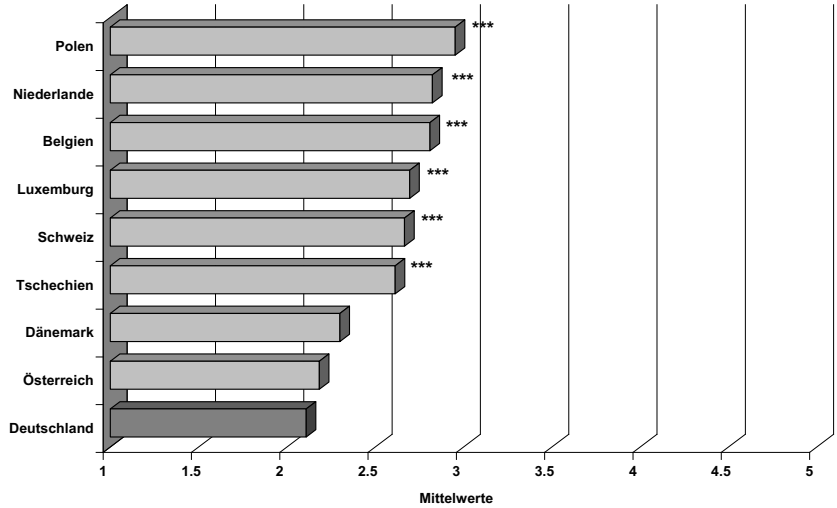

Abb. 4.24: Ungebundenheitsbedürfnis: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht wichtig“ bis 5 = „sehr wichtig“.

***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Im internationalen Vergleich stark ausgeprägt ist im Bereich des Handelnden Ichs das *politische Informationsverhalten* der deutschen Eltern. Sie belegen einen europäischen Spitzenplatz (vgl. Abb. 4.25). Dies widerspricht erneut den häufig aufgestellten Thesen von einer besonderen Gefährdung der Demokratie in Deutschland durch politisches Desinteresse der Bevölkerung.

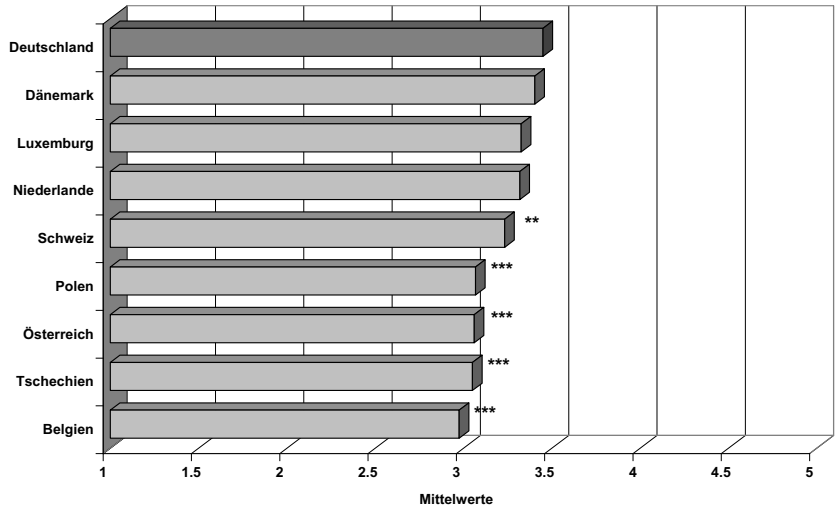

Abb. 4.25: Politisches Informationsverhalten: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „gar nicht“ bis 5 = „täglich“.

**: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Im Bereich des <u>Idealen Selbst</u> ergibt die Skala *Kinder als Belastung* auffällige Werte: Die deutschen Eltern fühlen sich im europäischen Vergleich am stärksten durch Kinder belastet (vgl. Abb. 4.26). Die dänischen, belgischen und polnischen Eltern empfinden ihre Kinder am wenigsten als Belastung.

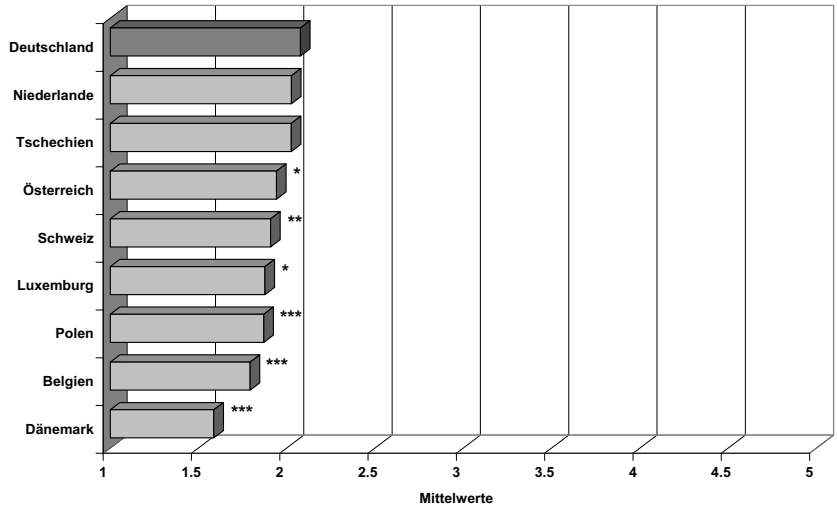

Abb. 4.26: Kinder als Belastung: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „weiß nicht“, 2 = „stimme überhaupt nicht zu“ bis 5 = „stimme sehr zu“.

*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Bei der sozialen Identität ergeben sich für die Eltern wiederum mehr und größere länderspezifische Differenzen als für die Jugendlichen. Besonders zahlreiche bedeutsame Unterschiede zeigen sich – wie auch schon bezüglich der personalen Identität – im Vergleich zwischen Deutschland und Tschechien sowie Polen. In den

neuen EU-Ländern ist der *Nationalstolz* und das positive *Erleben der eigenen Nation* stärker ausgeprägt, das *Erleben der Europäischen Union* negativer, die *Toleranz* schwächer (nur Tschechien), die *Xenophilie* geringer, die *Xenophobie* dagegen stärker (nur Polen) und auch der *Antisemitismus* stärker (vgl. Kap. 4.1.10).

Die Fremdbeurteilung auf der *Länder-Sympathieskala* ergibt bei den Erwachsenen ein anderes Bild als bei den Jugendlichen (vgl. Abb. 4.27). So fallen die Werte für Deutschland insgesamt höher aus, d. h. die Eltern äußern europaweit gegenüber Deutschland generell größere Sympathie als ihre Kinder. Auch in der Rangfolge finden sich einige Verschiebungen, die vor allem gegenläufige Veränderungen in Österreich und Polen betreffen: Die Erwachsenen in Österreich schätzen Deutschland sympathischer ein als die junge Generation, während es in Polen umgekehrt ist. In der Rangliste der gemittelten Sympathiewerte aus allen Teilnahmeländern rückt Deutschland im Urteil der Erwachsenen im Vergleich zu den Jugendlichen einen Rangplatz höher (vgl. Abb. 4.28). Dagegen werden die USA als weniger sympathisch eingeschätzt als Deutschland. Die unteren Rangplätze sind wiederum mit Tschechien, Polen, der Türkei und Israel besetzt.

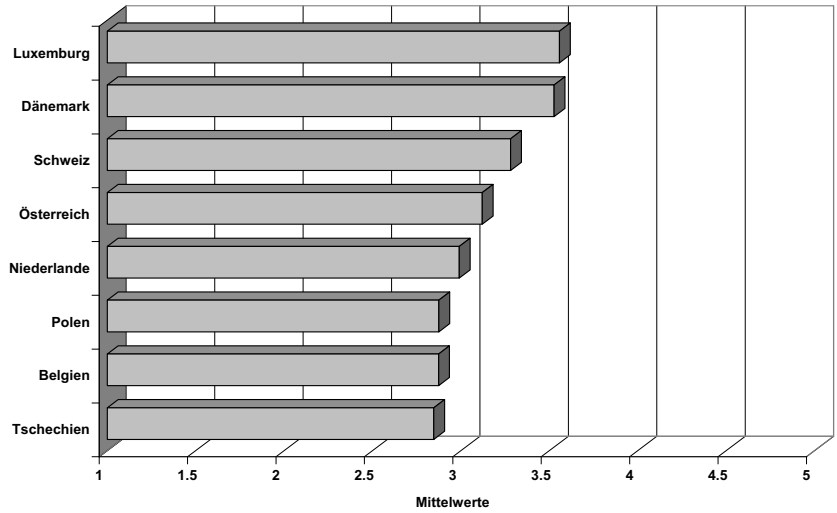

Abb. 4.27: Ländersympathie für Deutschland: Eltern, autochthon

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht sympathisch“ bis 5 = „sehr sympathisch“.

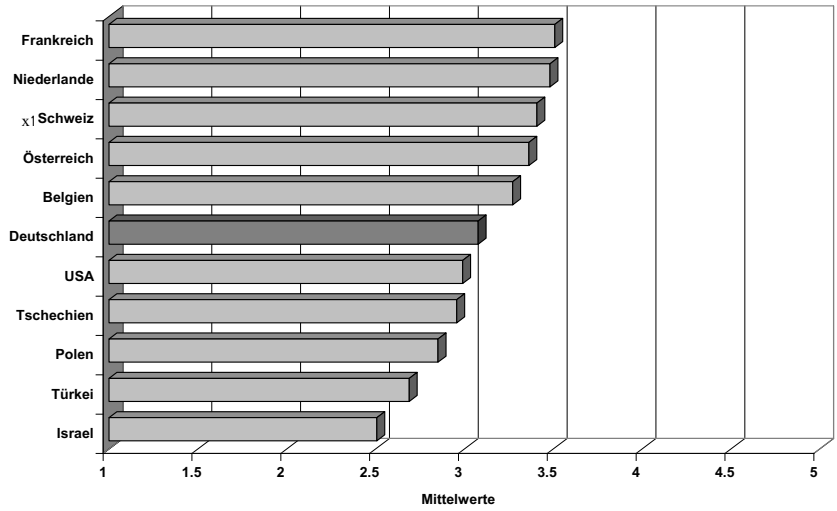

Abb. 4.28: Ländersympathien, gemittelte Fremdeinschätzung (ohne eigenes Land): Eltern, autochthon

Anmerkungen. x1: eingeschätzt von Luxemburg, Frankreich, Schweiz, Österreich, Polen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht sympathisch“ bis 5 = „sehr sympathisch“.

In der verhaltenen Sympathie, die die Deutschen gegenüber ihrem eigenen Land zum Ausdruck bringen, ähneln sich Jugendliche und Erwachsene (vgl. Abb. 4.29). Sie verorten sich – gemeinsam mit Belgien – auf den unteren Rangplätzen.

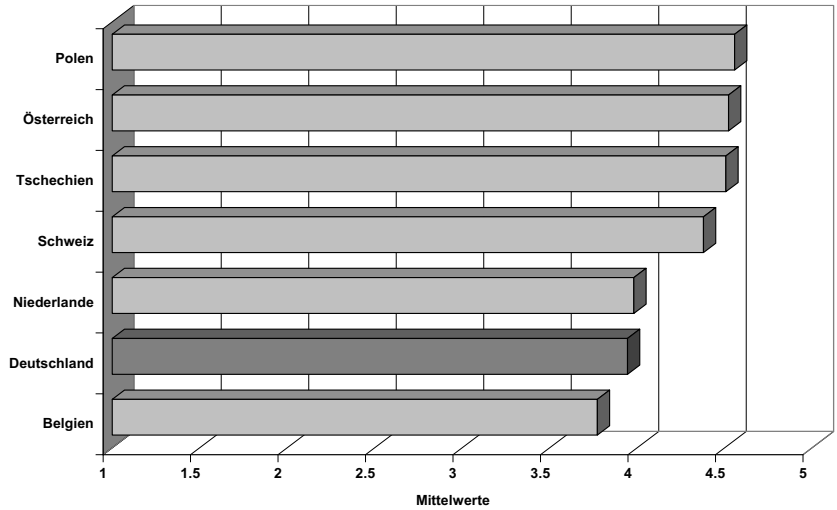

Abb. 4.29: Ländersympathie, eigenes Land: Eltern, autochthon

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „nicht sympathisch“ bis 5 = „sehr sympathisch“.

Ähnlich wie bei den Jugendlichen fallen auch bei den deutschen Eltern *Nationalstolz* und positives *Erleben der eigenen Nation* im Vergleich mit den übrigen Nachbarländern schwächer aus (vgl. Abb. 4.30, 4.31). Eine Ausnahme bildet wiederum nur Belgien, wo die Differenzen nicht die geforderte Effektstärke erreichen (in Bezug auf den Nationalstolz aber dennoch hochsignifikant sind). Das EU-Erleben (vgl. Abb. 4.32) ist im Vergleich zu den meisten Nachbarländern deutliche positiver. Weiterhin nimmt die *Xenophilie* (vgl. Abb. 4.33) einen europäischen Spitzenplatz ein

und ist deutlich höher gegenüber den Niederlanden, Österreich, Belgien, Tschechien und Polen. Die *Xenophobie* (vgl. Abb. 4.34) ist dagegen relativ schwach ausgeprägt. Die deutschen Eltern sind somit im internationalen Vergleich eher antinational, europafreundlich und fremdenfreundlich eingestellt. Bezüglich des *Antisemitismus* befinden sie sich im europäischen Mittelbereich (vgl. Abb. 4.35). Erwartungsgemäß fallen die Antisemitismus-Werte in Polen am höchsten (vgl. Kap. 4.1.10) und in Dänemark am niedrigsten (vgl. Kap. 4.1.2) aus.

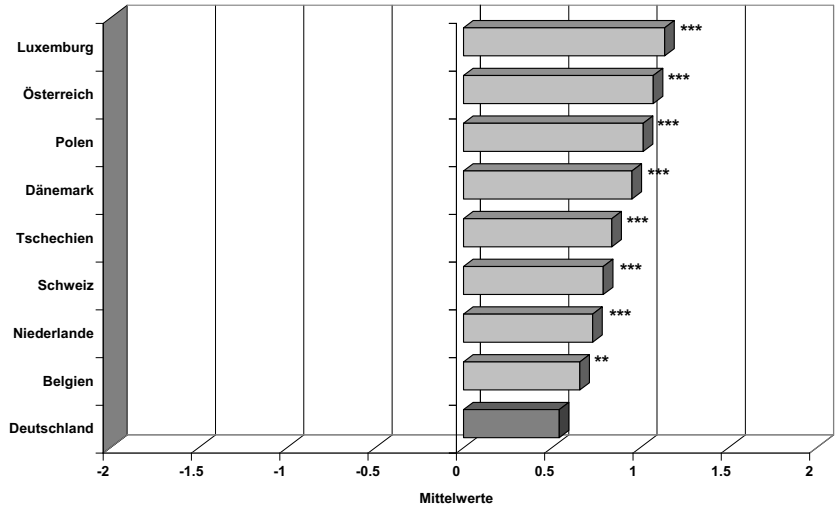

Abb. 4.30: Nationalstolz: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = „ich schäme mich sehr“ bis 2 = „ich bin sehr stolz“. **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

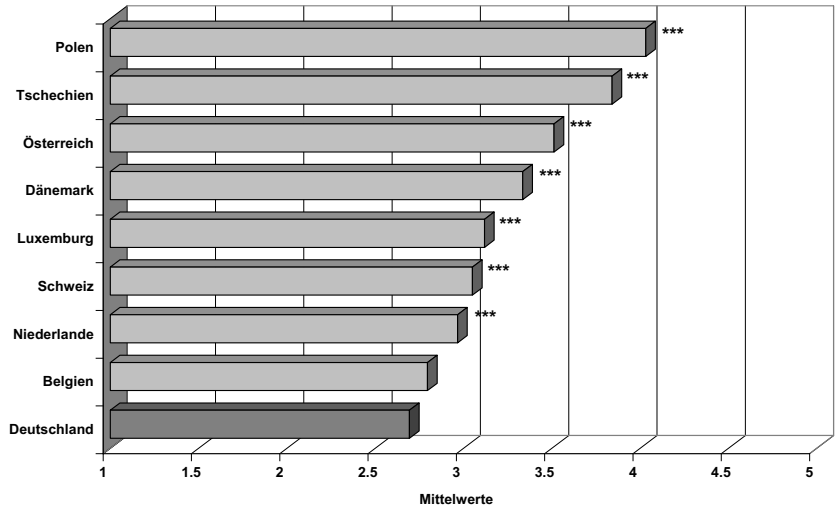

Abb. 4.31: Erleben der eigenen Nation: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“. ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

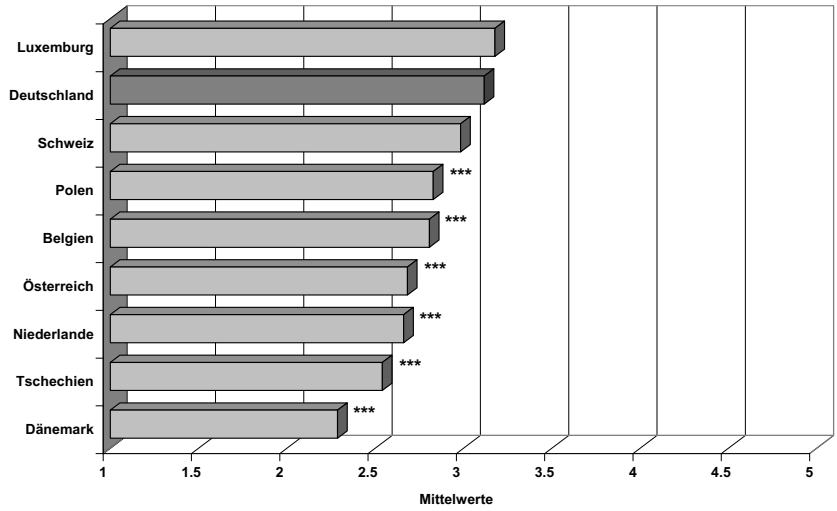

Abb. 4.32: Erleben der Europäischen Union: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

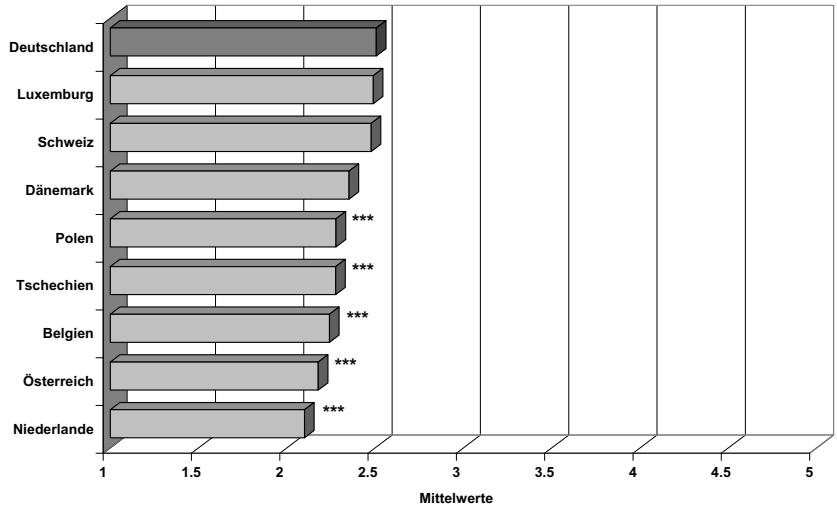

Abb. 4.33: Xenophilie: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

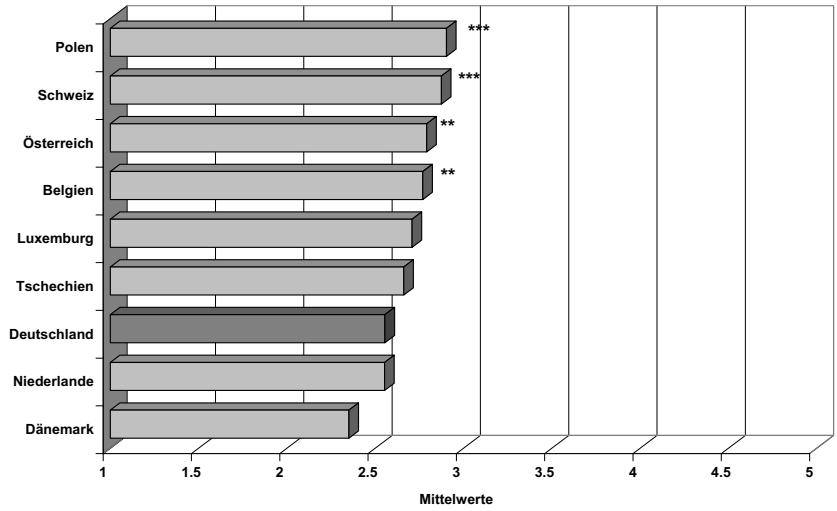

Abb. 4.34: Xenophobie: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.
: p < .01; *: *p* < .001. *eta²* ≤ .02.

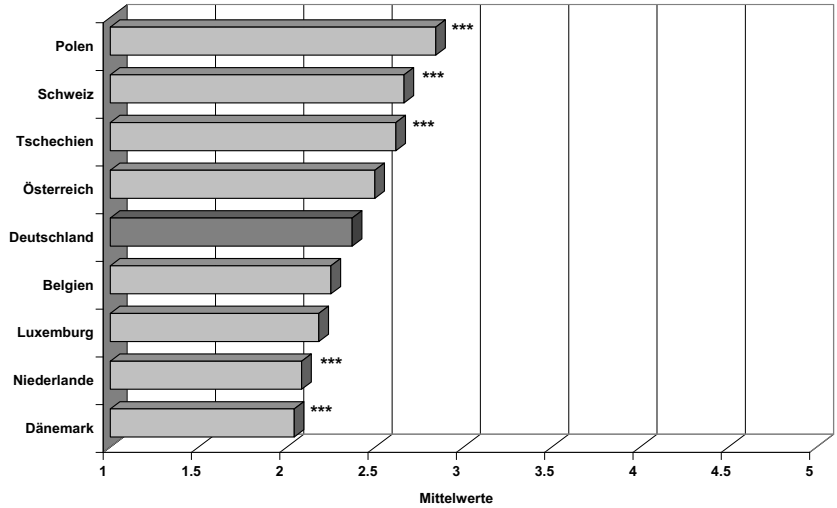

Abb. 4.35: Antisemitismus: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.
***: *p* < .001. *eta²* ≤ .02.

Die Befunde zu den Skalen werden durch Auswertungen auf Itemebene untermauert (bzgl. *Nationalstolz-Skala*, vgl. Kap. 8.2.2).

Die Analyse der Einzelitems aus der *Xenophilie/-phobie-Skala* bestätigt die starken xenophilen Tendenzen, die bei den deutschen Erwachsenen noch deutlicher ausfallen als bei den Jugendlichen. So werden den Ausländern häufiger positive Eigenschaften zugebilligt, die den Deutschen fehlen (vgl. Abb. 4.36), wird häufiger der Wunsch geäußert, auszuwandern, es wird seltener die Meinung vertreten, dass es zu weit gehe, wenn sich Ausländer an einheimische Mädchen und Frauen „heranmachen“ und man gibt seltener an, dass es nicht gut sei, viele Ausländer im

Land zu haben (vgl. Abb. 4.37). Viele meinen, sich im Ausland von den Deutschen erholen zu müssen sowie sich gestört zu fühlen, wenn man im Ausland viele Landsleute trifft. Seltener bevorzugen es die Deutschen, in Bezug auf das eigene Land von „wir“ zu sprechen (im Vergleich zu Luxemburg, Österreich, Tschechien, Polen). Andererseits fühlen sich einige aber auch wegen der Ausländer fremd im eigenen Land und lehnen die häufig verwendeten Anglizismen in der Werbung und den Medien ab. Wie schon die Jugendlichen, so wünschen auch die Eltern, dass die Deutschen ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln sollten wie andere Völker auch (vgl. Abb. 4.38). Das Einstellungsmuster zu Eigen- und Fremdgruppen weist somit durchaus Widersprüche auf. Wie bei den Jugendlichen kommt der Wunsch nach Entkrampfung und Normalität zum Ausdruck.

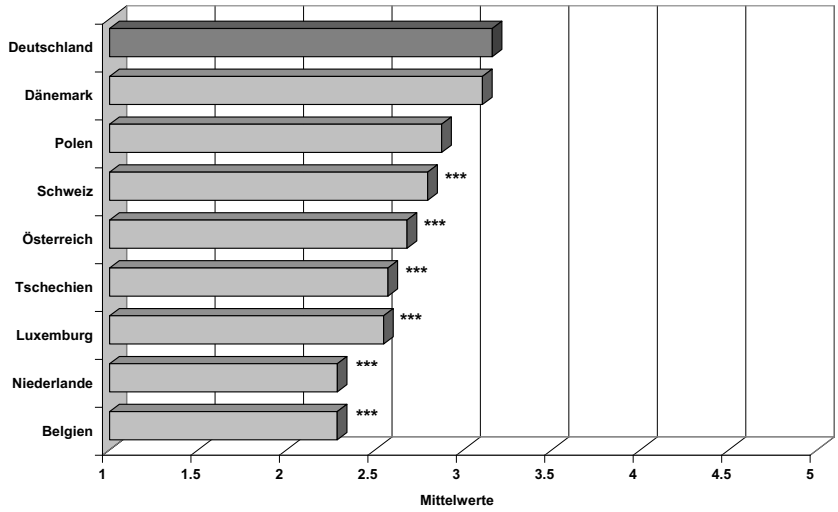

Abb. 4.36: Xenophilie-Item „Ausländer haben viele positive Eigenschaften, die uns (als befragte Nation) fehlen“: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

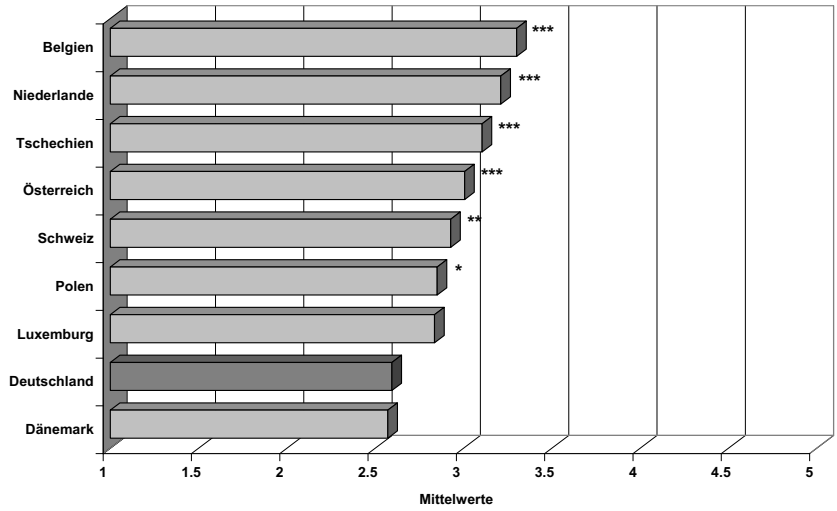

Abb. 4.37: Xenophobie-Item „Es ist nicht gut, viele Ausländer im Land zu haben“: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

*: p < .05; **: p < .01; ***: *p* < .001. *eta²* ≤ .02.

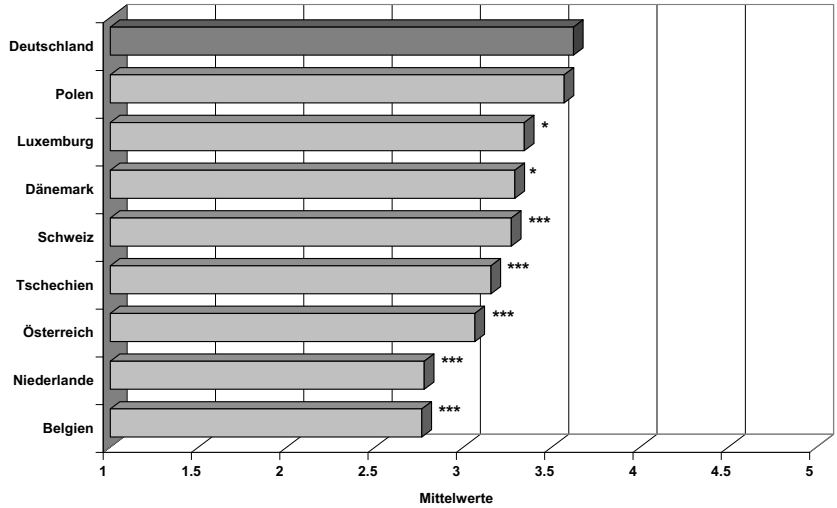

Abb. 4.38: Nationalgefühle-Item „Die (befragte Nation) sollten ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln wie andere Völker“: Eltern, autochthon

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = „stimmt gar nicht“ bis 5 = „stimmt völlig“.

*: p < .05; ***: *p* < .001. *eta²* ≤ .02.

Für alle Länder gilt, dass bei den Erwachsenen nationale Unterschiede stärker ausgeprägt sind als bei den Jugendlichen. Dementsprechend treten auch typische deutsche Eigenschaften wie die kritische Reflektion der eigenen Person, die negativere kollektive Selbstbeschreibung und die Fremdenfreundlichkeit noch deutlicher hervor. Zu bedenken ist jedoch, dass die Eltern-Stichprobe viel selektiver ausgefallen ist als die Jugendlichen-Stichprobe. Seitens der Jugendlichen gab es in den Schulklassen kaum Verweigerungen, während die Rücklaufquote bei den Eltern, die den Fragebogen zu Hause ausfüllten, geringer ausfiel. Insbesondere thematisch

interessierte und gebildete Eltern dürften sich an der Erhebung beteiligt haben, so dass selektive Effekte nicht auszuschließen sind. Um diesen Vorbehalten Rechnung zu tragen, wird noch ein innerfamiliärer Generationenvergleich im Sinne von Eltern-Kind-Paaren vorgenommen (vgl. Kap. 6).

4.2.3 Übersicht: Deutschland im europäischen Kontext

In den Tabellen 4.1 bis 4.4 sind die Ergebnisse aus dem Ländervergleich noch einmal in komprimierter Form zusammengefasst. Berücksichtigt wurden Unterschiede zwischen Deutschland und den jeweiligen Nachbarländern, die eine Effektstärke von mindestens $r = .02$ aufwiesen. Schwarze, nach oben zeigende Dreiecke bedeuten signifikant höhere Werte für Deutschland; helle, nach unten gerichtete Dreiecke dagegen signifikant niedrigere Werte für Deutschland.
Aus der Übersicht für die Jugendlichen (vgl. Tab. 4.1 u. 4.2) geht hervor, dass deutsche Besonderheiten in einigen wenigen charakteristischen Aspekten zum Ausdruck kommen. Diese betreffen zum einen im Modul Reflektierendes Ich die Skala *Selbstkritik*. Die Abweichungen gehen immer in dieselbe Richtung: Die deutschen Jugendlichen neigen zu einer kritischeren Reflektion über das eigene Selbst als ihre europäischen Altersgenossen. Zum anderen tritt eine Konzentration signifikanter Unterschiede bei der sozialen Identität im Bereich Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen zutage. Hier konzentrieren sich helle Dreiecke, d. h. die deutschen Jugendlichen weisen im europäischen Vergleich vor allem einen geringeren *Nationalstolz* und ein weniger positives Erleben der eigenen Nation auf. Nur im Vergleich zu Belgien und den Niederlanden sind die Unterschiede gering. Bei den Einstellungen zu Fremdgruppen herrscht in Deutschland „europäische Normalität“ vor.
Bei der personalen Identität ergeben sich relativ viele länderspezifische Unterschiede zwischen Deutschland und den Niederlanden sowie zwischen Deutschland und Polen. Sie betreffen jedoch jeweils nicht dieselben Skalen. Die niederländischen Jugendlichen beschreiben sich im Vergleich zu den deutschen als weniger *selbstkritisch*, weniger *informationsorientiert*, weniger *psychosomatisch belastet*, stärker *emotionskontrolliert* und mit größerem *Ungebundenheitsbedürfnis*.
Hinsichtlich der *Allgemeinen Werte* unterschieden sich deutsche und niederländische Jugendliche dahingehend, dass es für die Niederländer wichtiger ist, Achtung vor

Traditionen zu haben. Die meisten Unterschiede im Bereich des Idealen Selbst fanden sich für die *Erziehungsziele*. Es bilden sich jedoch überraschenderweise nicht die Haltungen ab, die den jeweiligen Selbststereotypen entsprechen würden: Unter deutschen und nicht unter niederländischen Eltern hat die Erziehung zu *Toleranz* und Familiensinn und die Fähigkeit, Konflikte verbal lösen zu können, einen höheren Stellenwert (vgl. Kap. 4.1.3). Die dem traditionellen Selbstbild entsprechende besondere Toleranz der Niederländer ist in der Generation der Jugendlichen nicht mehr so ausgeprägt und bezieht sich auch in der Elterngeneration vornehmlich auf Angehörige der eigenen Nation. Die polnischen Jugendlichen geben eine höhere *Selbstaufmerksamkeit*, einen eher *normorientierten Identitätsstil*, geringere *Selbstzufriedenheit*, höheren *Leistungsehrgeiz* und ein stärkeres *Geborgenheitsbedürfnis* an. Die polnischen Identitätswerte scheinen insgesamt eine angespannte Lebenssituation widerzuspiegeln, was durch den gesellschaftlichen Umbruch in Osteuropa erklärt werden könnte (vgl. Kap. 4.1.10). Die niederländischen Daten lassen sich dagegen im Sinne eines stabilen, aber auch eher unkritischen Selbstbewusstseins deuten.

Bei der Zusammenstellung der Ergebnisse für die Eltern-Stichproben fällt auf, dass sich mehr Unterschiede als bei den Jugendlichen ermitteln ließen (vgl. Tab. 4.3 u. 4.4). Bezüglich der personalen Identität zeigt sich eine Konzentration der signifikanten Effekte beim Vergleich zwischen Deutschland und den beiden post-sozialistischen Teilnahmeländern, insbesondere aber zu Polen. Die Erwachsenen in den östlichen Nachbarstaaten weisen einen eher *normorientierten Identitätsstil*, einen eher *diffusen Identitätsstil* (nur Polen), geringeren *Selbstwert*, geringere *Selbstzufriedenheit*, mehr *Leistungsehrgeiz* (nur Polen), mehr *psychosomatische Beschwerden* (nur Polen), mehr *Depressivität* (nur Polen), ein größeres *Geborgenheitsbedürfnis*, eine geringere Kontrollüberzeugung bei der *Zukunftsbewältigung*, eine geringere *Emotionskontrolle* (nur Polen) sowie eine geringere Einschätzung ihrer *sozialen Fähigkeiten* auf. In diesem Identitätsprofil schlagen sich offenbar Effekte der jahrzehntelangen Abtrennung vom westlichen Europa sowie durch den politischen und ökonomischen Systemwechsel bedingter Stress und Unsicherheit nieder. Bei den Jugendlichen traten die Symptome nicht in dieser massiven Form zutage. Sie scheinen somit die epochalen Veränderungen besser bewältigt zu haben.

Viele Unterschiede zeigen sich in den Skalen des Idealen Selbst. Die Einstellungen in Deutschland und Polen sind unterschiedlich, z. B. was den *Wert der Kinder* angeht. Die Einstellung der polnischen Eltern zu Kindern ist viel positiver. Auch bei den *Allgemeinen Werten* gab es viele Unterschiede in den Präferenzen. Die jungen Polen haben mehr Achtung vor Traditionen, legen mehr Wert auf die Gründung einer Familie und schätzen Pflicht, Fleiß und Ordnung höher ein als die Deutschen. Die polnischen Eltern legen stärker als die deutschen Wert auf nationale Sicherheit, soziale Anerkennung und Gerechtigkeit, Autorität, Achtung vor Traditionen und Pflicht, Fleiß, Ordnung. Am stärksten im Bereich des Idealen Selbst scheinen die Länderunterschiede bei den *Erziehungszielen* der Eltern ausgeprägt zu sein. Deutsche Eltern legen deutlicher als die polnischen Wert darauf, dass ihre Kinder selbstbewusst, zuverlässig und kritisch sind. Die Eltern in Polen wollen ihren Kindern dagegen mehr beibringen, dass sie ordentlich, ehrgeizig und religiös sein sollen. Außerdem ist für die polnische Erziehung wichtig, dass die Kinder Familiensinn haben, gehorchen, beliebt sind bei anderen Kindern, Schamgefühl haben, mit moderner Technik umgehen können und stolz auf die Heimat sind.

Im Bereich der sozialen Identität zeigen sich wiederum sehr viele Unterschiede. Bei dem Baustein Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen finden sich auf der Skalenebene bei den Jugendlichen durchgängig nennenswerte Ländereffekte, mit höheren Werten in Polen. Lediglich hinsichtlich des *Erlebens der EU* unterscheiden sich deutsche und polnische Jugendliche nicht bedeutsam. Bei den polnischen Eltern dagegen weisen der *Nationalstolz*, das *Erleben der eigenen Nation* und das *Nationalgefühl* höhere Werte, das *EU-Erleben* dagegen niedrigere Werte auf als bei den deutschen Erwachsenen. Im Ganzen weisen die polnischen Jugendlichen und Eltern eine viel stärkere Eigengruppenfavorisierung auf als die deutschen. Bei den Eltern in Deutschland ist eine größere Bereitschaft vorhanden, zugunsten der EU auf nationale Interessen zu verzichten. Insgesamt gesehen haben die Polen eine stärker ausgeprägte nationale Identität.
In dem zweiten Baustein der sozialen Identität, den Einstellungen zu Fremdgruppen, zeigen sich bei den Eltern sowohl auf der Skalen- als auch auf der Itemebene einige effektstarke Unterschiede zwischen Polen und Deutschland. Die polnischen Eltern äußern weniger *xenophile*, aber mehr *xenophobe* und *antisemitische Einstellungen*

als die deutschen. Ihre Einstellungen zur Fremdgruppen sind somit deutlich negativer.

In einer ergänzenden Auswertung wurden innerpolnische Vergleiche berechnet. Es wurde der Frage nachgegangen, ob sich die Probanden aus den polnischen Westgebieten bzw. ehemaligen deutschen Ostgebieten von der zentralpolnischen Stichprobe unterscheiden. Für eine solche Annahme liegen bereits empirische Anhaltspunkte vor (vgl. Kap. 4.1.10). Wie die eigenen Daten zeigen, fallen die regionalen Unterschiede zwischen den Jugendlichen unerheblich aus. Bei den Eltern ergeben sich dagegen zahlreiche signifikante Differenzen. Die befragten Erwachsenen in Toruń zeigen ein stärker ausgeprägtes *politisches Informationsverhalten*, indem sie sich intensiver über Printmedien informieren, und weisen bei Skalen und Items aus dem Bereich Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen signifikant höhere Werte auf als die Probanden aus Pommern und Schlesien. Sowohl die Bindung an die sozialen Mikrosysteme als auch die *regionale Identifikation* und das positive *Erleben der eigenen Nation* sind stärker ausgeprägt. Es wird mehr den Aussagen zugestimmt, dass Polen schöner als andere Länder sei, dass man lieber mit Polen als mit Ausländern zusammen arbeite und dass man sich nur in Polen zu Hause fühlen könne. Wahrscheinlich wären die Effekte noch größer ausgefallen, wenn ein Vergleich der westpolnischen mit einer ostpolnischen Stichprobe hätte berechnet werden können.

Offenbar gibt es in Polen hinsichtlich der Europäisierung ein West-Ost-Gefälle, das in hohem Maße durch zwei Faktoren erklärt werden kann: durch den Einfluss der mehrheitlich nationalistisch ausgerichteten Warschauer Medien einerseits und durch die Möglichkeit grenzüberschreitender Kontakte und persönlicher Erfahrungen mit dem westlichen Nachbarn andererseits. Die regionalen Effekte sind jedoch auf unsere Erwachsenen-Stichprobe beschränkt. Die polnischen Jugendlichen scheinen generell eine hohe Mobilität aufzuweisen, was dem Ethnozentrismus entgegenwirkt. Insgesamt gesehen ergab der deutsch-polnische Vergleich die größten länderspezifischen Differenzen der gesamten Studie.

Im europäischen Kontext weisen die deutschen Eltern in ihrer sozialen Identität zahlreichere Unterschiede mit der geforderten Effektstärke auf als die Jugendlichen. Die Richtung der Besonderheiten fällt im Vergleich mit den Nachbarländern stets gleich aus: Der *Nationalstolz* ist schwächer ausgeprägt und das *Erleben der eigenen*

Nation weniger positiv – dafür ist das *Erleben der Europäischen Union* positiver und die *Xenophilie* stärker ausgeprägt.

Tabelle 4.1: Vergleich zwischen Deutschland und Nachbarländern, Personale Identität: Jugendliche, autochthon

	DK ▲▽ *eta²*	NL ▲▽ *eta²*	B ▲▽ *eta²*	L ▲▽ *eta²*	F ▲▽ *eta²*	CH ▲▽ *eta²*	A ▲▽ *eta²*	CZ ▲▽ *eta²*	PL ▲▽ *eta²*
Selbstaufmerksamkeit									▽ .03
Selbstkritik		▲ .16	▲ .04	▲ .02		▲ .03		▲ .16	
Id.-stil, info.-orientiert		▲ .02							
Id.-stil, norm-orientiert	▲ .02								▽ .03
Identitätsstil, diffus									
Selbstwert									
Selbstzufriedenheit					▲ .02			▲ .02	▲ .02
Selbstentfremdung	▲ .03								
Leistungsehrgeiz									▽ .05
Aussehen									
Psychosomatische Beschwerden		▲ .03	▲ .03						
Depressivität									
Rollenübernahmeinteresse									
Ungebundenheitsbedürfnis		▽ .05		▽ .02		▽ .06			
Geborgenheitsbedürfnis					▲ .02				▽ .05
Zukunftsbewältigung	▽ .02						▽ .04		
Emotionskontrolle		▽ .03							
Durchsetzungsfähigkeit									
Soziale Fähigkeiten									

Anmerkung. ▲ = Deutschland signifikant höhere Werte; ▽ = Deutschland signifikant niedrigere Werte.

Tabelle 4.2: Vergleich zwischen Deutschland und Nachbarländern, Soziale Identität: Jugendliche, autochthon

	DK	NL	B	L	F	CH	A	CZ	PL
	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*
Bedeutung von relevanten anderen						▽ .04			▽ .02
Meinungsübereinstim. mit rel. anderen	▽ .02								▽ .02
Nationalstolz	▽ .05			▽ .05	▽ .10	▽ .10	▽ .10	▽ .06	▽ .11
Erleben der eigenen Nation	▽ .02			▽ .03		▽ .04	▽ .05	▽ .10	▽ .19
Nationalgefühl			▲ .02						▽ .03
Erleben der EU	▲ .06						▲ .03	▲ .06	
Toleranz	▽ .02								▽ .03
Xenophobie	▲ .02								
Xenophilie		▲ .04							
Antisemitismus						▽ .06		▽ .04	

Anmerkung. ▲ = Deutschland signifikant höhere Werte; ▽ = Deutschland signifikant niedrigere Werte.

Tabelle 4.3: Vergleich zwischen Deutschland und Nachbarländern, Personale Identität: Eltern, autochthon

	DK	NL	B	L	F	CH	A	CZ	PL
	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*	▲▽ *eta²*
Selbstaufmerksamkeit									▲ .03
Selbstkritik		▲ .05	▲ .05			▲ .02		▲ .06	
Id.-stil, info.-orientiert									
Id.-stil, norm-orientiert								▽ .05	▽ .09
Identitätsstil, diffus									▽ .04
Selbstwert			▲ .04					▲ .13	▲ .03
Selbstzufriedenheit			▲ .04					▲ .12	▲ .11
Selbstentfremdung									
Leistungsehrgeiz			▽ .02			▽ .03			▽ .03
Aussehen									
Psychosomatische Beschwerden									▽ .04
Depressivität									▽ .06
Rollenübernahmeinteresse			▲ .02					▲ .06	▲ .12
Ungebundenheitsbedürfnis		▽ .11	▽ .12	▽ .05		▽ .09		▽ .06	▽ .18
Geborgenheitsbedürfnis									▽ .04
Zukunftbewältigung								▲ .11	▲ .11
Emotionskontrolle		▽ .02							▲ .05
Durchsetzungsfähigkeit								▲ .06	▲ .02
Soziale Fähigkeiten									▲ .03
Elternschaft	▽ .04							▲ .02	

Anmerkung. ▲ = Deutschland signifikant höhere Werte; ▽ = Deutschland signifikant niedrigere Werte.

Tabelle 4.4: Vergleich zwischen Deutschland und Nachbarländern, Soziale Identität: Eltern, autochthon

	DK		NL		B		L		F		CH		A		CZ		PL	
	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*
Bedeutung von relevanten anderen											▽	.02	▽	.05				
Meinungs-über-einstim. mit rel. anderen					▲	.02												
National-stolz	▽	.09	▽	.03			▽	.18			▽	.06	▽	.22	▽	.07	▽	.21
Erleben der eigenen Nation	▽	.08	▽	.02							▽	.05	▽	.20	▽	.36	▽	.46
National-gefühl					▲	.03											▽	.03
Erleben der EU	▲	.11	▲	.06	▲	.03	▽	.04					▲	.06	▲	.09	▲	.03
Toleranz															▲	.02		
Xeno-phobie											▽	.04					▽	.03
Xenophilie			▲	.07	▲	.03							▲	.05	▲	.02	▲	.05
Antisemi-tismus	▲	.02	▲	.03							▽	.03			▽	.02	▽	.08

Anmerkung. ▲ = Deutschland signifikant höhere Werte; ▽ = Deutschland signifikant niedrigere Werte.

5 Alters- und Geschlechtseffekte

Im folgenden Kapitel wird dargestellt, in welchem Ausmaß und in welcher Form die erfragten Identitätsdimensionen mit dem Alter und Geschlecht der Jugendlichen sowie dem Geschlecht der befragten Elternteile in Zusammenhang stehen. Dabei beschränkt sich die Stichprobe auf die autochthone Bevölkerung in den zehn untersuchten Ländern. Es werden zunächst Erkenntnisse aus der Forschungsliteratur berichtet und daraus Erwartungen abgeleitet. Anschließend werden die eigenen Projektbefunde mitgeteilt (FB 32).

5.1 Literaturbefunde

5.1.1 Personale Identität

Die bisherige Forschung zur *Selbstaufmerksamkeit* im Hinblick auf Alters- und Geschlechtseffekte ist als defizitär einzustufen. Dies ist überraschend, da die Adoleszenz als eine Zeit der besonderen Aufmerksamkeit für das eigene Selbst gilt. Allgemein wird vermutet, dass die Selbstaufmerksamkeit im Jugendalter erhöht ist und man in dieser Zeit nicht von stabilen Werten ausgehen kann. Fend (1994b) konnte zeigen, dass die Selbstaufmerksamkeit im Alter von 12 bis 16 Jahren wie erwartet zunahm. Davis und Franzoi (1991) fanden dagegen eine weitgehende Stabilität in der untersuchten Altersspanne (15-17 Jahre). In die gleiche Richtung gehen die Ergebnisse von Roth (1999), in dessen Studie Kinder und Jugendliche im Alter von 12 bis 16 Jahren untersucht wurden. Bezüglich der Geschlechtseffekte konnte Roth (1999) über die Altersspanne hinweg bei Mädchen ein generell höheres Ausmaß an selbstreflektierenden Kognitionen finden als bei Jungen. Dieses Ergebnis zeigte sich auch in Studien, die z. B. Tagebuchschreiben als Maß der Selbstaufmerksamkeit nahmen (Soff, 1989; Zinnecker, 1985).
Man kann somit erwarten, dass sich Mädchen und Jungen im Alter von 13-19 Jahren hinsichtlich der *Selbstaufmerksamkeit* unterscheiden und die Mädchen dabei höhere Werte erreichen. Hinsichtlich des Alters kann sowohl von einer Erhöhung der Selbstaufmerksamkeit im Entwicklungsverlauf als auch von einer Stabilität der Werte ausgegangen werden.

Literatur zum Thema *Selbstkritik* liegt hauptsächlich im Zusammenhang mit der Entstehung von psychischen Störungen vor. So scheint Selbstkritik eine maßgebliche Rolle bei der Entstehung und Aufrechterhaltung von Depressionen zu spielen (Luyten et. al, 2007). Entwicklungspsychologische Studien im nicht-pathologischen Bereich lassen sich nur schwer bzw. gar nicht finden. Dennoch kann aus der eher klinischen Forschung zur Selbstkritik vermutet werden, dass Selbstkritik im zeitlichen Verlauf eine stabile Größe darstellt (Koestner et al., 1991) und sich Jungen und Mädchen bzw. Männer und Frauen im Hinblick auf Selbstkritik kaum unterscheiden (Leadbeater et al., 1995; Leadbeater, et al., 1999).
Die Forschungslage hinsichtlich des *Identitätsstils* in Abhängigkeit vom Geschlecht ist nicht ganz eindeutig. So konnte Berzonsky (1993) nachweisen, dass sich bei Jugendlichen im durchschnittlichen Alter von 19 Jahren keine Unterschiede im Identitätsstil zeigten. In einer neueren Studie dagegen ergaben sich Unterschiede, und zwar wiesen Jungen im Alter von 11-18 Jahren signifikant häufiger einen diffusen und Mädchen häufiger einen informationsorientierten Identitätsstil auf (Phillips & Pittman, 2007). Insgesamt scheinen die Belege allerdings in die Richtung zu gehen, dass grundsätzlich keine Geschlechtsunterschiede existieren (Kroger, 1997). So wird vermutet, dass sich Geschlechtsunterschiede eher in der frühen Jugend aufgrund der früheren Reife der Mädchen zeigen (Berzonsky, 1993) oder aber in Abhängigkeit von weiteren Variablen.
Die meisten Studien, die sich mit Identität und Alter beschäftigen, beziehen sich nicht auf den Identitätsstil direkt, sondern auf die Identitätsklassifikation von Marcia (vgl. Kap. 1.2.2). So unterschied Waterman (1982) progressive, regressive und stagnierende Verläufe bezüglich der vier Formen des Identitätsstatus, was zeigt, dass im Jugendalter nicht alle Zustände nacheinander durchlaufen werden, bis schließlich der Status der erarbeiteten Identität erreicht ist. Die unterschiedlichen Identitätsstile wären somit in allen Altersstufen anzutreffen. Jedoch konnte Meilman (1979) belegen, dass der prozentuale Anteil an erarbeiteter Identität mit dem Alter ansteigt, was wiederum einen Anstieg des informationsorientierten Identitätsstils bedeuten würde.
Abgeleitet aus den Literaturbefunden kann erwartet werden, dass sich Jungen und Mädchen wahrscheinlich nicht hinsichtlich der Identitätsstile unterscheiden. Auch bei den Erwachsenen sollte sich kein geschlechtsspezifischer Unterschied zeigen. Als

Alterstrend ist zu erwarten, dass der informationsorientierte Identitätsstil ansteigt, während der diffuse Identitätsstil etwas zurückgeht.
Obwohl die Jugendzeit durch viele Veränderungen und zahlreiche Entwicklungsaufgaben gekennzeichnet ist, erscheint die subjektive Selbsteinschätzung der Jugendlichen bezüglich *Selbstwert* und *Selbstzufriedenheit* als stabil (vgl. Alsaker & Olweus, 1992; Mullis et al., 1992). In einer Studie konnte gezeigt werden, dass der Selbstwert über die gesamte Lebensspanne relativ stabil bleibt (Trzesniewski et al., 2003).
Hinsichtlich der Geschlechtsunterschiede beim Selbstwert ergibt sich aus den Daten von Sandmeier (2005), dass Jungen bzw. junge Männer sowohl im Jugendalter als auch im frühen Erwachsenenalter über einen höheren Selbstwert verfügen. Ein weiterer Hinweis lässt sich aus der groß angelegten HBSC-Jugendgesundheitsstudie folgern (Hurrelmann et al., 2003). Hier wiesen Jungen ein höheres Maß an psychischem Wohlbefinden auf als Mädchen, was mit Zufriedenheit mit sich selbst einhergeht.
Es ist somit zu erwarten, dass der Selbstwert und die Selbstzufriedenheit über die Zeit stabil bleiben, wobei der Selbstwert bei Jungen höher ausgeprägt sein sollte. Bei der Selbstzufriedenheit sind Geschlechtsunterschiede bisher nicht direkt untersucht worden, so dass keine explizite Aussage getroffen werden kann. Da Selbstzufriedenheit aber im engen Zusammenhang mit dem Selbstwert steht, kann die Erwartung einer höheren Ausprägung bei den Jungen übertragen werden.
Die in unserer Studie gewählte Operationalisierung zur *Selbstentfremdung* ist sehr spezifisch, so dass sich in der Forschungsliteratur kaum Vergleichsdaten finden. Man kann vermuten, dass sich keine klaren Altersverläufe ergeben. Zu den Geschlechtsunterschieden sowohl im Jugend- als auch im Erwachsenenalter lassen sich ebenfalls keine Vorannahmen ableiten.
Die Forschungsliteratur legt die Folgerung nahe, dass Männer eine tendenziell höhere *Partnerschaftszufriedenheit* empfinden als Frauen (Levenson et al., 1993; Schneewind et al., 1997), wobei die Unterschiede aber eher schwach ausgeprägt sind. Schaut man sich die Stabilitätswerte an, zeigt sich eine relative Stabilität. Es ist jedoch zu beachten, dass im Falle von Veränderungen diese eher eine wahrgenommene Verschlechterung der Beziehung beinhalten und der Anteil der Frauen, die eine solche negative Veränderung berichten, deutlich höher ist als bei

den Männern. Frauen scheinen hinsichtlich der Partnerschaftszufriedenheit somit sensibler zu reagieren.
In einer weiteren groß angelegten Studie, der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE), konnten allerdings keine Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Partnerschaftszufriedenheit gefunden werden und es bestätigten sich nicht die Befunde aus der vorher aufgeführten Literatur (Fiedler & Klaiberg, 2000). Man kann somit erwarten, dass dann, wenn sich Unterschiede zeigen, Männer höhere Werte im Maß der Partnerschaftszufriedenheit erreichen als Frauen.

Die Forschung zur Entwicklung von *Leistungsehrgeiz* besteht aus einer Vielzahl heterogener Studien, die sich mit den einzelnen Aspekten von Leistungsmotivation beschäftigen, wie z. B. der Wahrnehmung von Unterschieden in der Aufgabenschwierigkeit, der Anstrengungs- und Fähigkeitsattribution sowie der Einschätzung der subjektiven Erfolgswahrscheinlichkeit und des Selbstwirksamkeitskonzepts. Untersuchungen, die Leistungsmotivation bzw. Leistungsehrgeiz eher global erfassen, sind schwer zu finden.
In seiner groß angelegten Längsschnittstudie untersuchte Fend (1997) unter anderem die Leistungsbereitschaft, operationalisiert durch Anstrengung, Ehrgeiz und Zeitinvestition, von Jungen und Mädchen der siebten bis zehnten Schulklasse. Es zeigte sich sowohl bei Jungen als auch bei Mädchen gleichermaßen eine Abnahme der Leistungsbereitschaft. Es konnten also keine Geschlechtseffekte nachgewiesen werden, aber ein zeitlicher Verlauf. Geschlechtseffekte wären dann besonders zu erwarten, wenn die Leistung für die Selbstbewertung in Abhängigkeit von individuellen Normen bedeutsam ist. So wäre z. B. die Bewertung der eigenen Leistung beim Cheerleading eher relevant für Mädchen als für Jungen.
In einer weiteren Studie von Pekrun (1993) wurde die Entwicklung verschiedener Komponenten der Lernmotivation sowie die Leistungsmotivation in der Schulzeit untersucht. Hier konnte bei allen Formen der Lernmotivation (intrinsische Motivation, Kompetenzmotivation und soziale Aufgabenmotivation) ein signifikanter Abfall über die Zeit beobachtet werden, während die Leistungsmotivation, die unserem verwendeten Konstrukt am ähnlichsten ist, stabil blieb.
Aufgrund der dargestellten Ergebnisse kann nicht eindeutig entweder Stabilität oder eine Abnahme über die Altersklassen hinsichtlich des Leistungsehrgeizes angenommen werden. Beide Ausprägungen sind möglich, wobei ein Anstieg des

Leistungsehrgeizes ausgeschlossen werden kann. Dagegen lässt sich eindeutig erwarten, dass Mädchen und Jungen sich nicht in ihrer Bewertung des eigenen Leistungsehrgeizes unterscheiden.

Der Unterschied zwischen adoleszenten Mädchen und Jungen bezüglich der Bewertung ihres *Aussehens* wurde vielfach belegt, wobei Mädchen eine höhere Unzufriedenheit angaben als Jungen (vgl. u. a. Fend, 1997; Roth, 2002). Insgesamt scheint die Aufmerksamkeit für den Körper und das Aussehen im Jugendalter zwar erhöht zu sein, größere Alterseffekte wurden aber bisher nicht nachgewiesen. Es wird somit erwartet, dass Mädchen ihr Aussehen negativer bewerten als Jungen und dass die Einschätzungen über die Altersgruppen hinweg stabil bleiben.

Die Verbreitung *psychosomatischer Beschwerden* ist in den europäischen Ländern sehr hoch (Eriksen et al., 1998; Ihlebaek et al., 2002) und kann als häufigste Erkrankung des Erwachsenenalters gelten (Holler-Nowitzki, 1994). Aber auch unter Kindern und Jugendlichen können zunehmend psychosomatische Beschwerden nachgewiesen werden, so dass diese Gruppe immer mehr in den Fokus der Untersuchungsbemühungen rückt (Berntsson & Köhler, 2001). So wurden in einer Studie von Holler-Nowitzki (1994) lediglich 35 % der Jungen und Mädchen im Alter von 12 bis 16 als beschwerdefrei eingestuft. Gerade in der Adoleszenz können psychosomatische Belastungen als Anzeichen für Entwicklungsrisiken gelten (Fend, 2000; Fend & Prester, 1986), da sie eine Form der internalisierten Problemverarbeitung darstellen (vgl. Achenbach, 1982).

In der Studie von Holler-Nowitzki (1994) konnten Geschlechtseffekte, aber keine Alterseffekte nachgewiesen werden. Es zeigte sich, dass die durchschnittliche Beschwerdehäufigkeit bei Mädchen über die Jahre auf einem signifikant höheren Niveau verläuft als bei Jungen. In Bezug auf das Alter ergaben sich zwar einzelne Schwankungen, aber es konnte keine generelle Zu- oder Abnahme gefunden werden. Dagegen konnte in dem Jugendgesundheitssurvey (Hurrelmann et al., 2003) sowie auch bei Fend (1990) eine Verschlechterung der psychosomatischen Gesundheit beobachtet werden. In diesen Studien traten auch Geschlechtseffekte auf, wobei die Mädchen die höheren Werte aufwiesen. Auch bei den Erwachsenen ließ sich in vielen Studien belegen, dass Frauen häufiger unter psychosomatischen Beschwerden leiden als Männer (vgl. Ihlebaek et al., 2002; Lademann & Kolip, 2005).

Aufgrund der aufgeführten Literatur wird angenommen, dass Mädchen ein höheres Niveau an psychosomatischen Beschwerden aufweisen als Jungen. Dieser Geschlechtseffekt sollte sich auch bei den Erwachsenen finden lassen.
Bezüglich des Alterseffekts lässt sich keine eindeutige Annahme treffen. So ist eine Erhöhung der psychosomatischen Beschwerden mit dem Alter ebenso möglich wie das Ausbleiben eines solchen Verlaufs.
Die Häufigkeit *depressiver Symptome* scheint im Jugendalter besonders hoch zu sein und erst im mittleren Erwachsenenalter wieder zu sinken (Gatz & Hurwicz, 1990). So konnten Studien belegen, dass die Prävalenzraten der an Depression erkrankten Jugendlichen mit Einsetzen der Pubertät drastisch ansteigen (Hanking et al., 1998; Nolen-Hoeksema & Girgus, 1994). Dagegen sind bei Vorschul- und Grundschulkindern noch vergleichsweise geringe Depressionsraten und noch keine Geschlechtsunterschiede zu beobachten.
Bei Mädchen sind depressive Symptome deutlich häufiger zu finden als bei Jungen (Cohen et al., 1993; Hanking et al., 1998), dies ist bereits bei 13-Jährigen zu beobachten. Das Risiko für Mädchen, ab einem Alter von 15 Jahren an Depressionen zu erkranken, ist doppelt so hoch wie für Jungen. Weiterhin konnte in vielen Studien beobachtet werden, dass sich dieser starke Geschlechtsunterschied konsistent bis ins Erwachsenenalter fortsetzt (Nolen-Hoeksema & Girgus, 1994).
In Anlehnung an die Literatur sind bei Jugendlichen gleichbleibend hohe Depressionsraten und somit keine Alterseffekte zu erwarten. Sowohl in der Jugendlichen- als auch in der Erwachsenenstichprobe sollte das Depressionsniveau bei Mädchen/Frauen höher sein als bei Jungen/Männern.
Die spezielle Thematik des *Rollenübernahmeinteresses* wurde bisher im Einzelnen empirisch nicht untersucht. Ergebnisse lassen sich dagegen aber zu sozialem Interesse und sozialen Kognitionen finden, die thematisch eng mit dem Rollenübernahmeinteresse verbunden sind. So entwickelt sich aufbauend auf Piagets Entwicklungsmodell die Fähigkeit der Perspektivenübernahme nach Selman (1976) ab ca. 9 Jahren und wird ab ca. 12 Jahren um die Fähigkeit erweitert, die Perspektive der sozialen Bezugsgruppe zu übernehmen. Somit lässt sich vermuten, dass nach Erlangen dieser Fähigkeit auch das Interesse daran steigt.
Befunde zum sozialen Interesse belegen zum einen einen leichten Anstieg während der Adoleszenz und zum anderen einen deutlichen Geschlechtsunterschied, wobei Frauen bzw. Mädchen sowohl im Jugend- als auch im Erwachsenenalter ein höheres

Niveau an sozialem Interesse aufweisen als Männer bzw. Jungen (Fend, 1998; Johnson et al., 2003). Insgesamt scheint das soziale Interesse und das Interesse an der Perspektive der anderen während der Pubertät präsenter zu werden (Adams & Berzonsky, 2003).

Es lässt sich also für das Rollenübernahmeinteresse annehmen, dass sowohl Mädchen als auch erwachsene Frauen hier höhere Werte erreichen als Jungen bzw. Männer. Hinsichtlich des Alters lässt sich vermuten, dass sich ein leichter Anstieg über die Zeit zeigen könnte.

Ergebnisse bezüglich des *Ungebundenheits- und Geborgenheitsbedürfnisses* lassen sich bei Fend (1990) finden, dessen Skalen auch in unserer Studie verwendet wurden. So zeigte sich, dass Mädchen sowohl beim Geborgenheits- als auch beim Ungebundenheitsbedürfnis höhere Werte erreichten. Über einen zeitlichen Verlauf konnten in dieser Studie keine Aussagen gemacht werden, da nur eine Altersgruppe untersucht wurde. Es fiel aber besonders auf, „daß die Wahrung der Autonomie gleich bedeutsam ist wie das Finden von Geborgenheit“ (Fend, 1990, S. 184).

Zur Entwicklung des Ungebunden- und Geborgenheitsbedürfnisses lassen sich keine eindeutigen Annahmen formulieren. Es wäre jedoch möglich, dass sich in beiden Fällen ein Anstieg beobachten lässt, da beide Merkmale zentrale Bedürfnisse in der Jugend darstellen und wichtige Entwicklungsaufgaben beinhalten. In Bezug auf den Geschlechtseffekt wird bei den Mädchen, aufgrund der intimeren Freundschaftsbeziehungen (Buhrmester, 1996), ein erhöhtes Geborgenheitsbedürfnis erwartet, was sich möglicherweise auch im Erwachsenenalter fortsetzt.

Die Mehrheit der Jugendlichen scheint relativ optimistisch im Hinblick auf ihre Zukunft zu sein und das Gefühl der Kontrolle über die Zukunft zu haben (Brown & Larson, 2002; Nurmi, 1989). Bei Jungen ergibt sich während der Adoleszenz eher ein ansteigender Trend, während Mädchen trotz generellem Optimismus eher pessimistischer werden (Nurmi, 1989). Ähnliche Ergebnisse lassen sich auch bei Fend (1997) finden. Mädchen zeigten eine ungünstigere Selbstbeschreibung bezüglich der eigenen *Zukunftsbewältigung* als Jungen. Über die Zeit gesehen ergab sich zwar kein signifikant linearer, aber ein signifikant kubischer Alterseffekt, mit Einknicken im siebten und neunten Schuljahr.

In der 13. Shell Jugendstudie – Jugend 2000 (Deutsche Shell, 2000) lässt sich ein etwas anderes Muster finden, und zwar neigten hier die Jungen im Hinblick auf die

persönliche Zukunft eher zum Pessimismus. Allerdings zeigte sich kein Geschlechtseffekt mehr, wenn es um die Fähigkeit der eigenen Zukunftsgestaltung ging. Insgesamt ließ sich auch hier ein mehrheitlicher Zukunftsoptimismus belegen. Zukunftsbewältigung bzw. Zukunftsorientierung wurden im Erwachsenenalter eher wenig erforscht und es fanden sich Geschlechtsunterschiede eher in den Bereichen, die zukünftige Ziele, Erwartungen und Sorgen betreffen (Nurmi, 1992).
In Bezugnahme auf die dargestellten Ergebnisse lassen sich somit keine eindeutigen Erwartungen formulieren.
Aufgrund des sehr weitgefächerten Forschungsgebiets der Emotionsregulation und der sehr unterschiedlichen Operationalisierungen der *Emotionskontrolle* sollen hier nur die Befunde aus der Studie von Fend (1990) dargelegt werden, dessen Skala genutzt wurde. Die Ergebnisse zeigten einen numerischen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen, wobei die Jungen höhere Werte aufwiesen als die Mädchen. Bezüglich des Alters konnte ein unterschiedlicher Verlauf bei Jungen und Mädchen beobachtet werden. Während bei den Mädchen bereits ab dem 13. Lebensjahr die Emotionskontrolle abnahm, sank sie bei den Jungen, nach einem kontinuierlichen Anstieg, erst ab dem 15. Lebensjahr. Wichtig ist zu beachten, dass es sich hier lediglich um Tendenzen und nicht um signifikante Unterschiede handelte.
Aufgrund der Ergebnisse von Fend (1990) lässt sich vermuten, dass Jungen eine höhere Emotionskontrolle aufweisen als Mädchen. Hinsichtlich der Alterseffekte lässt sich keine genaue Aussage treffen. Es ist wahrscheinlich, dass sich keine Signifikanzen zeigen.
Durchsetzungsfähigkeit im Jugendalter wurde häufig im Hinblick auf Geschlechtsunterschiede untersucht (vgl. Bassen & Lamb, 2006). Vielfach wurde beschrieben, dass Mädchen während der Adoleszenz beginnen, weniger durchsetzendes Verhalten zu zeigen, da sie möglicherweise eher enge Beziehungen fokussieren (vgl. u. a. Brown & Gilligan, 1994; Miller, 1991; Pipher, 1994). Allerdings konnten andere Studien diese Befunde nicht bestätigen und postulieren keinen generellen, sondern eher einen kontextabhängigen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen (vgl. u. a. Bassen & Lamb, 2006; Harter et al., 1998; Maccoby, 2000). Ähnlich inkonsistente Befunde fanden sich auch bei Erwachsenen (Maccoby, 2000). Auf der Basis bisheriger Forschungsbefunde ist es daher wahrscheinlich, dass sich in der eigenen Studie keine Geschlechtsunterschiede und auch keine Alterseffekte zeigen.

Der Bereich der *sozialen Fähigkeiten* ist bei Jugendlichen kaum untersucht worden. In der Studie von Fend (1998) wurde die soziale Fähigkeit operationalisiert durch das Kompetenzbewusstsein der Jugendlichen hinsichtlich ihrer Kontaktfähigkeit und Durchsetzungsfähigkeit. Es zeigte sich, dass die Jugendlichen mit zunehmendem Alter ihre sozialen Fähigkeiten, bestehend aus den beiden Komponenten, positiver einschätzten, wobei sich keine geschlechtsspezifischen Unterschiede ergaben; d. h. Jungen und Mädchen haben gleiches Vertrauen in ihre sozialen Fähigkeiten.
Man kann somit vermuten, dass die Messwerte auf der von uns verwendeten Skala mit dem Alter steigen und dass sich keine Geschlechtsunterschiede beobachten lassen. Bei den Erwachsenen werden ebenfalls keine Geschlechtsunterschiede erwartet.
Die meisten Studien, die sich mit dem Kompetenzbewusstsein bezüglich *Elternschaft* bzw. der wahrgenommenen Selbstwirksamkeit als Eltern beschäftigen, behandeln die Übergangszeit zur Elternschaft. Befunde, wie kompetent sich Mütter und Väter während der Adoleszenz ihrer Kinder in ihrer Rolle als Eltern fühlen, liegen nicht vor. Daher soll die für diese Arbeit relevante Hauptaussage aus den Studien bezüglich des Übergangs zur Elternschaft abgeleitet werden. Es konnte gezeigt werden, dass in der Übergangszeit zur Elternschaft (bis zu vier Monate nach Geburt des Kindes) Väter sich signifikant weniger selbstwirksam in ihrer Elternrolle wahrnehmen als Mütter (Hudson et al., 2001; Reece & Harkless, 1998). Geht man davon aus, dass der gefundene Unterschied über die Zeit stabil bleibt, sollten auch bei Jugendlichen die Mütter höhere Werte erreichen als die Väter und somit ein höheres Maß an Kompetenzbewusstsein in ihrer Elternrolle erleben. Geht man allerdings davon aus, dass der gefundene Unterschied im Verlauf nicht stabil bleibt, könnten auch keine Unterschiede zwischen Vätern und Müttern erwartet werden.
Die Befunde aus der Forschung zu *deviantem* und *delinquentem Verhalten* belegen einen deutlichen Geschlechts- und Alterseffekt. Durchgängig ließ sich zeigen, dass Mädchen weniger deviantes Verhalten aufweisen als Jungen (vgl. Laucht, 2001; Moffitt, 1993; Montada, 2002; Othold & Schumann, 2003; Wiesner & Silbereisen, 1999). Schaut man sich allerdings den Zigarettenkonsum als Merkmal devianten Verhaltens gesondert an, konnte in dem Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (Lamper & Thamm, 2007) belegt werden, dass in bestimmten Altersgruppen (15 Jahre) die Mädchen mehr rauchten als die Jungen. Die altersspezifischen Verläufe waren dagegen insgesamt abhängig von den Merkmalen der Devianz. So nehmen

Nikotin- und Alkoholgenuss mit dem Alter zu, während bestimmte Aspekte delinquenten Verhaltens im mittleren Jugendalter einen Höhepunkt aufweisen und danach wieder seltener werden. Der Gipfelpunkt ist ebenfalls abhängig von der Art der Delikte. Er liegt Untersuchungen zufolge für Ladendiebstahl bei 14 Jahren, für Einbruch und Kraftfahrzeugdiebstahl bei 17 Jahren, für Körperverletzung bei 18 Jahren sowie für Drogendelikte und Betrug bei 20 Jahren (vgl. Schmidt-Denter, 2005, S. 145 f.).

Aufgrund der eindeutigen Datenlage wird für die eigene Studie angenommen, dass Jungen insgesamt ein höheres Niveau devianten Verhaltens aufweisen als Mädchen; dies soll sich auch auf Itemebene zeigen, außer beim Zigarettenkonsum, wo von keinem Geschlechtsunterschied ausgegangen wird. Aufgrund der in unserer Skala verwendeten Operationalisierungen erwarten wir insgesamt einen deutlichen Anstieg im früheren Jugendalter und ggf. ein leichtes Absinken in den späteren Jahren, so dass sich ein kurvenlinearer Zusammenhang ergibt. Für die einzelnen Items wird erwartet, dass Alkohol- und Zigarettenkonsum über die gesamte Altersspanne ansteigen, während sich bei den anderen Items (Gewalttätigkeit, Bedrohung/Erpressung, Diebstahl, Beschädigung und Drogenkonsum) ein vom Delikt abhängiger Gipfel und somit ein kurvenlinearer Zusammenhang ergibt.

In der Forschung wird häufiger das politische Interesse untersucht als das *politische Informationsverhalten*. Man kann jedoch davon ausgehen, dass Interesse und Handeln zusammenhängen und sich das Interesse im Handeln widerspiegelt.

In der Studie von Fend (1991) wurde unter der „politischen Aufgeschlossenheit“ („politische Wachheit“) beides, also sowohl das politische Interesse als auch das politische Handeln, subsumiert und untersucht. Die Ergebnisse belegen, dass Jungen politisch mehr aufgeschlossen sind als Mädchen, aber bei beiden die politische Aufgeschlossenheit mit dem Alter steigt.

Diese beiden Ergebnisse lassen sich auch in der 13. Shell Jugendstudie finden, in der ausschließlich das politische Interesse betrachtet wurde (Fischer, 2000).

Entsprechend der Annahme, dass politisches Interesse und politisches Handeln zusammenhängen, werden aufgrund der beschriebenen Befunde sowohl Alters- als auch Geschlechtseffekte erwartet. Jungen sollten ein höheres politisches Informationsverhalten zeigen als Mädchen und das politische Informationsverhalten insgesamt sollte mit dem Alter tendenziell steigen. Der Geschlechtseffekt wird auch bei den Erwachsenen erwartet.

5.1.2 Soziale Identität

Zu den Skalen im Bereich des Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen wurden innerhalb des Jugendalters im Wesentlichen keine Alterstrends gefunden. Dagegen zeigten sich durchweg Alters- bzw. Generationsunterschiede über die Lebensspanne in dem Sinne, dass Erwachsene stärkere nationale Bindungen und ausgeprägteren Nationalstolz aufweisen als Jugendliche. Dies bestätigte sich sowohl in deutschen als auch in internationalen Studien (Blank & Schmidt, 1993; Huddy & Khatib, 2007; Rose, 1985; Smith & Kim, 2006; Westle, 1995).
Hinsichtlich der Geschlechtseffekte lässt sich der Forschungsstand dahingehend zusammenfassen, dass entweder keine Unterschiede gefunden wurden oder aber dass männliche Befragte eine stärker ausgeprägte nationale Identität zum Ausdruck brachten als weibliche. In deutschen Studien zeigten männliche Jugendliche und Erwachsene in der Regel mehr *Nationalstolz* als weibliche (Seiler et al., 1999; Smith & Jarkko, 1998; Westle, 1995). In internationalen Studien waren die Effekte oft schwächer ausgeprägt. So fand Feshbach (1991, 1994) keine Geschlechtsunterschiede auf den Nationalismus- und Patriotismus-Skalen. Smith und Kim (2006) ermittelten in 10 von 33 Ländern geringfügig höhere Werte bei Männern für den allgemeinen Nationalstolz und in 15 Ländern für einzelne Bereiche des Nationalstolzes. Im Rahmen der IEA-Studie, die in 27 Ländern durchgeführt wurde, fand Haenni Hoti (2003) in 18 Ländern keine Geschlechtsunterschiede und in den übrigen teilnehmenden Staaten (darunter in Deutschland) höhere Werte für die Jungen. Karasawa (2002) berichtete für Japan keine Geschlechtsunterschiede bezüglich Patriotismus und Nationalismus, aber leicht höhere Werte für Männer auf dem Faktor „Commitment to National Heritage“ (vgl. Kap. 8.1.2). Eine Ausnahme scheinen polnische Daten zu bilden. Hier gibt es Hinweise, dass die nationale Identität bei Mädchen/Frauen stärker ausgeprägt ist (Skarzynska & Golec de Zavala, 2006; Wilberg, 1995). Ganz klare Geschlechtsunterschiede zeigen sich dagegen, wenn man keine Befragungen heranzieht, sondern Äußerungsformen rechtsextremistischer Gewalt zu Grunde legt. Solche Taten werden überwiegend von männlichen Jugendlichen begangen und nur in Einzelfällen von Mädchen bzw. jungen Frauen (Schubarth, 2000; Willems et al., 1998).

Bei den Einstellungen zu Fremdgruppen weisen die Geschlechtsunterschiede einen klaren Trend auf. Weibliche Probanden äußern weniger Ausländerfeindlichkeit bzw. geringere *Xenophobie* (Schubarth, 1993; Westle, 1995). In der Studie von Boehnke et al. (1998) verschwand dieser Unterschied jedoch, wenn man das „hierarchische Selbstinteresse“ als Prädiktor mitberücksichtigte. *Xenophilie*- und Internationalismus-Werte fallen entsprechend bei Frauen durchgängig höher aus als bei Männern. In der Studie von Leiprecht (2001) wiesen weibliche Jugendliche in Deutschland und den Niederlanden eine stärker „multiperspektivische Orientierung“ auf als ihre männlichen Altersgenossen, d. h. sie versuchten, sich auch in die Lage von Zugewanderten hineinzuversetzen und diese zu verstehen. Besonders konsistente Ergebnisse erbrachten die Einstellungsmessungen zum *Antisemitismus* in Deutschland: Es äußerten weniger Frauen antisemitische Einstellungen als Männer (z. B. 12 % vs. 19 %, TNS Emnid/Bertelsmann Stiftung, 2007). Beim Antisemitismus traten auch deutliche Generationen- bzw. Alterseffekte zutage. Ältere Jahrgänge waren stärker vorurteilsbelastet als jüngere. In der Emnid-Studie (TNS Emnid/Bertelsmann Stiftung, 2007) lag der Anteil bei den über 60-Jährigen doppelt so hoch wie bei den unter 30-Jährigen. Weiterhin zeigte sich ein Einfluss der Schulbildung. Probanden mit hoher Schulbildung äußerten sehr viel seltener judenfeindliche Äußerungen als solche mit geringem Bildungsniveau.

5.2 Projektergebnisse

5.2.1 Personale Identität

Die eigenen Projektergebnisse entsprechen weitgehend den aus der Literatur abgeleiteten Erwartungen, die sich somit auch unter interkultureller Perspektive bestätigen (vgl. Kap. 5.1).

Die geschlechtsspezifischen Unterschiede fallen im Jugendalter insgesamt gesehen deutlicher aus als im Erwachsenenalter. Die Werte für die Mädchen liegen durchgängig signifikant höher bei den Dimensionen *Selbstaufmerksamkeit*, *Psychosomatische Beschwerden*, *Depressivität* und *Rollenübernahmeinteresse*. Bei den Jungen zeigen sich stärkere Ausprägungen bei den Skalen *Selbstkritik*, *Selbstwert/Selbstzufriedenheit*, *Konzept des Aussehens*, *Emotionskontrolle*, *Deviantes Verhalten* und *Politisches Informationsverhalten* sowie bei den Items *Gewalttätigkeit*, *Sachbeschädigung* und *Alkohol*- und *Drogenkonsum* des *Devianten*

Verhaltens. Die Werte erreichen jedoch jeweils nur in einigen Ländern das Signifikanzniveau. Keine bedeutsamen geschlechtsspezifischen Unterschiede im Jugendalter konnten bei den Skalen *Identitätsstil*, *Selbstentfremdung*, *Leistungsehrgeiz*, *Zukunftsbewältigung*, *Durchsetzungsfähigkeit* und *Soziale Fähigkeiten* gefunden werden.

In den folgenden Tabellen (Tab. 5.1-5.5) sind die Mittelwertsdifferenzen derjenigen Skalen dargestellt, die zugunsten der Mädchen/Frauen (I-J = positiver Wert) bzw. zugunsten der Jungen/Männer (I-J = negativer Wert) ausfallen. Wie man sieht, unterscheiden sich die durchschnittlichen Mittelwertsdifferenzen bei den einzelnen Skalen erheblich. Als besonders „typisch weiblich" kann das *Rollenübernahmeinteresse* gelten, gefolgt von der *Selbstaufmerksamkeit*, der *Depressivität* und den *Psychosomatischen Beschwerden* (vgl. Tab. 5.1). Als „typisch männlich" erscheinen dagegen ein *positives Konzept des eigenen Aussehens*, die *Emotionskontrolle*, der *Selbstwert*, das *Politische Informationsverhalten*, die Neigung zur *Selbstkritik*, die *Selbstzufriedenheit* und das *Deviante Verhalten*, wobei auf Itemebene (Gewalttätigkeit, Beschädigung, Alkohol und Drogen) die durchschnittlichen Mittelwertsdifferenzen noch höher ausfallen als auf Skalenebene beim *Devianten Verhalten* insgesamt (vgl. Tab. 5.2, 5.3).

Tabelle 5.1: Mittelwertsdifferenzen: Mädchen, autochthon

	Selbst-aufmerksamkeit	Psychosomatische Beschwerden	Depressivität	Rollenüber-nahmeinteresse
D	**.390**	**.304**	**.200**	**.529**
DK	**.408**	**.425**	**.253**	**.496**
NL	.232	**.264**	**.366**	**.313**
B	**.255**	**.245**	.072	**.470**
L	**.368**	**.297**	**.245**	**.406**
F	**.271**	**.251**	**.381**	**.484**
CH	**.334**	**.281**	**.270**	**.483**
A	**.538**	**.267**	**.170**	**.665**
CZ	**.366**	**.227**	**.207**	**.627**
PL	**.481**	**.175**	**.204**	**.683**
Ø	.386	.278	.323	.526

Anmerkung. Signifikante Mittelwertsunterschiede zugunsten der Mädchen im Vergleich zu den Jungen sind fett gedruckt ($p < .05$).

Tabelle 5.2: Mittelwertsdifferenzen: Jungen, autochthon

	Selbst-kritik	Selbstwert	Selbstzu-friedenheit	Aussehen	Emotions-kontrolle	Deviantes Verhalten	Politisches Informations-verhalten
D	-.059	**-.261**	-.192	**-.302**	**-.329**	-.094	**-.260**

DK	**-.441**	**-.280**	**-.287**	**-.312**	-.180	-.097	.138
NL	-.019	-.181	-.169	**-.443**	-.123	**-.299**	-.039
B	**-.558**	**-.220**	-.114	-.124	-.138	**-.166**	-.141
L	-.109	**-.266**	**-.250**	**-.341**	-.198	**-.193**	**-.277**
F	-.066	**-.450**	-.135	**-.452**	**-.352**	**-.283**	-.008
CH	-.170	**-.276**	-.130	**-.332**	**-.280**	**-.215**	-.203
A	-.156	-.103	-.081	**-.232**	-.104	-.083	-.096
CZ	-.162	-.101	.004	-.065	**-.371**	-.034	-.396
PL	**-.255**	-.065	.123	-.162	**-.284**	**-.372**	**-.403**
Ø	-.149	-.216	-.137	-.278	-.252	-.161	-.192

Anmerkung. Signifikante Mittelwertsunterschiede zugunsten der Jungen im Vergleich zu den Mädchen sind fett gedruckt ($p < .05$).

Tabelle 5.3: Mittelwertsdifferenzen: Deviantes Verhalten (Items), Jungen, autochthon

	Gewalttätigkeit	Beschädigung	Alkohol	Drogen
D	**-.224**	**-.300**	-.130	-.103
DK	**-.255**	**-.260**	-.080	**-.242**
NL	**-.331**	**-.380**	**-.500**	**-.359**
B	**-.282**	**-.210**	**-.600**	-.201
L	**-.242**	**-.348**	**-.360**	**-.211**
F	-.255	-.160	**-.860**	**-.388**
CH	**-.244**	**-.230**	**-.460**	**-.371**
A	**-.376**	**-.320**	.040	-.149
CZ	**-.206**	-.100	.080	-.066
PL	**-.263**	**-.290**	**-.770**	**-.299**
Ø	-.283	-.236	-.279	-.270

Anmerkung. Signifikante Mittelwertsunterschiede zugunsten der Jungen im Vergleich zu den Mädchen sind fett gedruckt ($p < .05$).

In der Elterngeneration erweisen sich die Frauen im Ländervergleich nur teilweise als *selbstaufmerksamer*, stärker *psychosomatisch belastet*, *depressiver*, stärker *geborgenheitsorientiert*, weniger *selbstkritisch*, weniger *durchsetzungsfähig* und weniger *politisch interessiert* als Männer (vgl. Tab. 5.4). Lediglich beim *Rollenübernahmeinteresse* fällt der Geschlechtsunterschied durchgängig bedeutsam zugunsten der Frauen aus. Zugunsten der Männer zeigen sich (in einigen Ländern signifikant) höhere Werte für *Durchsetzungsfähigkeit*, *Politisches Informationsverhalten* und *Selbstkritik* (vgl. Tab. 5.5). Bei den Dimensionen *Identitätsstil*, *Selbstwert/Selbstzufriedenheit*, *Selbstentfremdung*, *Partnerschaftszufriedenheit*, *Leistungsehrgeiz*, *Aussehen*, *Zukunftsbewältigung*, *Emotionskontrolle*, *Soziale Fähigkeiten* und *Kompetenzen als Eltern* ergeben sich keine nennenswerten Geschlechtseffekte.

Tabelle 5.4: Mittelwertsdifferenzen: Frauen, autochthon

	Selbstauf-merksamkeit	Psychosomati-sche Beschwerden	Depressivität	Geborgenheits-bedürfnis	Rollenüber-nahmeinteresse
D	.096	**.289**	.145	-.095	**.268**
DK	.163	.212	.133	-.044	**.316**
NL	.189	.041	.182	**.310**	**.426**
B	.206	.168	**.331**	-.114	**.242**
L	**.668**	.210	.290	.043	.455
F	-.019	-.583	-.119	-.194	.340
CH	**.299**	.161	**.185**	.293	**.431**
A	**.342**	**.322**	.105	-.139	**.311**
CZ	.320	**.282**	**.242**	**.542**	**.517**
PL	.166	**.426**	**.257**	-.188	**.267**
Ø	.208	.256	.200	.039	.315

Anmerkung. Signifikante Mittelwertsunterschiede zugunsten der Frauen im Vergleich zu den Männern sind fett gedruckt ($p <$ .05).

Tabelle 5.5: Mittelwertsdifferenzen: Männer, autochthon

	Selbstkritik	Durchsetzungsfähigkeit	Politisches Informationsverhalten
D	-.160	**-.350**	-.249
DK	-.065	-.039	-.250
NL	-.195	-.204	-.217
B	-.109	**-.635**	**-.556**
L	**-.514**	**-.746**	-.286
F	-.678	.130	.689
CH	-.078	**-.461**	**-.585**
A	-.186	**-.504**	**-.562**
CZ	-.258	-.228	-.116
PL	-.002	-.270	**-.404**
Ø	-.137	-.403	-.380

Anmerkung. Signifikante Mittelwertsunterschiede zugunsten der Männer im Vergleich zu den Frauen sind fett gedruckt ($p <$ .05).

Eindeutige Alterstrends treten bei den Jugendlichen nur bei wenigen Dimensionen zutage. So nehmen nur die *Selbstaufmerksamkeit*, der *informationsorientierte Identitätsstil* und das *politische Informationsverhalten* mit dem Alter zu; für die *psychosomatischen Beschwerden* gilt dies teilweise. Das *Rollenübernahmeinteresse* korreliert erwartungswidrig nur in einigen Ländern tendenziell positiv mit dem Alter. Für das *Deviante Verhalten* deutet sich erwartungsgemäß ein kurvenlinearer Zusammenhang mit dem Alter an (vgl. Kap. 5.1; Abb. 5.1). Die Linie der Skalenmittelwerte fasst dabei unterschiedliche Trends zusammen. So geht aus den Daten hervor, dass Alkohol- und Zigarettenkonsum bis zum Alter von 16 Jahren steil

ansteigen; danach stabilisieren sich die Werte. Da sich, zusammengefasst über die untersuchten Länder, nur die Ergebnisse des Alkohol- und Zigarettenkonsums als praktisch bedeutsam erwiesen (*eta²* > .02), können andere vermutete Trends, wie der eines klaren Gipfels delinquenten Verhaltens in der Jugend, wegen der zu geringen Häufigkeiten nicht nachgewiesen werden. Die Abbildung 5.1 stellt die signifikanten Altersverläufe gemittelt über alle untersuchten Länder dar.

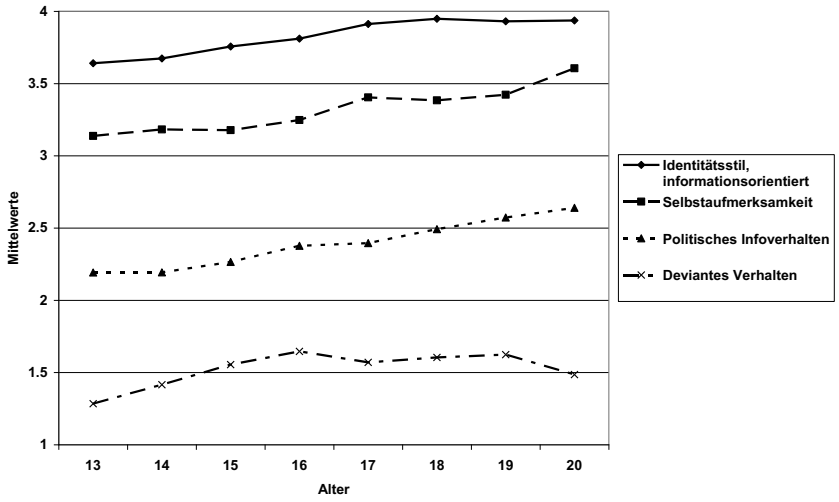

Abb. 5.1: Alterseffekte über alle Länder: Jugendliche, autochthon

Ansonsten dominiert eine Stabilität der Messwerte über die Altersgruppen. Viele Aspekte der personalen Identität sind offenbar bereits im Jugendalter relativ feste Bestandteile der Persönlichkeit geworden (vgl. Alsaker & Olweus, 1992). So schreibt Fend (2000): „Diese Altersphase ist – gemessen an den hier verwendeten Indikatoren des Selbstbildes und der psychischen Sicherheit – von *Stabilität* gekennzeichnet“ (S. 356). In den hier belegten altersabhängigen Befunden kommen vor allem sozial-kognitive Entwicklungsfortschritte, aber auch jugendtypische Krisensymptome zum Ausdruck.

5.2.2 Soziale Identität

Bei den Skalen zur sozialen Identität zeigen sich insgesamt nur wenige Alterseffekte. Es dominiert Stabilität, und zwar in noch stärkerem Maße als bei der personalen Identität. Wesentliche Einstellungen sowohl zu eigenen Bezugsgruppen als auch zu Fremdgruppen scheinen sich schon verfestigt zu haben. So fanden auch Boehnke et

al. (1998) stabile Werte für die Xenophobie im Alter zwischen 13 und 15 Jahren. In einigen Skalen manifestieren sich aber auch für das Jugendalter typische Veränderungen, die als Sozialisationsprozesse interpretiert werden können. Es ergaben sich vor allem drei im Kulturvergleich übereinstimmende Alterstrends: eine Zunahme an *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen*, eine Zunahme von *Toleranz* und eine Abnahme von *Antisemitismus* (vgl. Abb. 5.3).

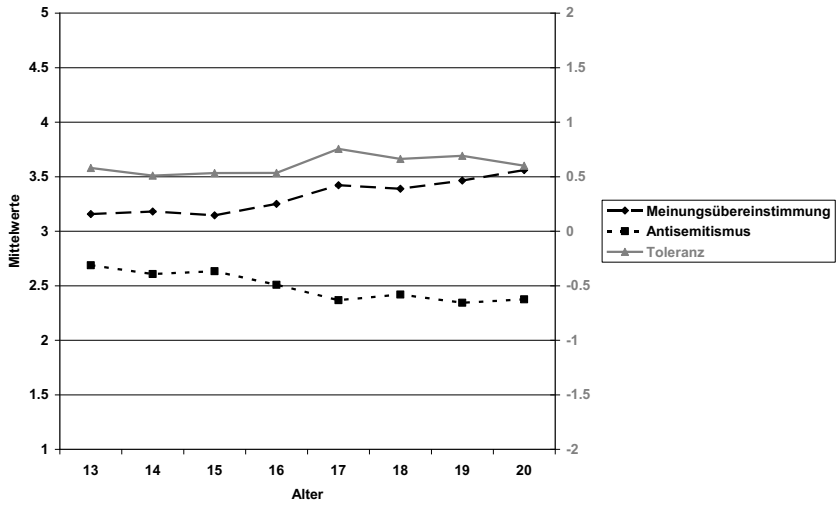

Abb. 5.2: Alterseffekte über alle Länder: Jugendliche, autochthon

Anmerkung. Die unipolaren Skalen Meinungsübereinstimmung und Antisemitismus beziehen sich auf die linke schwarze Skalierung, während sich die bipolare Skala Toleranz auf die rechte graue Skalierung bezieht.

Die zunehmende Meinungsübereinstimmung betrifft die familiären Bezugspersonen und kann als ein Prozess der Annäherung an die von den Eltern vertretenen Werte verstanden werden. Ein Generationenkonflikt kommt hierin gewiss nicht zum Ausdruck, sondern eher eine gelungene Akkulturation zu den Themenbereichen Religion, Moralvorstellungen, Einstellungen gegenüber anderen Menschen, politische Ansichten und Sexualität (vgl. auch Kap. 6). Zu den Veränderungen bei Toleranz und Antisemitismus dürften neben familiären auch außerfamiliäre Sozialisationseinflüsse beigetragen haben. Es handelt sich hierbei um gesellschaftlich angestrebte Effekte, die über den Schulunterricht oder die Medien intensiv vermittelt werden. Beide Prozesse verlaufen spiegelbildlich: Ab einem Alter von etwa 16 Jahren erhöhen sich die Toleranz- und verringern sich die Antisemitismus-Werte.

Eine deutsche Besonderheit zeigt sich bei der *Nationalstolz-Skala*. Nur bei den deutschen Jugendlichen ergibt sich eine signifikante altersabhängige Verringerung des Nationalstolzes (vgl. Abb. 5.4). Auch hier lässt sich ein Absinken der Werte im

Alter von ca. 16 Jahren beobachten. Somit können Zusammenhänge mit den Einflüssen vermutet werden, die sich auch auf Toleranz und Antisemitismus auswirken, jedoch nur in Deutschland zusätzlich den Nationalstolz beeinträchtigen (vgl. Kap. 8).

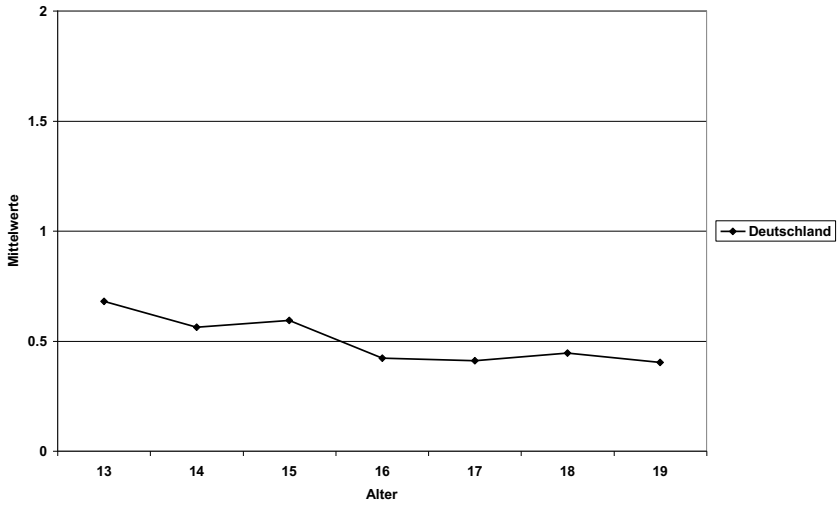

Abb. 5.3: Alterseffekte Nationalstolz: Jugendliche, autochthon

Interkulturell übergreifende Geschlechtsunterschiede finden sich bei den Jugendlichen nur bei wenigen Skalen (vgl. Tab. 5.7). Die stärksten Effekte weist die *Toleranz* auf: Die Werte liegen bei den Mädchen durchgängig höher, auch wenn sie nicht in allen Ländern die geforderte Effektstärke erreichen. Weiterhin ist auch die *Xenophilie* eher typisch für Mädchen. Bei den Jungen sind dagegen stärker ausgeprägt: das positive *Erleben der eigenen Nation*, der *Antisemitismus* und die *Xenophobie*. Bei den Jungen zeigt sich somit stärkere Eigengruppenfavorisierung, bei den Mädchen mehr Offenheit für Fremdgruppen.

Tabelle 5.6: Mittelwertsdifferenzen: Jugendliche, autochthon

	National-stolz	Erleben der eigenen Nation	National-gefühl	Toleranz	Xenophilie	Xeno-phobie	Antise-mitismus
D	**-.151**	**-.455**	-.100	**.311**	**.231**	-.166	-.204
DK	.000	-.012	**.169**	**.427**	.107	-.077	**-.325**
NL	.030	-.128	-.038	.143	-.066	**-.253**	-.120
B	-.075	**-.366**	.046	**.311**	**.277**	**-.295**	**-.362**
L	-.142	**-.372**	-.008	.144	.126	-.063	-.076
F	-.019	-.207	-.007	**.604**	.150	-.307	**-.675**

CH	-.055	**-.369**	-.126	**.427**	**.270**	**-.208**	**-.306**
A	.026	-.239	-.086	**.352**	.039	-.073	**-.279**
CZ	.008	-.156	.100	.104	.119	**-.252**	**-.287**
PL	**.176**	-.028	.068	**.444**	-.027	-.113	-.179
Ø	-.040	-.263	-.032	.344	.155	-.162	-.248

Anmerkungen. Negative Werte weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jungen, positive Werte auf höhere Ausprägungen bei den Mädchen hin. Signifikante Mittelwertsunterschiede sind fett gedruckt ($p < .05$).

Der *Nationalstolz* weist nur in zwei Ländern signifikante Geschlechtsunterschiede auf, die zudem eine gegenläufige Richtung haben. In Deutschland äußern die Jungen, in Polen dagegen die Mädchen mehr Nationalstolz. Dieser Befund entspricht den Ergebnissen aus der Literatur (vgl. Kap. 5.1.2). Die von Wilberg (1995) sowie Skarżyńska und Golec de Zavala (2006) favorisierte Interpretation besagt, dass Mädchen durch Sozialisationsprozesse stärker beeinflusst werden können als Jungen. Der Sozialisationsdruck gehe in Deutschland und Polen in unterschiedliche Richtungen. In Deutschland werde der Nationalstolz tabuisiert, in Polen dagegen massiv propagiert. Dies wirke sich bei den Mädchen stärker aus als bei den Jungen und erkläre so die gegensätzlichen Geschlechtseffekte.
Zu dieser Interpretation passt, dass *Xenophilie-Werte* bei deutschen Jugendlichen stark geschlechtsspezifisch variieren. Im europäischen Vergleich weist nur in Deutschland das Item „Ich würde am liebsten auswandern“ einen signifikanten Geschlechtseffekt auf. Die Mädchen hegen deutlich stärkere Auswanderungswünsche als die Jungen ($eta^2 = .02$). Ihre Bindungen an das Heimatland scheinen somit vergleichsweise schwach und ihre Sympathie für das Fremde stark ausgeprägt zu sein. Auch dieser Befund dürfte durch für Deutschland spezifische Sozialisationsbedingungen erklärt werden können.

In den Elternstichproben konnten die im Jugendalter gefundenen Geschlechtsunterschiede nicht repliziert werden. Am ehesten finden sich noch signifikante Effekte bei der *Antisemitismus-Skala*. In Belgien und der Schweiz erreichen die Männer signifikant höhere Antisemitismus-Werte als die Frauen, in Dänemark ist es dagegen umgekehrt. In den übrigen Ländern fallen die Differenzen nicht signifikant aus, gehen jedoch in die Richtung einer negativeren Einstellung bei Männern.
Insgesamt kann man die häufigeren Unterschiede bei den Jugendlichen als geschlechtstypische Reaktionen auf gesellschaftliche Einflussprozesse deuten.

Direkte rollenspezifische Vorbilder im familiären Kontext scheinen von geringer Bedeutung zu sein.

6 Der Zwei-Generationen-Ansatz: Vergleiche zwischen Jugendlichen und Eltern

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Frage, welche Übereinstimmungen zwischen elterlicher und jugendlicher Identität in Deutschland bestehen und ob sich die Zusammenhänge in anderen europäischen Ländern ähnlich darstellen (FB 31). In einem ersten Schritt wird mit Hilfe von Korrelationsanalysen die Übereinstimmung von jugendlichen und elterlichen Einstellungen bestimmt. In einem zweiten Schritt werden die Unterschiede beschrieben, indem Differenzen der mittleren Ausprägungen berechnet werden. In einem weiteren Kapitel werden die Korrelationsanalysen getrennt für verschiedene Konstellationen von Mutter/Vater- und Tochter/Sohn-Dyaden wiederholt.
Zunächst werden jedoch Literaturbefunde vorgestellt. Die Ausführungen orientieren sich dabei an der Reihenfolge der Konstrukte im Strukturmodell (vgl. Kap. 2.2).

6.1 Literaturbefunde zu Transmissionseffekten

6.1.1 Intergenerationale Übereinstimmung

Sehr gut dokumentiert sind familiäre Transmissionseffekte in Bezug auf die *Depression*. So erhöhen nach Besser und Priel (2005) insbesondere depressive Mütter die Wahrscheinlichkeit depressiver Symptomatiken bei ihren Kindern.
Auch bei *psychosomatischen Beschwerden* weisen Studien auf intergenerationale Übereinstimmungen hin (Noeker & Petermann, 2002).
Der Bereich der *Kontrollüberzeugungen* stieß bisher auf wenig Forschungsinteresse. Malmberg et al. (2005) untersuchten, inwieweit sich die *Zukunftserwartungen* beider Generationen ähneln. Die Ergebnisse waren eindeutig: Die Ziele von Eltern und Jugendlichen konnten als deckungsgleich und ähnlich strukturiert verstanden werden. Allerdings zeigten sich Jugendliche in der Einschätzung von Erfolgswahrscheinlichkeiten, diese Ziele betreffend, als wesentlich optimistischer.
Große Beachtung fand in der Forschung die Transmission *religiöser Werte* zwischen Eltern und Jugendlichen. Acock und Bengston (1978) belegten aufgrund der Ergebnisse ihrer Studie mit 653 Vater-Mutter-Jugendlichen-Triaden, dass insbesondere religiöses Verhalten transmittiert wird. Auch eine – wenn auch schwächere – Transmission von religiösen Einstellungen konnten sie nachweisen.

Dass die Transmission von bestimmten Bedingungen abhängig ist, zeigten Pinquart und Silbereisen (2004). Sie untersuchten 432 Mutter-Kind und 346 Vater-Kind-Dyaden auf Transmissionseffekte in Bezug auf den religiösen Glauben und stellten fest, dass Jugendliche dann Ausgangspunkt der Transmission religiöser Auffassungen waren, wenn im (nicht-protestantischen) Elternhaus ein überdurchschnittlich autoritärer Erziehungsstil vorherrschend war. In protestantischen Familien hingegen war eine Transmission von Jugendlichen auf die Eltern unabhängig von einem autoritären Erziehungsstil. In einem Reviewartikel von Miller (2004) wurde außerdem ein indirekter Einfluss der Eltern aufgezeigt, wonach Religiosität durch religiöse Organisationen vermittelt wird, mit denen die Jugendlichen bzw. Kinder durch ihre Eltern in Kontakt gebracht werden.
Ähnlich zur Religiosität stellt sich die Forschungslage bei der Transmission *politischer Einstellungen* dar. So zeigt die große Zahl der vorliegenden Veröffentlichungen vergleichbare Tendenzen, insbesondere was den elterlichen Einfluss auf die kindlichen politischen Einstellungen anbelangt. Allerdings war der Einfluss der Eltern stark vom Alter der Kinder und deren politischen Erfahrungen abhängig. So wies Achen (2002) darauf hin, dass die Parteipräferenz von Erstwählern einerseits stark mit der elterlichen Parteipräferenz korreliert, gleichzeitig aber auch labiler ist als die der Eltern. Cavalli-Sforza et al. (1982) kamen ebenfalls zu dem Schluss, dass das Alter der Kinder, wegen der stark altersabhängigen Interaktionen mit anderen Einflussfaktoren, einen großen Effekt auf den Erfolg der familiären Transmission hat. Mit steigendem Kindesalter nimmt demnach der elterliche Einfluss ab (vgl. Gniewosz & Noack, 2006). Dem entgegen wirkt ein Phänomen, das ter Bogt et al. (2001) herausstellten: Mit steigendem Alter der Jugendlichen nahmen auch die intergenerationalen Diskussionen zu, welche unter Umständen zur teilweisen Übernahme der kindlichen Werte durch die Eltern führen und damit wiederum zu einer Angleichung beitragen könnten.
Transmissionseffekte fanden sich auch in Studien über *Werte* allgemein. Der bereits von ter Bogt et al. (2001) herausgearbeitete Einfluss intergenerationaler Kommunikation als Moderatorvariable für die Transmission von Werten wurde auch von Boehnke et al. (2007) bestätigt. Je mehr die Generationen miteinander kommunizieren – und je kongruenter die Werthaltungen der Eltern wahrgenommen werden – desto stärker zeigte sich die intergenerationale Übereinstimmung.

Dass Transmissionseffekte bei *Ausländerablehnung* eine Rolle spielen, konnten Gniewosz und Noack (2006), Grob (2005), Hadjar (2005), Rippl (2004), Sinclair et al. (2005) und Weatherley (1988) feststellen. Während Gniewosz und Noack (2006) anführten, dass die Wahrnehmung der elterlichen Einstellungen als Mediator für die Transmission aufgefasst werden könne, stellte Grob (2005) die Qualität der intergenerationalen Beziehung als relevant heraus. Die Transmissionskraft der Eltern blieb bei guter Eltern-Kind-Beziehung über einen relativ langen Zeitraum bestehen. Er begründete dieses Ergebnis damit, dass stärkere Autonomieeinschränkung (bei einer schlechten Eltern-Kind-Beziehung) nur kurzfristig zu Compliance, langfristig aber zu Distanz zwischen Eltern und Jugendlichen führe, im Umkehrschluss also eine gute Beziehung langfristig Übereinstimmung begünstige (vgl. auch Weatherley, 1988). Als weitere Mediatorvariable kann die Identifikation der Kinder mit ihren Eltern angeführt werden. So konnten Sinclair et al. (2005) anhand einer Stichprobe von 89 Schülern und Schülerinnen sowie deren Eltern, die sie nach ihren Vorurteilen gegenüber anderen Ethnien befragten, feststellen, dass eine hohe Identifikation der Kinder mit ihren Eltern eine Einstellungsübernahme zur Folge hatte. Eine eher geringe Identifikation führte zu einer Ablehnung der elterlichen Einstellungen.

O'Bryan et al. (2004) entwickelten das „differential effects model", welches für die Erklärung der Transmission bestimmter Vorurteile/Stereotypen, die wiederum als Merkmale der *Intoleranz* verstanden werden können, herangezogen wird. Demnach geben Mütter und Väter ganz unterschiedliche Stereotypen an die Kinder weiter. Während Mütter Rassen-, AIDS- und Übergewichtsvorurteile weitergeben, sind Väter gemäß dieses Modells für die Transmission von Geschlechtsrollenstereotypen, insbesondere Homosexuellen-Vorurteilen, verantwortlich. Erklärt wird dieser Unterschied einerseits durch die häufigere Kommunikation der Mütter mit den Kindern über die entsprechenden Themen als auch durch den Anspruch der Väter, eigene Geschlechtsrollenstereotype an die Kinder weiterzugeben.

6.1.2 Intergenerationale Diversität

Albert (2006) untersuchte die intergenerationale Transmission von *Werten* in Deutschland und Frankreich. Sie versuchte zu klären, ob und inwieweit allgemeine Werthaltungen zwischen Großmüttern, ihren Töchtern und ihren Enkelkindern transmittiert werden. Es zeigten sich in allen Konstellationen signifikante

Unterschiede in den Werthaltungen. Während Jüngere eher individualistische Werte bevorzugten, zeigte sich bei Älteren eine Präferenz für kollektivistische Werthaltungen. Die Wertübereinstimmung sank mit zunehmender Distanz in der Generationsfolge.
Albert (2006) ermittelte als Moderatorvariablen, die zur intergenerationalen Diversität beitrugen, eine geringe Intimität in der Mutter-Kind-Beziehung sowie eine geringere Wertschätzung der Mutter. Auch die mütterliche Kontrolle erwies sich als Einflussfaktor auf die Transmission. Sie wirkte jedoch interkulturell verschieden. Während Kontrolle bei den deutschen Jugendlichen zu verstärkter Transmission von Kollektivismuswerten führte, folgte daraus in Frankreich die stärkere Transmission des Wertes der Familie. Als weitere Moderatorvariable, die als Erklärung für Unterschiede in den Werthaltungen bei verschiedenen Generationen herangezogen werden kann, nannten Boehnke et al. (2007) den „Zeitgeist". Demnach verändert der jeweilige Abstand vom „Zeitgeist" die Wertetransmission innerhalb der Familie. Die so genannten Mainstreamfamilien zeichneten sich demzufolge durch eine reduzierte innerfamiliäre Kommunikation aus, was wiederum zu einem verstärkten Einfluss der Umwelt als Sozialisationsfaktor und entsprechend zu weniger intergenerationaler Werte-Transmission führte. Pinquart und Silbereisen (2004) stießen in ihrer Untersuchung auf nur geringe intergenerationale Übereinstimmung die persönliche Bedeutung des Wertes *„Arbeit"* betreffend. Unterschiede in diesem Bereich, so die Autoren, seien erklärbar durch die noch fehlenden Erfahrungen der Jugendlichen in Bezug auf Arbeit.

6.1.3 Intergenerationale Übereinstimmung: Subgruppen

Der besondere Einfluss gleichgeschlechtlicher Eltern-Kind-Dyaden auf die *Identitätsentwicklung* wird vielfach betont. Zahlreiche Autoren und Autorinnen verweisen diesbezüglich auf die Bindung als starken Einfluss nehmenden Faktor (Putallaz et al., 1998). Gerade bei Mutter-Tochter-Dyaden, so Bartle-Haring (1997), sei die Bindung an das gleichgeschlechtliche Elternteil signifikant mit der Identitätsbildung korreliert.
Obwohl Mütter, allein schon aufgrund der häufigeren Interaktion mit den Kindern, allgemein eine wichtigere Rolle bei der Transmission von Werten zu spielen scheinen (Acock & Bengston, 1978), konnte dieser Effekt in Bezug auf *religiöse Werte* nicht in allen Studien bestätigt werden (vgl. Hayes & Pittelkow, 1993; Miller,

2004). Neben dem mütterlichen Einfluss erwies sich der des Vaters als mindestens ebenso wichtig (vgl. Acock & Bengston, 1978; Clark et al., 1988).
Zieht man Studien heran, die gleich- bzw. gegengeschlechtliche Dyaden untersuchten, stellt sich die Vergleichbarkeit aufgrund unterschiedlicher Dyaden-/Triadenkonstellationen als diffizil dar. Clark et al. (1988) untersuchten 67 Vater-Mutter-Sohn-Triaden und konnten hierbei einen größeren Einfluss der Väter feststellen; deren religiöse Anschauungen, Erfahrungen und Praktiken korrelierten positiv mit denen ihrer Söhne. Diese Tendenzen zu stärkeren Effekten in gleichgeschlechtlichen Dyaden wurden gestützt durch das von Flor und Knapp (2001) beschriebene Paradoxon, demzufolge das religiöse Verhalten der Töchter umso weniger stark ausgeprägt war, je mehr sich die Väter dieses wünschten und vice versa.
Bei der Transmission *politischer Werte* spielen dyadische Wechselwirkungen, neben der ohnehin gefundenen intergenerationalen Übereinstimmung, ebenfalls eine Rolle. Während Acock und Bengston (1978) die Mutter allgemein – bis auf die oben erwähnte Ausnahme bei den religiösen Werten – als einflussreichsten Faktor hervorhoben, fanden Nieuwbeerta und Wittebrood (1995), dass die Transmission der Parteipräferenz komplett genderspezifisch transmittiert wird, d. h. die Mutter-Tochter- bzw. Vater-Sohn-Dyade einflussreicher ist als gegengeschlechtliche Konstellationen.

Derartige Gendereffekte wiesen auch Boehnke et al. (2007) nach – allerdings im Zusammenhang mit der Transmission von *Werten*. Sie fanden, dass in Familien, die weit entfernt vom Zeitgeist einzuordnen sind, Väter und Brüder die Haupteinflussfaktoren waren, während bei Mainstreamfamilien durchaus auch die Mütter einen starken Einfluss ausübten. Auch in älteren Untersuchungen konnte Boehnke (2001, 2004) bereits derartige Gendereffekte feststellen. Die Eltern-Kind-Korrelationen waren dabei schwächer als die jeweiligen Vater-Kind- bzw. Mutter-Kind-Korrelationen, wobei hier, wie Kohn et al. (1986) zeigen konnten, zusätzlich kulturspezifische Differenzen bestanden, was den Einfluss des jeweiligen Elternteils anging. Noch größeren Einfluss hatten, wie bereits mehrfach deutlich wurde, gleichgeschlechtliche Dyaden.
Für die Übernahme *ausländerablehnender Einstellungen*, so Grob (2005), zeigten sich männliche Jugendliche empfänglicher. Der Austausch mit den Eltern scheine sie an die Eltern zu binden und die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, deren

(ausländerablehnende) Einstellung zu übernehmen. Bei Mädchen führte ein vermehrter Austausch mit den Eltern, dieses Thema betreffend, dagegen zu Distanz und einer entsprechend geringeren Transmissionskraft der Eltern.
Weatherley (1988) untersuchte Studentinnen auf *antisemitische Einstellungen*. Die Beziehungsqualität wurde dabei durch die Erfragung der mütterlichen Reaktionen auf kindliche Aggressionen gemessen. Festgestellt wurde ein Zusammenhang zwischen der Beziehungsqualität und dem Ausmaß antisemitischer Einstellungen bei den Töchtern in dem Sinne, als dass eine strenge Mutter-Tochter-Beziehung das Entstehen antisemitischer Einstellungen begünstigte.

6.1.4 Intergenerationale Übereinstimmung: Migranten

In Hinblick auf intergenerative Übereinstimmungen in Migranten-Familien kamen Steinbach und Nauck (2005) anhand einer Übersicht zu dem Schluss, dass intergenerative Beziehungen bei Migranten im Vergleich zu nicht eingewanderten Familien stärker ausgeprägt sind. Beobachtet wurde eine hohe Kongruenz der Wahrnehmungen, Einstellungen und Werte zwischen der Eltern- und Jugendlichengeneration. Erklärt wurde dieser Effekt durch die stärkeren familiären Bindungen und die geringere Orientierung an außerfamiliären Informationsquellen im Zuwanderungsland.
Schönpflug (2001) verglich in ihrer Studie Vater-Sohn-Dyaden bei Türken in Deutschland und der Türkei. Sie konnte feststellen, dass kollektivistische Werte im Vergleich zu individualistischen Werten von den Eltern auf die Kinder transmittiert werden, wobei sich dieser „Transmissionseffekt“ abhängig von der Homogenität der Eltern und des jeweiligen Erziehungsstils zeigte. Unterschiede in der Transmissionsstärke zwischen migrierten und nicht-migrierten Vater-Sohn-Dyaden wurden allerdings nicht deutlich. Entgegen ihrer Annahme einer reduzierten Eltern-Kind-Interaktion bei später geborenen Kindern und einer entsprechend größeren Beeinflussung durch Peers zeigte sich ein gegenteiliger Effekt: Der Transmissionseffekt, und damit die Übereinstimmung in den Werthaltungen, war umso stärker, je weiter hinten in der Geburtenfolge das Kind stand. Dieser Befund wird gestützt durch Ergebnisse anderer Studien, welche in Bezug auf Transmission einen Alterseffekt feststellen konnten.

6.1.5 Intergenerationale Diversität: Migranten

Es liegen nur wenige Studien bezüglich der Frage nach intergenerationaler Diversität bei Migranten vor. Man kann vermuten, dass diesbezüglich ein „publication bias“ vorliegt in dem Sinne, dass Studien vornehmlich den Nachweis von Transmission zum Ziel haben. Intergenerationale Unterschiede in verschiedenen Aspekten der Identität bei Migranten finden sich, wenn überhaupt, lediglich als „Nebenprodukt“ anderer getesteter Hypothesen. So untersuchte Dion (2006), inwieweit die *Identitätsentwicklung* von der Kultur abhängt. Hierzu stellte sie fest, dass sich Eltern verschiedener Kulturen in verschiedenen Rollen sehen: Einerseits als Unterstützung anbietend, andererseits aber auch, gerade in Hinblick auf die Identitätsentwicklung, als aktiv erziehend. Letzteres wird von den Kindern oftmals nicht zugelassen, woraus Dion (2006) schloss, dass sich hierdurch insbesondere bei Migrantenfamilien intergenerationale Unterschiede in Bezug auf die Konstruktion der eigenen Identität ergeben könnten. Diese Unterschiede würden durch verschiedene Einflussvariablen forciert. So stellte auch Schönpflug (2001) in Übereinstimmung mit den Ergebnissen von Gniewosz und Noack (2006) und Achen (2002) einen Alterseffekt bei der Transmission in Migrantenfamilien fest: Je älter und autonomer die Jugendlichen waren, desto weniger zeigten sie sich bezüglich ihrer *Werthaltungen* von ihren Eltern beeinflusst.

6.1.6 Zur Generationskluft-These im zeitlichen Vergleich

Die These der Generationskluft geht auf den Soziologen Mannheim (1928) zurück, der in seinem Werk „Das Problem der Generationen“ postulierte, dass Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen, bedingt durch differierende Erfahrungen und Verständigungsschwierigkeiten, nahezu unausweichlich seien.
Die Generationskluft selbst wurde, ausgehend von Inglehart (2008) und seiner Postmaterialismus-These, in den 1970er- und 1980er- Jahre verstärkt Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Sie galt als wichtiger Indikator des epochalen Wertewandels von materialistischen hin zu postmaterialistischen Einstellungen. Es wurde in einer Vielzahl von Studien untersucht, inwieweit die Werte Jugendlicher und ihrer Eltern voneinander abweichen. Obwohl eine Generationskluft, insbesondere im Hinblick auf politische, religiöse und moralische Werte, in allen westlichen Ländern zu beobachten war, zeigte sie sich in der Bundesrepublik Deutschland stets am

stärksten ausgeprägt. So untersuchte das Institut für Demoskopie Allensbach (1985) Anfang der Achtziger Jahre weltweit mehr als 10.000 Jugendliche und Erwachsene, u. a. im Hinblick auf Moralvorstellungen und Religion. Kulturvergleichend wurde festgestellt, dass die größte Distanz zwischen den Generationen in Deutschland vorzufinden sei. Das Institut sprach von einem „Traditionsbruch“ (S. 211), der seine Auswirkungen bis in die Familien gehabt habe. Viel häufiger als in anderen Ländern gaben die unter 25-Jährigen in Deutschland an, andere Ansichten als ihre Eltern zu haben, nicht so werden zu wollen wie ihre Eltern und nicht dieselben Eigenschaften zu haben wie die Eltern. Die Identifikation mit den Eltern fiel somit deutlich schwächer aus, es wurden klare Tendenzen zur Identitätsabgrenzung festgestellt. In der Altersgruppe bis 29 Jahre trat die Generationskluft bei denjenigen besonders hervor, die keine Kinder hatten. Daraus wurde gefolgert, dass die extrem niedrige Geburtenrate in der Bundesrepublik in einem Zusammenhang mit dem Kontinuitätsbruch gesehen werden könnte. Allerdings fanden sich je nach untersuchtem Teilbereich durchaus inkonsistente Befunde und, im zeitlichen Vergleich, darüber hinaus ein Trend zur Verkleinerung der Generationskluft. Untersuchungen seit den 1990er-Jahren ergaben ein verändertes Bild. Die Konfliktbelastung lag in deutschen Familien im internationalen Vergleich nicht mehr besonders hoch. Die Beziehungen der Jugendlichen zu ihren Eltern wurden partnerschaftlich gestaltet und waren durch hohe Kompromissbereitschaft gekennzeichnet (Pikowsky & Hofer, 1992). Mehr als zwei Drittel der Jugendlichen wollten ihre Kinder so erziehen, wie sie selbst erzogen worden waren. Je höher die Schicht, desto besser war das Verhältnis zu den Eltern (Shell Deutschland Holding, 2006).

Eine verstärkte Angleichung der Werte, bzw. ein Verschwinden der Generationskluft in Deutschland, konnte schließlich von Noelle-Neumann und Petersen (2001) berichtet werden. Die Autorinnen, deren Daten ebenfalls aus den Erhebungen des Allensbacher Instituts stammten, wiesen nach, dass der seit den frühen 1970er-Jahren beobachtete Wertewandel seinen Höhepunkt in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre überschritten hatte. „Ende der neunziger Jahre [ist] die westdeutsche Generationskluft nahezu in sich zusammengebrochen“ (Noelle-Neumann & Petersen, 2001, S. 20). Diese Aussage galt nicht nur für die Werte, sondern auch für andere untersuchte Aspekte, wie z. B. die Erziehungsziele. Die Ansichten der

Generationen waren einander so ähnlich geworden wie seit über 30 Jahren nicht mehr und unterschieden sich nicht signifikant voneinander.

6.2 Projektbefunde

Die empirische Analyse unserer Forschungsdaten befasste sich mit einem Vergleich zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und den an der Untersuchung beteiligten Nachbarländern (bis auf Frankreich wegen des geringen Umfangs der Eltern-Stichprobe). Es wurden bezüglich der in dem Erhebungsinstrument berücksichtigten Merkmale der personalen und sozialen Identität zum einen intergenerationale Übereinstimmungen mittels Korrelationsanalysen und zum anderen intergenerationale Diversität mittels Berechnung der Differenzen in den mittleren Ausprägungen dokumentiert. Die Analysen erfolgten dabei getrennt nach Eltern-Kind-Dyaden, bei denen kein Migrationshintergrund vorlag (N = 1564 Paare) sowie Dyaden mit Migrationshintergrund. Wegen zu geringer Stichprobengrößen konnten allerdings nur die in Deutschland, Luxemburg und der Schweiz befragten Eltern-Kind-Paare mit Migrationshintergrund einbezogen werden.

6.2.1 Gemischte Eltern-Kind-Dyaden

In einem ersten Schritt wurden **Zusammenhänge zwischen gemischten Eltern-Kind-Dyaden** berechnet, d. h. es wurden alle Kombinationen zwischen Müttern und Vätern auf der Elternseite und Töchtern und Söhnen auf der Seite der Jugendlichen zusammengefasst. Als substanziell wurden Korrelationen bewertet, die eine Höhe von mindestens r = .20 und ein Signifikanzniveau von mindestens p = <.10 aufwiesen. Nach diesem Kriterium konnten im Bereich der Personalen Identität einige Zusammenhänge aufgezeigt werden, die jedoch – insbesondere kulturvergleichend – kein klar interpretierbares Muster ergaben. Übereinstimmungen treten am häufigsten in den Niederlanden zutage, in Deutschland erreichen die Werte dagegen vergleichsweise selten das Relevanzniveau (FB 31). Das *Religiöse Verhalten* weist als Gesamtskala und hinsichtlich der Einzelitems eine Sonderstellung auf, indem hier länderübergreifend die stärksten intergenerationalen Zusammenhänge auftreten. Dieses Ergebnis wird durch zahlreiche, international durchgeführte Studien bestätigt (vgl. Kap. 6.1.1), welche die Eltern-Kind-

Transmission als wichtigsten Einflussfaktor auf die Religiosität der Jugendlichen betonen.
Im Bereich der Sozialen Identität zeigen sich insgesamt mehr bedeutsame Zusammenhänge als bei der Personalen Identität. Dies gilt insbesondere für die Einstellungen zu Fremdgruppen. Bezüglich *Xenophilie, Xenophobie* und *Antisemitismus* gibt es international deutliche Anzeichen für familiäre Transmissionseffekte, welche in früheren Studien bereits nachgewiesen wurden (Kap. 6.1.1). Demnach, so Grob (2005), kann die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung sowie die Identifikation mit den Eltern als Moderatorvariable für mögliche Transmissionseffekte angesehen werden. Noch in einem weiteren Bereich finden sich in allen Ländern starke Übereinstimmungen: Die Skalen zur *Familiären Sozialisation* weisen bedeutsame Interkorrelationen aus Eltern- und Kindersicht auf, d. h. selbst- und fremdperzipiertes Erziehungsverhalten wird ähnlich eingeschätzt.

In einem zweiten Schritt wurde die **intergenerationale Diversität für gemischte Dyaden** berechnet. Mittelwertunterschiede wurden jedoch nur dann als bedeutsam interpretiert, wenn mindestens eine mittlere Effektstärke von d = .5 vorlag.
Im Bereich der Personalen Identität lassen sich zahlreiche Unterschiede als Alterseffekte bzw. entwicklungsbedingte Differenzen verstehen. So zeigen Jugendliche beim Reflektierenden Ich im Vergleich zu ihren Eltern mehr *selbstkritische Haltungen* und häufiger einen *diffusen Identitätsstil* (vgl. Abb. 6.1). Beim Realen Selbst sind bei den Selbstbewertungen Gefühle der *Selbstentfremdung* bei Jugendlichen in allen Ländern stärker ausgeprägt, während höhere Werte bei den Eltern eher den *Selbstwert* und auch die *Selbstzufriedenheit* sowie den *Leistungsehrgeiz* betreffen (vgl. Abb. 6.2). Die Jugendlichen schätzen bei den Selbstkonzepten ihr *eigenes Aussehen* negativer ein und leiden stärker unter *psychosomatischen Beschwerden* (vgl. Abb. 6.3). Nur in Polen empfinden die Eltern mehr psychosomatische Belastungen und haben keine höheren Kontrollüberzeugungen als ihre Kinder. Das bei den Jugendlichen stärker ausgeprägte *Ungebundenheitsbedürfnis* erreicht nur in Deutschland und Dänemark die geforderte Effektstärke, wobei die deutschen Werte besonders hoch ausfallen. Die Eltern schätzen bei den Kontrollüberzeugungen ihre Fähigkeit zur *Emotionskontrolle* höher ein (außer in Polen) ebenso wie ihre Zuversicht zur *Zukunftsbewältigung* (außer in Österreich, Tschechien, Polen; vgl. Abb. 6.4).

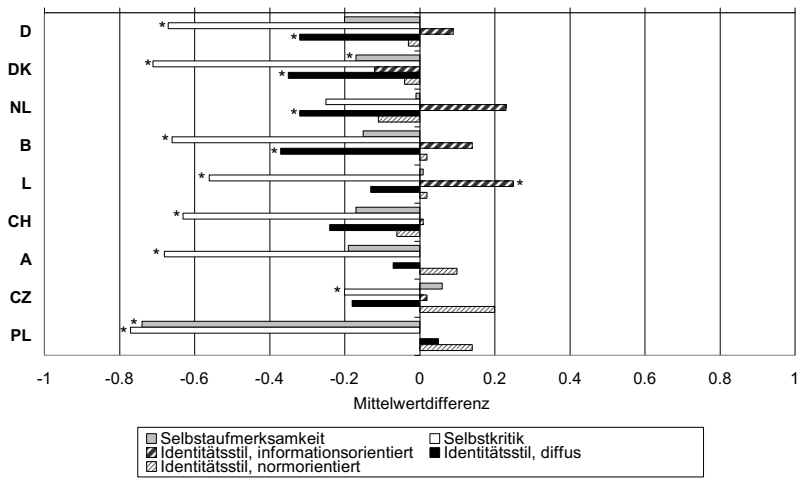

Abb. 6.1: Mittelwertsdifferenzen "Personale Identität - Reflektierendes Ich": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

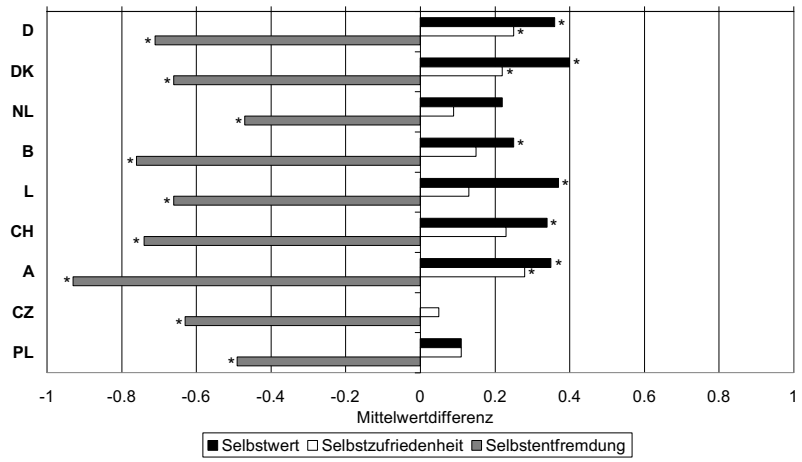

Abb. 6.2: Mittelwertsdifferenzen "Personale Identität - Reales Selbst: Selbstbewertungen": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

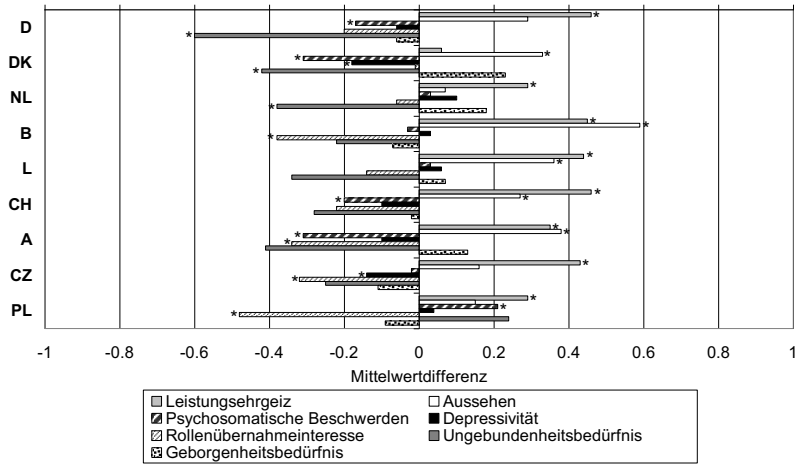

Abb. 6.3: Mittelwertsdifferenzen "Personale Identität - Reales Selbst: Selbstkonzepte“: Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

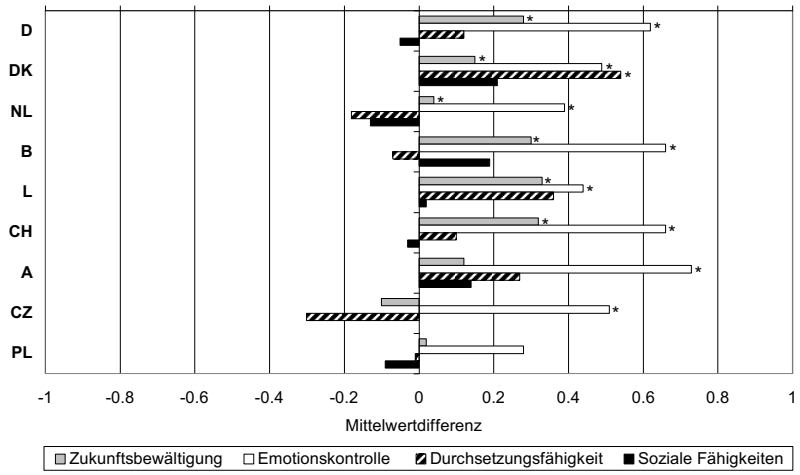

Abb. 6.4: Mittelwertsdifferenzen „Personale Identität - Reales Selbst: Kontrollüberzeugungen": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

Beim Handelnden Ich ergeben sich besonders deutliche Differenzen. Das *Politische Informationsverhalten* der Eltern unterscheidet sich sehr stark von dem der Jugendlichen (vgl. Abb. 6.5). Sie verfolgen häufiger die Nachrichten im Fernsehen, lesen häufiger den Politik- und den Lokalteil der Zeitung und führen häufiger Gespräche über politische Sachverhalte. Zunächst scheint dieses Ergebnis auf der Basis der in Kapitel 6.1.1 dargestellten Befunde, welche starke Übereinstimmungen hinsichtlich politischer Einstellungen und Verhaltensweisen, bzw. Transmissionseffekte in diesem Bereich postulieren, überraschend. Wie jedoch ebenfalls schon in früheren Untersuchungen nachgewiesen wurde, sind die

Äußerungsformen politischen Interesses und politischer Partizipation durchaus altersspezifisch. So erwies sich das Interesse an Nachrichtensendungen in Funk und Fernsehen und an Nachrichten in den Printmedien als typischer für Ältere als für Jüngere (Schmidt-Denter, 2005). Auch das *Religiöse Verhalten* ist bei den Eltern stärker ausgeprägt (außer in Dänemark und Polen). Das *Freizeitverhalten* ist insofern altersspezifisch, als die Jugendlichen ihre Freizeit sowohl aktiver als auch interaktiver gestalten. Hinsichtlich der *Wertorientierungen* fallen die Unterschiede ebenfalls in einer zu erwartenden Richtung aus: Für die Jugendlichen sind Vergnügen, Freiheit und wahre Freundschaft von größerer Bedeutung, für die Eltern dagegen innere Harmonie.

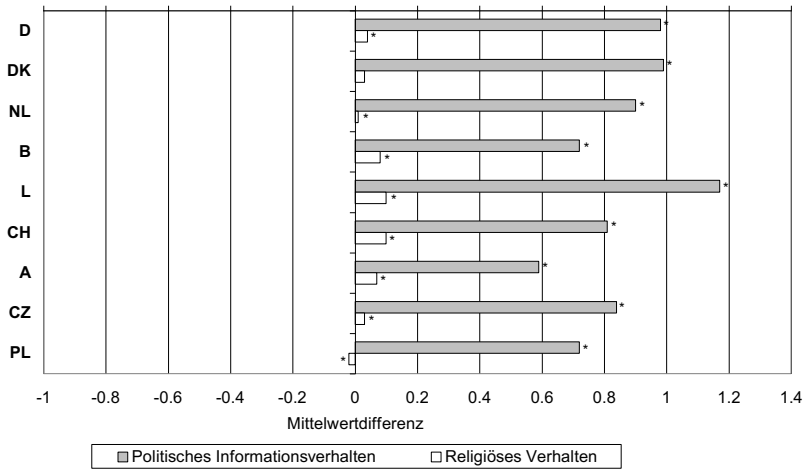

Abb. 6.5: Mittelwertsdifferenzen "Personale Identität – Handelndes Ich": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

Im Bereich der Sozialen Identität findet sich ein vergleichbar prägnantes und ausdifferenziertes Bild altersspezifischer Unterschiede nicht wieder. Es überwiegen die Ähnlichkeiten zwischen den Generationen. In Bezug auf das Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen weist nur die Skala *Bedeutung von relevanten anderen* einen länderübergreifenden Unterschied zugunsten der Jugendlichen auf (vgl. Abb. 6.6). Diese fühlen sich wichtigen Personen in ihrem sozialen Netzwerk stärker verbunden als ihre Eltern. Die anderen Dimensionen, wie *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen*, *Nationalstolz*, *Erleben der eigenen Nation*, *Nationalgefühle* und *Erleben der Europäischen Union*, weisen sowohl auf Skalen- als auch auf Itemebene nur vereinzelte Unterschiede auf. Die

Richtung dieser Unterschiede lässt sich jedoch gleichsinnig so interpretieren, dass die Eltern stärkere Gefühle der Verbundenheit äußern.

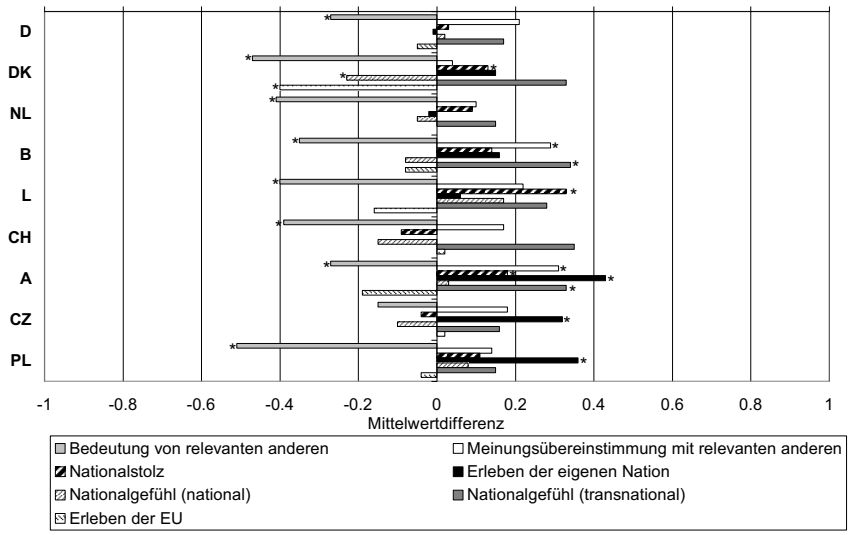

Abb. 6.6: Mittelwertsdifferenzen "Soziale Identität – Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

Bei den Einstellungen zu Fremdgruppen fällt die Richtung der Unterschiede entgegengesetzt aus (vgl. Abb. 6.7). Die Jugendlichen erweisen sich im Allgemeinen als *fremdenfreundlicher* als ihre Eltern sowie in Österreich, Tschechien und Polen auch als deutlich *toleranter*. Hinsichtlich der Skalen *Xenophobie* und *Antisemitismus* ergeben sich nur vereinzelt bedeutsame Befunde. So sind die Xenophobie in den Niederlanden und der Antisemitismus in den Niederlanden und Belgien bei den Jugendlichen stärker ausgeprägt als bei den Eltern.
Wie aus der Sozialisationsforschung bekannt ist, neigen Erziehende dazu, ihr Verhalten und die Beziehungsqualität positiver darzustellen als die Erzogenen. Dieser Effekt kommt auch in den Skalen der *Familiären Sozialisation* zum Tragen (vgl. Abb. 6.8). Nationenübergreifend schätzen die Eltern ihr belohnendes Erziehungsverhalten höher ein als ihre Kinder. Die Gewährung von Autonomie wird dagegen von den Jugendlichen stärker wahrgenommen, d. h. diese erleben einen größeren Freiraum für eigene Entscheidungen bzw. einen geringeren Sozialisationsdruck, als es der Elternsicht entspricht.

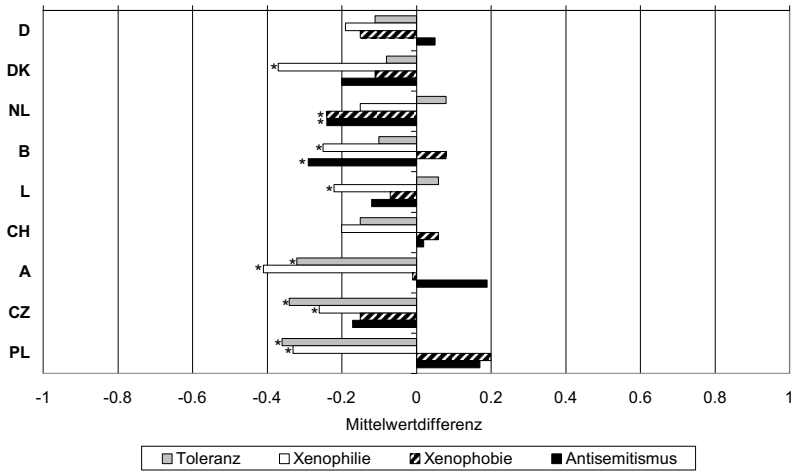

Abb. 6.7: Mittelwertsdifferenzen "Soziale Identität – Einstellungen zu Fremdgruppen": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

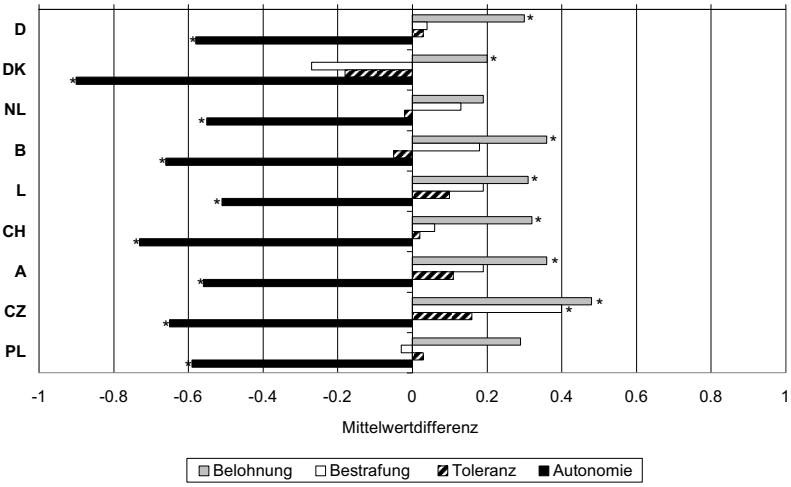

Abb. 6.8: Mittelwertsdifferenzen "Familiäre Sozialisation": Eltern-Kind-Dyaden, autochthon

Anmerkungen. * Differenz erreicht eine Effektstärke (*d*) gleich oder größer als .5. Negative Differenzen weisen auf höhere Ausprägungen bei den Jugendlichen hin, positive Differenzen auf höhere Ausprägungen bei den Eltern.

6.2.2 Intergenerationale familiäre Subgruppen

In einem dritten Auswertungsschritt wurde die **intergenerationale Übereinstimmung in Subgruppen** untersucht. Für die deutsche Stichprobe konnten alle vier dyadischen Konstellationen geprüft werden (Mutter – Tochter, Mutter – Sohn, Vater – Tochter, Vater – Sohn). In Bezug auf andere Länder reichte hierfür die Stichprobengröße nicht aus. Es verblieben folgende Kombinationen: in der Schweiz Mutter – Tochter und Mutter – Sohn, in Österreich, Tschechien und Polen jeweils Mutter – Tochter. Insgesamt gesehen erhöhte die Subgruppenbildung die Zahl der bedeutsamen Zusammenhänge. Nimmt man die Eltern-Kind-Korrelationen als Indikator für eine innerfamiliäre Transmission, so kann man daraus folgern, dass diese Einflüsse vor allem innerhalb bestimmter dyadischer Beziehungskonstellationen wirksam werden. Allerdings bleibt diesbezüglich die Befundlage heterogen, es lassen sich kaum Verallgemeinerungen für die differenzielle Transmission von Identitätsaspekten in bestimmten Eltern-Kind-Dyaden ableiten.

Diejenigen Zusammenhänge, die sich schon in den geschlechtsgemischten Eltern-Kind-Konstellationen als besonders bedeutsam herausgestellt haben, werden durch die Analyse in Subgruppen bestätigt. Dies betrifft im Bereich der <u>Personalen Identität</u> wiederum insbesondere das *Religiöse Verhalten*, aber auch das *Politische Informationsverhalten*. In diesen Bereichen ergeben sich im Allgemeinen größere Transmissionseffekte in gleichgeschlechtlichen Dyaden (vgl. Kap. 6.1.3).

Im Bereich der <u>Sozialen Identität</u> erhöht sich ebenfalls die Zahl der bedeutsamen Zusammenhänge im Vergleich zu den gemischten Dyaden, wobei die früheren Befunde inhaltlich bestätigt werden. In den Skalen *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen*, *Erleben der eigenen Nation* und *Erleben der EU* zeigen sich viele Transmissionseffekte. Für die Skala *Nationalstolz* gilt dies dagegen nicht. Bei der Analyse der Einzelitems scheint vor allem der Stolz auf die Tapferkeit der Soldaten in den Weltkriegen durch innerfamiliäre Transmissionsprozesse beeinflusst zu sein. Dies gilt für alle berücksichtigten Länder, der höchste Wert ergibt sich mit r = .48 jedoch in den deutschen Vater-Sohn-Dyaden. Der Stolz auf das Sozialsystem korreliert in Deutschland in allen dyadischen Subgruppen positiv zwischen den Generationen. Für den Stolz auf Demokratie und Grundgesetz gilt dies für keines der

einbezogenen Länder. Der einzig bedeutsame Zusammenhang ist mit r = -.35 sogar negativ und betrifft wiederum die deutschen Vater-Sohn-Dyaden.
Die insgesamt stärksten intergenerationalen Effekte ergeben sich auch bei der Subgruppenanalyse erneut bezüglich der Skalen *Xenophilie*, *Xenophobie* und *Antisemitismus*. Länderübergreifend stimmen Eltern und Kinder bei zwei Items stark überein, nämlich bei den Aussagen „Viele Juden versuchen, aus der Vergangenheit heute ihre Vorteile zu ziehen und die ... (Deutschen etc.) zahlen zu lassen“ und „Die Erinnerung an die Judenverfolgung wird übertrieben und für Drohungen missbraucht“. Der Spitzenwert von r = .57 wird mit der Antisemitismus-Skala in den deutschen Vater-Sohn-Dyaden gemessen. Dieser Befund weist eine klare Übereinstimmung mit der bisherigen Forschungslage auf (vgl. Kap. 6.1.3), allerdings ist zu beachten, dass die Berechnungen nur auf einer Stichprobengröße von N = 32 Dyaden beruhen.

6.2.3 Generationskluft-These

Versucht man, die Ergebnisse dieser Untersuchung mit den vorausgegangenen Forschungsbemühungen in einem Gesamtbild zu vereinen, lassen sich auf einer abstrakten Ebene einige allgemeine Aspekte feststellen: Zunächst scheint es hinsichtlich einiger im Strukturmodell (vgl. Kap. 2.2) untersuchten Variablen relativ zeitstabile Tendenzen zu geben, welche sich in der Vergangenheit ebenso wie heute in intergenerationalen Divergenzen bzw. Kongruenzen äußern. So konnte die bereits in der Vergangenheit festgestellte Kongruenz bezüglich religiöser Haltungen in dieser Untersuchung repliziert werden, ebenso wie die vielfach postulierten und nachgewiesenen Differenzen in Hinblick auf politische Orientierungen und konkretes politisches Informationsverhalten sowie Toleranz und xenophobe Haltungen (vgl. Kap. 6.1).
Darüber hinaus fand die in den 1970er und 1980er Jahren oftmals festgestellte, im interkulturellen Vergleich in Deutschland am höchsten ausgeprägte Generationskluft in der vorliegenden Studie keine Bestätigung mehr (vgl. Kap. 6.1.6).
Die Daten belegen vielmehr das von Noelle-Neumann und Petersen (2001) beschriebene Zusammenbrechen der deutschen Generationskluft. Dafür wurden relativ starke Generationsunterschiede in Polen ermittelt. Diese können durch die Auswirkungen der politischen Wende nach dem Ende des Sozialismus erklärt werden. Die Anpassung an die post-sozialistische Gesellschaft scheint der jüngeren

Generation in Polen leichter zu gelingen als der älteren. Darüber hinaus entwerten tiefgreifende Veränderungen die Ansichten und die Autorität der Eltern (vgl. Kap. 4.1.10; Žurawska, 2007). Ein vergleichbarer Prozess fand in noch sehr viel schärferer Form in Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges statt und dürfte zur deutschen Generationskluft entscheidend beigetragen haben.
In einem ergänzenden methodischen Ansatz zur Generationskluft-Thematik wurden die Distanzmaße zwischen den Generationen bezüglich aller Skalen der Personalen und Sozialen Identität ermittelt. Berechnet wurde die euklidische Distanz, die den absoluten Abstand der Werte bestimmt (Backhaus et al., 2006). Die Unähnlichkeit zwischen Jugendlichen und Eltern ist umso größer, je höher das Distanzmaß ausfällt. Nach diesem Kriterium gehört Deutschland zu den Ländern mit einer relativ geringen Generationskluft. Deutlich höhere Werte im Bereich der Personalen Identität wurden in den Niederlanden und in den beiden postsozialistischen Staaten (Polen, Tschechische Republik) gemessen. Im Bereich der Sozialen Identität ist das Profil ausgeglichener, d. h. es kommt in allen Ländern eine intergenerationale Transmission zum Ausdruck. Allerdings ist die relative Unähnlichkeit zwischen den Generationen wiederum in Polen und der Tschechischen Republik am stärksten.

7 Jugendliche und Eltern mit Migrationshintergrund

Die bisherigen Datenanalysen und Ausführungen bezogen sich auf die einheimische (autochthone) Bevölkerung in den Teilnahmeländern der Studie. Im Folgenden geht es um die Auswertung der Migranten-Stichproben. Es werden Vergleiche zunächst zwischen den Migranten (Jugendlichen- und Eltern-Stichproben) aus verschiedenen Ländern und danach zwischen Einheimischen und Zugewanderten innerhalb der einzelnen Länder durchgeführt. Abschließend erfolgt ein Generationsvergleich in Familien mit Migrationshintergrund, indem die Befunde zu Eltern-Kind-Dyaden analysiert werden.

7.1 Ländervergleiche mit den Migranten-Stichproben

7.1.1 Jugendliche

Bei der Berechnung der Ländereffekte für die Jugendlichen mit Migrationshintergrund konnten aus Gründen unzulänglicher Stichprobengröße nicht sämtliche zehn untersuchten Staaten berücksichtigt werden, sondern nur Deutschland, Dänemark, Luxemburg, Frankreich, die Schweiz und Österreich (vgl. FB 29). Dies erschwert den Vergleich mit den länderspezifischen Unterschieden, wie sie für die autochthone Bevölkerung gefunden wurden. Dennoch wird deutlich, dass die für die deutschen Jugendlichen typischen Ausprägungen in der personalen Identität bei den Migranten nicht klar hervortreten (vgl. Tab. 7.1). So findet sich eine signifikant erhöhte *Selbstkritik* bei den Migranten in Deutschland nur im Vergleich zu Österreich und ein geringeres Ungebundenheitsbedürfnis nur im Vergleich zur Schweiz. Eine größere Anzahl von Effekten tritt ohnehin nur im Vergleich Deutschland-Frankreich und Deutschland-Österreich auf. Im Vergleich zu Frankreich schreiben sich die jugendlichen Migranten in Deutschland einen stärker informationsorientierten und weniger normorientierten *Identitätsstil*, einen höheren *Selbstwert*, aber auch stärkere *Selbstentfremdung*, weniger *psychosomatische Beschwerden*, geringere *Depressivität*, eine bessere *Zukunftsbewältigung* und bessere *soziale Fähigkeiten* zu. Insgesamt gesehen scheinen die Selbstkonzepte somit eher positiver zu sein. Im Vergleich zu Österreich wiederholt sich dieser Eindruck nicht. Die Migranten in Deutschland zeigen höhere *Selbstaufmerksamkeit*, mehr *Selbstkritik*, ein ungünstigeres *Konzept vom eigenen Aussehen*, mehr

Depressivität, mehr *Rollenübernahmeinteresse*, ein größeres *Geborgenheitsbedürfnis*, geringere Emotionskontrolle und höhere *Durchsetzungsfähigkeit*. Die unterschiedlichen Effekte könnten damit zusammenhängen, dass die Herkunft der Migranten in Frankreich und Österreich nicht vergleichbar ist. Der Ländervergleich zur personalen Identität erbringt somit bei den Migranten kein klares und ähnlich interpretierbares Muster wie bei den autochthonen Jugendlichen.

Tabelle 7.1: Vergleich zwischen Deutschland und Nachbarländern: Jugendliche, mit Migrationshintergrund

	DK		L		F		CH		A	
	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*
Personale Identität										
Reflektierendes Ich										
Selbstaufmerksamkeit									▲	.03
Selbstkritik									▲	.05
Identitätsstil, informationsorientiert					▲	.03				
Identitätsstil, normorientiert							▽	.02		
Identitätsstil, diffus					▽	.04	▽	.03		
Reales Selbst										
Selbstbewertungen										
Selbstwert					▲	.20				
Selbstzufriedenheit										
Selbstentfremdung					▲	.07				
Selbstkonzepte										
Leistungsehrgeiz										
Aussehen									▽	.02
Psychosomatische Beschwerden					▽	.06				
Depressivität					▽	.03			▲	.03
Rollenübernahmeinteresse									▲	.03
Ungebundenheitsbedürfnis							▽	.02		
Geborgenheitsbedürfnis									▲	.07
Kontrollüberzeugungen										
Zukunftsbewältigung					▲	.03				
Emotionskontrolle									▽	.05
Durchsetzungsfähigkeit	▲	.08							▲	.02
Soziale Fähigkeiten					▲	.03				
Soziale Identität										
Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen										
Bedeutung von relevanten anderen	▽	.06	▽	.02	▽	.09	▽	.05	▽	.03
Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen					▽	.03				
Nationalstolz	▽	.04	▽	.02	▽	.15			▽	.04
Erleben der eigenen Nation	▽	.04								
Nationalgefühl			▲	.04	▲	.04	▲	.01		
Erleben der Europäischen Union										
Einstellungen zu Fremdgruppen										
Toleranz										
Xenophobie										
Xenophilie										
Antisemitismus							▽	.02		

Anmerkung. ▲ Deutschland signifikant höhere Werte; ▽ Deutschland signifikant niedrigere Werte

In Bezug auf die soziale Identität sind die Verhältnisse anders (vgl. Tab. 7.1). Hinsichtlich ihrer Einstellungen zu Fremdgruppen unterscheiden sich die jugendlichen Migranten aus allen berücksichtigten Ländern prinzipiell nicht voneinander. Lediglich für den *Antisemitismus* ergeben sich höhere Werte in der Schweiz als in Deutschland. Ansonsten sind in allen Ländern die Haltungen gegenüber „dem Fremden“ oder „den Ausländern“ gleichermaßen positiv. Die Jugendlichen erleben die entsprechenden Items offensichtlich im weiteren Sinne als Beschreibung ihrer Eigengruppe, mit der sie sich identifizieren.
Im Bereich des Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen treten prinzipiell gleichsinnige Effekte auf wie bei den autochthonen Jugendlichen. Es wird in Deutschland vor allem ein geringerer *Nationalstolz* geäußert als in den Nachbarstaaten (vgl. Abb. 7.1).

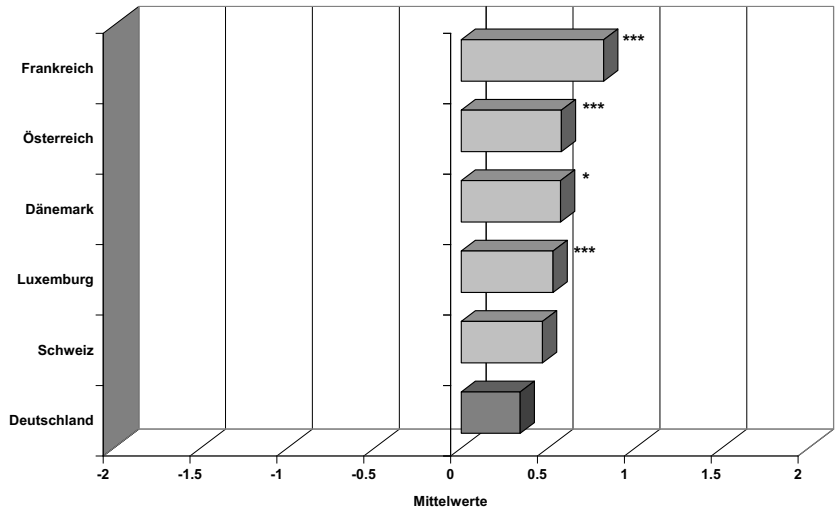

Abb. 7.1: Nationalstolz (auf Zuwanderungsland): Jugendliche, mit Migrationshintergrund
Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = "ich schäme mich sehr" bis 2 = "ich bin sehr stolz". *: $p < .05$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

Nur im Vergleich zur Schweiz wird dieser Effekt auf Skalenebene nicht signifikant. Auf Itemebene werden dagegen im Vergleich zu allen Ländern dieselben Items der Nationalstolz-Skala mit der geforderten Effektstärke signifikant wie bei den autochthonen Jugendlichen. Sie betreffen auf den ersten drei Rangplätzen den geringeren Stolz auf die Geschichte, die Landschaft und die Nationalität. Es dürfte sich hierbei um Auswirkungen der Sozialisation in Deutschland handeln, die Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund gleichermaßen beeinflusst.
Auf der *Xenophilie/-phobie-Skala* werden zwei Items von den Migranten gleichsinnig mit den autochthonen Jugendlichen beantwortet: In Deutschland werden Ausländern häufiger positivere Eigenschaften zugeschrieben als den Einheimischen (im

Vergleich zu Luxemburg, Frankreich, Schweiz) und es wird häufiger die Auffassung vertreten, man solle ein unverkrampftes Nationalgefühl entwickeln wie andere Völker auch (im Vergleich zu Luxemburg und Österreich). Ein Item hat für die Migranten eine große Bedeutung: „Die (Deutschen etc.) sollten mehr Opfer auf sich nehmen, um verfolgten Menschen eine Heimat zu geben“. Diesbezüglich beurteilen die Migranten die Deutschen offensichtlich positiv; denn in Dänemark, Frankreich und Österreich wird diese Forderung signifikant stärker befürwortet.
Die Familiäre Sozialisation weist keine deutlichen Parallelen zu länderspezifischen Unterschieden bei den autochthonen Jugendlichen auf. Dies mag wiederum mit den unterschiedlichen Herkunftskulturen zusammenhängen.

Zur Identifikation mit den sozialen Makrosystemen äußern sich die Migranten in Deutschland ähnlich wie die autochthonen Jugendlichen: Sie nehmen im europäischen Vergleich bei der Identifikation mit der eigenen Stadt/dem eigenen Ort den letzten, bei der *Identifikation mit der Region/dem Bundesland* den vorletzten und bei der *Identifikation mit der Nation* wiederum den letzten Platz ein (vgl. Abb. 7.2, 7.3, 7.4). Der letzte Platz für Luxemburg beim Item „Identifikation mit Region/Bundesland“ hängt sicherlich damit zusammen, dass es in dem Kleinstaat gar keine Region oder gar Bundesländer gibt, mit denen man sich identifizieren könnte.
Die Fremdeinschätzung bei den *Ländersympathien* ergibt ein ähnliches Bild wie bei den autochthonen Jugendlichen: Deutschland erreicht auf der Sympathie-Skala einen mittleren Platz und rangiert vor der Türkei, Polen, Tschechien und Israel, aber hinter den westlichen Ländern (vgl. Abb. 7.5).

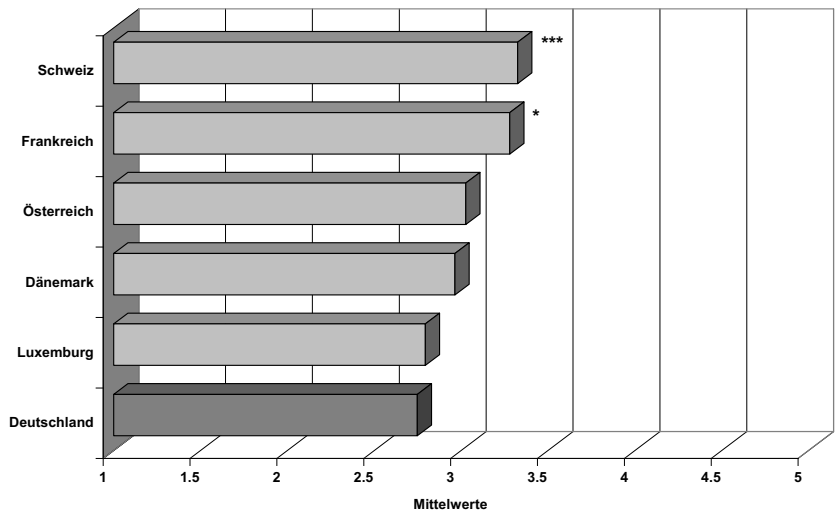

Abb. 7.2: Identifikation mit eigener Stadt/mit eigenem Ort: Jugendliche, mit Migrationshintergrund

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = "gar nicht" bis 5 = "sehr stark".

*: $p < .05$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

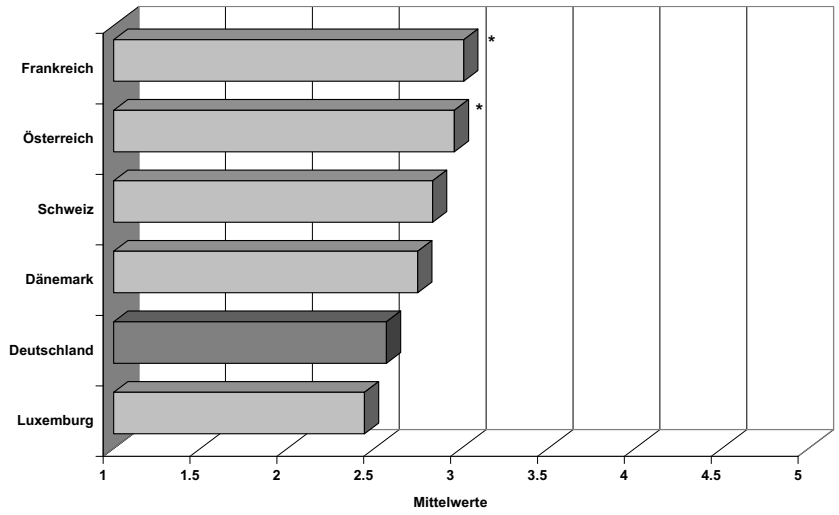

Abb. 7.3: Identifikation mit eigener Region/eigenem Bundesland: Jugendliche, mit Migrationshintergrund

Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = "gar nicht" bis 5 = "sehr stark".

*: $p < .05$. $eta^2 \leq .02$.

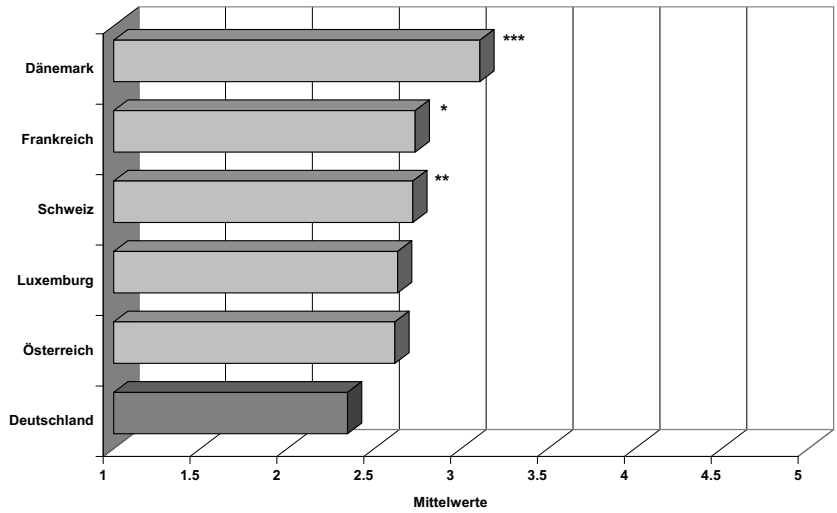

Abb. 7.4: Identifikation mit eigenem Land (Zuwanderungsland) als Nation: Jugendliche, mit Migrationshintergrund
Anmerkungen. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von 1 = "gar nicht" bis 5 = "sehr stark".
*: $p < .05$; **: $p < .01$; ***: $p < .001$. $eta^2 \leq .02$.

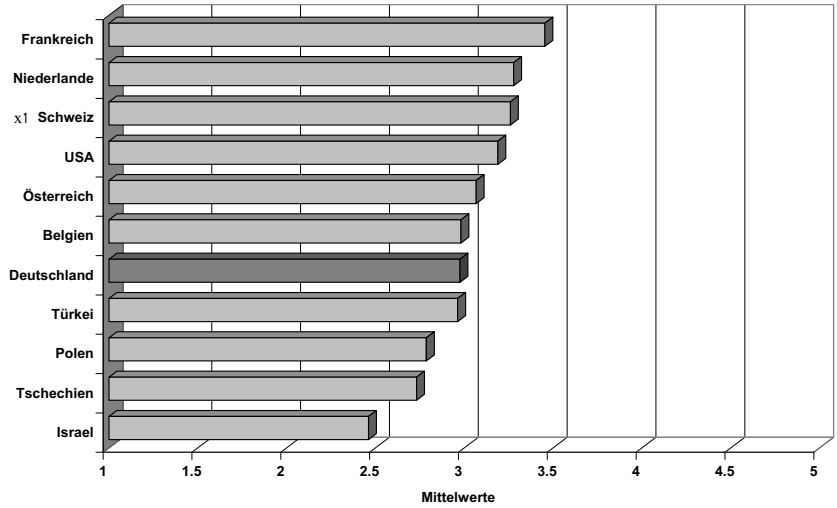

Abb. 7.5: Ländersympathien, gemittelte Fremdeinschätzung (ohne eigenes Land): Jugendliche, mit Migrationshintergrund
Anmerkung. x1: eingeschätzt von Luxemburg, Frankreich, Österreich, Polen.

7.1.2 Eltern

Bei den Eltern konnte der Ländervergleich der Migrantengruppen aus Gründen der Stichprobengröße nur zwischen Deutschland und Luxemburg sowie zwischen Deutschland und der Schweiz durchgeführt werden (vgl. Tab. 7.2).
Für die personale Identität ergeben sich nur sporadische Unterschiede (FB 29).
Bei der sozialen Identität finden sich auf Skalenebene sowohl für den Bereich Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen als auch für den Bereich Einstellungen zu Fremdgruppen zwischen Deutschland und Luxemburg keine signifikanten Effekte.
Beim Vergleich zwischen Deutschland und der Schweiz zeigt sich ein ähnliches Bild,

jedoch schätzen die Schweizer Migranten die Bedeutung von relevanten anderen höher ein als die deutschen Zuwanderer.

Tabelle 7.2: Vergleich zwischen Deutschland und Nachbarländern: Eltern, mit Migrationshintergrund

	L		CH	
	▲▽	*eta²*	▲▽	*eta²*
Personale Identität				
Reflektierendes Ich				
Selbstaufmerksamkeit			▽	.08
Selbstkritik				
Identitätsstil, informationsorientiert				
Identitätsstil, normorientiert				
Identitätsstil, diffus				
Reales Selbst				
Selbstbewertungen				
Selbstwert	▽	.09		
Selbstzufriedenheit				
Selbstentfremdung				
Selbstkonzepte				
Leistungsehrgeiz				
Aussehen				
Psychosomatische Beschwerden				
Depressivität				
Rollenübernahmeinteresse				
Ungebundenheitsbedürfnis			▽	.08
Geborgenheitsbedürfnis				
Kontrollüberzeugungen				
Zukunftsbewältigung				
Emotionskontrolle				
Durchsetzungsfähigkeit				
Soziale Fähigkeiten				
Elternschaft				
Soziale Identität				
Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen				
Bedeutung von relevanten anderen			▽	.07
Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen				
Nationalstolz				
Erleben der eigenen Nation				
Nationalgefühl				
Erleben der Europäischen Union				
Einstellungen zu Fremdgruppen				
Toleranz				
Xenophobie				
Xenophilie				
Antisemitismus				

Anmerkung. ▲ Deutschland signifikant höhere Werte; ▽ Deutschland signifikant niedrigere Werte

Die *Nationalstolz-Skala* ergibt keine signifikanten Unterschiede. Auch auf Einzelitemebene sind Unterschiede selten. Die Richtung entspricht jedoch im Wesentlichen den Antworttendenzen der autochthonen Erwachsenen, d. h. die Luxemburger und Schweizer Migranten sind stolzer auf ihr Zuwanderungsland als die deutschen. Diese Tendenzen fallen jedoch nicht so deutlich aus wie bei der autochthonen Bevölkerung: So äußern die Migranten in Deutschland mehr Stolz auf

die Leistungen der deutschen Sportler im internationalen Vergleich als die luxemburgischen Migranten auf die Leistungen der Luxemburger Sportler. Bei den autochthonen Erwachsenen trat kein Unterschied zutage. Die Nationalstolz-Werte fallen bei den Eltern mit Migrationshintergrund in Deutschland numerisch oft höher aus als bei den autochthonen Erwachsenen.

Die relativ positive Bewertung Deutschlands wird von den erwachsenen Migranten in den anderen europäischen Ländern geteilt. Bei der Fremdeinschätzung der *Ländersympathien* erreicht Deutschland hinter Frankreich den zweiten Platz (vgl. Abb. 7.6). Die USA werden dagegen von den Eltern als viel unsympathischer eingeschätzt als von den Jugendlichen und rangieren vor dem erneuten Schlusslicht Israel auf dem vorletzten Platz. Bei der Rangfolge der übrigen Länder gibt es keine nennenswerten Verschiebungen.

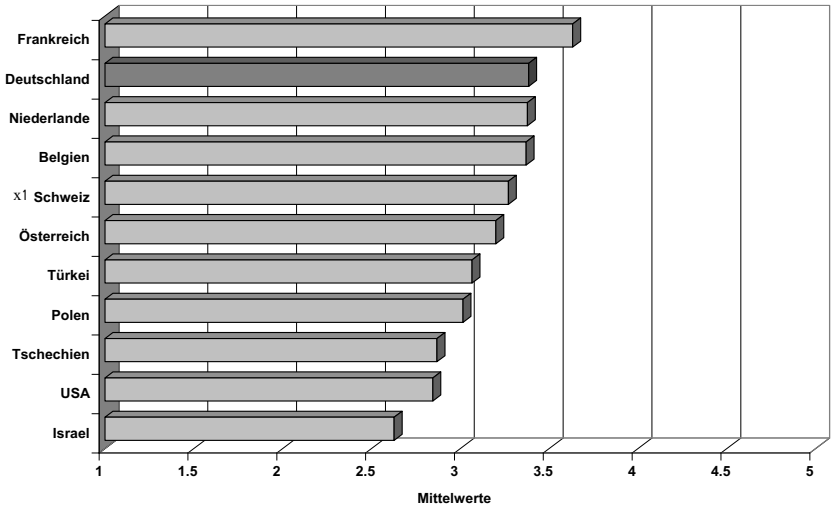

Abb. 7.6: Ländersympathien, gemittelte Fremdeinschätzung (ohne eigenes Land): Eltern, mit Migrationshintergrund
Anmerkung. x1: eingeschätzt von Luxemburg, Frankreich, Österreich, Polen.

7.2 Vergleiche zwischen Autochthonen und Migranten

7.2.1 Jugendliche

Die vergleichenden Analysen zwischen Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund erbrachten bezüglich der personalen Identität in allen Ländern nur wenige Unterschiede zwischen beiden Gruppen. Die vereinzelt auftretenden Differenzen fügen sich zudem in kein stimmiges Muster ein (FB 29). Bei der sozialen Identität treten dagegen bedeutsame Effekte in erwarteter Richtung auf: Die Migranten identifizieren sich durchgängig stärker „mit einem anderen Land“, das wahrscheinlich ihr Herkunftsland (bzw. das der Eltern oder eines Elternteils) ist und

identifizieren sich (bis auf Dänemark) weniger als die Jugendlichen ohne Migrationshintergrund mit der Nation, in der sie leben.

Beim Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen zeigen sich die meisten Unterschiede, die zudem die größten Effektstärken aufweisen. In allen Ländern ist das *Erleben der „eigenen" Nation* (also des Zuwanderungslandes) bei den Migranten weniger positiv ausgeprägt. Auf dieser Skala werden die größten Effektstärken erreicht. In allen Ländern äußern die Migranten weniger *Nationalstolz* (auf das Zuwanderungsland), wobei die Differenz nur in Frankreich das Signifikanzniveau verfehlt. In Deutschland ist der Unterschied signifikant, erreicht aber nur eine vergleichsweise geringe Effektstärke, weil das Niveau auch bei den Nicht-Migranten niedrig liegt. Dagegen erleben die Migranten die *Europäische Union* signifikant positiver als die Autochthonen in Dänemark, der Schweiz und Österreich. Die numerischen Unterschiede gehen in allen Ländern (bis auf Frankreich und Tschechien) in die gleiche Richtung.

In einem weiteren Auswertungsschritt wurden die Werte für die Skala *Identifikation mit …Nation/einem anderen Land/Europa* für Migranten und Nicht-Migranten über alle Länder vergleichend zusammengestellt. Die Identifikation mit einem anderen Land ist bei den Migranten stets stärker ausgeprägt als bei den Nicht-Migranten. Man kann davon ausgehen, dass vorwiegend das Herkunftsland gemeint ist. Demgegenüber stimmen die Migranten dem Item *Stolz, ein/e Deutsche/r… etc. zu sein* in allen Ländern weniger zu als die Nicht-Migranten. Nur in Deutschland allerdings liegt der Mittelwert für die Migranten im negativen Skalenbereich (M =-.06), drückt also Scham statt Stolz aus (vgl. Kap. 8.2.1). Auch die jungen Deutschen erreichen hier im internationalen Vergleich den niedrigsten Durchschnittswert, dieser liegt aber immerhin noch im positiven Skalenbereich (M =.48). Man kann somit fragen, ob sich die schamvermittelnde „Erinnerungskultur" in Deutschland (vgl. Kap. 4.1) auf die jungen Migranten besonders stark auswirkt (vgl. Kap. 11).

Bei den Einstellungen zu Fremdgruppen weisen die Skalen *Xenophilie* und *Xenophobie* am durchgängigsten signifikante Unterschiede mit mittleren bis großen Effektstärken auf, wobei sich erwartungsgemäß die Migranten xenophiler und die Nicht-Migranten xenophober äußern. Höhere *Antisemitismus-Werte* erreichen die Migranten nur in Dänemark und Luxemburg, wo der Antisemitismus der Autochthonen auf einem besonders niedrigen Niveau liegt. Innerhalb der Skala *Xenophilie* sind drei Items von besonderer Relevanz: „Ich fühle mich unter

Ausländern oft wohler als unter …“, „Ich würde am liebsten auswandern“ und „In gewissen Abständen habe ich das Bedürfnis, mich im Ausland von den … zu erholen“. Hinsichtlich aller drei Items liegen die Werte der Migranten in allen Ländern deutlich über denen der Nicht-Migranten. Noch deutlicher fallen die Diskrepanzen aus bei dem Item „Ich schwärme für eine bestimmte Stadt bzw. Landschaft, und zwar…“. Die Migranten nennen häufiger Orte oder Gegenden im Ausland, die das Herkunftsland betreffen dürften. Beim Vergleich der Nicht-Migranten aus verschiedenen Ländern erweist sich die Zahl der Nennungen zu Gunsten einer Stadt bzw. Landschaft im Ausland bei den deutschen Jugendlichen als eklatant hoch. Die Mehrheit (54.7 %) bevorzugt das Ausland gegenüber dem Inland (38.4 %). Dies könnte damit zusammenhängen, dass sich die deutschen Jugendlichen im Ausland besser auskennen als in Deutschland (vgl. Kap. 9.3.3).
Interessanterweise zeigt sich bei der Einzelitemanalyse, dass der Wunsch auszuwandern in Dänemark, Luxemburg, der Schweiz und Österreich von den Jugendlichen mit Migrationshintergrund häufiger geäußert wird als von den Altersgleichen ohne Migrationshintergrund. In Deutschland dagegen, wo der Auswanderungswunsch bei den Autochthonen besonders stark ausgeprägt ist, finden sich keine derartigen Unterschiede. Deutsche und Ausländer haben nach diesem Kriterium gleichermaßen eine geringe Bindung an Deutschland.

Tabelle 7.3: Nationalstolz, Vergleich Autochthone vs. Migranten in Deutschland: Jugendliche

Items der Nationalstolz-Skala: Stolz auf…	Mittelwert		Effekt-stärke (*r*)
	Autochthone	Migranten	
Kultur/Literatur	0.53	0.33	**-.08**
Geschichte	-0.31	-0.47	-.04
schöne Landschaft	0.62	0.48	**-.06**
Wiederaufbau nach Krieg	0.97	0.83	-.05
Tapferkeit Soldaten in den Weltkriegen	0.45	0.05	**-.10**
Widerstand gegen das Nazi-Regime	0.90	0.78	-.03
bedeutende Staatsleute	0.27	0.12	-.04
Leistung der Sportler/innen	0.70	0.45	**-.08**
Demokratie und Grundgesetz	0.57	0.52	-.01
Stellung der Wirtschaft in der Welt	0.36	0.50	-.05
Wesenseigenschaften	0.44	0.41	-.01
Deutsche/r zu sein	0.48	-0.06	**-.15**
Sozialsystem	0.18	0.27	-.04
Fall der Mauer und die Wende	0.88	0.74	**-.06**
mil. Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens	0.71	0.58	-.05

Anmerkung. Fett gedruckte Werte bezeichnen signifikante Unterschiede der Mittelwerte; $p < .05$.

7.2.2 Eltern

Die vergleichenden Analysen zwischen Eltern ohne und mit Migrationshintergrund konnten aus Gründen der Stichprobengröße nur für Deutschland, Luxemburg und die Schweiz durchgeführt werden (FB 29).
In Bezug auf die personale Identität zeigen sich, ähnlich wie bei den Jugendlichen, länderübergreifend keine konsistenten Unterschiede.
In Bezug auf die soziale Identität fallen die Effekte sehr viel schwächer aus als bei den Jugendlichen. Im Bereich des Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen finden sich in Deutschland und Luxemburg auf Skalenebene keine bedeutsamen Unterschiede zwischen Migranten und Nicht-Migranten. In der Schweiz wird nur die Skala *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen* signifikant, die Skalen *Nationalstolz* und *Erleben der eigenen Nation*, die bei den Jugendlichen sehr gut differenzierten, weisen dagegen in allen Ländern keine signifikanten Effekte auf. Auf Itemebene werden die Unterschiede zwischen Jugendlichen und Erwachsenen noch anschaulicher. Zwar geben in allen drei Ländern die erwachsenen ebenso wie die jugendlichen Migranten häufiger als die Nicht-Migranten an, sich mit einem anderen Land zu identifizieren (wahrscheinlich dem Herkunftsland), hinsichtlich der Nationalstolz-Items sind die Antworttendenzen jedoch nicht so klar wie bei den Jugendlichen. In Luxemburg fallen die Unterschiede in der erwarteten Richtung aus. Die autochthonen Erwachsenen identifizieren sich signifikant mehr mit Luxemburg als Nation und sind stolzer auf die luxemburgische Kultur und Literatur, die luxemburgische Geschichte sowie darauf, Luxemburger zu sein. In der Schweiz sind dagegen die Migranten stolzer auf die Sicherung der Schweizer Neutralität in den Weltkriegen, die Ablehnung des Nazi-Regimes durch den größten Teil des Schweizer Volkes sowie auf den militärischen Beitrag der Schweiz zur Sicherung des Weltfriedens. Besonders stark fallen die Effekte jedoch in Deutschland aus. Die Migranten äußern mehr Stolz auf die Stellung der deutschen Wirtschaft in der Welt, auf die deutschen Wesenseigenschaften wie Fleiß, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Disziplin und Können sowie auf das deutsche Sozialsystem. Bezüglich des *EU-Erlebens* stimmen sie weniger als die autochthonen Erwachsenen der Auffassung zu, dass zugunsten der europäischen Idee deutsche Interessen zurückgestellt werden sollten. Die erwachsenen Migranten geben sich somit, anders als die Jugendlichen, hinsichtlich einiger Aspekte als „deutscher“ als die Deutschen.

Im Bereich der Einstellungen zu Fremdgruppen ist in Luxemburg die *Xenophobie* geringer und in der Schweiz die *Xenophilie* stärker ausgeprägt. In Deutschland ergeben sich keine Unterschiede. Der *Antisemitismus* weist auf Skalenebene in keinem Land signifikante Differenzen zwischen den beiden Stichproben auf. Auf Itemebene stimmen jedoch in Deutschland die Migranten häufiger als die erwachsenen Autochthonen den klassischen Vorurteilen zu („Juden haben in der Geschichte viel Unheil gestiftet"; „Juden haben auf der Welt zu viel Einfluss"). In Luxemburg und der Schweiz zeigen sich keine Unterschiede.
Die Familiäre Sozialisation unterscheidet sich aus Sicht der Eltern nur in Luxemburg in dem Sinne, dass die Migranten ein mehr bestrafendes und weniger tolerantes Erziehungsverhalten praktizieren.
Als besonders bemerkenswert lassen sich somit zwei Befunde zu den Bereichen der sozialen Identität herausstellen: Die Eltern mit Migrationshintergrund unterscheiden sich in allen Ländern von den Jugendlichen dadurch, dass sie trotz Bindung an das Herkunftsland ein positiveres Verhältnis zum Zuwanderungsland haben und mehr Stolz darauf äußern. Will man diese Variablen als Indikatoren für Integration deuten, so scheint die Integration rückläufig zu sein. Darüber hinaus unterscheiden sich die Eltern mit Migrationshintergrund in Deutschland diesbezüglich sogar von den autochthonen Erwachsenen und scheinen somit die „stolzeren Deutschen" zu sein. Die Signifikanzen treten allerdings nur auf Itemebene auf. Im Vergleich zwischen Eltern ohne und mit Migrationshintergrund zeigen sich bei fünf der insgesamt 15 Items signifikante Unterschiede (vgl. Kap. 8.2.1). Die Richtung der Unterschiede ist entgegengesetzt zu den Jugendlichen. Die Migranten äußern signifikant mehr Stolz auf die Tapferkeit deutscher Soldaten in den Weltkriegen, die Stellung der deutschen Wirtschaft in der Welt, die deutschen Wesenseigenschaften, das deutsche Sozialsystem und den militärischen Beitrag Deutschlands zur Sicherung des Weltfriedens als die Nicht-Migranten. Zu diesem Ergebnis könnten Selektionseffekte beigetragen haben. Diejenigen Eltern, die den Fragebogen ausgefüllt haben, könnten eine größere Selektion darstellen als die Jugendlichen (vgl. Kap. 3.2). Man könnte vermuten, dass es sich um erfolgreich Integrierte handelt. In dem folgenden Abschnitt soll darum geklärt werden, ob sich die Effekte bei einem Generationenvergleich mit Eltern-Kind-Paaren in Migranten-Familien bestätigen lassen.

7.3 Vergleich von Eltern-Jugendlichen-Dyaden mit Migrationshintergrund

Es werden im Folgenden nicht die Gesamtstichproben der Jugendlichen und Eltern verglichen, da diese unterschiedlich groß sind und bei den Eltern durch den geringeren Rücklauf Selektionseffekte eine größere Rolle spielen könnten. Stattdessen wurden Eltern-Kind-Dyaden gebildet, die nur noch eine relativ kleine Stichprobe ergeben. Es handelt sich also um einen innerfamiliären Generationsvergleich mit den Skalen, die sich aufgrund der bisherigen Datenanalysen als relevant erwiesen haben.

Nationalstolz. Aus dem in Deutschland erhobenen Datensatz konnten $N = 32$ Dyaden ausgewertet werden. Ein Vergleich der Jugendlichen und ihrer Eltern mittels des U-Tests ergab vier signifikante Unterschiede, die alle in die gleiche Richtung zeigen: Die Eltern mit Migrationshintergrund äußern größeren Nationalstolz als ihre Kinder. Sie stimmen den Items Stolz auf die Geschichte, die schöne Landschaft, die Stellung der deutschen Wirtschaft in der Welt und auf das Sozialsystem in höherem Maße zu. Am deutlichsten fällt mit einer Effektstärke von $r = .40$ die Diskrepanz bei dem Item „Stolz/Scham auf die deutsche Geschichte“ aus. Dieser Aspekt ist bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund überwiegend schambesetzt, während ihre Eltern eher neutral bis positiv antworten (vgl. Abb. 7.7). Es scheint so zu sein, dass die jüngere Migrantengeneration zu Vorbehalten gegenüber dem Stolz auf Deutschland neigt und dass sich dies offenbar nicht auf innerfamiliäre Transmissionseffekte zurückführen lässt.

Aufgrund geringer Stichprobengrößen konnte der Vergleich von Eltern-Kind-Dyaden in Migranten-Familien außer in Deutschland nur noch in Luxemburg ($N = 24$) und der Schweiz ($N = 41$) durchgeführt werden. Die Luxemburger Werte tendieren teilweise in die gleiche Richtung wie die deutschen: Den Nationalstolz-Items wird von den Eltern eher zugestimmt als von den Jugendlichen. Es werden jedoch nur drei Items signifikant und der Geschichtsstolz weist keine generationsspezifischen Differenzen auf. In der Schweiz dagegen finden sich keinerlei Unterschiede zwischen jugendlichen Migranten und ihren Eltern.

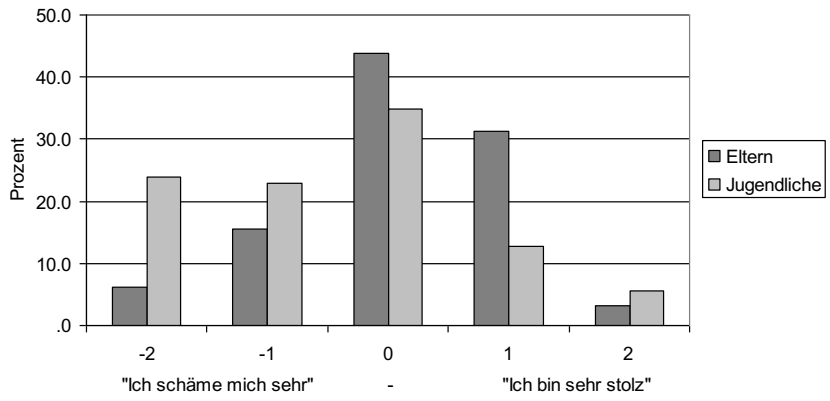

Abb. 7.7: Nationalstolz, Geschichte: Eltern und Jugendliche, mit Migrationshintergrund

Nationalgefühl. Hinsichtlich der Beurteilung von Nationalgefühlen stimmen generell beide Generationen überein. Ein signifikanter Unterschied ergibt sich nur in Deutschland bei einem Item. Die jugendlichen Migranten befürworten noch stärker als ihre Eltern, dass die Deutschen ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln sollten wie andere Völker auch. Ähnlich wie in der deutschen Stichprobe besteht auch bei den Migranten trotz niedrigen Nationalstolzes der starke Wunsch nach unverkrampfter nationaler Identität.

8 Im Fokus: Nationale Identität

Aufgrund der bisher beschriebenen Untersuchungsergebnisse rückt die nationale Identität in den Mittelpunkt des Interesses. Im interkulturellen Vergleich zeigten sich in diesem Bereich die stärksten Effekte. Im Folgenden sollen daher zu diesem Themengebiet vorliegende Forschungsbefunde dargestellt und darauf aufbauend weitere Datenanalysen mit den eigenen Stichproben durchgeführt werden.

8.1 Literaturbefunde

8.1.1 Definitionen

Die nationale Identität einer Person kann als Teil der sozialen Identität aufgefasst werden, die aus der Zugehörigkeit zu einer speziellen Gruppe, der Nation, resultiert. Sie ist derjenige Teil der allgemeinen sozialen Identität, der über nationbezogene Identifikationen zustande kommt. Nach einer Definition von Bornewasser (1995) verbirgt sich hinter der nationalen Identität einer Person „die Menge der wertenden Stellungnahmen, der Anerkennungen und Ablehnungen, von sozialen Vorstellungen, von Ordnungsstrukturen, von politischen Zielen, von ethischen Grundsätzen, von religiösen Praktiken und rechtlichen Prinzipien etc., die innerhalb der Nation gelten, die Ansprüche und Verpflichtungen regulieren, die alltägliche Interaktionen leiten und welche die Zahl der Konflikte innerhalb des nationalen Systems reduzieren" (S. 36). In diesem allgemeinen Sinne kann der Begriff der nationalen Identität als Sammelbegriff dazu verwendet werden, so unterschiedliche Konzepte wie Nationalbewusstsein, Patriotismus und Nationalismus zu umschreiben. Gemeinsam ist all diesen Konzepten ihr Bezug auf den Gegenstand „Nation“, der zum Objekt einer Einstellung, einer Meinung oder eines Vorurteils wird (Gallenmüller & Wakenhut, 1994). Während der Begriff der Nation in der üblichen Verwendung des Wortes auch die objektive Gesamtheit aller Individuen innerhalb von faktischen Grenzen bezeichnet, bezieht sich das Konstrukt der nationalen Identität ausschließlich auf subjektive Konstruktionen, auf deren Basis die Individuen ihr Verhältnis zu ihrer Nation zum Ausdruck bringen.
Eine Schwierigkeit besteht insbesondere in der Abgrenzung von nationaler Identität, Nationalbewusstsein, nationaler Identifikation, Nationalismus und Patriotismus. Die nationale Identität lässt sich allgemein als die Gesamtheit der Einstellungen zu einer

wie auch immer definierten Nation verstehen. Nationalbewusstsein beschreibt dagegen im engeren Sinne die „individuellen kognitiven Repräsentation eines Nationenkonzeptes“ (Blank, 1997, S. 40), d. h. die Vorstellungen über Kriterien der Zugehörigkeit, die Kenntnis nationaler Symbole etc.. Die Identifikation mit der Nation geht über das Nationalbewusstsein insofern hinaus, als die Charakteristika der Nation Bestandteile der eigenen Selbstbeschreibung werden und somit eine Bindung an diese zum Ausdruck gebracht wird.
Feshbach (1991) erhärtete empirisch seine These, dass der Bindung an frühe Bezugspersonen und der späteren Bindung an die eigene Kultur gleiche Mechanismen zu Grunde liegen. Somit gebe es einen Zusammenhang zwischen der familiären Bindung und der späteren nationalen Bindung. Die Bindung an Bezugspersonen werde erweitert auf die Bindung an bestimmte Symbole, Orte oder Gruppen. Dieser Zusammenhang wird schon seit Jahrhunderten in bestimmten Metaphern zum Ausdruck gebracht. So spricht man z. B. vom Vaterland oder der Muttersprache. Frühe Bindungserfahrungen können somit zu den Prädiktoren späterer Nationalgefühle gehören. Nach Winnicott (1965) beginnt in der Adoleszenz ein Prozess, in dem die Bindungsbeziehungen über die Familie hinaus auf größere Gruppen übertragen werden, zu denen auch die Nation gehört. Ein funktionaler Zusammenhang könnte darin bestehen, dass die Nation den Erwachsenen Gefühle der Sicherheit, der Anerkennung sowie weiterer Belohnungen, die früher von den Eltern ausgingen, vermittelt. Im Gegensatz zu dieser Generalisierungsthese gibt es auch eine Kontrasthypothese. Sie besagt, dass Kinder, deren Bindungsbedürfnisse nicht durch ihre Bezugspersonen befriedigt wurden, diese kompensatorisch in Form nationaler Gefühle und nationaler Bindungen befriedigen. Dieser Mechanismus scheint jedoch eher für Extremgruppen charakteristisch zu sein (vgl. Kap. 1.3). In unausgelesenen Stichproben dürften eher positive als negative Korrelationen zwischen Merkmalen der Bindung an soziale Mikro- und Makrosysteme auftreten.

8.1.2 Formen und Klassifikationen nationaler Identität

Nationale Identität und nationale Bindungen können die unterschiedlichsten Formen annehmen. Die wichtigsten Unterscheidungen, die in der Forschungsliteratur zu finden sind, betreffen die Unterteilung in nativistische versus zivilkulturelle Identität sowie Patriotismus versus Nationalismus.

Das nativistische Verständnis geht davon aus, dass nationale Identität auf Geburt- und Verwandschaftsbindungen beruht. Es handelt sich also um eine ethnisch begründetet Identität. Im Gegensatz dazu basiert die zivilkulturelle Identität auf der Überzeugung, dass nationale Identität mit freiwilliger Verpflichtung gegenüber den Gesetzen und Institutionen des Landes einhergeht und mit dem Gefühl, Mitglied der nationalen Gruppe zu sein. Beide Dimensionen der nationalen Identität sind empirisch gesehen nicht unabhängig voneinander, sie korrelieren leicht positiv mit $r = .15$ (Jones, 1997).

Nationalismus und Patriotismus lassen sich als Nation bejahende Einstellungen bezeichnen, die das Individuum gegenüber seiner Nation hat und die eine subjektive Identifikation mit der Nation voraussetzen. Dem international üblichen Sprachgebrauch zufolge gründet sich Patriotismus auf einer affektiven Bindung an die Nation, die in Form von Liebe und Stolz zum Ausdruck gebracht wird. Die Bindung bezieht sich auf die nationale Ingroup und auf das Land, das diese Ingroup bewohnt. Nationalismus hat dagegen einen stärker kognitiven Fokus und häufig einen ideologischen Hintergrund. Ihm liegt die Überzeugung über die Höherwertigkeit der eigenen Nation zugrunde und das Bedürfnis, das nationale Interesse über alles andere zu stellen.

Eine erste bedeutende Untersuchung zur Nationalismus-Patriotismus-Unterscheidung führten Kosterman und Feshbach (1989) durch. Sie setzten in einer explorativen Studie einen Einstellungs-Fragebogen zur eigenen Nation mit 120 Items ein. Es bestätigte sich die Hypothese der Multi-Dimensionalität. Faktorenanalytisch wurden sechs Dimensionen ermittelt: Patriotismus, Nationalismus, Internationalismus, Bürgerliche Freiheiten, Weltregierung und Selbstgefälligkeit. Alle sechs Subskalen zusammen erklärten 59 % der Varianz, den größten Varianzanteil jedoch erklärten Patriotismus und Nationalismus sowie Internationalismus. Nationalismus und Internationalismus erschienen als unabhängige Dimensionen und nicht – wie in früheren Forschungsarbeiten vermutet – als die gegensätzlichen Pole einer Dimension. Als zentralen Befund jedoch bewerteten die Autoren die ermittelten Dimensionen Patriotismus und Nationalismus, da sie psychologisch funktionale Unterscheidungen zuließen. So ergaben sich z. B. Korrelationen in erwarteter Richtung mit der Zustimmung zu politischen Parteien und anderen politischen Überzeugungen. Bemerkenswert war der Befund, dass Befragte, die außerhalb der

USA geboren waren, höhere Nationalismus- und geringere Internationalismus-Werte aufwiesen als die Autochthonen (vgl. Kap. 7 u. 11.3).
Obwohl sich die inhaltlichen Konzepte unterscheiden, sind die Dimensionen Patriotismus und Nationalismus empirisch nicht völlig unabhängig voneinander. Die Interkorrelationen reichen von $r = .28$ in der US-amerikanischen Studie von Kosterman und Feshbach (1989) bis $r = .41$ in der kanadischen Studie von Esses et al. (2005). Eine Unterscheidung zwischen beiden Dimensionen erscheint dennoch gerechtfertigt, weil sie andere Einstellungen vorhersagen können. Sie haben eine unterschiedliche Bedeutung als Prädiktoren. Nationalismus und Internationalismus sind konzeptuell zwar gegensätzlich, die Interkorrelation ist jedoch nur schwach negativ mit $r = -.18$ sowohl bei Kosterman und Feshbach (1989) als auch bei Esses et al. (2005). Man kann somit sagen, dass es sich um unterschiedliche oder vielleicht sogar um unabhängige Typen sozialer Identitäten handelt und weniger um eine einzige bipolare Dimension.
Eine ähnliche Unterscheidung wurde bereits von Adorno et al. (1950) getroffen, die den genuinen Patriotismus (Liebe gegenüber dem Land und Bindung an nationale Werte) vom Pseudo-Patriotismus (unkritische Konformität gegenüber nationalen Standards) abgrenzten. Ihre Skala zur Messung des Pseudo-Patriotismus bezeichneten sie unglücklicherweise verkürzt als Patriotismus-Skala, so dass der Begriff eine negative Konnotation erhielt. Dadurch wurde nach Ansicht von Kosterman und Feshbach (1989) die weitere Erfassung positiver Formen des Patriotismus behindert. Für die USA konstatierten Kosterman und Feshbach (1989) zyklische Wellenbewegungen zwischen nationalistischen Aufgipfelungen und Phasen patriotischer Selbstreflektion. Empirische Erhebungen in der Bundesrepublik Deutschland weisen dagegen auf wenige epochale Schwankungen hin; die Werte für alle Dimensionen des Nationalstolzes sind auf einem relativ niedrigen Niveau stabil geblieben (vgl. Kap. 4.1.1. u. 9.3.3).
Feshbach (1994) vertritt einen bindungstheoretischen Ansatz. Die Bindung an die Nation solle unterschieden werden von der Machtkomponente. Die Machtkomponente spiele beim Nationalismus die entscheidende Rolle. Nationalismus enthalte die Ideologie nationaler Überlegenheit über andere. Der Patriotismus dagegen sei charakterisiert durch die Liebe zur Nation und durch den Stolz auf sie. Feshbach (1994) ist aufgrund seiner Befunde davon überzeugt, dass es eine differentielle Sozialisation in Bezug auf patriotische in Abgrenzung zu

nationalistischen Einstellungen geben könne und müsse, indem das eine unterstützt und das andere zurückgedrängt werde. Des Weiteren ist er davon überzeugt, dass man die patriotischen Bindungen an die Nation stärken und gleichzeitig eine internationalistische Orientierung fördern könne. Es bedarf aber weiterer Forschungen, um nachzuweisen, ob patriotische Bindungen mit internationalistischer Orientierung kompatibel sein können (vgl. Kap. 8.2.3). Insbesondere muss weiter erforscht werden, welche Sozialisationsmechanismen geeignet sind, um diese Kompatibilität herzustellen.

Staub (1997) unterschied zwischen blindem und konstruktivem Patriotismus. Er beschrieb blinden Patriotismus als rigide und inflexible Bindung an das eigene Land, charakterisiert durch unkritische positive Wertschätzung und Intoleranz gegenüber Kritik. Im Gegensatz dazu beinhaltet konstruktiver Patriotismus eine Bindung an das Land, die durch kritische Loyalität gekennzeichnet ist. Beiden Orientierungen gemeinsam sind die positive Identifikation und die emotionale Bindung an die Nation. Kritik und Dissens werden jedoch im Falle des blinden Patriotismus als mangelnde Loyalität bewertet. Die beiden Konstrukte haben somit teils gemeinsame, teils aber auch differentielle Inhalte.

Schatz et al. (1999) überprüften in ihren Untersuchungen die Annahme, dass blinder und konstruktiver Patriotismus zwei orthogonal unterschiedlich und qualitativ unterschiedliche Dimensionen der positiven Identifikation mit und der affektiven Bindung an das eigene Land darstellen. Die Studie wurde mit Studierenden durchgeführt. Die Faktorenanalyse bestätigte das Modell zweier Dimensionen. Blinder und konstruktiver Patriotismus korrelierten mit der Skala „Nationale Bindung“ mit $r = .51$ und $r = .32$. Beide Konstrukte drückten somit eine positive Identifikation und emotionale Bindung an das eigene Land aus. Die Korrelation für blinden Patriotismus lag aber signifikant höher.

Blinder Patriotismus korrelierte des Weiteren mit politischem Konservatismus, Anhänger der Republikaner erreichten höhere Werte als Anhänger der Demokraten. Der konstruktive Patriotismus korrelierte dagegen nicht mit der politischen Ideologie und mit der Parteienidentifikation. Dagegen korrelierte konstruktiver Patriotismus mit politischem Engagement, politischem Wissen und politischem Informationsverhalten. Blinder Patriotismus korrelierte hochsignifikant mit Nationalismus im Sinne von Kosterman und Feshbach (1989). Die beiden Konstrukte sind somit durch einen gemeinsamen Kern, aber auch durch inhaltliche Differenzierungen gekennzeichnet.

Das Gemeinsame scheint die Emotionen zu betreffen, das Unterschiedliche dahingegen mehr die Kognitionen, insbesondere die Haltung der Kritik bzw. die Kritiklosigkeit sowie den Umgang mit Ingroup-Problemen, die anerkannt bzw. zurückgewiesen werden. Der blinde Patriotismus lässt sich verstehen als ein inflexibles oder geschlossenes Überzeugungssystem. Dieses System kann man als Dogmatismus, als Autoritarismus oder als Rigidität bezeichnen, ohne dass bestimmte politische Inhalte damit verbunden wären. Wenn dennoch Korrelationen zum Konservativismus gefunden wurden, so bedeutet dies nicht, dass alle Konservativen blinde Patrioten sind, es legt vielmehr nahe, dass die politische Philosophie des blinden Patriotismus oft eine konservative ist. Das Wesentliche sind aber die strukturellen Charakteristika, nicht die inhaltlichen. Der blinde Patriotismus korreliert signifikant positiv mit Nationalismus, der konstruktive Patriotismus korreliert jedoch nicht signifikant negativ mit Nationalismus, sondern weist keine signifikanten Korrelationen auf. Das Wesentliche des Nationalismus ist also die Intergruppen-diskrimination, verbunden mit einem Gefühl der Überlegenheit und Höherwertigkeit der eigenen Nation. Die Ergebnisse der Studie von Schatz et al. (1999) legen nahe, dass die Beziehung zwischen Ingroup-Identifikation und Intergruppen-Diskrimination (ein zentrales Anliegen der Theorie der sozialen Identität, vgl. Kap. 1.2) durch die Art und Weise beeinflusst wird, in der Individuen sich mit ihrer Ingroup identifizieren und diese bewerten (vgl. Kap. 8.1.3).

Schatz und Lavine (2007) unterschieden zwischen zwei weiteren Faktoren: dem nationalem Symbolismus und dem nationalem Instrumentalismus (symbolic and instrumental involvement). Nationaler Symbolismus wurde definiert als die wahrgenommene Bedeutung, die das Individuum Symbolen beimisst, die die Nation repräsentieren (Flagge, nationale Monumente) sowie Ritualen und Zeremonien (Hymne singen, Paraden), die nationale Zugehörigkeit, Hingebung und Treue zum Ausdruck bringen. Nationaler Instrumentalismus bezeichnet dagegen die Bedeutung, die das Individuum dem Funktionieren des sozialen, politischen und ökonomischen Systems einer Nation beimisst sowie der Fähigkeit der Nation, die praktischen Bedürfnisse der Bürger zu befriedigen. Dahinter steht ein utilitaristisches Motiv, statt ein emotionales Bedürfnis. Die erste Skala spricht mehr die Emotionen an, die zweite drückt mehr rationale Bewertungen aus. Symbolismus aber nicht Instrumentalismus war verbunden mit sozialer Identifikation und einem positiven Bias bei der Einschätzung der Nation.

Huddy und Khatib (2007) schlugen einen eigenen Ansatz vor, der auf der Theorie der sozialen Identität von Tajfel beruht. Sie definierten nationale Identität als die subjektive oder internalisierte Überzeugung, zu einer bestimmten Nation zu gehören. Sie gingen von der Annahme aus, dass die nationale Identität als ideologisch neutral betrachtet werden könne. Die amerikanische Identität sei in ihrem Kern unabhängig von politischen Ideologien. Die Identität, Amerikaner zu sein und sich als Amerikaner zu fühlen, sei empirisch unabhängig von den Selbstzuschreibungen als Liberaler oder Konservativer.

Die Datenbasis bildeten zwei Studierendenstichproben (erhoben 2002 und 2004) sowie Erwachsene aus dem Wählerregister von 1996. Die Studierenden hatten einen unterschiedlichen ethnischen Hintergrund. Die Aufenthaltsdauer der Immigranten in den USA reichte von wenigen Monaten bis zu 30 Jahren. Die Analyse der Faktorenstruktur ergab, dass in der Studierendenstichprobe ein Vier-Faktoren-Modell am besten mit den Daten übereinstimmte. Die vier Faktoren waren „national identity“, „symbolic patriotism“, „constructive patriotism“ und „uncritical patriotism“. Für die Erwachsenenstichprobe ergaben sich drei Faktoren: „national identity“, „national pride“ und „nationalism“. Die nationale Identität war in beiden Studierendengruppen stark ausgeprägt. Hohe Zustimmungswerte erzielten der symbolische Patriotismus und der konstruktive Patriotismus. Der unkritische Patriotismus und der Nationalismus waren schwächer ausgeprägt. 61 % der Studierenden lehnten die Aussage ab, dass man sein Land unterstützen solle, egal ob „right or wrong“. Im Vergleich zu Europa war die Akzeptanz solcher Aussagen aber immer noch relativ hoch. Es zeigte sich, dass Nationalismus und Autoritarismus zusammenhängen. Der Nationalstolz war dagegen in den USA nicht politisch gefärbt und bei Konservativen nicht stärker als bei Liberalen ausgeprägt.

Interessant waren die Ergebnisse für die Immigranten. Die Studierenden mit Migrationshintergrund, die schon länger in den Vereinigten Staaten lebten, wiesen eine stärke nationale Identität und stärkeren symbolischen Patriotismus auf. In der Stichprobe von 2002 war auch der unkritische Patriotismus stärker ausgeprägt. Keine Unterschiede zwischen Studierenden mit und ohne Migrationshintergrund gab es bezüglich des konstruktiven Patriotismus. Die Autorinnen finden den positiven Zusammenhang mit der Aufenthaltsdauer als nicht überraschend, in unserer deutschen Stichprobe ermittelten wir jedoch einen gegenteiligen Befund (vgl. Kap. 7). Huddy und Khatib (2007) folgern, dass sich die nationale Identität bei jungen

Migranten sehr schnell entwickelt und dass in diesem Zusammenhang auch andere Formen nationaler Bindung mit gefördert werden. Dieser Interpretation liegt die These zu Grunde, dass die nationale Identität kausal gesehen anderen Formen nationaler Bindung vorgeschaltet ist. Im Gegensatz zur Aufenthaltsdauer hatte die Generationsfolge bei den Immigranten keinen Effekt auf die nationale Identität, den Nationalstolz oder den Nationalismus. Die erste, zweite und dritte Immigrantengeneration unterschieden sich diesbezüglich nicht voneinander.

Afroamerikaner brachten ein geringeres Maß bei allen Formen nationaler Bindung zum Ausdruck und Asiaten lagen beim symbolischen Patriotismus niedriger. Die Frauen waren im Vergleich zu den Männern weniger nationalistisch und zeigten weniger Nationalstolz. Ältere Erwachsene lagen höher als jüngere bei der nationalen Identität, beim Nationalstolz und beim Nationalismus. Bessere Gebildete hatten ein schwächer ausgeprägte nationale Identität und niedrigere Werte auf der Nationalismus-Skala. Weiterführende Analysen zeigten, dass diese Zusammenhänge darauf zurückgeführt werden konnten, dass bei den besser Gebildeten der Nationalismus schwächer ausgeprägt war. Da der Nationalismus wiederum mit anderen Formen nationaler Bindung interkorreliert war, ergaben sich über diesen Mediator ebenfalls positive Korrelationen. Hielt man den Nationalismus konstant, hatte das Bildungsniveau keinen Einfluss auf die anderen Formen nationaler Bindung.
In Übereinstimmung mit anderen Studien zeigte sich, dass unkritischer Patriotismus und Nationalismus relativ stark ideologisch geprägt waren und mit Autoritarismus zusammenhingen. Der symbolische Patriotismus erwies sich in dieser Studie als stark überlappend mit nationaler Identität und unkritischem Patriotismus. Die Autorinnen vermuten, dass der symbolische Patriotismus zwei Komponenten enthält, einen ideologisch neutralen Messwert für die nationale Identität und ein politisch bedeutsames Konzept für unkritischen Patriotismus. Die psychologische Bedeutung des symbolischen Patriotismus kann somit sehr bivalent sein. Der symbolische Patriotismus kann entweder ideologisch neutral oder ideologisch abhängig sein. Das einheitliche Konzept verdeckt diese Unterschiede. Vielleicht können die unterschiedlichen inhaltlichen Bedeutungen aber auch besser dadurch dargestellt werden, dass man das Konzept als Teilaspekt eines umfassenderen Profils wiedergibt (vgl. Kap. 8.2.3).

Ein weiteres theoretisches Modell lieferte Kelman (1997). Er unterschied zwei Formen der Bindung an die Nation, wobei Bindung und Identifikation als synonym zu betrachten sind: die sentimentale und die instrumentelle Bindung. Rothi et al. (2005) leiteten aus diesem Ansatz ab, dass die sentimentale Bindung mit einem ethnisch-genealogischen Nationverständnis und die instrumentelle Bindung mit einem zivil-territorialen Modell zusammenhängt. Darüber hinaus hielten sie es jedoch auch für möglich, dass individuelle Konstruktionen, Kombinationen und Profile auftreten. Individuen könnten beide Arten von Nationverständnis aufweisen, wobei es jeweils graduelle Unterschiede geben könnte.
Die Untersuchungsergebnisse bestätigten die Annahme, dass es individuelle Muster der Identifikation gibt. So kann die individuelle nationale Identität sowohl hohe Ausprägungen ziviler und traditionell kultureller Inhalte aufweisen und dennoch gleichzeitig eine kritische und konstruktive Orientierung zeigen. Die kritische und konstruktive Orientierung verringert sich nur dann, wenn die traditionell kulturellen Inhalte sehr stark und die zivilen Inhalte sehr schwach ausgeprägt sind. Der konstruktive Patriotismus braucht somit eine starke zivile Ausprägung, traditionelle und genealogische Inhalte müssen jedoch nicht eliminiert werden. Die traditionelle Identifikation alleine führt zu einer Beeinträchtigung der kritischen Orientierung. Weist die traditionelle Identifikation aber zusätzlich auch noch eine starke zivile Auffassung auf, dann besteht die Möglichkeit für eine kritische und konstruktive Grundhaltung. Die beiden nationalen Orientierungen „traditionell kulturell“ und „zivil“ sind somit nicht zwangsläufig auf Ausschließlichkeit angelegt, sondern miteinander kompatibel. Die entscheidende Aufgabe für die politische Bildung besteht nach Rothi at al. (2005) darin, die zivile Komponente zu stärken, aber nicht die traditionelle zu eliminieren (vgl. dazu die politische Sozialisation in Deutschland, Kap. 4.1).

Die Unterscheidung von Kosterman und Feshbach (1989) in die Faktoren Patriotismus, Nationalismus und Internationalismus konnte in mehreren westlichen Ländern repliziert werden (Dekker & Malova, 1995; Sidanius et al., 1997). Sakano (1992, zit. n. Karasawa, 2002) gelang eine weitgehende Replikation an einer asiatischen Stichprobe. Die drei Faktoren können somit als kulturübergreifende Aspekte der nationalen Identität gelten. Um ein vollständiges Bild der nationalen Identität in einem Land zu erhalten, müssen jedoch ebenfalls die kulturspezifischen Aspekte berücksichtigt werden. Die Kosterman-Feshbach-Skala bezieht sich vor

allem auf den politischen Bereich. Für die japanische Identität ist jedoch z. B. auch das kulturelle und historische Erbe von großer Bedeutung. Allein die im Vergleich zu den USA sehr lange Tradition ist häufig Anlass für Nationalstolz bei Japanern. Weitere Anlässe für Stolz sind die Arbeitsethik und die relative Homogenität der Bevölkerung. Im Gegensatz zu den USA bestehen in Japan gemischte Gefühle gegenüber nationalen Symbolen.
Die Studie von Karasawa (2002) beabsichtigte einerseits, Komponenten der nationalen Identität von Japanern zu finden, die diese mit anderen Nationen teilen und andererseits Komponenten zu finden, die spezifisch japanisch sind. Probleme mit der japanischen Identität gibt es durch die Erinnerung an die imperialistische Politik während des Zweiten Weltkriegs. Die Legalisierung nationaler Symbole wird daher in Japan kontrovers diskutiert. Es gibt eine erneute Hinwendung zur nationalen Identität, die dem globalen Trend zu einer Renationalisierung folgt bzw. diesem entspricht. Die nationale Identität ist möglicherweise komplexer und kulturspezifischer als bisher in den Studien zum Ausdruck kam.

Die Stichproben bestanden aus Erwachsenen im Alter zwischen 19 und 81 Jahren und aus Studierenden. Für beide Stichproben ermittelte die Faktorenanalyse vier Dimensionen. Der erste Faktor wurde als „Commitment to National Heritage“ benannt. Dieser Faktor erscheint als spezifisch japanisch. Er enthält Einstellungen zu nationalen Symbolen sowie ebenfalls zum historischen und kulturellen Erbe Japans. Der zweite Faktor wurde als Patriotismus benannt. Die Items waren aber nicht völlig mit der entsprechenden Kosterman-Feshbach-Subskala identisch. Zur japanischen Patriotismus-Skala gehörten Items wie: „I am proud to be Japanese“ oder „Japan ist the best country in the world“. Der Faktor enthält auch den Stolz auf die niedrige Kriminalitätsrate in Japan und das Bekenntnis zu einem Leben in Japan trotz der hohen Lebenshaltungskosten.
Faktor drei wurde in Analogie zur Kosterman-Feshbach-Skala als Nationalismus benannt.
Der vierte Faktor konnte klar als Internationalismus interpretiert werden. Der Internationalismus korrelierte negativ mit Nationalismus und wies Null-Korrelationen zum Patriotismus auf. Patriotismus und Nationalismus korrelierten positiv miteinander.

Es erscheint als eine Überinterpretation, dass es sich bei diesen Faktoren um eine Replikation der Ergebnisse von Kosterman und Feshbach (1989) handeln soll. Schließlich sind die Items nicht dieselben und auch die Korrelate zu externen Kriterien sind nicht identisch.
Unterschiede zum amerikanischen Patriotismus ergaben sich bezüglich der Flagge und der Nationalhymne. Diese sind in Amerika Teil des Patriotismus, in Japan gehörten sie zum Faktor „Commitment to National Heritage“. Die erwartungswidrigen Befunde zu den nationalen Symbolen erklärt der Autor damit, dass für Japaner die Flagge und die Nationalhymne weniger eine politische oder militärische Bedeutung haben, sondern eher eine kulturelle wie etwa Tempel oder Schreine.
Ebenso korrelierte der Nationalismus-Faktor im Unterschied zu westlichen Ländern nicht mit politischem Konservatismus. So lud das Item „It helps Japan, that we try to learn from foreign cultures“ hoch auf dem Nationalismus-Faktor. Diese Aussage bedeutet weder eine Exklusionstendenz gegenüber fremden Kulturen noch eine Öffnung für fremde Kulturen, um die eigene Identität zu verleugnen. Sie bedeutet vielmehr, dass es in der japanischen Mentalität einen hohen Wert darstellt, den Westen durch Lernen ökonomisch einzuholen und zur Überlegenheit des eigenen Landes beizutragen. Die Hinwendung zu anderen Kulturen könnte somit in Deutschland eine ganz andere Funktion haben (vgl. Kap. 9).
Die Ergebnisse zum Patriotismus-Faktor zeigten, dass es eine Bindung an das eigene Land ohne die Überzeugung der nationalen Überlegenheit geben kann. Der Patriotismus-Faktor korrelierte dementsprechend nicht negativ mit der Fremdgruppenbewertung. Items zum Nationalstolz gehörten wie in den USA zum Patriotismus-Faktor. Karasawa (2002) plädiert dafür, die komplexere nationale Identität der Japaner zu erkennen und zu akzeptieren. Diese basiere zum großen Teil auf langen kulturellen Traditionen und sollte daher respektiert werden. Es sollte keine Verkürzung der Bewertung Japans auf die Epoche der militaristischen und imperialistischen Politik vorgenommen werden. Der Respekt für den Nationalstolz anderer Länder stelle eine notwendige Basis für den wechselseitigen Dialog und für das gegenseitige Verständnis dar.
Eine auf Deutschland bezogene Unterscheidung von Identitätstypen schlug Westle (1995) vor, die in Anlehnung an Habermas drei Formen nationaler Identität definierte: „*Traditionales Nationalbewußtsein* spricht der eigenen Nation bzw. dem eigenen Nationalstaat – gleichgültig in welcher politischen Verfassung – Priorität zu. …

Reflektiertes Nationalbewußtsein spricht der eigenen politischen Gemeinschaft – in demokratischer Verfassung – die gleiche Bedeutung für ihre Angehörigen und die gleichen Rechte zu wie anderen demokratischen Staaten. … *Postnationales Bewußtsein* spricht generell Nationen bzw. Nationszugehörigkeiten und dem Nationalstaat keine wesentliche Bedeutung zu" (Westle, 1995, S. 213 f.). Das reflektierte Nationalbewusstsein entspricht inhaltlich der verfassungspatriotischen Orientierung, wobei darüber hinaus eine reflektierte Haltung zur eigenen Geschichte vorausgesetzt wird. Der Typus der postnationalen Identität geht dagegen über die klassischen Modelle hinaus und impliziert solche Einstellungen, in denen die Wichtigkeit nationaler Zugehörigkeiten abgelehnt wird und in denen eine Identifikation mit supranationalen Bezügen, wie z. B. mit Europa, oder eine Identifikation mit universalen menschenrechtlichen Idealen, wie z. B. dem Weltbürgertum, als Alternative zum Nationalstolz erfolgt.

Als Folge von Differenzierungs- und Globalisierungsprozessen in den modernen Gesellschaften wird darüber hinaus in der deutschsprachigen Literatur die Herausbildung regionaler Identitäten als Reaktion auf Orientierungsverluste vermutet. Die Ursache dieser Regionalisierung von Identitäten liege darin, dass nationale Einheiten ihre bindende Kraft verlieren und dass emotionale Bindungen nur noch in kleineren sozialen Einheiten gewährleistet werden können (Bornewasser & Wakenhut, 1999). Es stelle sich zudem die Frage, ob Identifikation mit der Nation überhaupt einen notwendigen Beitrag zur sozialen Identität leisten könne oder ob sie lediglich eine kompensatorische Funktion für mangelnde soziale Bindungen erfülle (Wakenhut, 1995). Eine fehlende oder schwach ausgeprägte nationale Identität dürfte dann nicht als Defizit gewertet werden, sondern wäre im Sinne eines Kompensationsmodells (vgl. Kap. 1.3) Ausdruck einer sozialen Identität, die überwiegend anhand anderer, möglicherweise regionaler Identifikationen, gewonnen wird.

In dem Ansatz von Blank und Schmidt (1993) wird die Nation als kollektiver Akteur begriffen, durch den positive wie negative kollektive Güter erzeugt werden. Des Weiteren unterscheiden die Autoren zwischen positiven und negativen Emotionen. Sie kritisieren, dass bisher nur der Stolz gegenüber der Nation gemessen wurde, nicht aber negative Gefühle wie Scham oder Peinlichkeit. Die Autoren stellen die These von den positiven Wirkungen des Nationalstolzes in Frage. Sie vertreten die Auffassung, dass Stolz auf die Nation als Ganzes mit der Verleugnung, Verdrängung

und Idealisierung der Ereignisse im Dritten Reich und der Abwertung von Fremdgruppen zusammenhänge. Stolz auf die Nation sollte ausschließlich vor dem Hintergrund vorhandener und zu schaffender Kollektivgüter, wie Verfassung und Sozialsystem diskutiert werden. Grundlage sollte das Konzept des Verfassungspatriotismus im Sinne von Habermas (1990) sein (vgl. Kap. 4.1.1).

Die Daten wurden im Rahmen des Politbarometers Gießen im April 1992 und des Politbarometers Münster im Februar 1993 erhoben. Es wurden 14 Items zum Nationalstolz vorgegeben. Die Interkorrelationen der Items fielen unterschiedlich hoch aus, so dass daraus abgeleitet wurde, dass kein einheitliches bzw. kein ein-dimensionales Konstrukt vorhanden sei. Die konfirmatorische Faktorenanalyse ergab ein drei-dimensionales Modell. Der erste Faktor konnte als genereller Stolzfaktor mit einem inhaltlichen Gewicht auf Leistungsorientierung betitelt werden. Der Schwerpunkt beim zweiten Faktor lag auf demokratie-orientierten Aspekten. Der dritte Faktor wurde durch zwei Items bestimmt: Stolz auf die Nation und Geschichte.

Es gab einen Zusammenhang mit dem Alter, was als externes Validierungskriterium gewertet wurde. Je älter die Befragten waren, desto eher äußerten sie Stolz auf die Nation. Für diesen Zusammenhang könnte es drei Erklärungsansätze geben: Die Sozialisationsthese, die Lebenszyklusthese und die Identitätsthese. Die Sozialisationsthese geht davon aus, dass die jüngere Generation im stärkeren Maße als es bei der älteren der Fall war, zu einer antinationalen Haltung erzogen wird. Die Unterschiede lassen sich also auf einen Generations- oder Kohorteneffekt zurückführen. Bei der Lebenszyklusthese sind dagegen Alterseffekte das Entscheidende: Der Nationalstolz entwickelt sich mit zunehmendem Lebensalter. Die Identitätsthese präzisiert diesen Entwicklungsstand noch. Sie besagt, dass Jüngere vor allem mit der Erklärung der individualisierten Ich-Identität beschäftigt sind. Erst Ältere mit einer gereiften Ich-Identität können sich dagegen mit der Nation, quasi als Ergänzung der Ich-Identität identifizieren.
Die Korrelationen mit dem Bildungsstand erklärten die Autoren im Sinne eines Kompensationsmodells (vgl. Kap. 1.3.2) folgendermaßen: „Niedrigere Bildung und die damit verbundenen geringeren Chancen individueller Selbstverwirklichung führen zu einer stärkeren Identifikation mit dem Kollektiv. Die Identifikation mit dem Kollektiv tritt somit als Kompensation oder als Stellvertreter für die Mängel im Selbstwertgefühl

ein. Demgegenüber bedeutet höhere Bildung auch größere Chancen der Selbstverwirklichung. Das Kollektiv wird dann weniger zur Selbstdefinition benötigt." (Blank & Schmidt, 1993, S. 403). Der Zusammenhang zwischen Geschichtsstolz und niedrigem Bildungsniveau sei durch mangelndes Geschichtswissen zu erklären.

Außerdem zeigte sich, dass rechtsorientierte Personen mehr Stolz äußerten als linksorientierte. Für das Kollektivgut „Sozialstaatliche Leistungen" galt dies jedoch nicht. Starker Stolz auf die Nation als Ganzes ging am stärksten mit einer politischen Rechtsorientierung einher. Es gab auch eine Korrelation mit fremdenfeindlichen und antisemitischen Einstellungen. Der Stolz auf das politische System und die sozialstaatlichen Leistungen hingen dagegen nicht mit Fremdenfeindlichkeit zusammen. Die Autoren sahen darin Hinweise auf eine Form nationaler Identität, die keine Abwertung von Minderheiten und Fremdgruppen zur eigenen Ortsbestimmung brauche (vgl. Kap. 8.3). Die Forderung von Noelle-Neumann (1987) nach mehr Nationalstolz wiesen die Autoren zurück. Dies impliziere eine Zunahme von Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus und eine Verdrängung und Verleugnung der Verbrechen im Dritten Reich.
In einer weiteren Studie erhärteten Blank und Schmidt (2003) ihre These, dass Nationalismus und Patriotismus konzeptuell und empirisch unterschieden werden könnten und getrennte Aspekte der nationalen Identität darstellten. Es konnte jedoch nur ein schwach ausgeprägter Nationalstolz festgestellt werden, der Stolz auf die deutsche Geschichte wies die niedrigsten Werte auf. Nationalstolz, definiert über Kollektivgüter, stellte sich als multidimensionales Konstrukt dar. Nationalismus und Patriotismus könnten über die differentielle Erfassung des Nationalstolzes gemessen werden.
Haller und Gruber (1996) führten eine repräsentative Umfrage in Österreich durch (vgl. Kap. 4.8). Es wurden drei Hauptdimensionen nationaler Identität konzeptuell unterschieden und empirisch herausgearbeitet: die Verbundenheit oder Identifikation mit Österreich, der österreichische Patriotismus und der Nationalstolz. Damit verknüpft wurden die Einstellungen zu Einwanderung und Minderheiten. Die Autoren unterschieden zwischen den Konzepten: Österreich als Willens- oder Staatsnation, als Kulturnation, als Ethnonation, als Gefühlsnation. Wie die Analysen zeigten, waren die verschiedenen Aspekte der nationalen Identität nicht unabhängig, sondern hingen zusammen. Die Faktorenanalyse ergab einen allgemeinen ersten Faktor, der

Aspekte der Ethnokultur und Staatsnation enthielt. Die Autoren schlossen daraus, dass man nur von einer einzigen Dimension der nationalen Identität sprechen könne. Die nationale Identität enthalte jeweils verschiedene Aspekte, die sich jedoch nicht gegenseitig ausschlössen. Alle wissenschaftlichen Versuche, Nation ausschließlich oder primär von einer der verschiedenen Komponenten her zu definieren, seien daher nicht sinnvoll bzw. entsprächen nicht dem Verständnis der Probanden.
Nach einer kritischen Einschätzung von Dekker et al. (2003) ist die Literatur zum Nationalismus ein konzeptuelles Labyrinth, charakterisiert durch fragwürdige Instrumente, einen Mangel an validen empirischen Daten und schwachen theoretischen Erklärungen. Man könne verschiedene Arten und Intensitäten des Nationalismus unterscheiden. Häufig sei der Begriff des Nationalismus konfundiert mit anderen nationalen Orientierungen, wie z. B. dem Nationalstolz. Wenn 70 % der Bevölkerung als nationalistisch bezeichnet würden, weil sie stolz auf ihr Land sind, dann verliere dieses Konzept seine Bedeutung. Eine engere Konzeptualisierung von Nationalismus sei somit notwendig, um einer Inflationierung vorzubeugen. Ansonsten bliebe nur eine kleine Gesinnungselite übrig, die nicht als nationalistisch gelte.
Eine Erklärung für die konfuse Situation könne sein, dass es schlichtweg kein adäquates Messinstrument für Nationalismus gebe. Beim Vergleich der wenigen empirischen Studien zeige sich, dass sich die Operationalisierungen des Konzepts erheblich unterscheiden. Des Weiteren gebe es einen Mangel an Theorie, verbunden mit unklaren exploratorischen Faktorenanalysen sowie die Verwendung von Skalen mit geringer „face validity“. Sehe man sich die Items an, so könne man von einem epistemologischen Chaos sprechen.
Dekker et al. (2003) verfolgen die Absicht, ein reliables Messinstrument für den Kulturvergleich bzw. Nationvergleich zu schaffen. Jede Theorie, die Universalität, d. h. Allgemeingültigkeit, beanspruche, müsse im Kulturvergleich getestet werden. Das Instrument wurde in drei Typen von Nationen getestet: einem etablierten Staat (Niederlande), einem jüngst gegründeten Staat (Slowakei) sowie einer Region, in der die Bürger nach Unabhängigkeit streben (baskische autonome Provinz in Spanien).

Die Autoren gingen von der Annahme aus, dass sich nationale Einstellungen hinsichtlich des Typs (positiv oder negativ) und der Stärke (moderat, stark oder extrem) unterscheiden. Aus diesen einfachen Implikationen wurde folgendes Modell mit sechs Prämissen abgeleitet:

(1) Der grundlegende neutrale nationale Effekt ist das Nationalgefühl (national feeling). Die fünf positiven nationalen Einstellungen sind nationale Sympathie (national liking), Nationalstolz (national pride), nationale Bevorzugung (national preference), nationale Überlegenheit (national superiority) und Nationalismus (nationalism). Nationalismus wird also verstanden als die extremste Form von fünf verschiedenen positiven Einstellungen gegenüber dem eigenen Land und dem eigenen Volk. Nationale Bevorzugung und nationale Überlegenheit beinhalten – im Gegensatz zu nationalen Gefühlen, nationaler Sympathie und Nationalstolz – Formen von Intergruppenvergleich und sogar von Diskriminierung im Falle des Nationalismus. Die positive nationale Identität kann das Bedürfnis des Menschen nach einer positiven Ich-Identität befriedigen.

(2) Die nationalen Einstellungen bilden eine kumulative Hierarchie. Jede Person kann einer Ebene, einer Entwicklungsstufe zugeordnet werden. Jede Stufe setzt die Erfüllung der vorherigen voraus. Die Stufenabfolge bzw. die Ebenen der Hierarchie sind in Abbildung 8.1 dargestellt.

(3) Wenn es keine positiven nationalen Gefühle gibt, stellen sich negative Einstellungen ein. Diese können wie folgt kategorisiert werden: a) nationale Entfremdung (national alienation). Dies bedeutet, dass man sich unter den eigenen Landsleuten nicht wohlfühlt und sich im eigenen Land nicht heimisch fühlt. b) nationale Scham (national shame), c) nationaler Ekel (national disgust) und d) nationaler Hass (national hate). Das Ergebnis kann ein negatives Selbstbild sein.

(4) Ähnlich wie die nationale Identität kann auch die regionale Identität durch ein solches Modell hierarchischer Ebenen wiedergegeben werden.

(5) Dasselbe gilt für supranationale Gebilde, wie z. B. die Europäische Union. Für den Internationalismus sehen Dekker et al. (2003) dagegen nur ein zweistufiges Modell vor.

(6) Moderate positive Einstellungen können mit moderaten positiven Einstellungen auf anderen Ebenen kombiniert werden. Individuen können also positive Einstellungen zu verschiedenen sozialen Bereichen haben, wenn diese moderat ausgeprägt sind. Extrem positive Einstellungen in Bezug auf ein bestimmtes Gebiet implizieren jedoch negative Einstellungen in Bezug auf ein anderes Gebiet. In diesem Falle ergibt sich zwangsläufig ein Muster

negativer Reziprozität (vgl. Kap. 8.1.4). Es ist also ein Profil mit verschiedenen positiven Ausprägungen denkbar, wenn diese nicht zu extrem ausfallen. Als kritische Schwelle wird der Übergang vom Stolz zur Bevorzugung angesehen. Ab dem Niveau der Bevorzugung wird es zunehmend schwieriger, positive Einstellung zu verschiedenen sozialen Einheiten gleichzeitig zu haben.

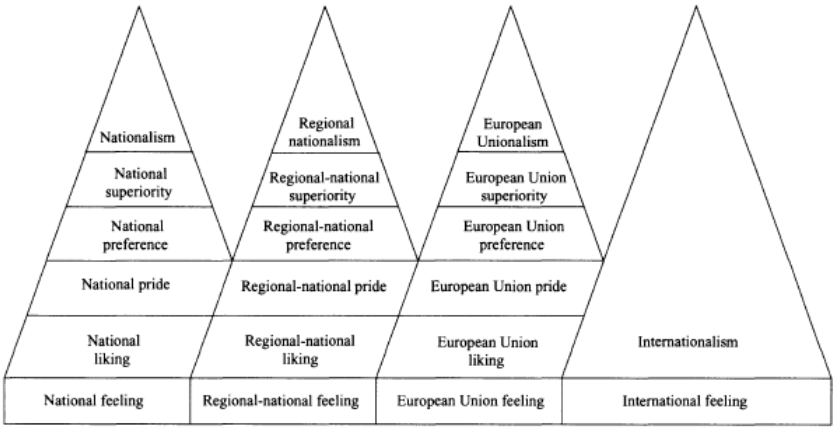

Abb. 8.1: Hierarchische Ebenen nationaler, regionaler, europäischer und internationaler Einstellungen (aus Dekker et al. 2003, S. 348)

Die Ausbildung von Nationalgefühlen geht nach Dekker et al. (2003) auf verschiedene Prozesse zurück. Ein erster Prozess betrifft die Beobachtungen und subjektiven Erfahrungen mit dem eigenen Land und dem eigenen Volk. Der zweite Prozess betrifft die Botschaften, die man im Rahmen der nationalen Sozialisation empfängt. Ein dritter Prozess betrifft die Internalisierung der Erfahrungen in Form von Wissen und Einstellungen. Als bedeutendster Prozess gilt die nationale Sozialisation (vgl. Kap. 12.5).

Die Prozesse werden durch verschiedene Determinanten geprägt. Eine erste Determinante sind die nationalen Gefühle. Nationale Gefühle sind starke Emotionen, die mit dem Land oder dem Volk verbunden sind und die die Bereitschaft zum Handeln fördern. Diese Gefühle werden schon früh im Leben gelernt und bilden die Basis für alle weiteren Stufen. Von daher kommt ihnen eine große Bedeutung zu. Spätere Informationen werden durch diese Gefühle gefiltert und beeinflusst. Für den Erwerb solcher Gefühle sind emotionsträchtige Ereignisse, wie z. B. nationale Rituale, besonders wichtig. Die positiven nationalen Gefühle werden dann auch auf andere nationale Objekte übertragen. Emotionen sind deswegen besonders wichtig,

weil sie langfristig wirksam und resistent gegen Veränderungen sind (vgl. Kap. 11). Kognitionen können im Vergleich dazu leichter revidiert werden.
Eine zweite Determinante sind wichtige nationale Überzeugungen. Diese äußern sich häufig in Form von Klischees über Länder und Menschen. Diese Überzeugungen können durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen gebildet werden, aber auch durch selektiv übermittelte Erfahrungen von relevanten anderen wie Eltern, Freunden oder Medien.
Eine dritte Determinante bildet früheres nationales Verhalten, wie z. B. die Ableistung des Wehrdienstes oder die Teilnahme an Anti-Kriegsdemonstrationen.
Eine vierte Determinante betrifft spezifische Einstellungen, z. B. über Outgroups oder auch die eigene personale Identität. Ebenso wie die nationalen Einstellungen sind auch die Einstellungen über andere Ethnien oder andere Länder oder Kulturen bedingt durch die politische Sozialisation. Der ganze Prozess wird in hohem Maße manipuliert durch die Ziele und die Handlungen der politischen Eliten. Alle politischen Systeme nehmen auf diese Weise Einfluss auf die Bildung nationaler Identität. Die politischen Eliten geben eine bestimmte Sprachregelung vor und stecken den Rahmen ab, innerhalb dessen sich nationale Identität äußern kann.
Die nationalen Gefühle bilden also nach Dekker et al. (2003) die Basis für alle weiteren hierarchisch angeordneten Stufen der positiven Identifikation mit der eigenen Nation. Der Nationalismus ist lediglich die extremste Ausprägung dieses Prozesses. Die moderaten Stufen sind nicht schon deswegen dysfunktional, weil der Nationalismus negative Konsequenzen hat. Sie können vielmehr für das individuelle Wohlbefinden und das kollektive Funktionieren eine große Bedeutung haben.
Eine erste empirische Studie wurde von Dekker et al. (2003) in den Niederlanden mit Schülern und Schülerinnen im Alter von 15 bis 18 Jahren durchgeführt. Bei den Untersuchungen in der Slowakei wurden die Probanden und Probandinnen zu Hause interviewt, weil die Studie eine politische Affäre auslöste und das slowakische Unterrichtsministerium die Durchführung in den Schulen verbot. Die baskische Stichprobe bestand aus 14- bis 18-jährigen Schülern und Schülerinnen, die über ihre Schulen gewonnen wurden.
Die Autoren sahen ihr hierarchisches Modell durch die Ergebnisse der Studie bestätigt. Allerdings war die Bedeutung der Prädiktoren nicht in allen Ländern gleich. Selbstkritisch merken die Autoren an, dass zu wenige Länder einbezogen worden waren, um die Relevanz des Modells zu beweisen. Außerdem war die

Zusammensetzung der drei Stichproben zu unterschiedlich. Die Stichproben in den verschiedenen Ländern sollten vergleichbar sein. Es sollten verschiedene Altersgruppen einbezogen werden, um die externe Validität zu verbessern. Allerdings wurden zwei nachfolgende Untersuchungen mit dem Instrument erfolgreich in Ungarn und den USA durchgeführt.
Bei einem Vergleich mit der Studie von Schatz et al. (1999) zeigten sich Parallelen zwischen dem konstruktiven Patriotismus und den Konzepten „national feeling, liking and pride“. Eine weitere Parallele wurde zwischen dem blinden Patriotismus und der nationalen Präferenz im Sinne von Dekker sowie zwischen dem Nationalismus und den Konzepten „national superiority and nationalism“ nachgewiesen. Ein Unterschied bestand darin, dass Schatz et al. (1999) Orthogonalität zwischen konstruktivem und blindem Patriotismus postulierten, während Dekker et al. (2003) empirische Bestätigung für ihren Ansatz der Kumulativität fanden. In beiden Studien zeigte sich, dass es eine klare Grenze gibt zwischen nationalen Einstellungen ohne Intergruppenvergleich und Einstellungen, die diesen Vergleich und darüber hinaus auch Intergruppendiskrimination beinhalten. Man kann also erwarten, dass es sowohl polarisierte als auch nichtpolarisierte Profile gibt (vgl. Kap. 8.2.3). Insgesamt gesehen zeigten diese Studien, dass der Forschungsprozess zur Klassifikation nationaler Identität erst am Anfang steht.

8.1.3 Ingroup-Outgroup-Differenzierung

Wenn man positive Gefühle und Einstellungen gegenüber dem eigenen Land für wünschenswert hält, dann steht dem offenbar entgegen, dass es eine unerwünschte Folgewirkung gibt, nämlich die unausweichliche Abwertung der Outgroup bzw. des Fremden. Diese Implikation ist das zentrale Thema der Diskussion um den Nationalismus versus Patriotismus. Dem Nationalismus wird diese Folgewirkung zugeschrieben, dem Patriotismus dagegen nicht. Auch die Theorie der sozialen Identität (Tajfel & Turner, 1979) geht erstens davon aus, dass Menschen die Gruppe, zu der sie gehören, möglichst positiv bewerten. Sie sagt zweitens voraus, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der Identifikation mit der Ingroup und der Abgrenzung gegenüber der Outgroup. Dies impliziert, dass die Identifikation mit der eigenen Nation zur Abwertung anderer Nationen führen sollte.

Die empirischen Analysen von Blank (1997) zeigten, dass sowohl Nationalismus als auch Patriotismus die positive Identifikation mit der Nation voraussetzten, dass aber nur der Nationalismus zu Fremdgruppenabwertungen führte, während der Patriotismus Toleranz gegenüber diesen Gruppen förderte (vgl. Kap. 8.1.2). Heyder und Schmidt (2002) untersuchten ebenfalls die Konstrukte „nationale Identität“, „Patriotismus“ und „Nationalismus“ in ihrer Beziehung zu verschiedenen Arten der Fremdenfeindlichkeit. Die Daten entstammten dem Survey „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland“ von 2002. In einem Strukturgleichungsmodell wiesen die Autoren nach, dass es positive Korrelationen zwischen Nationalismus und Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit sowie Islamphobie gab, während Patriotismus negativ mit den verschiedenen Arten der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit korrelierte. Des Weiteren wurde gefunden, dass der „mildernde Effekt“ von Patriotismus auf die Fremdenfeindlichkeit in der ostdeutschen Stichprobe doppelt so stark war wie in der westdeutschen Stichprobe.
Cohrs et al. (2004) meinen, dass nur eine Komponente des Patriotismus wichtig sei: die positive Bewertung von Demokratie, Toleranz, sozialer Sicherheit und politischen Mitbestimmungsmöglichkeiten. Die positiven Effekte, die patriotischem Stolz vielfach zugeschrieben werden, gehen nach ihren Einschätzungen wesentlich auf diese Faktoren zurück. Als praktische Konsequenz plädieren sie dafür, nur die Wichtigkeit dieser Werte hervorzuheben, auf den Stolz könne verzichtet werden. Es handelt sich hier also im Gegensatz zum internationalen terminologischen Konsens um einen Patriotismus ohne „patria“, also um eine Art Systemloyalität bzw. Wertekonsens.

Nach Bornewasser (1999) geht eine ausgeprägte nationale Identität nicht *per se* mit einer gesteigerten Diskriminierungsbereitschaft einher, sondern es erscheint sinnvoll, in der Beziehung zwischen nationaler Identität und Fremdenfeindlichkeit von einem U-förmigen Zusammenhang auszugehen. Danach dürfte sich sowohl ein Zuviel an nationaler Identität als auch ein Zuwenig gefährlich auswirken. Insbesondere eine gering ausgeprägte nationale Identität, verbunden mit erlebten Deprivationszuständen, kann sich nicht nur in Feindseligkeit gegenüber Ausländern, sondern auch gegenüber Minoritäten und Randgruppen (Obdachlose, Sozialhilfeempfänger) niederschlagen. Wahrgenommene Verunsicherung, soziale Deprivation und subjektive Anomiezustände verringern dabei die Wahrscheinlichkeit, sich im positiven Sinne mit der Nation identifizieren zu können. Die erlebte

Deprivation und Entfremdung in Bezug auf das eigene System schafft demzufolge einen Zustand negativer sozialer Identität, den es durch direkte oder indirekte Auseinandersetzung mit statushöheren und -niedrigeren Gruppen zu bewältigen gilt (vgl. Blanz et al., 1998).

Der Zusammenhang zwischen dem Streben nach einer positiven sozialen Identität und der Ingroup-Favorisierung bzw. Outgroup-Diskriminierung ist des Weiteren abhängig von der Art der Fremdgruppeneinschätzung. Das Ausmaß der Outgroup-Diskriminierung ist dabei umso höher, je mehr das Verhältnis zwischen den Gruppen nicht als gegenseitige Ergänzung, sondern als Konkurrenzsituation wahrgenommen wird. Eine ausländerfreundliche Einstellung geht daher mit der Vorstellung einher, „dass Ausländern gewisse Ressourcen zugestanden werden könnten, ohne dass die eigene Gruppe als ‚Verlierer' angesehen werden muss" (Sanchez-Mazas et al., 1997, S. 152). Eine ausländerfeindliche Haltung beinhaltet hingegen die Wahrnehmung der Beziehungen zwischen Gruppen als Konkurrenzsituation. Insbesondere die wahrgenommene Konkurrenz um Arbeitsplätze lässt die Zustimmung zu ausländerfeindlichen Einstellungen dramatisch anwachsen (Westle, 1995).

In der Untersuchung von Haller und Gruber (1996) korrelierte die Identifikation mit Österreich schwach aber doch durchgehend und meist signifikant in der Richtung, dass Befragte mit starker Österreichverbundenheit ethnisch nationalen Fremdgruppen und Ausländern eher negativ gegenüber standen als die weniger oder gar nicht Österreich verbundenen. Es zeigte sich somit zwar ein komplementäres Muster, dieses wirkte jedoch nicht deterministisch. Die Autoren meinen, dass diese Zusammenhänge nicht überbewertet werden dürften und nicht als Ausländer-"Feindlichkeit" zu bezeichnen seien. Statt „Feindlichkeit" schlagen sie den Begriff „Ablehnung" vor. Häufig sei es auch so, dass negative Bewertungen den objektiven Tatsachen entsprechen würden und nicht reine Vorurteile seien. Außerdem kämen bei vielen Probanden positive und negative Haltungen parallel vor.

In Kanada fanden Berry und Kalin (1995) signifikante positive Korrelationen zwischen Kanadaismus und Toleranz gegenüber Einwanderergruppen. Zum Kanadaismus gehörte auch das Item „I am proud to be a Canadian". Kanadaismus kann somit als Äquivalent zum Patriotismus gewertet werden. In einer Analyse der Eurobarometerdaten, die in 15 westeuropäischen Ländern erhoben wurden, fanden Jackson et al. (2001) zwar negative, aber nicht signifikante Korrelationen zwischen

Nationalstolz und der Befürwortung der Abschiebung von Immigranten. Nationalstolz kann somit konzeptuell nicht zum Nationalismus gehören, aber auch die Zuordnung zum Patriotismus ist empirisch nur schwach begründet.
Aus den Daten von Espenshade und Hempstead (1996) lässt sich indirekt schließen, dass Internationalismus und Unterstützung für eine Weltregierung als Prädiktor für positive Einstellungen gegenüber der Immigration gelten können. Esses et al. (1993) verwendeten die Skalen von Kosterman und Feshbach (1989) für eine Untersuchung an kanadischen Studierenden. Die Ergebnisse bestätigten die Forschungshypothesen. Patriotismus korrelierte nicht signifikant mit Einstellungen gegenüber Migranten oder der Immigration. Im Gegensatz dazu korrelierte Nationalismus signifikant negativ mit Einstellungen gegenüber Immigranten und Emotionen gegenüber Immigranten. Der Internationalismus korrelierte deutlich mit positiven Einstellungen gegenüber Migranten und der Immigration. Die Autoren folgerten, dass nationale Bindungen nur dann negative Einstellungen gegenüber Migranten bedingen, wenn die nationale Bindung in Form von Nationalismus auftritt. Man kann somit von einer inklusiven und einer exklusiven nationalen Identität sprechen.
Auf der Basis dieser Überlegungen wurde von Esses et al. (2005) eine Interventionsstudie geplant. Die theoretische Basis bildete das „Common Ingroup Identity Model“. Es geht darum, Gemeinsamkeiten herauszustellen und übergeordnete verbindende Kategorien zu finden, um diese als Basis für eine gemeinsame Identität zu nutzen. Die frühere Outgroup soll auf diese Weise zu einer Ingroup werden. Es handelt sich um eine Neudefinition von Ingroup aufgrund bestimmter Kriterien, die inkludierend und nicht exkludierend wirken. Die Vermittlung von Ideen zu einer gemeinsamen nationalen Identität verbesserte im Rahmen der Studie die Einstellungen gegenüber den Immigranten, und zwar deswegen, weil diese ja nun Teil der nationalen Ingroup geworden waren. Die Ergebnisse bestätigten das „Common Ingroup Identity Model“. Es kommt darauf an, nationale Kategorien zu finden, die Nichtmigranten und Migranten einschließen (vgl. Kap. 9).
Die Autoren fassen ihre Befunde dahingehend zusammen, dass Nationalstolz nicht ohne weiteres zur Exklusion von Immigranten führt. Eine gesunde nationale Identität sollte somit sowohl Nationalstolz als auch nationale Bindungen an die Ingroup beinhalten. Abwertende Vergleiche gegenüber anderen Gruppen sollten dagegen

unterbleiben. Nationale Identität sollte Gemeinsamkeiten betonen und verbindend konstruiert werden.
Wie Mummendey und Simon (1997) in ihrer Studie belegten, hängt die Bereitschaft zur Diskriminierung von der Art der Vergleichsprozesse ab, durch die nationale Identifikation ermittelt wird. Dabei unterscheiden sie unterschiedliche Formen des Nationalstolzes auf der Basis der sozialen Vergleichsprozesse, die ein Individuum anstellt, um eine positive soziale Identität zu erlangen: (1) der soziale Vergleich zwischen eigener und fremder Gruppe, (2) der temporale Vergleich, d. h. der Vergleich des momentanen Zustands der Nation mit vergangenen Zuständen, und (3) der Vergleich mit einem absoluten Standard bzw. Wert, wie z. B. der Religionsfreiheit. Die Ergebnisse bestätigten die Hypothese, dass sich ein Nationalstolz, der überwiegend auf dem sozialen Vergleich mit anderen Nationen beruht (Nationalismus), sowohl mit der Ablehnung von Ausländern als auch mit der Ablehnung von internen Minoritäten einhergeht. Dieser Zusammenhang bestand hingegen nicht bei denjenigen Personen, die ihre positive Einstellung gegenüber ihrer Nation aus Vergleichen mit der Vergangenheit des eigenen Landes oder mit nicht-nationspezifischen Vergleichstandards bezogen (Patriotismus).

Der Intergruppenvergleich ist somit nur eine von mehreren Möglichkeiten, die Gruppenidentität aufrecht zu erhalten. Das Anliegen der Untersuchung von Mummendey et al. (2001) war es, die Vergleichsmaßstäbe experimentell zu variieren. Sie prüften die These, dass die relationale Orientierung (Intergruppenvergleich) mit Nationalismus oder blindem Patriotismus und die autonome Orientierung mit konstruktivem Patriotismus zusammenhängen. Es wurden experimentelle Studien in Deutschland und Großbritannien durchgeführt. Beim Vergleich der beiden Nationen zeigten die britischen Probanden erwartungsgemäß ein höheres Niveau der Ingroup-Bewertung, der Ingroup-Identifikation und der Outgroup-Abwertung als die deutschen Probanden.
Die These über einen positiven Zusammenhang zwischen Ingroup-Bewertung und Ingroup-Identifikation wurde unabhängig von allen experimentell induzierten Vergleichsbedingungen bestätigt.
Die Korrelation mit der Outgroup-Abwertung stand dagegen in einem Zusammenhang mit den Moderatorvariablen. Nur unter der Bedingung eines Intergruppenvergleichs kam es zu einer Abwertung der Outgroup. Der

Intergruppenvergleich scheint für den Nationalismus typisch zu sein, nicht aber für den Patriotismus.
Dieser Befund ist konsistent mit der Theorie der sozialen Identität. Er geht jedoch darüber hinaus, indem gezeigt werden konnte, dass der Intergruppenvergleich nicht das einzige Mittel darstellt, um eine positive Gruppenidentität zu entwickeln. Aufgrund der Ergebnisse kann man sagen, dass eine Änderung des Vergleichsmodus nicht ausreichend ist, um Fremdenfeindlichkeit zu bekämpfen. Was dagegen gezeigt werden konnte ist, dass man den vermeintlich engen Zusammenhang zwischen Ingroup-Bevorzugung und Outgroup-Abwertung entkoppeln konnte. Dadurch könnte ein Grundstein gelegt werden für die Identifikation mit dem eigenen Land ohne Abwertung anderer Länder.

8.1.4 Das Problem der negativen Reziprozität

Bereits in seinem frühen Werk “The Nature of Prejudice” erkannte Allport (1954), dass die Bindung an die Ingroup nicht notwendigerweise Feindseligkeit gegenüber den Outgroups mit sich bringt. Zwar werde das Vertraute gegenüber dem Fremden bevorzugt, dies bedeute jedoch nicht, dass man gegenüber dem Fremden feindselig eingestellt sein müsse. Ingroups sind somit zwar etwas psychologisch Primäres, indem sie mit Vertrautheit und Bevorzugung assoziiert werden, diese Bindung ist jedoch kompatibel mit einer ganzen Reihe von Einstellungen gegenüber Outgroups, das Spektrum reicht von Positivität und Indifferenz über Ablehnung zu Hass. Im Gegensatz zu Allport ging bereits Sumner (1906) von einem reziproken Korrelat aus. Dieses ist auch für die gegenwärtige sozialwissenschaftliche Forschung charakteristisch. Fast die gesamte Vorurteilsforschung ist dadurch gekennzeichnet, dass man die Diskriminierung zu Gunsten der Ingroup mit der Diskriminierung zu Ungunsten der Outgroups verbindet, so als wären dies zwei Seiten ein und derselben Medaille. Brewer (1999) argumentiert dagegen, dass Ingroup-Bevorzugung und Outgroup-Vorurteil zwei getrennte Phänomene sind und dass der Ursprung der Identifikation und der Bindung an die Ingroup unabhängig vom Intergruppenkonflikt ist. Sie meint, dass bestimmte Bedingungen gegeben sein müssen, damit Bindung und Loyalität gegenüber der Ingroup mit dem Hass gegenüber der Outgroup verbunden werden. Das Wissen um diese Bedingungen kann auch genutzt werden, um Intergruppen-Konflikte abzubauen oder zu mildern.

Für viele Autoren, so auch für Sumner (1906), liegt der Ursprung des reziproken Mechanismus in der Evolution begründet. Individuen müssen sich zu Gruppen zusammenfinden und die Gruppen müssen mit anderen Gruppen konkurrieren, um ihr Überleben zu sichern. Bestehen keine Intergruppenkonflikte, so lässt sich weder eine starke Bindung an die Ingroup noch eine Feindseligkeit gegenüber der Outgroup erwarten.

Mit dem Aufstieg der Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1982; Tajfel & Turner, 1986) wurde die Annahme einer negativen Reziprozität auf ein psychologisches Niveau gehoben. Die Annahme wurde auch übertragen auf die Beurteilungen von Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten sowohl innerhalb von Gruppen als auch zwischen Gruppen (vgl. Kap. 1.3). Die zunehmende wahrgenommene Ähnlichkeit innerhalb von Gruppen sei verbunden mit einer zunehmend wahrgenommenen Unähnlichkeit zwischen Gruppen. Im Kern handelt es sich also um eine Null-Summen-Perspektive. Bindung und positiver Affekt gegenüber den Ingroups müssten erkauft werden durch Distanz und negativen Affekt gegenüber den Outgroups. Es ist aber fraglich, ob sich soziale Einstellungen und soziale Beziehungen nach dem Null-Summen-Spiel verstehen lassen. Empirische Befunde sprechen dafür, dass die negative Reziprozität nicht unvermeidlich ist. Sowohl Laborexperimente als auch Feldstudien zeigen, dass Variationen von Ingroup-Positivität und sozialer Identifikation nicht systematisch mit dem Grad von Vorurteilen und Negativität gegenüber Outgroups korrelieren (Brewer & Campbell, 1976). Diese nachgewiesene Unabhängigkeit der Ingroup-Outgroup-Beziehungsdimensionen ermöglicht einen neuen Ansatz in den Forschungen zu den Intergruppenbeziehungen.

Zunächst muss man sagen, dass sich ein „Innen“ und ein „Außen“ gegenseitig erfordern. Ohne ein „Außen“ gibt es kein „Innen“ und umgekehrt, und ohne eine Grenze zwischen beiden, sind beide Konzepte unsinnig. Es besteht somit eine grundsätzliche Notwendigkeit für eine Innen-Außen-Differenzierung, nur das Ausmaß dieser Differenzierung ist von individuellen und sozialen Faktoren abhängig. Auch die moderne Evolutionsforschung unterstützt nicht die Idee der negativen Reziprozität, da für das Überleben von Individuen und Gruppen die Kooperation als wichtiger angesehen wird als die Kompetition. Die Kompetition zahlt sich nur als kurzfristige Strategie aus, die Kooperation dagegen unter langfristiger Perspektive. Allerdings ist

die Basis der langfristigen Kooperation gegenseitiges Vertrauen und dieses lässt sich leichter herstellen zwischen Individuen, die miteinander verbunden sind. Die Bildung einer Ingroup kann daher funktional für die Entwicklung der Kooperation sein. Das „Optimal Distinctiveness Model of Social Identity“ von Brewer (1999) geht von dieser evolutionären Perspektive aus. Die soziale Identität ergibt sich als Produkt von zwei gegenläufigen Bedürfnissen, nämlich nach Inklusion von anderen und Abgrenzung zu anderen. Die beiden gegensätzlichen Motive müssen miteinander in Einklang gebracht werden. Das ist die zentrale Herausforderung der sozialen Identifikation. Die Grundlage bildet die relative Favorisierung der Ingroup. Die Beziehung zur Outgroup kann dagegen unterschiedlich gestaltet werden: durch Indifferenz, Sympathie, Bewunderung, aber auch durch Feindseligkeit. Zwischen diesen Alternativen gibt es fließende Übergänge. Der Schritt zur Outgroup-Ablehnung wird durch verschiedene Faktoren begünstigt, die die bisherige Forschung herausgestellt hat: Hierzu gehören das Gefühl der moralischen Überlegenheit, das mit Toleranz unvereinbar ist, sowie die wahrgenommene Bedrohung. Gemeinsame Ziele oder übergeordnete gemeinsame Interessen können sich dagegen günstig auswirken, ebenso wie gemeinsame Wertvorstellungen. Letztlich ist Ingroup-Outgroup-Differenzierung ein unvermeidliches Merkmal der sozialen Identität. Diese entsteht aber meistens nicht dadurch, dass Outgroups gehasst werden, sondern weil positive Emotionen für die Ingroup reserviert sind. Allerdings kann die Ingroup-Favorisierung ein fruchtbares Feld für die Diskriminierung von Outgroups darstellen. In vielen Fällen kann man von einem Modell konzentrischer Loyalitäten ausgehen. Nach bestimmten Kriterien kann die Ingroup inklusiver sein als nach anderen Kriterien. Eine solche Konstruktion ist vor allem für individualistisch orientierte Gesellschaften typisch. In kollektivistischen Gesellschaften wird dagegen größerer Wert auf Exklusion gelegt, wie kulturvergleichende Studien gezeigt haben (Triandis, 1995). Dabei orientieren sich solche Gesellschaften oft an einer einzelnen Dimension, wie z. B. Ethnizität oder Religion. Eine solche dichotome Kategorisierung produziert zwangsläufig zwei Gruppen, die sich scharf voneinander abgrenzen.

In komplexeren sozialen Strukturen kann ein Individuum mit wechselnden Personen verschiedene Ingroups bilden. Es entstehen somit multiple soziale Identitäten und die Gesellschaft wird nicht scharf nach einer Dimension getrennt. In komplexeren Gesellschaften kann man daher von größerer Toleranz gegenüber Outgroups

ausgehen. Es gibt in solchen flexiblen sozialen Strukturen zwar auch Intergruppenkonflikte, diese überkreuzen sich jedoch, sind vielschichtig und organisieren sich nicht entlang einer zentralen Achse. Die multiplen sozialen Identitäten stellen eine wichtige Grundlage für die Stabilität von Demokratien dar. Dabei kommt es weniger auf die objektiven sozialstrukturellen Merkmale an, als vielmehr auf die subjektive Repräsentation der Individuen. Es handelt sich somit eher um eine Frage der sozialen Identität als der sozialen Struktur. Die zukünftige Forschung sollte sich nach Brewer (1999) von der dichotomisierten Ingroup-Outgroup-Unterscheidung lösen und zur Untersuchung multipler sozialer Identitäten übergehen.

8.2 Projektbefunde zur nationalen Identität

8.2.1 Multiple soziale Identifikation: Korrelative Zusammenhänge

Die Idee multipler Identifikationsmöglichkeiten in komplexen sozialen Systemen wurde in unserer Untersuchung aufgegriffen. Jugendliche und Eltern wurden nach ihrer Identifikation mit verschiedenen Ebenen ihrer makrostrukturellen Umwelt gefragt. Die Auswertung erfolgte getrennt für Probanden und Probandinnen ohne und mit Migrationshintergrund. Sowohl bei den autochthonen Jugendlichen in Deutschland als auch bei deren Eltern ergeben sich signifikant positive Korrelationen zwischen der Identifikation mit der Heimatstadt/dem Wohnort, der Region/dem Bundesland, Deutschland und Europa (vgl. Tab. 8.1). Es bestätigt sich hier ein Modell multipler sozialer Identitäten, das in ähnlicher Form auch für alle anderen untersuchten europäischen Länder nachgewiesen werden konnte.

Tabelle 8.1: Interkorrelationsmatrix „Identifikation mit…“: Deutschland, autochthon

		Autochthone Jugendliche (N = 874)					
	Identifikation mit …	Stadt / Ort	Region / Bundes-land	Deutsch-land	anderem Land	Europa	ganzer Mensch-heit
Autochthone Eltern (N = 427)	Stadt / Ort		.52**	.30**	.08*	.23**	.04
	Region / Bundesland	.49**		.47**	.07	.37**	.08*
	Deutschland	.33**	.48**		.00	.38**	-.06
	anderem Land	.05	.12*	.13**		.22**	.08*
	Europa	.09	.21**	.35**	.23**		.33**
	ganzer Menschheit	-.01	.06	-.04	.18**	.36**	

Anmerkung. *: $p < .05$; ** $p < .01$ (2-seitig).

Die positive Identifikation mit einer Ebene stützt auch die Identifikation mit den anderen. Lokale, regionale und nationale Identität widersprechen sich ganz offensichtlich nicht, sondern beschreiben verschiedene Subsysteme dessen, was man als Eigengruppe bezeichnen kann. Interessanterweise gehört für die deutschen Jugendlichen auch Europa zu diesem Konzept der Eigengruppe. In der Forschungsliteratur werden bezüglich des Zusammenhangs zwischen nationaler und europäischer Identität drei Modelle diskutiert (z. B. bei Haller, 1999): (1) eine neutrale Beziehung, die sich in Nullkorrelationen äußern müsste, (2) eine kompetitive oder sich ausschließende Beziehung, die negative Korrelationen ergäbe und (3) eine komplementäre Beziehung mit positiven Korrelationen. Unsere Daten stützen das dritte Modell. Häufig geäußerte gegenteilige Annahmen, wie z. B. das Postulat von Heyder und Schmidt (2002), dass sich die Identifikation mit dem eigenen Land und mit Europa gegenseitig ausschließen, finden keine Bestätigung. Die Korrelation zwischen nationaler und europäischer Identität liegt numerisch bei den Jugendlichen geringfügig höher als der Zusammenhang zwischen der lokalen bzw. regionalen Identität und der Identifikation mit Europa. Bei den Eltern ist der Unterschied ausgeprägter. Die Korrelation der Identifikation zwischen Deutschland und Europa beträgt $r = .35$, zwischen Region/Bundesland und Europa $r = .21$ und zwischen Stadt/Ort und Europa nur $r = .09$. Dies widerspricht politischen Konzepten, die zwischen der nationalen und der europäischen Identität eine Unvereinbarkeit postulieren und stattdessen auf ein „Europa der Regionen“ setzen. Aus politischer Sicht mag es eine kompetitive Situation geben, bei der die Verteilung von Kompetenzen und Finanzen zwischen nationaler und europäischer Ebene ein Null-Summen-Spiel darstellt: Der Nutzen für die eine Seite geht zu Lasten der anderen Seite. Psychologisch gesehen bestätigt sich jedoch ein Konzept multipler Identitäten, die nicht auf wechselseitige Exklusion angelegt sind und somit einem Nicht-Nullsummen-Spiel entsprechen.

Anders verhält es sich bei der Identifikation mit einem anderen Land sowie mit der ganzen Menschheit. Diesbezüglich zeigen sich bei den Jugendlichen keine praktisch bedeutsamen Zusammenhänge mit der lokalen, regionalen und nationalen Identität, also zusammenfassend gesehen mit der Eigengruppen-Identifikation. Allerdings korreliert die Identifikation mit der ganzen Menschheit hochsignifikant positiv mit der europäischen Identifikation. In diesem Kontext erscheint die positive Beziehung zu

Europa eher als Teil einer internationalistischen Gesinnung. Dies gilt ebenso für die Stichprobe der deutschen Eltern. Es treten somit zwei verschiedene Bedeutungszusammenhänge der Identifikation mit Europa zutage: „Europa“ kann als Erweiterung der nationalen Eigengruppenidentifikation erlebt werden oder aber eher zu einer globalen Identität gehören. Diese unterschiedlichen Bedeutungszusammenhänge finden sich in den Stichproben der autochthonen Bevölkerung aus den anderen europäischen Teilnahmestaaten teilweise wieder.

Um die Bivalenz der Identifikation mit Europa noch präziser zu klären, wurden Faktorenanalysen gerechnet. Bei den deutschen Jugendlichen ergibt sich eine 2-Faktorenlösung, bei der nur das Item „Identifikation mit Europa“ auf beiden Faktoren lädt (vgl. Tab. 8.2). Die erste Komponente umfasst die Identifikation mit Region/Bundesland, Stadt/Ort, Deutschland und Europa, die zweite Komponente die Identifikation mit der ganzen Menschheit, mit einem anderen Land und mit Europa. Diese Doppelladung tritt außer bei den deutschen auch bei den belgischen und den französischen Jugendlichen auf. In allen anderen Ländern erscheint die Identifikation mit Europa in signifikanter Ausprägung lediglich als Teil der „Fremdgruppenidentifikation“. Auch in den Eltern-Stichproben ist dies mehrheitlich der Fall. Doppelladungen zeigen sich auf Signifikanzniveau nur bei den französischen und österreichischen Eltern. Bei den deutschen Eltern steht (anders als bei ihren Kindern) die Identifikation mit Europa eher im Gegensatz zu einer Identifikation mit den nationalen Ebenen. „Europa“ als Ersatzidentifikation für die Nation statt als Erweiterung der Eigengruppe ist in dieser Generation typischer als bei den Jüngeren (vgl. Tab. 8.3).

Tabelle 8.2: Faktorenanalyse: Jugendliche, autochthon

Identifikation mit…	Komponente	
	1	2
Region / Bundesland	.830	
Deutschland	.770	
Stadt / Ort	.727	
ganzer Menschheit		.793
Europa	.474	.658
anderem Land		.549

Anmerkung. Varianzaufklärung = 57.06, Ladung > .4.

Tabelle 8.3: Faktorenanalyse: Eltern, autochthon

Identifikation mit…	Komponente 1	Komponente 2
Region / Bundesland	.824	
Stadt / Ort	.783	
Deutschland	.751	
ganzer Menschheit		.772
Europa		.758
anderem Land		.592

Anmerkung. Varianzaufklärung = 59.00, Ladung > .4.

Welche Effekte zeigen sich nun bei den Migranten? Es bestätigt sich das Muster der positiven Interkorrelationen zwischen der Identifikation mit Stadt/Ort, Region/Bundesland und Nation (vgl. Tab. 8.4). Auch hier gibt es jetzt also eine generalisierte Einstellung gegenüber den makropolitischen Subsystemen des Zuwandererlandes. Des Weiteren tritt auch die Identifikation mit Europa sowohl als Aspekt der nationalen als auch der globalen Orientierung auf. Interessant ist nun, wie sich die Identifikation mit einem anderen Land, bei dem es sich mehrheitlich um das Herkunftsland handeln dürfte, zu den übrigen sozialen Identitäten verhält. Die Interkorrelationen sind überwiegend nicht signifikant. Einige Werte erreichen jedoch das Signifikanzniveau. So ergibt sich bei den jugendlichen Migranten in Deutschland ein Zusammenhang von r = .19 zwischen der Identifikation mit einem anderen Land und der Identifikation mit Deutschland. In anderen Ländern tendieren die Werte in dieselbe Richtung, erreichen jedoch wegen der geringen Stichprobengröße nicht das Signifikanzniveau. Die Identifikation mit Europa und einem anderen Land korreliert signifikant positiv bei jugendlichen Migranten in Deutschland (r = .29), in Luxemburg (r = .33) und in der Schweiz (r = .36). Ob diese positiven Zusammenhänge vor allem auf Zuwanderer aus anderen europäischen Staaten zurückgehen, konnte nicht geklärt werden.

Tabelle 8.4: Interkorrelationsmatrix „Identifikation mit…“: Deutschland, mit Migrationshintergrund

		Jugendliche mit Migrationshintergrund (N = 112)					
	Identifikation mit…	Stadt / Ort	Region / Bundes-land	Deutsch-land	anderem Land	Europa	ganzer Mensch-heit
Eltern mit Migrationshintergrund (N = 36)	Stadt / Ort		.40**	.24*	.15	.13	.04
	Region / Bundesland	.45**		.30**	.18	.17	.13
	Deutschland	.00	.47**		-.19*	.20*	.20*
	anderem Land	.09	.13	-.14		.29**	-.03
	Europa	-.02	.04	.26	.27		.28**

ganzer Menschheit	.09	-.01	.11	-.12	.34**

Anmerkung. *: $p < .05$; ** $p < .01$ (2-seitig).

8.2.2 Bereiche des Nationalstolzes im interkulturellen Vergleich

Interkulturelle Unterschiede in der Ausprägung des Nationalstolzes als Gesamt-Skalenwert wurden bereits beim Ländervergleich dargestellt (vgl. Kap. 4.2). Bringt man die einzelnen *Nationalstolz-Items* in eine hierarchische Rangfolge, so zeigen sich im interkulturellen Vergleich erneut mehrere Besonderheiten.
Bei den autochthonen Jugendlichen und Eltern in Deutschland stehen historische Aussagen sowohl am Anfang als auch am Ende der Rangreihe (vgl. Abb. 8.2 u. 8.3).

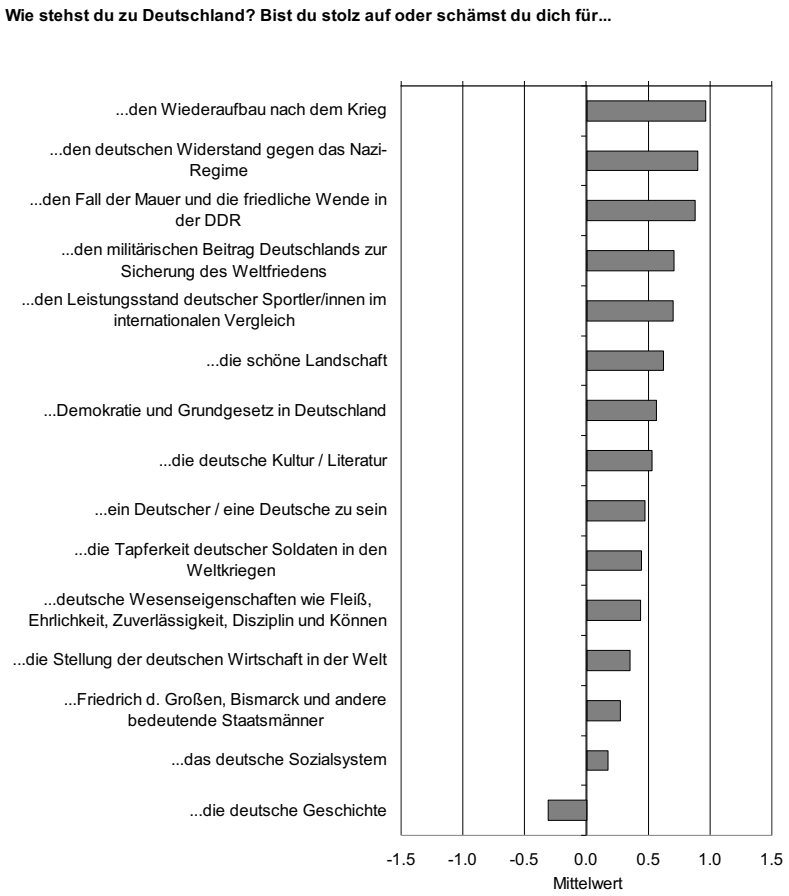

Abb. 8.2: Nationalstolz, Deutschland: Jugendliche, autochthon (N = 875)
Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = "ich schäme mich sehr" bis 2 = "ich bin sehr stolz".

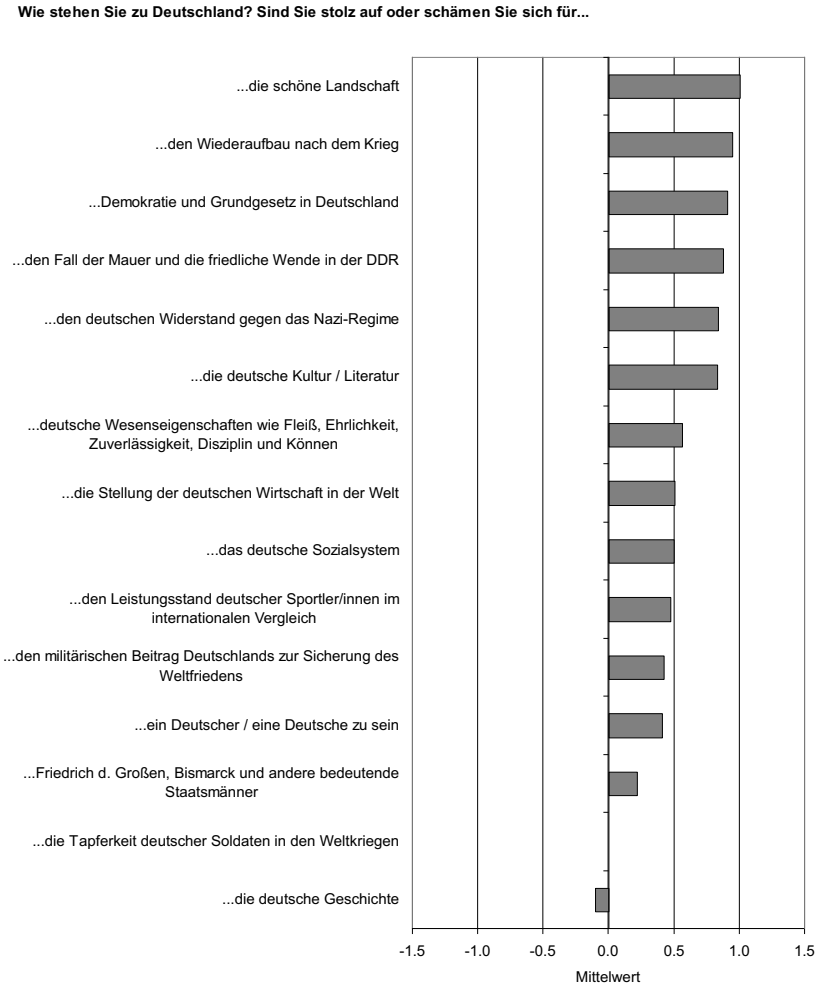

Abb. 8.3: Nationalstolz, Deutschland: Eltern, autochthon (*N* = 427)

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = "ich schäme mich sehr" bis 2 = "ich bin sehr stolz".

Hochrangig platziert sind der Stolz auf den Wiederaufbau nach dem Krieg, den deutschen Widerstand gegen das Nazi-Regime sowie den Fall der Mauer und die friedliche Wende in der DDR. An letzter Stelle steht dagegen der Stolz/die Scham über die deutsche Geschichte. Dies ist das einzige Item mit einer mittleren Ausprägung im negativen Skalenbereich. Die Mehrheit empfindet also eher Scham als Stolz. Dieses Ergebnis zeigt, in welch starkem Maße der allgemeine Geschichtsbegriff mit der zwölfjährigen Epoche des Dritten Reiches assoziiert wird. Auf konkrete geschichtliche Ereignisse kann dagegen durchaus Stolz empfunden werden. Ein Ausstrahlungseffekt des negativen Geschichtsbegriffs zeigt sich aber dennoch insofern, als das Niveau des Nationalstolzes generell niedriger liegt als in den anderen Teilnehmerländern (vgl. Kap. 4.2).

Die Antworttendenzen der autochthonen Deutschen wiederholen sich im Wesentlichen bei den Migranten (vgl. Abb. 8.4 und 8.5). Dies spricht dafür, dass es

sich um Effekte eines spezifischen kulturellen Klimas bzw. um Sozialisationseffekte handelt. Bei den jugendlichen Migranten ist die Scham über die deutsche Geschichte sogar besonders stark ausgeprägt und auch der Mittelwert für den allgemeinen Nationalstolz („Stolz, ein/e Deutsche/r zu sein.“) im negativen Skalenbereich spricht für eine schambehaftete Einstellung. Die deutsche Nationalität ist für die jungen Zuwanderer offenbar weniger attraktiv als für die Elterngenerationen der Migranten, die höhere Werte beim allgemeinen Nationalstolz aufweist (vgl. Kap. 7 u. 11).

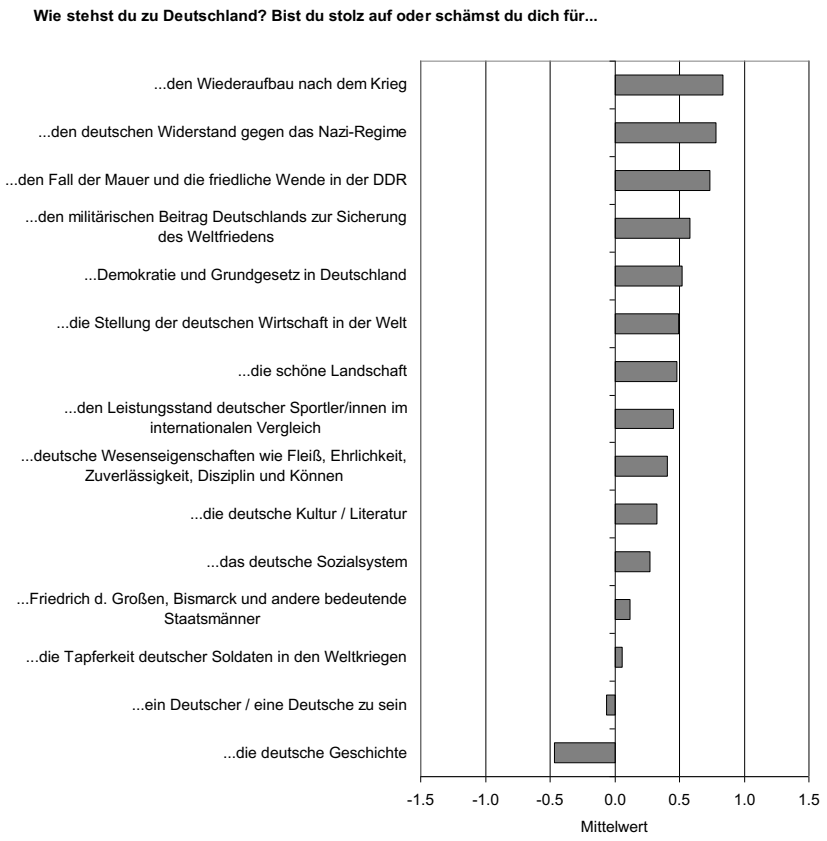

Abb. 8.4: Nationalstolz, Deutschland: Jugendliche, mit Migrationshintergrund (*N* = 112)

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = "ich schäme mich sehr" bis 2 = "ich bin sehr stolz".

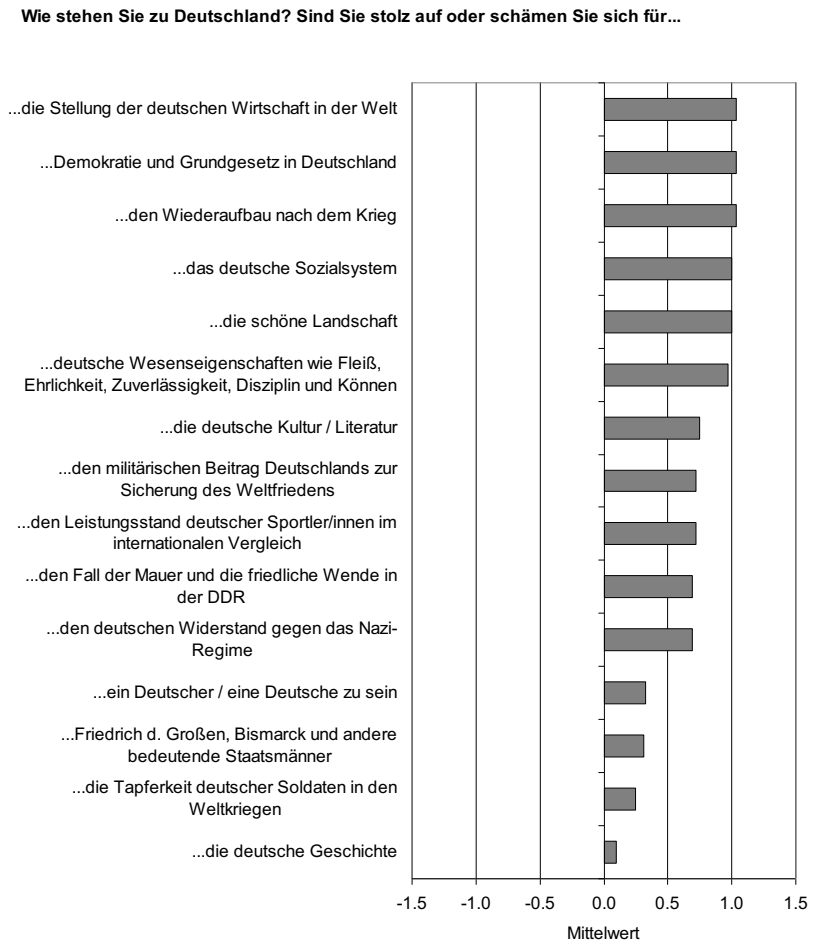

Abb. 8.5: Nationalstolz, Deutschland: Eltern, mit Migrationshintergund (*N* = 36)

Anmerkung. Die Rating-Skala umfasst die Antwortmöglichkeiten von -2 = "ich schäme mich sehr" bis 2 = "ich bin sehr stolz".

In den übrigen Teilnahmeländern ist der Stolz auf die Geschichte zwar durchgängig stärker ausgeprägt als in Deutschland, variiert aber dennoch erheblich. Einen relativ niedrigen Rang erreicht das Item in den Niederlanden, Belgien und Österreich, eher mittlere als hohe Rangplätze in den übrigen Stichproben. Hohe Werte erreicht dagegen häufig der Stolz auf den Widerstand gegen das Nazi-Regime. Hierin kommt eine europäische Gemeinsamkeit zum Ausdruck. Bemerkenswert ist, dass die Jugendlichen diesbezüglich höhere Werte erreichen als ihre Eltern, so dass man von außerfamiliären Sozialisationseinflüssen ausgehen kann. Lediglich in den postsozialistischen Ländern Tschechien und Polen zeigt sich dieser generationsspezifische Unterschied nicht. Der Widerstand gegen die Nazis als Anlass für Nationalstolz überstrahlt auch die revolutionären Erfolge bei der Überwindung des kommunistischen Regimes in Tschechien und Polen. In Deutschland dagegen liegen die Einschätzungen nahezu gleichauf. Bei den Jugendlichen rangiert das Item zum Widerstand im Dritten Reich einen Rangplatz

vor dem Stolz auf den Fall der Mauer und der friedlichen Wende in der DDR, bei den Eltern einen Rangplatz dahinter.

Insgesamt bleiben negative Skalenwerte eine große Ausnahme. Außer in Deutschland, wo Scham über die deutsche Geschichte zum Ausdruck gebracht wird, finden sich schambesetzte Themen nur in Tschechien und Polen. In Tschechien betrifft dies bei den Erwachsenen die Bewertung von Demokratie und Grundgesetz, das Sozialsystem sowie die Stellung der tschechischen Wirtschaft in der Welt, in Polen ebenfalls die Stellung der polnischen Wirtschaft sowie das Sozialsystem. Die Jugendlichen neigen in Tschechien und Polen zur Scham über das Sozialsystem und die Wirtschaft. Man kann dies als Enttäuschung über die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des politischen Umbruchs interpretieren. Insgesamt ist dies auch ein Beleg dafür, dass die mit der Nationalstolz-Skala erfassten Sachverhalte durchaus differenziert und realitätsgerecht eingeschätzt werden. Es wird eher die rationale als die emotionale Komponente der nationalen Identität angesprochen.

Die Korrelationsmatrixen der Nationalstolz-Items zeigen für alle Länder in der Regel signifikante positive Zusammenhänge. Es kommt darin eine generalisierte eher positive bzw. eher negative Einstellung zur eigenen Nation zum Ausdruck. Einige Items zeichnen sich durch besonders hohe Interkorrelationen aus. Dies wirft die Frage auf, ob sich verschiedene Dimensionen des Nationalstolzes unterscheiden lassen (vgl. Kap. 8.1.2), was im folgenden Kapitel auf faktorenanalytischem Wege geklärt werden soll (vgl. Kap. 8.2.2).

Die einzigen signifikanten negativen Interkorrelationen finden sich in der Stichprobe der deutschen Jugendlichen. Der Stolz auf den Widerstand gegen das Nazi-Regime korreliert negativ, aber numerisch schwach ausgeprägt mit dem Stolz auf die deutsche Geschichte (r = -.16) und mit dem allgemeinen Nationalstolz („Stolz, Deutsche/r zu sein“, r = -.07). Dagegen korreliert der allgemeine Nationalstolz sehr deutlich positiv mit dem Geschichtsstolz (r = .49). Dieser Zusammenhang zeigt sich auch in allen anderen beteiligten Ländern, was dessen grundlegende Bedeutung unterstreicht. In den negativen Korrelationen bei den deutschen Jugendlichen verdeutlichen sich die Probleme mit dem Geschichtsbild. Dieses wird mit der NS-Diktatur gleichgesetzt. Der Stolz auf den Widerstand, der ebenfalls ein historisches Faktum darstellt, ändert hieran nichts.

8.2.3 „Nationalismus“ und „Patriotismus“ in Deutschland und Europa: Das 2-Faktoren-Modell im empirischen Test

Explorative Faktorenanalysen mit der Nationalstolz-Skala

Im folgenden Abschnitt sollen im Anschluss an die Literaturbefunde (vgl. Kap. 8.1.2) mittels explorativer Faktorenanalysen Erkenntnisse über die Dimensionalität der Nationalstolz-Items gewonnen werden, die häufig in der deutschsprachigen Forschung Verwendung finden. Diese wurden auch in unserer Untersuchung eingesetzt (vgl. Kap. 2.3.2). Insbesondere galt es zu prüfen, ob eine 2-Faktorenlösung angemessen ist, die als Nationalismus vs. Patriotismus im Sinne von Blank und Schmidt (1993, 2003) interpretiert werden kann (vgl. auch Heyder & Schmidt, 2002).

Unsere Berechnungen replizierten die Ergebnisse der Autoren nicht (FB 25). Vorgegeben wurde ein Eigenwert >1. Bei den Elternstichproben ergibt sich für Deutschland eine 3-Faktorenlösung, die 49.4 % der Gesamtvarianz erklärt (vgl. Tab. 8.5). Die Ergebnisse für die übrigen Länder sind: Dänemark 3 Faktoren mit 61.5 % Varianzaufklärung, Niederlande 4 Faktoren (64.4 %), Luxemburg 4 Faktoren (69.9 %), Frankreich 5 Faktoren (86.7 %), Schweiz 2 Faktoren (50.7 %), Österreich 3 Faktoren (57.5 %), Tschechien 3 Faktoren (62.0 %) und Polen 2 Faktoren (47.3 %).

Tabelle 8.5: Nationalstolz, Deutschland: Faktorenanalyse Eltern, autochthon

Deutschland	Komponente		
Stolz auf …	1	2	3
Kultur/Literatur	0.724		
Widerstand gegen das Nazi-Regime	0.636		
schöne Landschaft	0.620		
bedeutende Staatsleute	0.568	0.322	
Leistung der Sportler/innen	0.557		
Wiederaufbau nach Krieg	0.523	0.418	
Tapferkeit Soldaten in den Weltkriegen		0.778	
Deutsche/r zu sein		0.679	
Wesenseigenschaften		0.567	0.469
Geschichte		0.561	
militärischen Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens		0.483	0.301
Stellung der Wirtschaft in der Welt			0.778
Demokratie und Grundgesetz			0.746
Sozialsystem			0.680

Bei den Jugendlichen-Stichproben zeigt sich folgendes Bild: Deutschland 4 Faktoren (57.2 %) (vgl. Tab. 8.6), Dänemark 4 Faktoren (55.6 %), Niederlande 4 Faktoren (64.4 %), Belgien 5 Faktoren (67.1 %), Luxemburg 2 Faktoren (51.0 %), Frankreich 4

Faktoren (57.0 %), Schweiz 2 Faktoren (47.3 %), Österreich 2 Faktoren (48.5 %), Tschechien 4 Faktoren (60.6 %) und Polen 3 Faktoren (50.1 %). Die jeweiligen Faktorenlösungen sind nicht eindeutig zu interpretieren. Als theoriekonform erscheint immerhin, dass die beiden „Patriotismus“-Items „Stolz auf Demokratie und Grundgesetz“ und „Stolz auf das Sozialsystem“ durchgängig auf einen Faktor laden, allerdings in Kombination mit wechselnden anderen Items, die der einheitlichen Interpretation von Blank und Schmidt (1993, 2003) nicht entsprechen. In allen Stichproben lädt das Item „Stolz auf die Stellung der … Wirtschaft in der Welt“ auf demselben Faktor wie die beiden genannten „Patriotismus“-Items. Dies erscheint als in krassem Maße theoriewidrig, da dieser Formulierung ein Auf-/Abwertungsvergleich mit anderen Ländern unterstellt wird, der eine nationalistische Antworttendenz auslösen müsste. Habermas (1990) sprach in diesem Sinne von einem „DM-Nationalismus“ der Deutschen.

Ein weiteres Schlüssel-Item stellt der allgemeine Nationalstolz dar. Die Aussage „Stolz, eine/e (Nationalität) zu sein“ wird als fester Indikator für Nationalismus angesehen. Nach unseren Daten ist diese Interpretation nicht haltbar. Lediglich in den deutschen, dänischen und französischen Eltern-Stichproben sowie in der dänischen Jugendlichen-Stichprobe lädt das Item auf nur einem Faktor, in den übrigen Stichproben auf zwei oder mehr Faktoren. Es erscheint dabei durchgängig in Kombination mit den Patriotismus-Indikatoren. Dies gilt auch für die deutschen Jugendlichen, für die das Item daher nicht als eindeutiger Nationalismus-Indikator herangezogen werden kann.

Tabelle 8.6: Nationalstolz, Deutschland: Faktorenanalyse Jugendliche, autochthon

Deutschland	Komponente			
Stolz auf …	1	2	3	4
Tapferkeit Soldaten in den Weltkriegen	0.871			
Deutsche/r zu sein	0.713	0.304		
Geschichte	0.696			-0.319
Wiederaufbau nach Krieg	0.596			0.420
Demokratie und Grundgesetz		0.774		
Stellung der Wirtschaft in der Welt		0.749		
Sozialsystem		0.725		
Wesenseigenschaften	0.362	0.384	0.341	
Kultur/Literatur			0.744	
bedeutende Staatsleute	0.313		0.622	
Leistung der Sportler/innen			0.608	
schöne Landschaft			0.569	
Widerstand gegen das Nazi-Regime				0.783
militärischen Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens	0.322			0.612

Analysen mit einer 2-Faktorenlösung

In einem weiteren Auswertungsschritt wurde das theoretische Modell einer 2-Faktorenlösung zur Vorgabe der explorativen Faktorenanalysen für jedes Land gemacht. Die Untersuchungsdaten wurden somit in dieses Modell hineingepresst. Mittels Hauptkomponentenanalyse wurde die faktorielle Struktur der Skala bestimmt, wobei die Extraktion zweier Faktoren und Varimax-Rotation vorgegeben wurde. Zur Überprüfung der Anwendungsvoraussetzungen wurde das Kaiser-Meyer-Olkin-Kriterium (measure of sampling adequacy, MSA) herangezogen, das in Anlehnung an Tabachnik und Fidell (1996) mindestens .6 betragen sollte. Dies wurde in allen Fällen erreicht.

Die Faktorenanalysen ergeben Hinweise darauf, dass *Nationalstolz* ein Konstrukt ist, das sich weder in allen Ländern in ähnlicher Weise, noch zwischen den Generationen eines Landes klar in diese beiden Subkonstrukte unterteilen lässt. Gerade die besonders eindeutig als Indikatoren des Konstrukts „Nationalismus“ verstandenen Items (Stolz auf die Nationalität und der Stolz auf die Leistungen der Sportler/innen), laden in fast allen Ländern substanziell auf beiden Faktoren bzw. im Falle des Stolzes auf Leistungen der Sportler/innen lädt dieses Item bei den Jugendlichen fast immer in Verbindung mit dem Stolz auf Demokratie und sozialstaatliche Leistungen. Ebenfalls überraschend ist, dass in fast allen Ländern der Stolz auf die Leistungen der Wirtschaft hoch auf den designierten Patriotismus-Faktor lädt, und zwar sowohl bei den Eltern als auch bei den Jugendlichen. Dadurch gerät auch das Konzept des Verfassungspatriotismus ins Wanken. Unsere Daten sind eher mit dem Konzept von Schatz und Lavine (2007) kompatibel, die von dem Faktor „nationaler Instrumentalismus“ sprechen. Gemeint ist die Einschätzung des sozialen, politischen *und ökonomischen* Systems eines Landes. Es wird also ein utilitaristisches Motiv zum Ausdruck gebracht, nämlich inwieweit der Staat in der Lage ist, die praktischen Bedürfnisse seiner Bürger zu befriedigen (vgl. Kap. 8.1.2). Diese Interpretation macht auch verständlich, warum in den post-sozialistischen Gesellschaften, die sich noch in einem schwierigen politischen und ökonomischen Transitionsprozess befinden, der Stolz in Bezug auf diese Items so schwach ausgeprägt ist, während ansonsten der Nationalstolz ein hohes Niveau erreicht.

Die Tabellen 8.7 und 8.8 fassen die Ergebnisse für die prototypischen Markieritems der Konstrukte „Nationalismus“ und „Patriotismus“ zusammen. Hypothesenkonform wäre, wenn die Items 1 bis 4 auf den ersten und nur die Items 5 und 6 auf den zweiten Faktor (grau unterlegt als designierter Patriotismusfaktor) laden würden. Interessant ist vor allem die große Zahl der Doppelladungen, die den allgemeinen Nationalstolz betrifft. Dies relativiert die Bedeutung, die dem Item als eindeutiger Indikator für Nationalismus zugeschrieben wird. Allerdings ist Deutschland das einzige Land, in dem der allgemeine Nationalstolz bei beiden Generationen unter der Vorgabe eines 2-Faktoren-Modells tatsächlich nur auf einem Faktor (Nationalismus) lädt.

Tabelle 8.7: Item-Faktorzuordnungen Nationalismus/Patriotismus: Eltern, autochthon

	1		2		3		4		5		6	
Land	F1	F2	F1	F2	F1	F2	F1	F2	F1	F2	F1	F2
D	.663		.597		.470			.699		.826		.612
DK	.564	.384	.848		.697	.356		.695		.700		.694
NL	.533	.451	.611		.379	.675		.773		.753		.613
B	.717	.352	.699		.484	.455		.701		.774		.752
L	.390	.439	.793		<.3	<.3		.777		.823		.823
CH	.717	.305	.494	.381	.631		.448	.567	.341	.645		.724
A	.479	.605	.605	.364	.617	.365		.739	.328	.743		.765
CZ	.426	.532	.728		.560	.345		.823		.743		.832
PL	.508	.436	.615	.355	.361	.376		.798		.740		.745
Item 1	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. ein/e (Deutsche/r, …) zu sein											
Item 2	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. die (deutsche, …) Geschichte											
Item 3	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. den Leistungsstand der (deutschen, …) Sportler/innen											
Item 4	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. die Stellung der (deutschen, …) Wirtschaft in der Welt											
Item 5	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. Demokratie und Grundgesetz											
Item 6	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. das (deutsche, …) Sozialsystem											

Tabelle 8.8: Item-Faktorzuordnungen Nationalismus/Patriotismus: Jugendliche, autochthon

	1		2		3		4		5		6	
Land	F1	F2	F1	F2	F1	F2	F1	F2	F1	F2	F1	F2
D	.753		.766			.487		.699		.760		.559
DK		.392	.356	.548		.326		.620		.682		.605
NL	.558	.456	.771			.544		.714		.732	.404	.614
B	.743		.693		.471			.709		.749		.633
L	.470	.522	.697			.735	.529	.431		.626		.487
CH	.776		.715		.514	.471	.465		.334	.686		.623
A	.483	.520	.681			.498		.757		.796		.667
CZ	.505	.399	.479		.541			.782		.815		.806
PL	.528	.308	.658			.419		.744		.689		.737
Item 1	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. ein/e (Deutsche/r, …) zu sein											
Item 2	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. die (deutsche, …) Geschichte											
Item 3	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. den Leistungsstand der (deutschen, …) Sportler/innen											
Item 4	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. die Stellung der (deutschen, …) Wirtschaft in der Welt											
Item 5	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. Demokratie und Grundgesetz											
Item 6	Ich bin stolz auf/schäme mich für …. das (deutsche, …) Sozialsystem											

Nachdem bei der Berechnung der explorativen Faktorenanalyse ohne Vorgabe sich nur bei den Eltern und nicht bei den Jugendlichen eine einfaktorielle Zuordnung des allgemeinen Nationalstolzes ergeben hatte, zeigt sich nun bei der erzwungenen 2-Faktoren-Lösung auch bei den Jugendlichen eine alleinige Ladung auf dem „Nationalismus“-Faktor.

Zahlreiche Doppelladungen werden auch bei dem Stolz auf den Leistungsstand der Sportler und Sportlerinnen sichtbar. Betrachtet man die Eltern-Stichproben, so empfinden in den meisten Ländern sowohl „Nationalisten“ als auch „Patrioten“ diesen Stolz. Bei den Jugendlichen-Stichproben lädt dieses Item sogar ausschließlich auf dem „Patriotismus“-Faktor, gemeinsam mit dem Stolz auf Demokratie und Grundgesetz sowie auf das Sozialsystem. Dies gilt auch für die deutschen Jugendlichen. Bei den deutschen Eltern dagegen lädt das Item auf dem „Nationalismus“-Faktor. Die Faktorenstruktur ist somit intergenerational nicht stabil. Wenn sich also ein Vater und sein Sohn gemeinsam über ein Tor der deutschen Fußball-Nationalmannschaft freuen: Ist dann der eine Nationalist und der andere Patriot?

Interessant sind auch die Inkonsistenzen beim Stolz auf den Widerstand gegen das Nazi-Regime. Dieses Item wurde in der bisherigen Forschung noch nicht als Indikator eingesetzt. Nach unseren Analysen lässt es sich in den meisten Ländern eher dem „Nationalismus-“ als dem „Patriotismus-“Faktor zuordnen. Dies gilt durchgängig für die Erwachsenen-Stichproben, sogar in Deutschland. Bei den Jugendlichen lädt das Item dagegen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nur auf dem „Patriotismus“-Faktor. Das Item kann somit sowohl mit kritischer Selbstreflektion in Zusammenhang stehen als auch mit Vorstellungen von nationaler Selbstbehauptung und Überlegenheit. Dies könnte in Abhängigkeit von der Erinnerungs- bzw. Gedenkpolitik in den einzelnen Ländern stehen. Die Erinnerung an den Widerstand kann möglicherweise nicht nur als Mahnung und Warnung, sondern auch als nationaler Triumph erlebt werden.

Aufgrund zusätzlicher Daten gibt es Anlass, die Relevanz der Indikatoren noch weiter zu relativieren. Die Befunde stammen aus einer Stichprobe mit irischen Jugendlichen, denen unser Fragebogen zur personalen und sozialen Identität (vgl. Kap. 2.3) vorgelegt wurde. Die Erhebung wurde von Wüst (2006) in der Republik Irland durchgeführt. Die Fragestellung bestand hier (anders als in unserer

kulturvergleichenden Untersuchung) in einem Vergleich zweier Schulformen, einer Art Extremgruppen-Vergleich. Eine Gruppe der Jugendlichen rekrutierte sich aus den sog. „All-Irish medium schools“, in denen auch der Fachunterricht auf Gälisch erfolgte. Diese Schulen waren eher traditionalistisch ausgerichtet und die Schüler/innen sympathisierten überwiegend mit der irisch-nationalistischen Partei Sinn Féin. In den englischsprachigen Schulen war dieser Anteil unterproportional. Der Unterricht erfolgte in diesen Schulen auf Englisch; die irische Sprache wurde als Pflichtfach aber auch unterrichtet.

Tabelle 8.9: Korrelationen Nationalstolz, Irland (nach Wüst, 2006)

Schulform	Skala				
	Selbstwert	Rollen-übernahme-interesse	Toleranz	Xenophilie	Xenophobie
irischsprachig (N=198)	.29**	-.07	-.09	-.15**	.19**
englischsprachig (N=264)	.09	.26**	.31**	-.14*	.04

Anmerkung. **: $p < .01$; *: $p < .05$.

Bei den irischen Jugendlichen luden die als gegensätzlich konzipierten Items „Stolz auf das irische Sozialsystem“ sowie auf die „Demokratie und die irische Verfassung“ einerseits sowie das Item „Stolz, eine Ire bzw. eine Irin zu sein“ andererseits auf einem Faktor (der als Nationalstolz bezeichnet wurde). Die Items können also nicht als differentielle Indikatoren für Nationalismus und Patriotismus herangezogen werden. Für dieselben Indikatoren ergaben sich aber unterschiedliche korrelative Zusammenhänge mit externen Kriterien in beiden Schulformen (vgl. Tab. 8.9).

In der irischsprachigen Gruppe trägt der *Nationalstolz* signifikant zur Erhöhung des individuellen *Selbstwertgefühls* bei und korreliert erwartungsgemäß positiv mit *Xenophobie*. Das Zusammenhangsmuster der englischsprachigen Schüler/innen weicht hiervon ab: Es zeigen sich positive Korrelationen zwischen *Nationalstolz* und *Rollenübernahmeinteresse* (also Anteilnahme an den Emotionen und Gedanken anderer Menschen) und *Toleranz*. Man kann dies offensichtlich auf den Einfluss unterschiedlicher Sozialisationsinstanzen zurückführen, durch die dem Nationalstolz eine unterschiedliche Funktion zugewiesen wurde.
In dem einen Kontext indizieren die Items eher ein Nationalismus-Konzept, in dem anderen Kontext eher ein Patriotismus-Konzept. Die einen benutzen den

Nationalstolz – so kann man interpretieren – als Waffe zur Abgrenzung und Selbsterhöhung, den anderen dient er als sichere Basis zur Offenheit gegenüber anderen. Diese beiden Funktionen lassen sich dimensionsanalytisch durch die Bezugnahme auf unterschiedliche Arten von Kollektivgütern allein nicht ausreichend trennen. Man benötigt für die Beurteilung offenbar weitere Informationen über individuelle und kontextuelle Bedingungen.

8.2.4 Typen sozialer Identität: ein clusteranalytischer Ansatz

(1.) Deutsche Jugendliche und ihre Eltern

Die Probleme mit dem faktorenanalytischen Vorgehen waren der Anlass dafür, alternative Verfahren der Typenbildung im Bereich nationaler Identität einzusetzen. Die Aussagen zur nationalen Identität sollten durch die Berücksichtigung zusätzlicher Kriterien in einen komplexen Merkmalskontext sozialer Identität gesetzt werden, aus dem sich ihre psychologische Bedeutung besser erschließen lässt. Dabei ist insbesondere die Kombination von Einstellungen zu Eigengruppen und zu Fremdgruppen von Bedeutung. Bisherige faktorenanalytische Modellannahmen sind nicht zuletzt deswegen kritisch zu betrachten, weil sie extrem reduktionistisch vorgingen. So verwendeten Heyder und Schmidt (2002) nur zwei Items pro Faktor. Es wurde sozusagen alles weggelassen, was den theoretischen Vorannahmen widersprechen könnte. Ein weiteres wichtiges Anliegen war, nicht mehr Variablen, sondern Personen zu gruppieren. Es galt zu beschreiben, wie Individuen die Einstellungen zu ihren Eigengruppen einerseits und zu Fremdgruppen andererseits gewichten und gestalten.

In der vorgenommenen Clusteranalyse werden Personen aufgrund ihrer Ausprägungen bezüglich der Merkmale der sozialen Identität in homogene Einstellungsgruppen zusammengefasst (FB 26). Ziel der Clusteranalyse ist die Zusammenfassung einer Menge von Personen zu Gruppen ähnlicher Personen (Cluster). Dabei sollen sich die Personen innerhalb derselben Gruppe möglichst ähneln und die Gruppen voneinander möglichst verschieden sein. Die hierarchische Clusteranalyse nach Ward findet als exploratives Verfahren vor allem dann Anwendung, wenn Typologien oder Gruppierungen aus einer Menge von Personen, die durch eine Vielzahl von Einzelmerkmalen gekennzeichnet sind, gebildet werden sollen (vgl. Bacher, 1994; Backhaus et al., 2006; Deichsel & Trampisch, 1985).

Als Variablen wurden zentrale Merkmale der sozialen Identität aus dem Strukturmodell, das der Untersuchung zugrunde liegt, ausgewählt. Aus dem Block Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen wurden die Skalen *Nationalstolz*, *Erleben der eigenen Nation (Deutschland-Erleben)* und *Erleben der Europäischen Union (EU-Erleben)* eingesetzt und aus dem Baustein Einstellungen zu Fremdgruppen die Skalen *Toleranz*, *Xenophobie* und *Xenophilie*. Dadurch kann sowohl die Identifikation mit dem „Eigenen" als auch die Haltung gegenüber dem „Anderen" abgebildet werden. Von besonderem Interesse ist, welche Strukturen sich aus der Kombination dieser beiden Aspekte ergeben. Sind beide Orientierungen im Widerspruch zueinander angelegt oder in dem Sinne integrierbar, dass eine hohe Identifikation mit Eigengruppen mit Toleranz und Offenheit gegenüber Fremdgruppen einhergeht?

Clusterlösungen für die Jugendstichprobe

Es werden zunächst die Ergebnisse der Clusteranalyse für die Stichprobe der deutschen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund beschrieben. Die Mittelwerte der Clustermerkmale dienten als Basis für die Berechnung der Clusterzentrenanalysen. Aus den Berechnungen wurde einerseits eine 2-Clusterlösung und andererseits eine 4-Clusterlösung als plausibel ermittelt. Die Ergebnisse der Clusterlösungen sind in den Abbildungen 8.6 und 8.7 graphisch dargestellt.

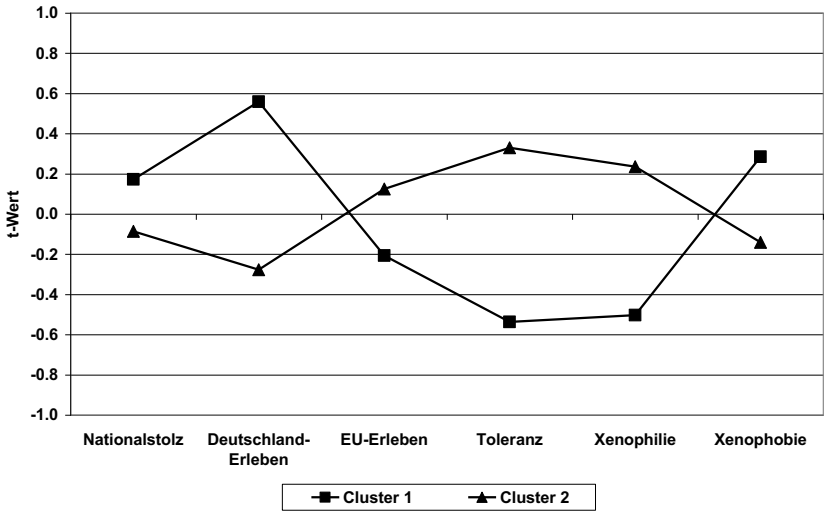

Abb. 8.6: 2-Clusterlösung, Deutschland: Jugendliche, autochthon

Anmerkung. Cluster 1: *N* = 505; Cluster 2: *N* = 335.

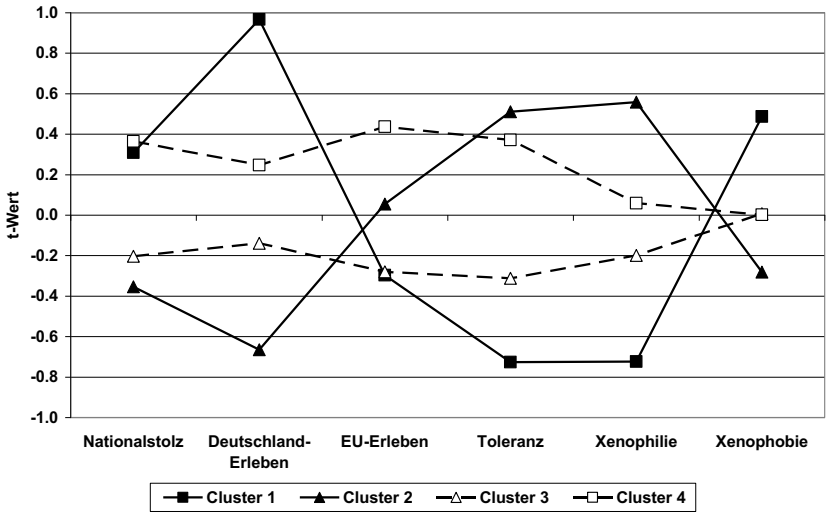

Abb. 8.7: 4-Clusterlösung, Deutschland: Jugendliche, autochthon

Anmerkung. Cluster 1: *N* = 150; Cluster 2: *N* = 179; Cluster 3: *N* = 271; Cluster 4: *N* = 240.

In Bezug auf die Ergebnisse der Clusterzentrenanalyse sowohl für die 2-Clusterlösung als auch die 4-Clusterlösung wurden die F-Werte der ANOVA für alle Variablen signifikant. Dies weist darauf hin, dass die Ausprägungen der Merkmale der sozialen Identität innerhalb der einzelnen Gruppen wesentlich ähnlicher sind als die Ausprägungen zwischen den Gruppen. Die Gruppen unterscheiden sich also signifikant voneinander. Aus den Abbildungen wird klar, dass die Gruppen der 2-Clusterlösung auch in der 4-Clusterlösung enthalten sind. Die Jugendgruppen in der 4-Clusterlösung sind jedoch durch eine wesentlich homogenere Variablenstruktur gekennzeichnet als in der 2-Clusterlösung. Weiterhin wiederholen sich die Ergebnisse der 2-Clusterlösung. Im Folgenden wird nur die Typencharakterisierung anhand der 4-Clusterlösung vorgenommen, da diese methodisch gesehen zu bevorzugen ist.

Beginnt man mit den Typen, die in beiden Clusterlösungen auftauchen, so lässt sich über Typ 1 (Cluster 1 aus 4-Clusterlösung) sagen, dass die Variablen *Nationalstolz*, *Deutschland-Erleben* und *Xenophobie* überrepräsentiert und die Variablen *EU-Erleben*, *Toleranz* und *Xenophilie* unterrepräsentiert sind. Der Typ 1 ist somit durch Jugendliche gekennzeichnet, die relativ gesehen einen hohen Nationalstolz, eine hohe Identifikation mit bzw. Bindung an Deutschland, eine hohe Xenophobie, eine geringe Identifizierung mit der EU, wenig Toleranz gegenüber Mitmenschen und wenig Fremdenbevorzugung aufweisen. Diese Gruppe könnte als Nationalistischer Typ bezeichnet werden.

Demgegenüber steht der Typ 2 (Cluster 2 aus 4-Clusterlösung) mit einer umgekehrten Verteilung der Ausprägungen und ist mit Jugendlichen besetzt, die sich sehr wenig mit Deutschland identifizieren, mit *Deutschland eher Scham* verbinden, sich stark mit der *EU identifizieren*, wenig *Fremdenfeindlichkeit*, sondern hohe *Fremdenbevorzugung* aufweisen. Die Jugendlichen dieser Gruppe haben eher eine antinationale Gesinnung und verstehen sich möglicherweise als Weltbürger. Sie können als Internationalistischer Typ charakterisiert werden.
Die Jugendlichen des 3. Typs lassen sich durch einen geringen *Nationalstolz* und eine geringe Identifikation mit bzw. *Bindung an Deutschland* und wenig *Fremdenfeindlichkeit* einerseits sowie durch eine geringe *Identifikation mit der EU*, wenig *Toleranz* und wenig *Fremdenbevorzugung* andererseits, charakterisieren. Der Typ 3 enthält Jugendliche, die sich nicht mit Deutschland, aber auch nicht mit Europa identifizieren und auch ansonsten kein ausgeprägtes Profil aufweisen, so dass diese Gruppe als Indifferenter Typ bezeichnet werden kann.
Demgegenüber zeigt sich bei den Jugendlichen des Typs 4 (Cluster 4 aus 4-Clusterlösung) folgendes Bild: Sie sind gekennzeichnet durch einen hohen *Nationalstolz* und eine hohe Identifikation mit bzw. *Bindung* an Deutschland sowie durch eine eher geringe *Fremdenfeindlichkeit* und zugleich eine starke *Identifizierung mit der EU*, hohe *Toleranz* und gemäßigte *Fremdenbevorzugung*. Somit ließe sich die Gruppe 4 in Anlehnung an die in der Forschungsliteratur übliche Terminologie als Patriotischer Typ bezeichnen (vgl. Kap. 8.1.2).
Aufgrund einer Diskriminanzanalyse kann davon ausgegangen werden, dass sich die Gruppen hinsichtlich aller untersuchten Merkmalsvariablen *Nationalstolz*, *Deutschland-Erleben*, *Europa-Erleben*, *Toleranz*, *Xenophobie* und *Xenophilie* bedeutsam unterscheiden (FB 26). Die Ergebnisse der Diskriminanzanalyse deuten darauf hin, dass insbesondere die Variable *Deutschland-Erleben* zur Trennung der vier Gruppen beiträgt, während die Variable *EU-Erleben* die geringste Rolle spielt. Das bedeutet also, dass die Unterschiede hinsichtlich der sozialen Identität der deutschen Jugendlichen vor allem durch das Ausmaß der Identifikation bzw. Verbundenheit mit Deutschland entstehen.

Clusterlösungen für die Elternstichprobe

Es stellt sich nun die Frage, ob das bei den Jugendlichen gefundene Klassifikationsergebnis auf die Elterngeneration übertragbar ist. Es wurden dieselben

Analysen darum noch einmal mit der deutschen Elternstichprobe durchgeführt. Erneut erwies sich eine 4-Clusterlösung als optimal. Alle Gruppen erreichten eine sehr gute Homogenität. Wie aus Abbildung 8.8 hervorgeht, taucht dasselbe Typologiemuster, das bei den Jugendlichen gefunden wurde, wieder auf. Alle Variablen trennen signifikant zwischen den Gruppen. Die Skala *Deutschland-Erleben* differenziert jedoch auch in der Eltern-Stichprobe am besten zwischen den Identitätstypen. An dieser Frage scheiden sich in Deutschland offenbar die Geister.

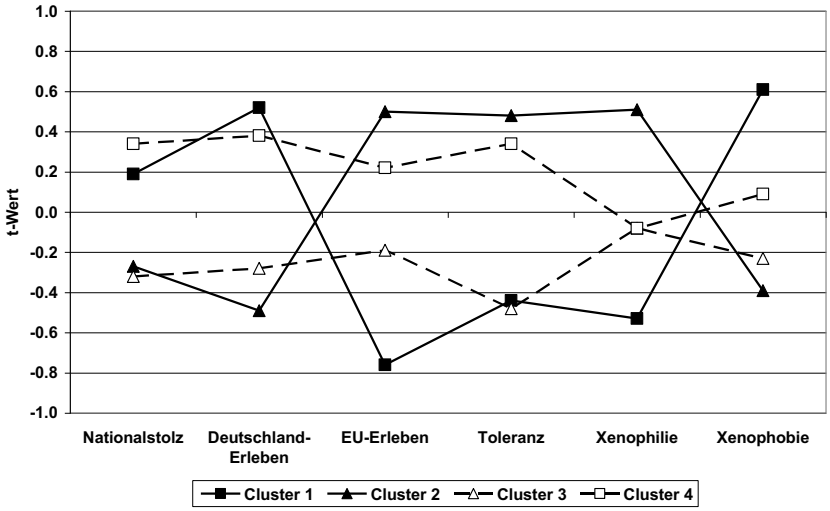

Abb. 8.8: 4-Clusterlösung, Deutschland: Eltern, autochthon

Anmerkung. Cluster 1: *N* = 79; Cluster 2: *N* = 99; Cluster 3: *N* = 108; Cluster 4: *N* = 116.

Weiterhin wird ersichtlich, dass die Anzahl der Probanden pro Gruppe für drei Gruppen annähernd gleich groß ist, lediglich der Nationalistische Typ weist vergleichsweise wenig Probanden auf.

Charakterisierung der Cluster durch Identitätsdimensionen

In einem nächsten Schritt sollen die Typen inhaltlich noch näher beschrieben werden, indem gefragt wird, mit welchen weiteren Identitätsmerkmalen sie in Zusammenhang stehen. Es wurden alle übrigen Skalen des Fragebogens zur personalen und sozialen Identität (vgl. Kap. 2.3) prüfstatistisch daraufhin untersucht, wie sie zwischen den Gruppen verteilt sind. Mit Hilfe des nicht-parametrischen U-Tests wurde geprüft, ob sich signifikante Unterschiede zum einen zwischen den einzelnen Typen ergeben und zum anderen zwischen jeweils einem Cluster und dem Rest der Stichprobe (FB 26). Eine Alpha-Fehler-Adjustierung wurde mit Hilfe der Bonferroni-Korrektur durchgeführt (Bortz et al., 2000).

Jugendliche

Im Bereich des Reflektierenden Ichs erreicht die *Selbstaufmerksamkeit* beim Internationalistischen Typ die höchste Ausprägung. Der Unterschied ist im Einzelvergleich zu den anderen drei Gruppen signifikant. Die größten Effektstärken zeigen sich im Vergleich zum Nationalistischen Typ (r = .32) und zum Indifferenten Typ (r = .31).

Der informationsorientierte *Identitätsstil* ist wiederum besonders stark ausgeprägt beim Internationalistischen Typ und weist signifikante Unterschiede zu allen anderen Gruppen auf. Auch hier sind die Effektstärken im Vergleich mit dem Nationalistischen Typ (r = .35) und dem Indifferenten Typ (r = .31) am größten.

Im Bereich der Selbstkonzepte weist der Patriotische Typ den höchsten *Leistungsehrgeiz* auf. Die Unterschiede werden aber lediglich im Vergleich zum Indifferenten Typ (r = .17) signifikant.

Unter *psychosomatischen Beschwerden* leidet der Internationalistische Typ am stärksten. Der Unterschied wird vor allem zum Nationalistischen und zum Patriotischen Typ signifikant (Effektstärken um r = .19).

Noch auffälliger sind die hohen *Depressivitäts-Werte* beim Internationalistischen Typ, die gegenüber allen anderen Gruppen das Signifikanzniveau erreichen. Die Effektstärken sind wiederum am größten im Vergleich zum Nationalistischen (r = .18) und zum Patriotischen Typ (r = .17).

Der Internationalistische Typ weist in signifikant höherem Maße größeres *Rollenübernahmeinteresse* auf als alle anderen Gruppen. Es zeigen sich starke Effekte im Vergleich zum Nationalistischen (r = .35) und zum Patriotischen Typ (r = .25).

Im Bereich des Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen äußert der Patriotische Typ die höchste *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen*. Der Unterschied wird aber nur im Vergleich zum Indifferenten Typ signifikant (r = .14).

Auch hinsichtlich der *Bedeutung von bzw. Verbundenheit mit wichtigen Personen* liegt der Patriotische Typ vorn. Die Werte liegen signifikant höher als beim Internationalistischen (r = .22) und beim Indifferenten Typ (r = .19).

Bei den Skalen zum Baustein Einstellungen zu Fremdgruppen ergibt sich eine starke Polarisierung. Die Einstellungen sind beim Nationalistischen Typ signifikant negativer als in allen anderen Gruppen. Die Effekte sind sehr stark und betragen im Vergleich zum Indifferenten Typ r = .36, zum Patriotischen Typ r = .39 und zum Internationalistischen Typ sogar r = .58!

Im Bereich der Familiären Sozialisation berichtet der Nationalistische Typ von dem ausgeprägtesten elterlichen Belohnungsverhalten. Der Unterschied ist jedoch nur gegenüber dem Indifferenten Typ (r = .13) signifikant. Die meiste Autonomie wird dem Internationalistischen Typ gewährt. Dabei unterscheidet er sich im Vergleich zu allen anderen Jugendlichen und zum Patriotischen Typ (r = .20).
Zusammenfassend lassen sich die empirisch ermittelten Besonderheiten der einzelnen Identitätstypen wie folgt kennzeichnen:
Der Nationalistische Typ ist im Bereich der personalen Identität unauffällig und nimmt das elterliche Erziehungsverhalten als belohnend wahr. In der sozialen Identität erreichen die Antisemitismus-Werte die vergleichsweise stärkste Ausprägung. Ein positives Bild von der Eigengruppe erscheint in Kombination mit negativen Einstellungen gegenüber Fremdgruppen.
Der Internationalistische Typ lässt sich charakterisieren durch hohe Selbstaufmerksamkeit und informationsorientierten Identitätsstil. Er berichtet von psychosomatischen Beschwerden und Depression. Sein Rollenübernahmeinteresse ist stark ausgeprägt. Die Eltern gewähren ein sehr hohes Maß an Autonomie. In der sozialen Identität sind die Antisemitismus-Werte am geringsten (sehr große Effektstärke). Orientierungssuche, ein negatives Bild vom eigenen Selbst, hohe Symptombelastung und Empathie für andere Menschen stehen im Zusammenhang mit einem sehr schwach ausgeprägten Zugehörigkeitsgefühl zu Eigengruppen bzw. mit Eigengruppenabwertung sowie sehr positiven Einstellungen zu Fremdgruppen bzw. mit Fremdgruppenfavorisierung.
Der Indifferente Typ weist kein markantes Identitätsprofil auf.
Der Patriotische Typ lässt sich durch einen starken Leistungsehrgeiz kennzeichnen. Die Verbundenheit und Meinungsübereinstimmung mit wichtigen Bezugspersonen ist hoch. Die starke Identifikation mit der Eigengruppe steht nicht im Widerspruch zu positiven Einstellungen und geringen Vorurteilen gegenüber Fremdgruppen.

Eltern

Im Bereich des Reflektierenden Ichs ist der informationsorientierte *Identitätsstil* beim Internationalistischen Typ am stärksten ausgeprägt. Die Inter-Gruppen-Unterschiede erreichen im Vergleich zum Nationalistischen und Indifferenten Typ das Signifikanzniveau mit Effektstärken von r = .26 und .34. Dagegen ist der normorientierte Identitätsstil charakteristisch für den Nationalistischen Typ, mit einem

signifikanten Unterschied zum Internationalistischen (r = .26), Indifferenten (r = .23) und Patriotischen Typ (r = .24).
Im Bereich der Selbstkonzepte erreicht der *Leistungsehrgeiz* numerisch den höchsten Wert beim Nationalistischen Typ. Der Unterschied ist jedoch nicht signifikant gegenüber dem Patriotischen und dem Indifferenten Typ, sondern nur im Vergleich zum Internationalistischen Typ (r = .23).
Das *Rollenübernahmeinteresse* ist beim Internationalistischen und beim Patriotischen Typ jeweils signifikant stärker ausgeprägt als in den anderen beiden Gruppen. Die Effektstärken betragen beim Vergleich Internationalistischer Typ vs. Nationalistischer Typ r = .25 bzw. vs. Indifferenter Typ r = .23.
Das *Geborgenheitsbedürfnis* ist beim Patriotischen Typ signifikant stärker als beim Internationalistischen Typ (r = .20).
Im Bereich der Kontrollüberzeugungen ergeben sich die höchsten Werte jeweils zugunsten des Internationalistischen Typs. Die *Emotionskontrolle* ist signifikant höher ausgeprägt als beim Nationalistischen Typ (r = .23), die *Durchsetzungsfähigkeit* stärker als bei dem Rest der Stichprobe.
Im Bereich des <u>Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen</u> erreicht der Internationalistische Typ die höchste *Meinungsübereinstimmung mit relevanten anderen*. Die Unterschiede sind signifikant im Vergleich zum Nationalistischen (r = .32) und zum Indifferenten Typ (r = .22). Die *Bedeutung von bzw. Verbundenheit mit wichtigen Personen* wird vom Patriotischen Typ am stärksten gewichtet. Es bestehen signifikante Unterschiede gegenüber allen anderen Gruppen insgesamt und insbesondere dem Indifferenten Typ (r = .27).
Bei den <u>Einstellungen zu Fremdgruppen</u> fällt auf, dass die *Antisemitismus-Werte* beim Nationalistischen Typ am höchsten liegen. Die Inter-Gruppen-Differenz ist signifikant im Vergleich zum Patriotischen (r = .22), zum Internationalistischen (r = .51) und zum Indifferenten Typ (r = .32).
Im Bereich des <u>Idealen Selbst</u> schätzen der Nationalistische und der Patriotische Typ den *Wert von Kindern* signifikant höher ein als die beiden anderen Gruppen. Die Effektstärken liegen zwischen r = .17 und r = .22.
Im Bereich der <u>Familiären Sozialisation</u> schreibt sich der Internationalistische Typ das toleranteste elterliche Erziehungsverhalten zu. Der Unterschied ist lediglich im Vergleich zum Nationalistischen Typ (r = .26) signifikant.
Zusammenfassend lassen sich die Cluster wie folgt charakterisieren:

Der Nationalistische Typ weist einen normorientierten Identitätsstil und hohen Leistungsehrgeiz auf. Die Neigung zum Antisemitismus ist vergleichsweise stark ausgeprägt, Kinder werden eher als Wert erlebt.
Der Patriotische Typ ist eher informationsorientiert, weist starkes Rollenübernahmeinteresse und Geborgenheitsbedürfnis auf. Er fühlt sich mit wichtigen Personen besonders verbunden und schätzt Kinder als Wert hoch ein.
Der Internationalistische Typ besitzt einen ausgeprägten informationsorientierten Identitätsstil, starkes Rollenübernahmeinteresse, hohe Emotionskontrolle und Durchsetzungsfähigkeit. Hinsichtlich seiner Meinungen erlebt er sich in Übereinstimmung mit relevanten anderen und schätzt sein Erziehungsverhalten als besonders tolerant ein.

Vergleich der Clusterlösungen bei den Jugendlichen und Eltern

Obwohl in der Jugendlichen- und der Elternstichprobe vergleichbare Gruppenprofile gefunden wurden, die eine analoge Benennung rechtfertigen, ergibt die weitere Charakterisierung der Cluster neben parallelen Befunden auch einige inhaltliche Unterschiede. Die meisten signifikanten Ergebnisse betreffen in beiden Gruppen den Patriotischen und Internationalistischen Typ.
Generationsübergreifend lässt sich der Patriotische Typ psychologisch und salutogenetisch positiv bewerten. Es wird nicht nur das zentrale Kriterium erfüllt, dass eine Balance zwischen der starken Verbundenheit mit dem Eigenen und der Offenheit gegenüber dem Fremden besteht, sondern es zeigt sich auch das Bild einer stabilen personalen Identität mit sicheren Bindungen an Bezugspersonen. Bedeutender Bestandteil der patriotischen Orientierung ist in beiden Generationen die positive Einstellung zur Europäischen Union und die Ablehnung von Antisemitismus. Diesbezüglich zeigen sich Unterschiede mit sehr großen Effektstärken im Vergleich zum Nationalistischen Typ.
Abweichende Bewertungen zwischen beiden Altersgruppen bzw. Generationen ergeben sich bezüglich der inhaltlichen Charakterisierung des Internationalistischen Typs. Zwar sind Jugendlichen und Erwachsenen ein informationsorientierter Identitätsstil und hohes Rollenübernahmeinteresse gemein, jedoch lassen sich nur bei den Jugendlichen Belastungen im Bereich der personalen Identität erkennen, die sich in psychosomatischen Beschwerden und Depressivität äußern. Das elterliche

Erziehungsverhalten wird von den Jugendlichen als durch hohe Autonomie und von den Erwachsenen als durch hohe Toleranz gekennzeichnet beschrieben.
Bei Betrachtung der numerischen Werte muss jedoch angemerkt werden, dass im Vergleich zum Jugendlichen-Internationalismus die Polarisierung zwischen Eigengruppenabwertung und Fremdgruppenfavorisierung bei den Eltern geringer ausfällt, diese also als gemäßigter zu bewerten ist.
Beim Nationalistischen Typ finden sich Übereinstimmungen zwischen Jugendlichen und Eltern hinsichtlich des vergleichsweise stark ausgeprägten Antisemitismus. Zusammenhänge dieses Typs mit negativen Indikatoren im Bereich der personalen Identität und der familiären Erziehung ergeben sich jedoch nicht. Diesbezügliche Annahmen, die in der Forschungsliteratur im Rahmen eines Kompensationsmodells oft geäußert werden, lassen sich somit nicht bestätigen (vgl. Kap. 1.4). Die Jugendlichen erleben das elterliche Erziehungsverhalten sogar als stark belohnend. Die Eltern weisen als Besonderheit einen normorientierten Identitätsstil und hohen Leistungsehrgeiz auf und sie schätzen – ebenso wie die Patrioten – den Wert von Kindern höher ein als die Erwachsenen des Internationalistischen und Indifferenten Typs.
Bemerkenswert ist schließlich, dass die Vergleiche zwischen den Identitätstypen innerhalb eines Landes Unterschiede mit deutlich größeren Effektstärken erbrachten als die Vergleiche zwischen den einzelnen untersuchten europäischen Ländern (vgl. hierzu FB 8, 9, 10, 12, 13, 15, 16, 19, 21, 23).

Charakterisierung der Cluster durch soziodemografische Merkmale

Die vier Typen wurden dahingehend untersucht, ob sich Abweichungen in Bezug auf ausgewählte soziodemografische Merkmale bei den Jugendlichen und deren Eltern ergeben. Die Ergebnisse zeigen, dass Jugendliche aus Typ 1 (nationalistisch) im Vergleich zu anderen Typen eher männlich sind sowie eher eine „Berufsausbildung *oder* Studium“ und weniger definitiv ein „Studium“ anstreben. Typ 2 (internationalistisch) ist wiederum im Vergleich zu den anderen seltener unter den 14- bis 15-Jährigen vertreten, eher von weiblichen Probanden besetzt und von solchen, die ein Studium anstreben. Über den Indifferenten Typ Jugendlicher kann lediglich gesagt werden, dass dieser eher keiner Religion angehört und über den Patriotischen Typ, dass dieser sich eher zu einer Religion bekennt. Bei den Eltern treten wenige Unterschiede zwischen den Typen bezüglich demografischer

Merkmale auf. Es lässt sich nur hinsichtlich des Bildungsabschlusses sagen, dass Eltern des Typs 1 (nationalistisch) eher keinen höheren Bildungsabschluss und Eltern des Typs 2 (internationalistisch) eher einen höheren Bildungsabschluss aufweisen. Weiterhin ist der Anteil an Erwachsenen, die ein hohes Einkommen beziehen, bei den nationalistisch orientierten geringer im Vergleich zu anderen Gruppen.

Charakterisierung der Cluster durch Einzelitems

Der Zusammenhang zwischen Parteipräferenz und Identitätstyp entspricht bei den Jugendlichen klar dem politischen Rechts-Links-Schema. Diese Polarisierung kennzeichnet vor allem den Nationalistischen im Vergleich zum Internationalistischen Typ. Während ersterer die CDU/CSU und die Rechtsparteien bevorzugten, gilt dies bei letzteren für die Grünen und die PDS. Die Indifferenten und Patrioten verteilen sich gleichmäßiger über die Parteienlandschaft – sie geben lediglich gemeinsam eine überproportional starke Ablehnung der Rechtsparteien an.
Bei den Eltern stehen die Parteipräferenzen tendenziell in einem ähnlichen, aber weniger deutlichen Zusammenhang mit dem Identitätstyp. Dies gilt insbesondere für die sog. Volksparteien. So gibt es starke Sympathien für die SPD sowohl bei nationalistisch als auch bei patriotisch gesonnenen Erwachsenen.

Wenn nach dem Stolz, Deutsche/r zu sein, gefragt wurde, erreichten die nationalistisch orientierten die höchsten und die internationalistisch orientierten Jugendlichen die niedrigsten Ausprägungen. Alle Gruppen unterscheiden sich hier voneinander, insbesondere aber der Nationalistische vom Internationalistischen Typ. Wurde nach dem Stolz auf die deutsche Geschichte gefragt, äußerten sich die Jugendlichen mit nationalistischer Orientierung stark zustimmend und die Jugendlichen mit internationalistischer Orientierung stark ablehnend im Vergleich zu den anderen Typen.
Bei den Erwachsenen unterscheiden sich vor allem die internationalistisch eingestellten von den nationalistisch und patriotisch eingestellten Personen deutlich hinsichtlich des Stolzes, Deutscher zu sein. Die Erwachsenen der nationalistischen und patriotischen Gruppe sind also eher stolz, Deutscher zu sein, und die internationalistische und indifferente Gruppe eher nicht. In Bezug auf das Item „Stolz auf die deutsche Geschichte“ tritt das gleiche Muster wie beim Item „Stolz, Deutscher

zu sein“ auf, allerdings fallen die Effekte bei den Erwachsenen geringer aus als bei den Jugendlichen.
Mit der Aussage, dass die Deutschen ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln sollten wie andere Völker auch, waren alle Typen eher einverstanden, lediglich der Indifferente Typ war weniger dieser Auffassung.
Auswandern würden am liebsten internationalistisch eingestellte Jugendliche und am wenigsten gern Jugendliche des Nationalistischen Typs. Besonders stark unterscheidet sich der Nationalistische vom Internationalistischen Typ; der Patriotische Typ nimmt eine mittlere Position zwischen dem Nationalistischen und Internationalistischen Typ ein.
Der Aussage: „Ich würde am liebsten auswandern“, stimmten ebenso wie bei den Jugendlichen bevorzugt internationalistische Eltern zu, die anderen eher nicht. In ähnlicher Weise konnte schon Noelle-Neumann (1987) einen Zusammenhang zwischen niedrigem Nationalstolz und dem Auswanderungswunsch feststellen.
Generell identifiziert sich bei den Jugendlichen der Nationalistische Typ eher mit nationalen (Ort, Bundesland, Deutschland) und weniger mit internationalen Umgebungen (anderes Land, Europa, ganze Menschheit), demgegenüber der Internationalistische Typ eher mit internationalen und weniger mit nationalen Umgebungen. Der Indifferente Typ andererseits kann sich eher mit keiner Gegend und der Patriotische mit allen Umgebungen identifizieren.
Die bedeutsamsten Unterschiede treten bezüglich des Grades der Identifikation mit Deutschland auf. Der Nationalistische Typ identifiziert sich am stärksten mit Deutschland als Nation und der Internationalistische am wenigsten. Der Indifferente Typ identifiziert sich ebenfalls eher nicht so sehr mit Deutschland und der Patriotische wiederum eher.
Außerdem sind auch noch einige bedeutsame Unterschiede hinsichtlich der Identifikation mit der Region bzw. dem Bundesland vorhanden. Hier unterscheidet sich vor allem der Internationalistische vom Nationalistischen Typ und vom Patriotischen Typ. Mit der Region bzw. dem Bundesland identifizieren sich eher der Nationalistische und der Patriotische Typ, die beiden anderen eher weniger.
Mit Europa identifiziert sich andererseits der Patriotische Typ am stärksten und weicht hier vor allem vom Indifferenten Typ ab.
Ferner liegen weitere bedeutsame Unterschiede hinsichtlich der Identifikation mit der ganzen Menschheit vor. Der Internationalistische und der Patriotische Typ

identifizieren sich im Vergleich zu den beiden anderen eher mit der ganzen Menschheit.
Allgemein konnte bei den Eltern das gleiche Muster wie bei den Jugendlichen gefunden werden. Allerdings sind die Ausprägungen bei den Jugendlichen in der jeweiligen Richtung höher. Die verschiedenen sozialen Identitäten treten also bei den Jüngeren prägnanter und polarisierter auf als bei den Älteren.

(2.) Jugendliche im europäischen Vergleich

Das folgende Kapitel geht der Frage nach, inwieweit sich die für die deutsche Jugendlichen-Stichprobe gefundenen vier Typen (nationalistisch, internationalistisch, indifferent, patriotisch) in den anderen untersuchten Ländern replizieren lassen. Zu diesem Zweck wurden die für die deutsche Stichprobe angewandten statistischen Verfahren (Clusteranalysen, Clusterzentrenanalysen und Diskriminanzanalysen) auch für die Jugendlichen in den Nachbarländern verwendet (FB 27). Die Eltern-Daten wurden keiner Cluster-Analyse unterzogen, da die Stichprobe in einigen Ländern zu klein war. Probanden und Probandinnen mit Migrationshintergrund blieben unberücksichtigt. Die Tabelle 8.10 veranschaulicht die für jedes Erhebungsland gefundene, am besten angemessene Clusterlösung.

Tabelle 8.10: Optimale Cluster für die einzelnen Länder: Jugendliche, autochthon

		Cluster-zahl	Bezeichnung	Bezeichnung	Bezeichnung	Bezeichnung	N
Erhebungsland	D	4	nationalistisch 17.9 % *(N = 150)*	internatio-nalistisch 21.3 % *(N = 179)*	indifferent 32.3 % *(N = 271)*	patriotisch 28.6 % *(N = 240)*	840
	A	4	nationalistisch 21.7 % *(N = 118)*	internatio-nalistisch 20.4 % *(N = 111)*	indifferent 23.8 % *(N = 129)*	patriotisch 34.1 % *(N = 185)*	543
	CH_D	3	nationalistisch *(EU-ablehnend)* 22.7 % *(N = 83)*	nationalistisch *(EU-zustimmend)* 37.0 % (*N*= 135)	internatio-nalistisch 40.3 % *(N = 147)*		365
	CH_F	3	nationalistisch 25.1 % *(N = 50)*	internatio-nalistisch *(EU-zustimmend)* 22.1 % *(N = 44)*	internatio-nalistisch *(EU-ablehnend)* 52.8 % *(N = 105)*		199
	DK	2	nationalistisch 63.5 % *(N = 99)*	internatio-nalistisch 36.5 % *(N = 57)*			156
	NL						

B	3	nationalistisch *(Nationalstolz neutral)* 14.2 % *(N = 18)*	internatio-nalistisch *(EU-Erleben negativ)* 34.6 % *(N = 44)*	patriotisch *(Xenophilie neutral)* 51.2 % *(N = 65)*	127
L	2	nationalistisch 45.5 % *(N = 96)*	internatio-nalistisch 54.5 % *(N = 115)*		211
F	2	nationalistisch 56.9 % *(N = 62)*	internatio-nalistisch 43.1 % *(N = 47)*		109
CZ					
PL					

Eine nahezu perfekte Replikation der deutschen 4-Clusterlösung gelang für Österreich. Die für die Clusteranalyse verwendeten Merkmale bildeten jeweils die gleichen Konstellationen, für die dieselben Bezeichnungen angemessen waren.

Bei der Analyse der Schweizer Daten wurde zwischen der deutschsprachigen und der französischsprachigen Schweiz differenziert. Für die Stichprobe der deutschsprachigen Schweizer Jugendlichen bot sich eine 3-Cluster-Lösung als optimal an. Der erste Cluster entspricht annähernd dem Profil des Nationalistischen Typs und der zweite Cluster dem des Internationalistischen Typs. Der dritte Cluster entspricht nicht dem in Deutschland und Österreich gefundenen Patriotischen Typ. Vielmehr spaltete sich beim Übergang von einer 2- zu einer 3-Cluster-Lösung der Nationalistische Typ auf in eine Variante, die der EU positiv und eine Variante, die der EU ablehnend gegenübersteht. Das *Erleben der EU* ist die einzige Variable, die zwischen den Clustern 1 und 3 signifikant differenziert. Diese Polarisierung hinsichtlich der Einstellung zur EU wird verständlich, wenn man bedenkt, dass die Schweiz nicht Mitglied der EU ist und eine eventuelle Mitgliedschaft kontrovers diskutiert wird. Die Frage des Eintritts in die EU stellt offensichtlich keine Zerreißprobe für die Internationalisten dar (die dafür sind), sondern für diejenigen, die sich stark mit der Schweiz identifizieren.
Die empirische Klassifizierung der Jugendlichen aus der französischsprachigen Schweiz ergab ebenfalls eine 3-Clusterlösung. Zunächst zeigt sich wieder das Muster eines Nationalistischen und eines Internationalistischen Typs. Die dritte Gruppe entsteht durch Aufspaltung des Internationalistischen Typs. Den Unterschied macht wiederum die *Einstellung zur EU* aus. Das positive vs. negative Erleben der

EU polarisiert in der französischsprachigen Schweiz die Internationalisten, in der deutschsprachigen Schweiz dagegen die Nationalisten.
Die empirische Klassifikation der dänischen Jugendlichen führte zu einer 2-Clusterlösung. Es erscheint das bekannte Muster eines Nationalistischen und eines Internationalistischen Typs. Allerdings zeigen sich auch einige dänische Besonderheiten. Mittels der Diskriminanzanalyse konnte festgestellt werden, dass die Variable *EU-Erleben* nicht zur Trennung der beiden Gruppen beiträgt und die Variable *Toleranz* am besten trennt. Unterschiede hinsichtlich der Identifikation mit der Eigengruppe fallen in Dänemark vergleichsweise gering aus.
Die Ergebnisse der Clusteranalyse für die belgischen (d. h. flämischen) Jugendlichen weisen auf eine homogene 3-Clusterlösung hin. Es zeigen sich zunächst wieder ein Nationalistischer und ein Internationalistischer Typ. Der dritte Cluster entspricht dem in Deutschland und Österreich gefundenen Patriotischen Typ.
In Luxemburg war wieder eine 2-Clusterlösung zu präferieren, die dem Nationalistischen und Internationalistischen Typ entspricht. Die einzelnen Variablen tragen jedoch in ganz anderer Weise als in Dänemark zur Trennung der beiden Gruppen bei. Die Einstellungen zur eigenen Nation differenzieren stark zwischen den Typen, das *EU-Erleben* und die *Toleranz* dagegen gar nicht sowie *Xenophilie* und *Xenophobie* schwächer.
In Frankreich ergab sich wiederum eine 2-Clusterlösung, die dem nationalistischen und internationalistischen Muster entspricht. Insgesamt gesehen tragen hier die Einstellungen zu den Fremdgruppen stärker zur Differenzierung der beiden Cluster bei als die Identifikation mit der Eigengruppe.
Die Clusterlösungen für die Niederlande waren nicht eindeutig, so dass wir darauf verzichtet haben, sie zu interpretieren. Aufgrund des Dendrogramms erschien eine 2-Clusterlösung als optimal. Allerdings ergab sich ein atypisches Muster, das durch die schlechten Reliabilitäten der Skalen *EU-Erleben* und *Erleben der eigenen Nation* bedingt sein mag.
Für die beiden post-sozialistischen Länder Tschechische Republik und Polen ergaben sich keine Clusterlösungen, die mit den Identitätstypen der übrigen Länder vergleichbar sind. Die Profile konnten nicht interpretiert werden. Keine der Clusterlösungen erfüllte die Kriterien für homogene Gruppenbildungen. Die Skalen wurden durch tschechische bzw. polnische Muttersprachler übersetzt, adaptiert und in den Schulen eingesetzt. Man kann somit davon ausgehen, dass die Instrumente

sprachlich adäquat sind. Dennoch ist fraglich, ob eine konzeptuelle Äquivalenz besteht. So könnte das *Erleben der Europäischen Union* eine andere Qualität haben als in den alten EU-Ländern. Zum Zeitpunkt unserer Untersuchung waren beide Länder noch keine EU-Mitglieder, sondern Beitrittskandidaten. Es gab kontroverse öffentliche Diskussionen über das Pro und Contra eines EU-Beitritts. Auch bezüglich der nationalen Identität mag es durch die neuere Geschichte bedingt konzeptuelle Besonderheiten geben. Nach dem Zusammenbruch des internationalistisch ausgerichteten Sozialismus bot sich die nationale Identität erneut als Orientierungsrahmen an und wurde auch als Basis des Widerstandes gegen das Sowjetimperium erlebt. Sie erhielt dadurch möglicherweise eine positivere Bedeutung als im Westen, wo der Verzicht auf nationale Souveränität als Voraussetzung für den europäischen Einigungsprozess propagiert wird. Am größten dürften die konzeptuellen Unterschiede jedoch bei den Einstellungen zu Fremdgruppen ins Gewicht fallen. So verwendeten wir in unseren Items häufig den Begriff „Ausländer". Damit werden in den westeuropäischen Ländern in der Regel Menschen aus dem islamischen Kulturkreis assoziiert, weil diese die größte Gruppe der Zuwanderer ausmachen und weil diese durch die kulturelle Distanz und die Zunahme islamistischer Strömungen als Problem angesehen werden. Die ethnische und religiöse Zusammensetzung der Ausländer in Tschechien und Polen weicht davon stark ab (vgl. Kap. 4.1.9 u. 4.1.10). Dies dürfte auch einen Einfluss auf die Einstellungssyndrome ausüben (Rother, 2006).

Man kann also zusammenfassen, dass die bei deutschen Jugendlichen und ihren Eltern übereinstimmend gefundene Clusterlösung offenbar umso besser auf andere Länder übertragen werden kann, je größer deren kulturelle Ähnlichkeit mit Deutschland ist. Die vier in Deutschland gefundenen Typen sozialer Identität wurden in Österreich perfekt repliziert. In den anderen westeuropäischen Ländern ergaben sich 2- und 3-Clusterlösungen, die aber (bis auf die Niederlande) jeweils gut interpretierbar sind. Es variiert vor allem von Land zu Land das Gewicht, mit dem entweder die Ingroup- oder die Outgroup-Variablen zur Trennung der Cluster beitragen. In den beiden post-sozialistischen Ländern fanden wir dagegen eine mangelnde konzeptuelle Äquivalenz. Trotz einiger landestypischer Besonderheiten in der Struktur der Cluster zeichnete die inhaltliche Charakterisierung der interpretierbaren Identitätstypen durch weitere identitätsrelevante Dimensionen und soziodemografische Merkmale ein widerspruchsfreies Bild. Die inhaltlichen

Bestimmungen fielen auf europäischer Ebene gleichsinnig aus und entsprachen den Charakterisierungen, wie sie für die deutsche Stichprobe vorgenommen wurden (vgl. Kap. 8.2.4.1), auch wenn nicht in jedem Fall jede relevante Variable das Signifikanzniveau erreichte (FB 27).
In Bezug auf die Inklusions-Exklusions-Problematik (vgl. Kap. 8.1.4) zeigte sich, dass das Modell der negativen Reziprozität in allen interpretierbaren Clusterlösungen enthalten war. Es handelt sich um ein im Kulturvergleich recht stabiles Muster. Ein generalisiertes Muster positiver Einstellungen sowohl zu Eigen- als auch zu Fremdgruppen, von uns als Patriotischer Typ bezeichnet, zeigte sich nur in Deutschland, Österreich und Belgien. Jedenfalls gehörte es nur in diesen Ländern zum optimalen Lösungsansatz der empirischen Klassifikation.

(3.) Transmission der sozialen Identität

In welchem Zusammenhang steht nun die soziale Identität der Jugendlichen mit der ihrer Eltern? Zur Beantwortung dieser Frage wurde die intergenerationale Übereinstimmung zwischen den vier Typen geprüft. Aus Gründen der Stichprobengröße blieben diese Auswertungen auf die deutsche Stichprobe beschränkt. Übereinstimmende Clusterzuordnungen zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern ergaben sich für alle Typen zu etwa 35 % (vgl. Abb. 8.9). Eltern mit nationalistischer, internationalistischer, indifferenter und patriotischer Identität haben mit größerer Wahrscheinlichkeit auch Kinder, die sich dem entsprechenden Typ zuordnen lassen. Der Vorsprung fällt jedoch bis auf den patriotischen Typ gering aus. Ein Transmissionsschema tritt allerdings sehr deutlich hervor: Die Kombination nationalistisch/internationalistisch schließt sich innerhalb der Eltern-Kind-Dyaden weitgehend aus. Die Kinder nationalistisch orientierter Eltern ließen sich nur selten dem Internationalistischen Typ und die Kinder internationalistisch orientierter Eltern so gut wie nie dem Nationalistischen Typ zuordnen. Ein Generationskonflikt bezüglich dieser beiden ideologisch polarisierten Einstellungen ist also recht selten. Es überwiegt der Sozialisationseinfluss des Elternhauses (vgl. Kap. 6).
Dagegen sind intergenerationale Zusammenhänge zwischen diesen Eltern-Clustern und dem Indifferenten oder Patriotischen Typ auf Seiten der Jugendlichen durchaus vertreten.

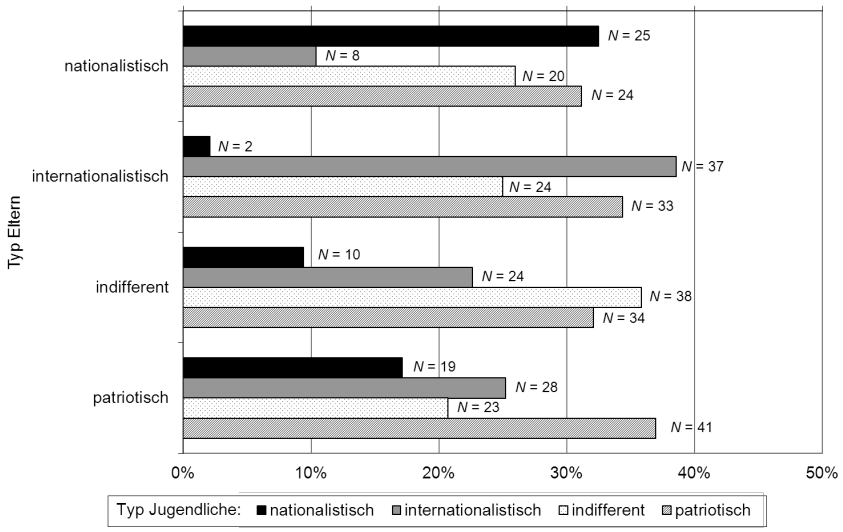

Abb. 8.9: Intergenerationale Übereinstimmung sozialer Identität – vergleichende Clusterzuordnung

Anmerkung. Auf der Rubrikenachse sind die Cluster der Eltern abgebildet, auf der Größenachse die Cluster der Kinder.

9 Interviewstudie: Qualitative Vertiefungen zur nationalen Identität

9.1 Fragestellungen und Untersuchungsanlage

Ausgehend von den Ergebnissen und Erfahrungen, die im Rahmen des kulturvergleichenden Projekts gewonnen wurden, diente die anschließend durchgeführte Interviewstudie dazu, gezielt Erkenntnisse über die nationale Identität in Deutschland lebender Jugendlicher mit und ohne Migrationshintergrund zu erhalten (FB 30). Mit dieser vertiefenden Analyse wurden drei unterschiedliche Fragestellungen verfolgt:

(1) Zunächst sollte überprüft werden, ob sich auch die Personen der neuen Stichprobe den bereits identifizierten Typen der sozialen Identität (s. Kap. 8.2.4) eindeutig zuordnen lassen und somit die Clusterlösung bestätigen.

(2) Des Weiteren sollten vergleichende Analysen der Daten, die im Rahmen der interkulturellen Studie mit dem „Fragebogen zur personalen und sozialen Identität“ gewonnen wurden und den Daten der neuen Stichprobe vorgenommen werden. Diese sollten Hinweise auf mögliche Veränderungen der sozialen Identität von Jugendlichen zwischen den Jahren 2001/02 und 2007 liefern. Festgestellte Veränderungen in der nationalen Identität waren dabei nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Ereignisse rund um die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 („Sommermärchen“) in Deutschland von besonderem Interesse.

(3) Schließlich sollte die Interviewstudie dazu beitragen, über die quantitativen Messwerte hinaus Erlebnisqualitäten im Zusammenhang mit den Items zu explorieren. Dabei sollten die Aussagen von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund verglichen werden. Insbesondere bei der Beantwortung der Fragen zum Nationalstolz war es während der Durchführung der Studie 2001/02 im Klassenkontext wiederholt zu Problematisierungen durch die Schüler/innen gekommen. Aufgrund der Anforderungen an die Standardisierung der Erhebungssituation konnten diese jedoch nicht aufgegriffen werden. Die Kombination der entsprechenden Skalenfragen mit offenen Interviewfragen sollte den Probanden und Probandinnen nun die Möglichkeit geben, ihre Meinung hierzu differenzierter zu äußern.

Um genauere Informationen zu den skizzierten Fragestellungen zu erhalten, wurde ein halbstandardisiertes Interview entwickelt und mit den Skalen *Nationalstolz*, *Erleben der eigenen Nation* sowie *Erleben der Europäischen Union* aus dem Modul Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen und *Toleranz*, *Xenophobie* sowie *Xenophilie* aus dem Modul Einstellungen zu Fremdgruppen kombiniert. *Xenophobie* und *Xenophilie* wurden dabei nur bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund erhoben. Für die Jugendlichen mit Migrationshintergrund wurde außerdem eine leicht modifizierte Interviewversion verwendet, da bei dieser Gruppe noch weitere Aspekte, wie beispielsweise die Einstellung zu einem Wechsel der Staatsbürgerschaft, erfasst werden sollten.

Insgesamt gingen in die Analysen die Daten von 253 Jugendlichen ein. Davon stammten 145 Probanden und Probandinnen aus der Hauptuntersuchung, die in den Jahren 2001/02 durchgeführt wurde (vgl. Kap. 3.2). Die zwischen August und Oktober 2007 neu rekrutierte Stichprobe umfasste die Daten von 108 Jugendlichen (65 ohne und 43 mit Migrationshintergrund).

Die Daten wurden von zwei Interviewerinnen erhoben, die eine telefonische Befragung durchführten. Zuvor waren an Schulen, die mit den untersuchten Schultypen der Erhebungswelle 2001/02 vergleichbar waren, Listen verschickt worden, in die Schüler/innen ihre Telefonnummer eintragen konnten, wenn sie bereit waren, an der Befragung teilzunehmen. Als Dank für ihre Teilnahme erhielten die Jugendlichen 10 Euro in bar zugeschickt. Durch diesen materiellen Anreiz wurde der Gefahr begegnet, dass sich nur besonders thematisch interessierte Probanden und Probandinnen zur Verfügung stellen könnten und somit im Vergleich zur ersten Erhebung, in der sich ganze Klassen zur Teilnahme bereit erklärt hatten, ein Selektionseffekt entstünde. Aus der Länge der Namenslisten war ersichtlich, dass sich fast alle Schüler/innen der angesprochenen Klassen eingetragen hatten. Die Auswahl erfolgte dann nach einem kombinierten Zufalls- und Quotenprinzip (Alter, Geschlecht, Migrationshintergrund). Für die autochthone Vergleichsstichprobe wurden 65 der 840 Jugendlichen der 2001/02 erhobenen Stichprobe ausgewählt, die anhand der Merkmale „Alter“, „Geschlecht“, „Schulform“ und „neue vs. alte Bundesländer“ statistische Zwillinge zur neuen Stichprobe bildeten. Für die Vergleichsstichprobe der Jugendlichen mit Migrationshintergrund wurden 80 der 2001/02 befragten Teilnehmer ausgewählt, denen eindeutig ein Migrationshintergrund zuzuordnen war.

Die Telefoninterviews wurden mit dem Einverständnis der Probanden digital aufgezeichnet und anschließend vollständig wörtlich transkribiert.
Die resultierenden Transkripte wurden dann von zwei unabhängigen Ratern inhaltsanalytisch kodiert. Die Kodierung erfolgte auf der Basis eines Kategoriensystems. Als Übereinstimmungsmaß wurde neben der rein prozentualen Übereinstimmung das zufallskorrigierte Kappa bestimmt. Dabei wurde die Variante des Fleiss-Kappa mit Conger-Korrektur gewählt, um möglichen Verzerrungen durch asymmetrische Randverteilungen vorzubeugen. Die Übereinstimmungswerte nach der Rekodierung waren für alle Kategorien als mindestens zufriedenstellend zu beurteilen. In vielen Fällen wurden sogar ausgesprochen hohe zufallskorrigierte Übereinstimmungswerte von $\kappa > .90$ erzielt.
Das Kategoriensystem wurde nachfolgend statistisch auf überzufällige Verteilungsunterschiede zwischen den Gruppen mit vs. ohne Migrationshintergrund einerseits sowie den verschiedenen Clustertypen sozialer Identität andererseits analysiert. Die Auswertung auf Verteilungsunterschiede erfolgte mit dem Chi-Quadrat-Test bzw. bei zu geringen Fallzahlen mit dem exakten Test nach Fisher.
Zur Auswertung der Skalen wurden multivariate Varianzanalysen gerechnet. Multivariate Effekte wurden interpretiert, wenn die Effektstärke mindestens 5 % eta^2, univariate Effekte, wenn die Effektstärke mindestens 2 % eta^2 betrug.

9.2 Erhebungsinstrument

Der Interviewleitfaden war in verschiedene Bereiche zu folgenden Themen gegliedert (FB 30):

Themenbereich 1: Nationalstolz – Einschätzung der Fragebogenskala
Es wurden zunächst die Items der Fragebogenskala *Nationalstolz* zusammen mit den möglichen Antwortalternativen vorgelesen und von den Probanden beantwortet. Im Anschluss daran wurde das Erleben der Probanden beim Ausfüllen der Skala mittels offener Fragen erfasst.

Themenbereich 2: Erleben der eigenen Nation – Einschätzung der Fragebogenskala

Der zweite Themenbereich des Interviewleitfadens hatte die Skala *Erleben der eigenen Nation* sowie deren Einschätzung durch die Probanden zum Thema. Anschließend wurden auch hierzu offene Fragen gestellt.

Themenbereich 3: Erleben der EU
Im Fokus des dritten Themenbereiches stand die Skala Erleben der *Europäischen Union*, mit der analog verfahren wurde.

Themenbereich 4: Einstellungen zu Fremdgruppen
Der vierte Themenbereich hatte die Einstellung der Jugendlichen zu Fremdgruppen zum Gegenstand. Für die Jugendlichen der autochthonen Stichprobe kamen die Skalen *Toleranz*, *Xenophilie* und *Xenophobie* zum Einsatz, für die Jugendlichen mit Migrationshintergrund hingegen nur die Skala *Toleranz*.

Themenbereich 5: Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus
Einen zentralen Themenbereich des Interviews nahm der Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus ein. Es wurden folgende Unterbereiche angesprochen:

5.1 Behandlung des Themas in der Schule
5.2 Behandlung des Themas in Familie und sozialem Umfeld
5.3 Erlebte Belastung durch die nationalsozialistische Vergangenheit
Hierzu wurden die folgenden Interviewfragen eingesetzt:

- *Erlebst Du die Verbrechen während der Nazi-Zeit als Belastung oder als vergangene Geschichte?*
- *Glaubst Du, dass diese Verbrechen für die Deutschen allgemein immer noch eine Belastung sind?*
- *Sollten sie denn noch eine Belastung sein?*

Themenbereich 6: Geschichtskenntnisse
Im sechsten Themenbereich ging es um die Geschichtskenntnisse der Jugendlichen. Dabei wurden diese zunächst gebeten, ihre Kenntnisse hinsichtlich verschiedener deutscher geschichtlicher Epochen auf einer 5-stufigen Skala einzuschätzen. Anschließend wurden mit offenen Fragen die Quelle der Geschichtskenntnisse, die

Zufriedenheit mit dem Stellenwert des Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht sowie mögliche geschichtliche Vorbilder ermittelt:

- *Woher stammen Deine Geschichtskenntnisse? Mehr aus der Schule, aus den Medien, aus Erzählungen?*
- *Findest Du, dass manche Themen im Geschichtsunterricht zu kurz kommen, weil so viel über die Nazi-Zeit gesprochen wird?*
- *Sind bestimmte Menschen aus der Geschichte Vorbilder für Dich? Wenn ja, wer?*

Themenbereich 7: Reisen

Einen weiteren Themenbereich stellten die Erfahrungen dar, welche die Jugendlichen im Urlaub im Ausland bzw. Probanden mit Migrationshintergrund auch im Heimatland gemacht haben. Je nach vorliegendem oder nicht vorliegendem Migrationshintergrund wurden folgende offene Fragen gestellt:

- *Wenn Du in Urlaub fährst, reist Du gerne in Deutschland oder zieht es Dich eher ins Ausland (oder eher in Dein Heimatland)?*
- *Wie findest Du es, im Ausland Deutsche/r zu sein?* (nur bei Probanden ohne Migrationshintergrund)
- *Wie oft bist Du in Deinem Heimatland?* (nur bei Probanden mit Migrationshintergrund)

Themenbereich 8: Gefühlte Nationalität

Bei den Probanden ohne Migrationshintergrund interessierte neben dem bevorzugten Reiseziel vor allem die Beurteilung des Gefühls, sich als Deutsche/r im Ausland aufzuhalten; bei den Probanden mit Migrationshintergrund wurde besonderes Augenmerk auf die gefühlte Nationalität in Abhängigkeit vom jeweiligen Aufenthaltsort gelegt.

- *Fühlst Du Dich in Deutschland eher als Deutsche/r oder als Angehörige/r Deiner Herkunftsnationalität?* (nur bei Probanden mit Migrationshintergrund)
- *Und in Deinem Heimatland, fühlst Du Dich da eher als Deutsche/r oder Angehörige/r Deiner Herkunftsnationalität?* (nur bei Probanden mit Migrationshintergrund)

- *Wenn Du in anderen Ländern als in Deutschland oder Deinem Heimatland bist, fühlst Du Dich dort eher als Deutsche/r oder als Angehörige/r Deiner Herkunftsnationalität?* (nur bei Probanden mit Migrationshintergrund)

Themenbereich 9: Fremdsicht Deutschland & Heimatland

- Die Fragen zum neunten Themenbereich zielten auf die Wichtigkeit eines guten Fremdbildes über Deutschland und bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund auch über das Heimatland ab.

Themenbereich 10: Nationalstolz

Die Probanden wurden dazu befragt, inwiefern sie Nationalstolz in Deutschland als legitim erleben. Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund interessierte überdies, ob Nationalstolz auch bei Menschen, die eingewandert sind, generell und bei ihnen persönlich eine wichtige Rolle spielt. Folgende Interviewfragen wurden gestellt:

- *Findest Du, die Deutschen dürfen genauso stolz auf ihr Land sein wie andere Nationen?*
- *Sollten auch Menschen, die eingewandert sind, sich als Deutsche fühlen und stolz darauf sein?* (nur bei Probanden mit Migrationshintergrund)
- *Wie ist das bei Dir, fühlst Du Dich als Deutsche/r und bist stolz darauf?* (nur bei Probanden mit Migrationshintergrund)

Themenbereich 11: Fußball-Weltmeisterschaft

Ausgehend von der vielfach geäußerten Vermutung, dass sich durch die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 im eigenen Land eine Veränderung im nationalen Zugehörigkeitsgefühl und Nationalstolz ergeben haben könnte, interessierte uns, wie die befragten Jugendlichen die Fußball-Weltmeisterschaft und die oft als „Sommermärchen“ beschriebene Stimmung im Land erlebt hatten und ob sie eine Veränderung im Bereich des Nationalstolzes für möglich hielten.

Themenbereich 12: Gewünschte Nationalität

Um die aus Sicht der Jugendlichen gewünschte Nationalität unabhängig von praktischen Limitierungen und Hindernissen zu erfassen, wurde den Probanden die folgende Frage gestellt:

- *Angenommen, es gäbe so etwas wie eine Wiedergeburt, welche Nationalität würdest Du dann gerne haben?*

Themenbereich 13: Wechsel der Staatsbürgerschaft (gesamter Themenbereich nur bei Probanden mit Migrationshintergrund erfragt)
In diesem letzten Themenbereich ging es darum, die Einstellungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund zur Frage des Wechsels der Staatsbürgerschaft zu erfassen. Den Probanden wurden geschlossene Items vorgelegt, bei denen sie jeweils ihre Ablehnung bzw. Zustimmung auf einer Skala von 1 (= stimmt völlig) bis 5 (= stimmt gar nicht) angeben sollten:

- *Bei einem Wechsel der Staatsbürgerschaft begeht man einen Verrat an seinem Heimatland.*
- *Wenn man die deutsche Staatsbürgerschaft annimmt, bringt man damit seine Verbundenheit und Dankbarkeit gegenüber Deutschland zum Ausdruck.*
- *Der deutsche Pass ist einfach nur praktisch, weil er viele Vorteile und Erleichterungen mit sich bringt.*

Zum Abschluss dieses Themenbereiches wurden sie schließlich noch zu möglichen Einflussfaktoren auf ihre Entscheidung hinsichtlich eines Wechsels der Staatsbürgerschaft befragt:

- *Hast Du den Eindruck, dass die Deutschen selber ein Problem mit ihrem Deutschsein – oder gewisse Hemmungen – haben?*
- *Würde Dich das in Deiner Entscheidung, ob Du die deutsche Staatsbürgerschaft übernehmen würdest, beeinflussen?*
- *Würdest Du Dich bei Deiner Entscheidung für oder gegen die deutsche Staatsbürgerschaft stark von Deiner Familie oder Deinen Freunden beeinflussen lassen?*

Am Ende des Interviews wurden von allen Probanden noch einige soziodemografische Angaben erfragt. Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund wurden zudem auch Informationen zu Herkunftsland und Migrationsgeschichte eingeholt.

9.3 Ergebnisse und Diskussion

Die Ergebnisdarstellung der Interviewstudie lässt sich in Entsprechung zu den drei Forschungszielen gliedern (vgl. Kap. 9.1).

9.3.1 Replikation der Identitätstypen

Erstens sollte die Brauchbarkeit der mit den Daten von 2001/02 gefundenen Clusterlösung überprüft werden. Diese Problemstellung wurde methodisch mittels einer Clusterzentrenanalyse mit anschließender Diskriminanzanalyse angegangen. Es bestätigte sich, dass die Probanden der kleineren, 2007 erhobenen Stichprobe den vier Clustern zugeordnet werden können, die in der früheren, größeren Stichprobe vorgefunden worden waren. Man kann somit von einer zeitlichen und Stichproben unabhängigen Stabilität der vier Typen der sozialen Identität ausgehen, die als „nationalistisch“, „internationalistisch“, „indifferent“ und „patriotisch“ bezeichnet wurden.

9.3.2 Zeitvergleich: Epochaler Identitätswandel?

Zweitens sollte mit den Skalenwerten und Einzelitems des quantitativen Teils ein epochaler Vergleich zwischen den beiden Erhebungszeitpunkten 2001/02 und 2007 vorgenommen werden. Ein solcher Vergleich wurde durch die zwischenzeitliche Diskussion über einen „neuen Patriotismus“ anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland nahegelegt.
Der querschnittliche Vergleich der Skalen- und Itemwerte zwischen 2001/02 und 2007, der Auskunft über epochale Veränderungen geben kann, erbrachte deutliche und gut interpretierbare Ergebnisse. Danach äußerten die deutschen Jugendlichen (ohne Migrationshintergrund) 2007 auf Skalenebene höheren *Nationalstolz*, positiveres *Erleben der Europäischen Union*, größere *Toleranz* und geringere *Xenophobie* als ein halbes Jahrzehnt zuvor (vgl. Abb. 9.1). Auf Itemebene stieg die Zustimmung zu Aussagen über den Nationalstolz sowohl bei Inhalten, die einige Autoren einem Nationalismus-Faktor zurechnen als auch bei solchen, die auf dem Patriotismus-Faktor laden. Dieser Befund nährt erneut die bereits geäußerten Zweifel an einer Zwei-Faktoren-Lösung der nationalen Identität (vgl. Kap. 8.2.2). Keinen ansteigenden epochalen Trend wiesen all diejenigen Items auf, die in einen Zusammenhang mit dem Dritten Reich gebracht werden können, wie der Stolz auf

die deutsche Geschichte, die Tapferkeit deutscher Soldaten in den Weltkriegen und den deutschen Widerstand gegen das Nazi-Regime. Diesbezüglich blieben die Zustimmungswerte unverändert niedrig. Der „neue Patriotismus“ kann somit nicht als rückwärtsgewandt interpretiert oder gar mit Geschichtsrevisionismus in Verbindung gebracht werden. Bei der Frage „Wie erlebst Du Deutschland?“ ergaben sich die stärksten positiven Veränderungen bei den Aussagen „Ich freue mich, wenn ich die deutsche Fahne sehe.“, „Ich finde es wichtig, dass man die Bräuche seiner Heimat pflegt.“ und „Ich freue mich, wenn ich die deutsche Nationalhymne höre.“ Die Aussagen beziehen sich alle auf die symbolträchtigen Erlebnisse während der WM.

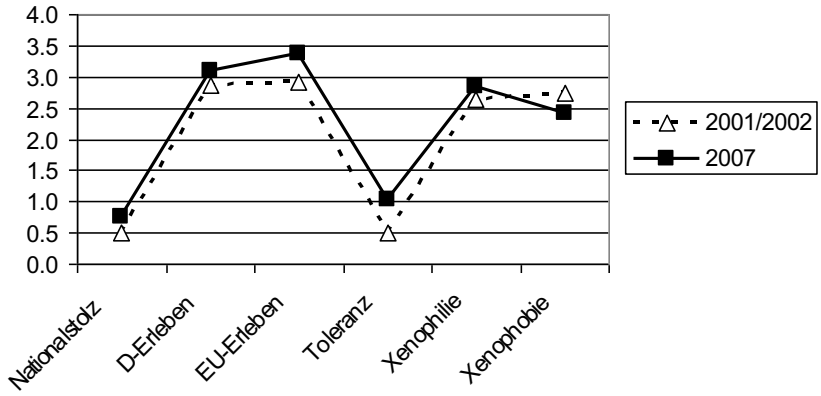

Abb. 9.1: Veränderungen im Zeitvergleich, Deutschland: Jugendliche, autochthon

Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund fallen die Effekte des Zeitvergleichs noch viel deutlicher aus. Inhaltlich gehen sie auf Skalenebene in dieselbe Richtung: höherer *Nationalstolz*, positiveres *Erleben Deutschlands* und größere *Toleranz* (vgl. Abb. 9.2). Das Ergebnis spiegelt sich auch auf Itemebene wieder. Unverändert niedrig bleiben auch hier die Zustimmungswerte zu Aussagen im Kontext des Zweiten Weltkrieges.

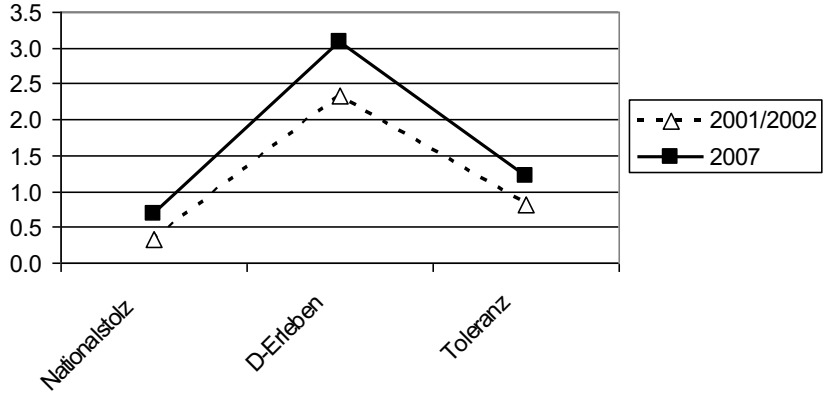

Abb. 9.2: Veränderungen im Zeitvergleich, Deutschland: Jugendliche, mit Migrationshintergrund

Es gibt mehrere Möglichkeiten, diese Befunde zu interpretieren. Das Ziel der Untersuchung war es, durch die Befragung mit denselben Instrumenten zu zwei Messzeitpunkten einen Zeitvergleich vornehmen zu können. Dementsprechend lassen sich die unterschiedlichen Werte als epochaler Trend verstehen. Zu bedenken bleibt, dass keine Längsschnittuntersuchung durchgeführt wurde, also nicht dieselben Probanden und Probandinnen erneut befragt wurden. Dies wäre auch nicht sinnvoll gewesen, weil sich die Probanden der ersten Erhebung inzwischen nicht mehr im Jugendalter befanden und somit eine Konfundierung mit Alterseffekten stattgefunden hätte. Es bedurfte also einer weiteren Jugendlichen-Stichprobe zum zweiten Messzeitpunkt, deren Vergleichbarkeit dadurch gesichert wurde, dass bei den (autochthonen) Probanden und Probandinnen statistische Zwillinge gebildet wurden.

Einen Einfluss auf die Werte könnte des Weiteren die veränderte Erhebungsmethode gehabt haben. Beim ersten Messzeitpunkt handelte es sich um eine schriftliche Befragung, beim zweiten um ein fernmündliches Interview. Beide Verfahren sind in der Forschungspraxis gebräuchlich und die Ergebnisse werden vergleichend zitiert. Aus der Literatur ergeben sich keine konsistenten Hinweise darauf, dass aufgrund der Erhebungsmethoden die Vergleichbarkeit der Ergebnisse nicht mehr gewährleistet ist. Dennoch könnte prinzipiell eine Antworttendenz zur sozialen Erwünschtheit verstärkt werden, wenn es sich um ein Gespräch, statt um eine schriftliche Vorlage handelt. Allerdings blieb in unseren Erhebungen in beiden Fällen völlige Anonymität gewahrt und das Interview erfolgte nicht in einer Face-to-face-Situation, sondern telefonisch.

Darüber hinaus fielen die in der Literatur gefundenen Effekte sozialer Erwünschtheit nicht konsistent aus. Gano-Phillips und Fincham (1992) gehen dementsprechend davon aus, dass eher nicht von generellen Methodeneffekten auf sozial erwünschtes Antwortverhalten ausgegangen werden kann.
Bei unseren Daten ist ohnehin zu fragen, ob die ermittelten Unterschiede überhaupt durchgängig in Richtung einer sozialen Erwünschtheit gehen. Während dies etwa für die Toleranz zutreffen mag, gelten Bekenntnisse zum Nationalstolz dagegen in Deutschland eher als tabuisiert. Dementsprechend kam bei der Erhebungswelle 2001/02 bei Beantwortung der Nationalstolz-Skalen auch manchmal Unruhe in den Klassen auf und Unmutsäußerungen wurden laut. Das spätere vertiefende Interview wurde nicht zuletzt mit der Motivation durchgeführt, dem Problem auf den Grund zu gehen (s. u.). Dennoch lag die Zustimmung zu diesem „Tabu-Item“ (Miller-Idriss, 2006) bei der Messwiederholung 2007 bei Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund deutlich höher.
Ob bei dem Zeitvergleich wirklich ein epochaler Trend gemessen wurde, ließe sich am besten durch die Übereinstimmung mit anderen Erhebungen beweisen. Hierzu liegen aber nur wenige Erkenntnisse vor. Wiederholte Befragungen mit Jugendlichen sind sehr selten. Vergleichbare Daten über das Erleben von Nationalstolz bei Jugendlichen in Deutschland bietet die Forsa-Umfrage im Auftrag der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, die in der Schülerzeitschrift „Spiesser“ (2008) veröffentlicht wurde. In dieser Untersuchung wurden im Januar 2008 ca. 500 Jugendliche im Alter zwischen 14 und 18 Jahren gefragt, ob sie stolz darauf seien, Deutsche/r zu sein. Die Stichprobe umfasste sowohl autochthone Deutsche als auch Jugendliche mit Migrationshintergrund. Insgesamt gaben 34 % der Jugendlichen an, sehr stolz zu sein, 52 %, etwas stolz zu sein, 9 %, weniger stolz zu sein und 3 %, überhaupt nicht stolz zu sein. Beim vergleichbaren Item in unserer Befragung ergab sich durchaus ein ähnliches Bild: 32.4 % gaben auf der 5-stufigen Antwortskala (-2 bis +2) an, sehr stolz zu sein (Skalenwert +2), weitere 28.7 % deuteten an, etwas stolz zu sein (Skalenwert +1), weitere 29.6 % wählten die neutrale Antwortalternative und nur ein kleiner Teil gab an, sich etwas (3.7 %) oder sogar sehr (5.6 %) zu schämen, deutsch zu sein.
Leider liegen für die Forsa-Daten keine Vergleichswerte aus früheren Jahren vor, die etwas über epochale Trends aussagen könnten. Längsschnittlich angelegt war dagegen die Umfrage des Instituts für praxisorientierte Sozialforschung (IPOS,

2003). Dabei wurden zu vier Erhebungszeitpunkten (1993, 1995, 1999, 2002) repräsentativ ausgewählte West- und Ostdeutsche im Alter zwischen 14 und 27 Jahren befragt. Unter anderem wurde auch der Nationalstolz erfasst. Bei den westdeutschen Jugendlichen war der Anteil der Nationalstolzen von 47 % im Jahre 1993 auf 65 % im Jahre 2002 gestiegen, während er für die ostdeutschen nahezu stabil geblieben war (1993: 68 %, 1995: 67 %, 1999: 68 %, 2002: 64 %). In West- und Ostdeutschland ergab sich 2002 somit eine sehr ähnliche Verteilung, bei der 65 % bzw. 64 % angaben, stolz darauf zu sein, Deutsche zu sein, während 27 % bzw. 28 % dies verneinten. Setzt man diese Werte mit der Forsa-Umfrage in Verbindung, lässt sich mit einiger Vorsicht folgern, dass von einer Veränderung zu einem höheren Maß an Nationalstolz gesprochen werden kann, da 2008 über 85 % angaben, sehr oder etwas stolz zu sein.

Die im Rahmen des Projekts „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ an einer Erwachsenenstichprobe gewonnenen Daten weisen auf einen stabilen Verlauf der Nationalismus- und Patriotismuswerte im Zeitraum von 2002 bis zum Frühjahr 2006, also bis kurz vor Beginn der WM, hin. Einen Monat nach Abschluss des Sportereignisses fand eine erneute Messung statt, die einen leichten Anstieg auf der Nationalismus-Skala und einen leichten Abfall auf der Patriotismus-Skala ergab. Der noch frische Überschwang der Gefühle hatte sich offenbar ausgewirkt. Dadurch wurde ein kurzfristiger Effekt belegt, der allerdings numerisch schwach ausfiel (Becker et al., 2007).

Zur Erklärung dieser Phasen vorherrschender Stabilität bzw. Veränderung liegen einige Anhaltspunkte vor: Die niedrigen Werte zu Beginn der 1990er Jahre lassen sich als Reaktion auf negative Erscheinungen nach der deutschen Wiedervereinigung, insbesondere auf die Zunahme fremdenfeindlicher Gewalt, deuten (Westle, 1995). Danach gab es wieder eine leichte Gegenbewegung bis zum Beginn des neuen Jahrtausends, der eine Stabilisierung folgte. Nach dem „Sommermärchen“ 2006 konnten kurzfristige Auswirkungen gemessen werden, die – nach unserer Datenlage – auch noch ein Jahr später in Erscheinung traten. Daraus wird ersichtlich, dass der Nationalstolz insbesondere bei jungen Menschen durch bedeutende Ereignisse im negativen wie im positiven Sinne beeinflusst werden kann. Zu solchen Ereignissen kann auch eine Fußball-Weltmeisterschaft gehören, wie schon das „Wunder von Bern“ 1954 belegte (Scheuble & Wehner, 2006).

Aufgrund unserer Interview-Daten ließ sich jedoch nicht die Frage beantworten, ob die festgestellten nationalen „Lockerungsübungen“ nun eine längerfristige Trendumkehr einleiten würden. Um dieser Frage nachgehen zu können, entschlossen wir uns zu einem zusätzlichen Zeitvergleich. Dieser basierte nicht auf einer repräsentativen Jugendlichen-Stichprobe. Vielmehr griffen wir auf drei Stichproben von Studierenden der Psychologie an der Universität Köln zurück, die in den Jahren 2007, 2008 und 2009 erhoben wurden. Es handelte sich nicht um eine Längsschnittstudie mit denselben Probanden, sondern um einen Kohortenvergleich, der jeweils einen bestimmten Studienabschnitt umfasste (FB 34). Aufgrund der hochselektiven Grundgesamtheit kann man davon ausgehen, dass kaum andere Merkmale oder Einflussfaktoren außer einem generellen Mentalitätswandel einen bedeutsamen Effekt auf die Messwerte ausüben können. Es wurde eine Kurzform unseres Fragebogens zur personalen und sozialen Identität eingesetzt (FB 17). Als Ergebnis des Kohortenvergleichs zeigten sich keinerlei signifikante Unterschiede (FB 34). Man kann daraus schließen, dass sich Studierende der Psychologie aus drei aufeinander folgenden Studienjahrgängen hinsichtlich ihrer personalen und sozialen Identität stark ähneln und dass es somit keine Hinweise für eine durch das „Sommermärchen“ ausgelöste weitere Zunahme des Nationalstolzes gibt. Die häufig geäußerte Vermutung bzw. Befürchtung einer generellen Trendwende bezüglich der nationalen Identität der Deutschen findet keine Bestätigung. Ohnehin ist bei allen beschriebenen Veränderungsbewegungen zu beachten, dass sich diese im internationalen Vergleich auf einem äußerst niedrigen Niveau abspielen. In einem internationalen Vergleichsprojekt zum Nationalstolz, das 2003/04 durchgeführt wurde und 33 Länder umfasste, lag Westdeutschland unter den westeuropäischen Demokratien und Ostdeutschland unter den ehemaligen sozialistischen Ländern jeweils auf dem letzten Rangplatz (Smith, 2006).

9.3.3 Erlebnisformen nationaler Identität bei Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund

Drittens sollte der qualitative Teil des Interviews den Jugendlichen Gelegenheit geben, sich differenzierter zu ihrem Verhältnis zur eigenen Nationalität zu äußern, als dies bei der schriftlichen Befragung möglich gewesen war. Die Aussagen von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund sollten verglichen werden. Bei den

deutschen Jugendlichen sollte darüber hinaus differentiell eine Zuordnung der Einstellungen zu der Clustereinteilung vorgenommen werden.
Das qualitative Interview gliederte sich, wie bereits dargestellt, in verschiedene thematische Abschnitte. In einem ersten Abschnitt sollte den Probanden Gelegenheit gegeben werden, ihre Gefühle bei der Beantwortung der Skalen *Nationalstolz*, *Deutschland-Erleben* und *EU-Erleben* zu äußern. Wie aufgrund der Vorerfahrungen erwartet, wurde das Begriffspaar Stolz-Scham am stärksten problematisiert. Etwa ein Viertel der Jugendlichen empfand die Begriffe als „zu extrem", „krass", „seltsam" oder „komisch". Es wurde aber nur in einem Fall explizit die Auffassung geäußert, man könne nur auf das stolz sein, was man selbst geleistet habe. Offenbar macht sich nur eine Minderheit der Jugendlichen diese in der veröffentlichten Meinung sehr stark präsente Argumentation zu Eigen. Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund zeigten sich in einem wichtigen Punkt: Migranten gaben häufiger an, nur Stolz, aber keine Scham zu empfinden, während die deutschen Jugendlichen sowohl Erlebnisse des Stolzes als auch der Scham äußerten. Man kann daraus folgern, dass sich die individuelle Betroffenheit über die Verbrechen während der Nazi-Zeit in Abhängigkeit von der ethnischen Herkunft auswirkt (Georgi, 2009, vgl. Kap. 11.4).
Vielen Befragten fiel es auch nicht leicht, zu den verschiedenen Inhalten der 0lz-Items Stellung zu nehmen. Eine differentielle Argumentation zu „Nationalismus-Items" vs. „Patriotismus-Items" gab es in keinem Fall. Eine solche Unterscheidung ist im Erleben der Jugendlichen offenbar nicht präsent. Die Beantwortung der Skala *Deutschland-Erleben* mit ihren klaren Statements, z. B. zu Flagge, Nationalhymne und Sportereignissen, fiel beiden Gruppen mehrheitlich leichter.
Ein breit angelegter Abschnitt des Interviews betraf den <u>Umgang mit der Nazi-Zeit</u>, weil es eine gängige, aber selten genauer analysierte Auffassung darstellt, die Besonderheiten der deutschen Identität in diesem Sinne historisch zu begründen. Die Behandlung des Themas in der Schule stieß offenbar auf breites Interesse (bei über 80 %). Dieser hohe Wert in unserer Stichprobe lässt sich offenbar verallgemeinern. In einer repräsentativen Befragung durch TNS Infratest (2010) gaben ca. 70 % der 14-19-Jährigen an, sich „sehr" für die Geschichte des Nationalsozialismus zu interessieren. Der relativ vielsagende Begriff „interessant", den die Jugendlichen verwendeten, wurde von uns durch Nachfragen nicht weiter exploriert. Er enthält sicherlich nicht nur den Aspekt, dass die Nazi-Diktatur ein

Lehrstück für Verbrechen darstellt, sondern auch, dass während dieser Jahre viel Spannendes passiert ist (vgl. Kap. 11). Diese Einschätzung kommt auch in Erfahrungen mit Jugendlichen aus anderen europäischen Ländern zum Ausdruck. Am Beispiel Großbritanniens zitiert Matussek (2006) einen englischen Lehrer wie folgt: „Die Kids finden die Nazizeit interessant… eine Menge Sachen passieren da. Es gibt viel Gewalt… die Nazis sind sexy. Das Böse fasziniert“ (S. 229).
Die Bundesrepublik wird im Vergleich zum „Dritten Reich“ als langweilig erlebt, obwohl die z. T. dramatische Nachkriegsgeschichte objektiv diese Einschätzung nicht rechtfertigt.
Uns kam es mehr darauf an, zu erfahren, ob es erlebte „Überdosierungen“ bzw. Reaktanzphänomene bezüglich dieses obligatorischen Schulstoffs gibt. Mehrheitlich scheint dies nicht der Fall zu sein. Dass das Thema „etwas zu viel“, „viel zu viel“ oder zu „nervig“ abgehandelt wurde, fanden immerhin knapp 40 % der Schüler/innen. Bestimmte Schulen und/oder Lehrer/innen scheinen das Thema nach Erfahrungsberichten von Schülern und Schülerinnen besonders intensiv zu pflegen. Anna Rau, die damals 17-jährige Tochter des ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau, sagte in einem Interview mit der Zeitschrift *Max* (Nr. 4/2001) folgendes:
„Ja, der Zweite Weltkrieg nervt mich extrem. Immer dasselbe. Man fängt an mit Hitler und dem rosa Kaninchen, dann kommt Anne Frank, dann schaut man ‚Schindlers Liste’ am Wandertag. Im Konfirmandenunterricht nimmt man den Holocaust durch und in Geschichte sowieso. Man könnte fast sagen, man spricht in allen Fächern darüber. Da stumpft man irgendwie ab. Das ist einfach zuviel.“ Illies (2000) beklagte stellvertretend für seine „Generation Golf“, …, daß wir das Thema Nationalsozialismus zwischen dem dritten und dreizehnten Schuljahr mindestens achtmal auf dem Lehrplan stehen hatten. … Das Geschichtsbild unserer Generation ist … recht merkwürdig. Man hat den Eindruck, dass die völlige Fixierung unseres Geschichtsunterrichts auf die Nazi-Zeit zu einer auffälligen Schieflage geführt hat. … Und weil wir so oft die Jahre von 1933 bis 1945 in allen ihren Verästelungen durchgenommen haben, wissen wir leider so gut wie nichts über die Zeit danach“ (S. 174 ff.).
In der Familie ist der Nationalsozialismus bei 30 % der Jugendlichen ein wichtiges Thema, bei weiteren 30 % wird „ab und zu mal“ darüber gesprochen und bei 40 % ist dies kein Thema. Da bereits die Eltern der Jugendlichen der Nachkriegsgeneration

angehören, dürfte die innerfamiliäre Brisanz dieses Themas sehr viel geringer sein als noch eine Generation zuvor. Es bestehen auch keine signifikanten Unterschiede zwischen Familien mit und ohne Migrationshintergrund. Dazu passt, dass zwei Drittel der Befragten angeben, dass keine bestimmte Person sie in ihren Ansichten besonders beeinflusst habe. Wenn dann doch Personen genannt werden, sind dies eher Erwachsene aus dem Bekannten- und Freundeskreis als Lehrer/innen. Bei den Migranten spielen die Lehrer/innen tendenziell eine größere Rolle (Bode, 2004, 2009; Welzer et al., 2002).

15 % der autochthonen deutschen Jugendlichen und 10 % der Migranten fühlen sich durch die Nazi-Zeit persönlich belastet, etwa jeweils ein Drittel fühlt sich teilweise persönlich belastet und sieht teilweise die Epoche als vergangene Geschichte an. 50 % verstehen die Verbrechen der Nationalsozialisten ausschließlich als vergangene Geschichte. Diese Antworttendenzen ändern sich dramatisch, wenn man nicht das persönliche Belastungsempfinden fokussiert, sondern fragt, ob die nationalsozialistische Vergangenheit allgemein für die Deutschen noch eine Belastung darstellt. In diesem Falle vermutet die überwältigende Mehrheit eine kollektive Belastung. Auf die Frage, ob dies so sein sollte, ändert sich das Meinungsbild wiederum stark. Die Jugendlichen lehnen mehrheitlich einen solchen Imperativ ab. Innerhalb der Minderheit, die dieser Sollsetzung zustimmt, sind die deutschen Jugendlichen tendenziell stärker vertreten als die ausländischen. Etwa 30 % vertreten eine mittlere Position, indem sie weniger von Belastung sprechen wollen als davor warnen, die Geschehnisse zu vergessen.

Ihr Geschichtswissen über den Zweiten Weltkrieg schätzen die Jugendlichen hoch ein. Es übertrifft die Kenntnisse über alle anderen historischen Epochen bei weitem, sogar einschließlich der Nachkriegszeit und des wiedervereinigten Deutschlands. Befürchtungen vor dem „Verdrängen“ oder „Vergessen“ der Nazi-Zeit lassen sich daraus nicht ableiten. Etwa ein Drittel meint, dass wegen der intensiven Behandlung des Nationalsozialismus andere historische Themen vernachlässigt wurden. Der Geschichtsunterricht scheint zwar Warnungen, aber keine historischen Vorbilder zu vermitteln. Nur 15 % der deutschen, aber immerhin 30 % der Jugendlichen mit Migrationshintergrund haben solche Vorbilder für sich entdeckt. Bei letzteren stammt diese Person weniger aus der deutschen Geschichte als aus der Geschichte des Herkunftslandes.

Die deutschen Jugendlichen sind weltoffen und es zieht sie in die Fremde. Bei Urlaubsreisen werden eindeutig Ziele im Ausland bevorzugt. Die Jugendlichen mit Migrationshintergrund nennen ebenfalls kaum Deutschland als Urlaubsland, sie entscheiden sich jedoch jeweils nur zur Hälfte für das „Ausland“, dagegen zur Hälfte für ihr Herkunftsland. An dieses werden weiterhin Bindungen gepflegt. Man kann vermuten, dass die Reiseerfahrungen auch Einflüsse auf die kognitiven Konzepte haben. Geringe geografische und kulturelle Kenntnisse über Deutschland dürften Auswirkungen auf die nationale Identität haben, da jede Gruppenidentität auch auf einer Wissenskomponente beruht (vgl. Kap. 1.2). Vielleicht treffen die Aussagen aus dem Reisebericht von Weiler (2006) zu, dass Deutschland ein Land ist, das viele Deutsche erst noch entdecken müssen: „Jedenfalls glaube ich, dass wir Deutschen uns nicht gut genug in Deutschland auskennen. Ich zum Beispiel habe mehr italienische Städte samt Kirchen und Museen besucht als deutsche, und ich glaube, dass dies bei vielen meiner hochinteressierten und weitgereisten Landsleute genauso ist. … Ich hätte dazu einen Vorschlag: Alle Jugendlichen müssten während ihrer Schulzeit insgesamt vier Monate auf Kennenlernreise. … Am Ende könnte jeder sagen, dass er sein Land mal vom Wattenmeer bis zu den Alpen gesehen hat. Und jeder könnte sich für oder gegen Deutschland entscheiden, weil er es kennt. Natürlich mache ich diesen Vorschlag nur leise, denn es ist peinlich… Man gerät gleich in so eine völkische Ecke… Entschuldigung“ (S. 33 f.).
Es zeigte sich eine Abhängigkeit der sozialen Identität vom Kontext bzw. von einer Vergleichsgruppe. So fühlen sich die Jugendlichen mit Migrationshintergrund in ihrem Herkunftsland oder im sonstigen Ausland häufiger als Deutsche als in Deutschland. Immerhin ein Viertel der deutschen Jugendlichen gab an, sich im Ausland als Deutsche/r nicht völlig normal bzw. unbefangen zu fühlen. Man fühle sich „seltsam“ bzw. „schlecht“. Die Mehrzahl ist um das deutsche Image besorgt. Nur etwa 20 % ist es egal, ob andere Länder ein gutes Bild von den Deutschen haben. Autochthone und Migranten unterscheiden sich diesbezüglich nicht.
Insgesamt zu 88 % waren sich die Jugendlichen darin einig, dass die Deutschen genauso stolz auf ihr Land sein dürfen wie andere Nationen auch. Die Migranten betonten zu 72 % explizit, dass generell auch Zuwanderer stolz auf Deutschland sein sollten – für sich persönlich gab aber nur knapp die Hälfte an, so zu fühlen.

Die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 wurde von vielen Menschen euphorisch erlebt und in den Medien oft als „Sommermärchen“ beschrieben. Unsere Interviews bestätigen, dass dieses Ereignis auch noch ein Jahr später nachwirkte und im Erleben der Jugendlichen Spuren hinterlassen hatte. Die überwältigende Mehrheit (85 %) gab an, mit der deutschen Nationalmannschaft mitgefiebert und die Stimmung im Land als positiv empfunden zu haben. Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund hatten dies gleichermaßen so erlebt. Somit bestätigen die Befunde die Berichte während der WM, dass die positive Identifikation mit dem Ereignis Deutsche und Migranten zusammengeführt habe (Boyes, 2007), während im Vorfeld gegenteilige Befürchtungen laut geworden waren (so z. B. vom ehemaligen Regierungssprecher Heye).

Auf die beiden Fragen

a) Hast Du mit der deutschen Mannschaft mitgefiebert?

b) Wie hast du die Stimmung im Land empfunden?

antworteten die Jugendlichen typischerweise wie in den folgenden Beispielen:

a) „Ja hab ich.“

b) „Also die Stimmung fand ich phänomenal, also die Spiele, die die Deutschen da gemacht haben waren relativ gut. Und die Deutschen, also auch die, die sich nicht so für Fußball interessiert haben, ausnahmslos, standen hinter der deutschen Mannschaft und das fand ich sehr schön.“ (14 Jahre, männlich, deutsch)

a) „Wie wahrscheinlich jeder in Deutschland, hab halt echt die Daumen gedrückt und wenns möglich war, immer zu Großveranstaltungen gegangen und die Spiele live geguckt.“

b) „Positiver als jemals zuvor. Wirklich als Höhepunkt der letzten Jahre zu bezeichnen.“ (18 Jahre, männlich, deutsch)

a) „Ja hab ich.“

b) „Also ich fand´s auf jeden Fall lockerer als sonst und die Menschen waren offener. Und was mich vor allem gefreut hat, war, dass, egal, woher man kam, also man hat alle herzlich empfangen. Das war irgendwie eine andere Stimmung.“ (15 Jahre, weiblich, deutsch)

a) „Ja, auf jeden Fall.“

b) „Ja, einfach richtig toll. So was hab ich noch nicht erlebt, weil alle dann so für Deutschland waren und weil ja auch andere Länder zu Gast waren.“ (14 Jahre, weiblich, deutsch)

a) „Ja klar! Ja, auf alle Fälle!“
b) „Ja, fand ich super! Also ich glaub, das war die beste Zeit, die ich je in Deutschland erlebt habe. Als so viele Nationen aufeinander trafen, waren ja auch so viele andere Menschen aus anderen Ländern hier. Das war schon schön.“ (16 Jahre, weiblich, deutsch)

a) „Also ich hab mitgefiebert, wir haben hier am Rathausplatz so ne Riesenleinwand und dann waren ganz viele Menschen dort und wir haben uns auch Fahnen geholt und haben mitgejubelt.“
b) „Also die war richtig großartig, so was hab ich noch nie erlebt, also überall, also es war das erste Mal wirklich, dass ich gemerkt hab, dass die Deutschen stolz auf sich sind, dass sie stolz auf sich sind, Deutsche zu sein, weil die deutsche Mannschaft sehr viel erreicht hat.“ (17 Jahre, weiblich, deutsch)

a) „Ja, mit der deutschen auf jeden Fall. Aber schade, dass die nicht Weltmeister geworden sind. Weil wir leben ja eigentlich in Deutschland. Warum sollen wir auf andere Länder halten, wenn wir…wie soll ich sagen…hier ernährt werden. Wir leben ja in Deutschland, also warum sollen wir auf andere Länder halten?“
b) „War sehr schön, vor allem in Köln und so, war sehr schön.“ (16 Jahre, männlich, türkisch)

a) „Na klar, aber heftig, jeden Tag! Mit der deutschen Fahne die ganze Zeit und so …“(durch die Stadt rumgefahren)
b) „Ganz ehrlich, die Deutschen haben das von den Türken. Da macht das mehr Spaß als bei den Deutschen, weil die kennen sich damit gar nicht aus.“ (18 Jahre, männlich, türkisch)

a) „Ja, wir haben ja eigentlich auch so mitgefeiert.“
b) „Da waren ja auch manche überrascht, dass die Ausländer auch alle so voll für die Deutschen waren. Ja, bei mir war das auch, dass ich mein deutsches Trikot angezogen hab und mit den Deutschen mitgefeiert hab.“ (17 Jahre, männlich, türkisch)

a) „Also ich hab da auf jeden Fall mit der deutschen Nationalmannschaft mitgefiebert, ich hab mich mit Freunden verabredet und die Spiele immer geguckt und hab immer für Deutschland mitgefiebert und so.“
b) „Ich fand die super die Stimmung. Da waren ja alle Nationen zusammen. Das war friedlich, ich fand die super die Stimmung.“ (16 Jahre, männlich, russisch)

a) „Ja also eigentlich nur daheim. Aber wir haben auch die deutsche Fahne rausgehängt und ja.“
b) „Das war einfach, alle haben sich vereint gefühlt und waren total patriotisch, was man eigentlich davor nicht kannte.“ (14, weiblich, georgisch)

a) „Ja hab ich. Weil ich auch selbst Fußball sehr mag. Und ja, die haben sich richtig gut repräsentiert und man hat auch vor der WM schon mitgefiebert. Und ja, ich bin halt Fußballfan, Deutschlandfan und dann macht man das automatisch.“
b) „Außergewöhnlich gut. Das war wirklich was, was ich noch nie erlebt habe eigentlich. Das die Leute so gut gelaunt sind und fröhlich und höflich, dass das eigentlich nicht so im Alltag ist.“ (16, weiblich, polnisch)

a) „Auf jeden Fall war ich für Deutschland. Und bei uns in Bielefeld gab es dann immer in der Stadt große Feiern, also jedes Mal wenn sie gewonnen haben, da waren wir immer mit, mit meinen Freunden. Das sind auch viele Ausländer mit Deutschen zusammen und da haben wir zusammen gefeiert, dass Deutschland gewonnen hat.“
b) „War toll, super, würd ich immer wieder gerne mitmachen die Stimmung. Dass alle zusammengehalten haben. Dass alle so glücklich waren und jeder jeden umarmt hat und ohne Unterschiede. Ich fand das total gut.“ (17, weiblich, türkisch)

Fast alle Befragten glaubten, dass viele Menschen während dieser Zeit stolz darauf gewesen waren, Deutsche zu sein. Die Meinungen gingen aber darüber auseinander, ob dies längerfristige Änderungen mit sich gebracht hat. Nur etwa 30 % sahen dies uneingeschränkt so. Dabei äußerten sich die autochthonen Jugendlichen über einen „neuen Patriotismus“ vorsichtiger als die Migranten. Offensichtlich war den deutschen Jugendlichen eher bewusst, dass es sich um ein „Tabu-Thema“ handelt.

Die gewünschte Nationalität im Falle einer „Wiedergeburt“ entspricht einem projektiven Test zur Bindungsstärke. Hier wird mehr die tieferliegende Ebene der Gefühle angesprochen als die rationale Ebene. Dieser Einblick in die Seelenlage fällt recht drastisch aus. Nur 34 % der deutschen Jugendlichen möchten, wenn sie die Wahl hätten, wieder Deutsche sein (vgl. Tab. 9.1). Von den Migranten würden 44 % ihre Herkunftsnationalität bevorzugen und 16 % gern als Deutsche geboren werden (vgl. Tab. 9.2). Die Antworten der Jugendlichen mit Migrationshintergrund erscheinen noch als nachvollziehbar, obwohl die geringe Bindungskraft, die von der deutschen Nationalität ausgeht, aus integrationspolitischer Sicht auch Sorgen bereiten muss. Bei den deutschen Jugendlichen dagegen kann man regelrecht von einer Flucht aus der deutschen Identität sprechen. Die genannten Alternativen umfassen einen bunten Reigen fremder Nationalitäten, zu denen sich die Jugendlichen hingezogen fühlen.

Tabelle 9.1: Gewünschte Nationalität bei Wiedergeburt, Deutschland: Jugendliche, autochthon

Gewünschte Nationalität	Häufigkeitsverteilung	
	N	%
wieder Deutsch	22	33.9
weiß nicht	8	12.3
spanisch	6	9.2
britisch	5	7.7
amerikanisch	4	6.2
kanadisch	3	4.6
griechisch	2	3.1
italienisch	2	3.1
schwedisch	2	3.1
afrikanisch	1	1.5
arabisch	1	1.5
britisch/ schwedisch	1	1.5
dänisch/ kanadisch	1	1.5
französisch/ amerikanisch	1	1.5
indisch	1	1.5
japanisch	1	1.5
koreanisch	1	1.5
neuseeländisch	1	1.5
schwedisch/ japanisch	1	1.5
ungarisch	1	1.5
Gesamt	65	100

Tabelle 9.2: Gewünschte Nationalität bei Wiedergeburt, Deutschland: Jugendliche, mit Migrationshintergrund

Gewünschte Nationalität	Häufigkeitsverteilung	
	N	%
wieder Herkunftsnationalität	19	44.2
deutsch	7	16.3

spanisch	4	9.3
italienisch	3	7.0
brasilianisch	2	4.7
weiß nicht	2	4.7
amerikanisch	1	2.3
arabisch	1	2.3
chinesisch	1	2.3
egal	1	2.3
japanisch	1	2.3
mexikanisch	1	2.3
Gesamt	43	100

Bei der inhaltsanalytischen Auswertung der Antworten fällt auf, dass diejenigen Jugendlichen, die wieder als Deutsche geboren werden möchten, zurückhaltend bis verlegen argumentieren und emotional neutrale Begründungen abgeben. Dagegen äußern sich diejenigen, die eine andere Nationalität bevorzugen würden, häufig mit euphorischer Begeisterung und schwärmen von freundlichen Menschen oder schönen Landschaften. Hierzu einige Beispiele:

- „Mmmh, naja, ne, also ich glaube wieder Deutscher, weil hier geht es einem ja ganz gut.“ (14 Jahre, männlich, deutsch)
- „Ach, deutsch hätte ich kein Problem mit, aber ich weiß ja nicht, wie es in anderen Länder ist, daher ….“ (14 Jahre, weiblich, deutsch)
- „Weiß ich nicht, ist schwer zu sagen, weil man kennt die anderen Nationen nicht so gut und die Geschichte von denen auch nicht, und so schlimm find ichs eigentlich nicht Deutscher zu sein.“ (16 Jahre, männlich, deutsch)
- „Ich würde mir wünschen, dass nicht mehr so eingeteilt wird in Nationalitäten, alle Menschen wären gleich. Nein aber das wär mir eigentlich egal“ *Also könntest du dir auch vorstellen, wieder Deutscher zu sein?* „Ja klar.“ (18 Jahre, männlich, deutsch)
- „Spanier. Spanien ist mein Lieblingsland, Barcelona meine Lieblingsstadt. Und ich war jetzt einmal da und ich fand das fantastisch.“ (14 Jahre, männlich, deutsch)
- „Entweder Frankreich oder Amerika“ *Wieso? Was reizt dich daran, so eine Nationalität zu leben?* „Also Frankreich find ich auch die Kultur schön und von den Leuten die ich da kennengelernt habe, waren die auch ganz nett.“ (15 Jahre, weiblich, deutsch)
- „Indisch, weil ich mich dafür auch interessiere, weil ich das Land einfach schön, die Sprache und die Musik.“ (16 Jahre, weiblich, deutsch)

- „Hui, ähm…Italienerin wär ich gern“ *Warum?* „Weil ich mag die Leute total gerne, ich find die voll klasse. Die sind alle so freundlich und hilfsbereit und nett und super“ *Und die Deutschen sind nicht so?* „Nee (empört). Also ich finde so, also mir fällt das immer total auf, wenn wir halt z. B. im Ausland sind, so in Italien oder Portugal, wie lieb die alle sind und wie gastfreundlich und wie die alle sagen ‚hallo‘ und ‚Entschuldigung‘ und bei uns, da ist das eigentlich gar nicht so, da sind die alle stur, so kommt mir das zumindest vor“ (17 Jahre, weiblich, deutsch)
- „Ich glaube ich wäre gerne Brite“ *Warum?* „Ich, mich fasziniert das Nationalgefühl was die Briten haben, ich find das oft ulkig, aber echt interessant. Auch die Inselsituation und Europa und doch nicht ganz und das Verhältnis zum Königshaus, das find ich sehr interessant“ (18 Jahre, männlich, deutsch)
- „Ich würd gern Ungarin da sein“ *Kannst du sagen warum?* „Weil mir die Weite von dem Land so gut gefällt und die Sprache ist auch schön.“ (17 Jahre, weiblich, deutsch)
- „Amerikaner“ *Und warum?* „Ja, ich weiß nicht, ich würd gern mal nach Amerika. Und jetzt habe ich wahrscheinlich das Glück, nach Australien zu fahren nächstes Jahr. Da kommt man halt so selten, so schlecht hin, also…“ *Ja, also du findest die Amerikaner auch so ganz cool? Du fändest es gut sagen zu können, „hier, ich bin Amerikaner“?* „Ja.“ (16 Jahre, männlich, deutsch)
- „Koreanisch“ *Kannst du sagen warum?* „Ja, ich find die Kultur einfach interessant. Keine Ahnung, es interessiert mich“ *Interessanter als die deutsche?* „Ja.“ (16 Jahre, weiblich, deutsch)

Aus den Begründungen im Interview geht hervor, dass nur geringe Kenntnisse der Kultur und Lebensverhältnisse in den Wunschländern bestehen, aus denen sich die Wahl rational begründen ließe. Vielmehr herrscht mehrheitlich die diffuse Sehnsucht nach etwas anderem vor. Primär spielen affektive Motive eine Rolle zu spielen, die bei den vorigen Interviewfragen, die eher rational gefasst waren, nur andeutungsweise zum Ausdruck gebracht wurden. Es scheint vor allem die Ebene der Emotionen und Bindungen an die eigene Nation schwach ausgeprägt und gestört zu sein. Als eine Strategie zur Lösung der Probleme mit dem „schwierigen Vaterland“ bietet sich offenbar die Identifikation mit fremden Ländern an.
Der Wunsch nach Anpassung an andere Kulturen, um das Deutsch-Sein zu überwinden, ist oft treffend beobachtet und beschrieben worden: „Und ich machte

eine erstaunliche Beobachtung: Die jungen Deutschen, die ich in Amerika kennenlernte, integrierten sich emsiger in die amerikanische Gesellschaft als die anderen aus anderen Ländern. Die waren stolz auf ihre Nationalität, legten Wert darauf, Traditionen beizubehalten, nicht so die jungen Deutschen“ (Schädlich, 2009, S. 212). In einem Australien-Reisehandbuch heißt es unter der Rubrik „Deutsche in Australien“: „Australien gilt vielen Deutschen – fälschlicherweise – als Land der Träume, als Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten, als Symbol für Freiheit und Lebensqualität. …. Die meisten der deutschen Immigranten nutzen das Angebot der australischen Regierung, bereits nach zweieinhalb Jahren Aufenthalt im Land einen Antrag auf Erteilung der australischen Staatsbürgerschaft zu stellen und, nach einer gründlichen Prüfung ihrer Eignung, nach weiteren sechs Monaten eingebürgert zu werden. Im Gegensatz zu anderen Einwanderern, vor allem solchen aus südeuropäischen und asiatischen Ländern, haben viele der jüngeren ihre ursprüngliche Nationalität und ihre Traditionen rasch wie einen alten Mantel abgelegt und wurden quasi im Schnellverfahren zu 150 %igen Aussies.“ (Dusik, 1994, S. 26).

Auflagenstarke Bücher über die Sehnsucht nach fremden Ländern, von denen man sich eine Erlösung vom Deutschsein erhoffte, gehören zum festen Bestandteil der deutschen Nachkriegsliteratur. Dabei sind die verschiedenen Nationen oder Regionen, die beschrieben werden, nahezu beliebig, da sie ohnehin nur als Projektionsfläche dienen, wie z. B. Irland (Böll, 1957), Frankreich (Wickert, 1999) oder Sibirien (Bednarz, 1999). Über den Klassiker dieses literarischen Genres, das „Irische Tagebuch“ von Böll (1957) schreibt Hamilton (2004): „Die Iren hassten es, und die Deutschen liebten es. Den Iren kamen zu viele Esel und Bruchsteinmauern darin vor, zu viel Träumerei und rückwärtsgewandte Unschuld. Für die Deutschen war das Buch genau dieser einfachen Dinge wegen so attraktiv, denn es erlaubte ihnen, Sehnsüchte auszuleben, die in Deutschland geächtet waren. … Es gab ihnen ein Gefühl der Unschuld und Zugehörigkeit, etwas, was ihnen in ihrem eigenen Land verwehrt wurde. Tatsächlich war es gar kein Buch über Irland, sondern ein Buch über alles, was in Deutschland fehlte. … die Intensität der deutschen Sehnsucht nach Irland legt nahe, dass die Deutschen dasselbe Heimfindevermögen besitzen, wie alle anderen Völker auch. Nur haben sie sich beigebracht, jede womöglich patriotische Verbindung zu ihren Wurzeln zu unterdrücken. Ein blinder Fleck im Rückspiegel hat ihr Land von der Landkarte der Gefühle radiert“ (S. 21 f.).

Die Jugendlichen mit Migrationshintergrund stimmten der Aussage eher zu, dass man mit Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft seine Verbundenheit mit Deutschland zum Ausdruck bringt (vgl. Tab. 9.3). Noch deutlicher ist jedoch eine pragmatische Haltung ausgeprägt: Der deutsche Pass sei einfach nur praktisch, weil er viele Vorteile und Erleichterungen mit sich bringe (vgl. Tab. 9.4). Es bestätigen sich somit zwei Ergebnisse aus der Migrationsforschung (vgl. Maehler, 2010), zum einen eine starke utilitaristische Motivation zur Einbürgerung, zum anderen aber auch das Bedürfnis nach Gefühlen der Zugehörigkeit und der Wunsch nach attraktiven Identifikationsangeboten. Einige Intellektuelle mit Migrationshintergrund weisen darauf hin, dass diesen emotionalen Bedürfnissen der integrationswilligen Migranten nicht genügend Rechnung getragen wird, da die Deutschen diesbezüglich selbst Hemmungen haben (z. B. Kiyak, 2008; Tibi, 2007). „Wenn die Deutschen nach Auschwitz keine Identität haben, wie können sie dann Fremden eine geben?“ (Tibi, 2007, S. 85). In einem ähnlichen Sinne führte Thränhardt (2000) im „Migrationsreport“ aus: „So haben z. B. Jugendliche türkischer Herkunft Probleme, wenn sie einerseits mit einem übersteigerten türkischen Nationalbewusstsein und andererseits mit einer Nur-Problematisierung des deutschen Nationalstaates aufwachsen. Deshalb ist es wichtig, tragfähige symbolische Formen zu finden, in denen das deutsche Staatsangehörigkeitsrecht zum Ausdruck kommt“ (S. 159).

Durch unser Interview wollten wir erfahren, ob bereits bei Jugendlichen eine Sensibilität für diese Problematik besteht. Es zeigte sich, dass etwa die Hälfte der Migranten der Meinung war, dass die Deutschen ein Problem mit dem Deutschsein haben. Diese Thematik äußert sich also schon spürbar in der Erfahrungswelt der Jugendlichen.

Tabelle 9.3: Einschätzung des Annehmens der dt. Staatsbürgerschaft als Ausdruck der Verbundenheit ggü. Deutschland: Jugendliche, mit Migrationshintergrund, absolute Häufigkeiten

	Wenn man die deutsche Staatsbürgerschaft annimmt, bringt man damit seine Verbundenheit mit Deutschland zum Ausdruck. Grad der Zustimmung				
	gar keine	wenig	mittlere	hohe	höchste
mit Migrationshintergrund	6	4	15	12	6

Tabelle 9.4: Einschätzung des Staatsbürgerschaftwechsels als pragmatische Entscheidung: Jugendliche, mit Migrationshintergrund, absolute Häufigkeiten

	Der deutsche Pass ist einfach nur praktisch, weil er viele Vorteile und Erleichterungen mit sich bringt. Grad der Zustimmung				
	gar keine	wenig	mittlere	hohe	höchste
mit Migrationshintergrund	4	2	9	10	18

In einem Interview wurde der türkischstämmige Politiker Cem Özdemir (Bündnis 90/Die Grünen) zu seiner Einbürgerung befragt. Auf die Frage nach den Reaktionen seiner deutschen Freunde auf den Wechsel der Staatsbürgerschaft antwortete er: „Ich habe eine Einbürgerungsparty gegeben, ein Teil meiner Freunde hat sich mit mir gefreut, ein Teil anderer hat mich eher dafür bedauert, dass ich Deutscher geworden bin…. Ich hatte auch deutsche Freunde …, die so ihre Probleme mit dem Deutschsein hatten. Sie haben mich gefragt, ob ich es mir gut überlegt hätte und wirklich Deutscher werden wolle, ich solle doch froh darüber sein, dass ich kein Deutscher sei. Als ob es etwas Schlimmes wäre, Deutscher zu sein. Es gab eben auch jene Leute, vor denen man sich nicht freuen durfte, wenn die deutsche Nationalmannschaft gewonnen hatte, die permanent diese zwanghafte innere Opposition zum eigenen Land zur Schau gestellt haben.“ (Topcu, 2007, S. 71).

Durch die Berücksichtigung der Clustertypen sollte auch bei den Interviews eine differentielle Perspektive eingenommen werden. Es war zu erwarten, dass die Reaktionen auf die Interviewfragen sich zwischen den vier Clustertypen unterschieden, also zwischen nationalistisch, internationalistisch, indifferent und patriotisch eingestellten Probanden (vgl. Kap. 8.2.3). Wegen der geringen Stichprobengröße ließen sich diese Unterschiede jedoch statistisch kaum absichern. Nur durchschlagende Effekte erreichten das Signifikanzniveau. So ließ sich auf dem 10 %-Niveau absichern, dass der nationalistische und patriotische Typ die Nazi-Zeit eher als vergangene Geschichte, der internationalistische Typ dagegen eher als persönliche Belastung erlebt. Auf dem 5 %-Niveau signifikant sind die Unterschiede bei der Beantwortung der normativen Frage, ob die nationalsozialistische Vergangenheit noch eine Belastung für die Deutschen sein sollte. Dem stimmen die internationalistisch eingestellten Jugendlichen am stärksten zu, womit sie eine ausgeprägte Negativ-Identität gegenüber Deutschland zum Ausdruck bringen. Offenbar ist diese Gruppe nicht durch einen „idealen“ Internationalismus in dem

Sinne gekennzeichnet, dass die Bindung an das eigene Land auf andere Nationen übertragen und global erweitert wird (vgl. Etzioni, 2010; Feshbach, 1991). Schon G.H. Mead (1929) vertrat die Auffassung, dass echte internationalistische Gesinnung eine Höherentwicklung der nationalen Gesinnung darstelle. Erst nachdem sich ein sicheres nationales Konzept entwickelt habe, könne es darauf aufbauend eine internationalistische Einstellung geben. Dem in unserer Untersuchung gefundenen internationalistischen Clustertyp scheint es dagegen mehr um die Überwindung einer belasteten nationalen Identität zu gehen. Enttäuschte Bindungswünsche an das Eigene werden auf das Fremde projiziert. Hierzu passt, dass sich in unserer Stichprobe die Internationalisten am seltensten (12.5 %) eine „Wiedergeburt“ als Deutsche wünschen.

Zum Schluss unserer Analyse wollten wir sichergehen, ob nicht Unterschiede in der verbalen Eloquenz das Interviewmaterial und damit indirekt unsere Kodierungen beeinflusst haben könnten. Als messbares Kriterium wählten wir die Antwortlänge. Es wurde die Wortzahl sowohl für das gesamte Interview als auch für die einzelnen Themenbereiche bestimmt. Es ergaben sich keinerlei Unterschiede bezüglich des Lebensalters und der Clustertypen.

10 Personale und soziale Identität

Schon in den vorangegangenen Analysen sind bestimmte Beziehungsmuster zwischen Merkmalen der personalen und sozialen Identität zutage getreten. Solche Zusammenhänge sollen nun im Folgenden gezielt unter dem Gesichtspunkt des Kompensations- vs. Kohärenzmodells berechnet und analysiert werden (vgl. Kap. 1.3).

10.1 Kompensation vs. Kohärenz

10.1.1 Korrelationen zwischen personaler und sozialer Identität

Zunächst werden die relativen Häufigkeiten der praktisch bedeutsamen Korrelationen ($r > .20$, $\alpha > .01$) zwischen Skalen der personalen und der sozialen Identität graphisch veranschaulicht. Abbildung 10.1 zeigt die Daten für die Jugendlichen und Abbildung 10.2 veranschaulicht die Ergebnisse für die Elternstichprobe. Dargestellt ist die Anzahl der Länder-Stichproben, in denen die jeweiligen Korrelationen in bedeutsamer Höhe ausfielen. Es entstand auf diese Weise ein kulturübergreifendes Verteilungsmuster, das auf bestimmte strukturelle Zusammenhänge zwischen Merkmalen der personalen und sozialen Identität schließen lässt (FB 33).

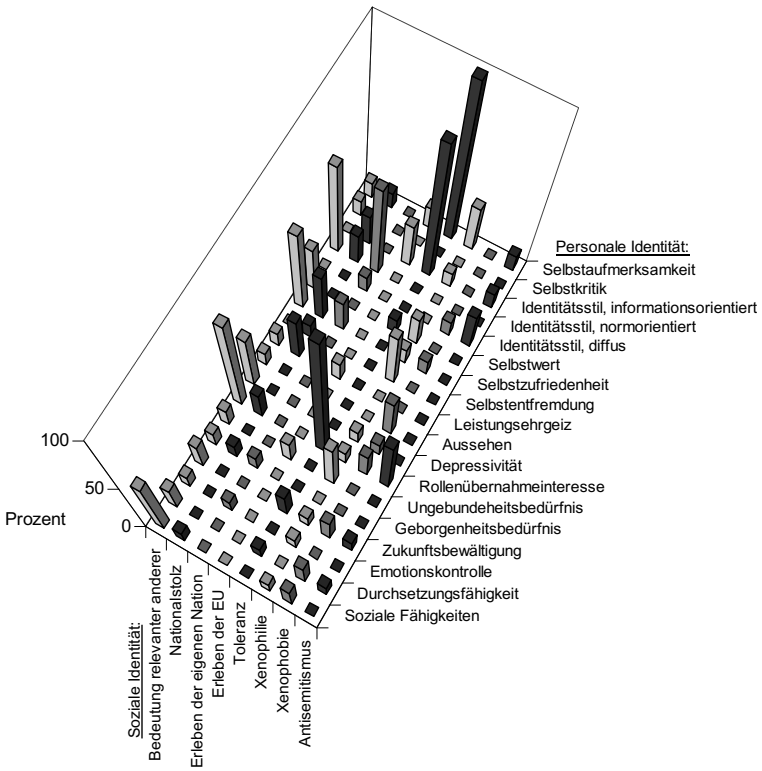

Abb. 10.1: Prozentuale Häufigkeiten praktisch bedeutsamer Korrelationen zwischen Merkmalen der personalen und sozialen Identität bei Jugendlichen (autochthon) aus allen Teilnahmeländern

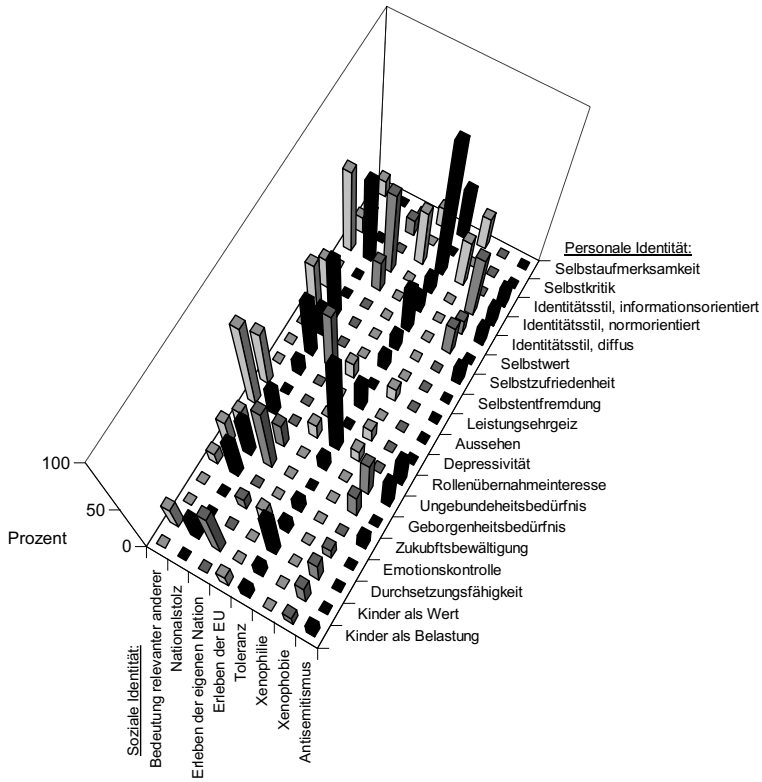

Abb. 10.2: Prozentuale Häufigkeiten praktisch bedeutsamer Korrelationen zwischen Merkmalen der personalen und sozialen Identität bei Eltern (autochthon) aus allen Teilnahmeländern

Bei den Jugendlichen finden sich in 66 der insgesamt 144 Kombinationsmöglichkeiten, d. h. in 45.8 %, statistisch bedeutsame Zusammenhänge in mindestens einem der untersuchten Länder. Sucht man nach länderübergreifend stabilen Zusammenhangsmustern, so fällt auf, dass den Merkmalen des Reflektierenden Ichs ein hoher Stellenwert für die Prädiktion von *Toleranz* zukommt. Die *Selbstaufmerksamkeit* korreliert in allen Stichproben positiv mit Toleranz, die durchschnittliche Stärke des Zusammenhangs beträgt $r = .30$. Des Weiteren korreliert ein *informationsorientierter Identitätsstil* in neun von zehn Ländern signifikant positiv mit Toleranz, durchschnittlich $r = .31$. Anders als man vermuten könnte, sind diese Formen der Selbstreflektion jedoch nur von geringer Bedeutung für die übrigen erfassten Einstellungen zu Fremdgruppen, nämlich *Xenophilie*, *Xenophobie* und *Antisemitismus*. Der *normorientierte Identitätsstil* steht erwartungsgemäß eher in einem positiven Zusammenhang mit dem Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen (*Bedeutung relevanter anderer*, *Nationalstolz*, *Erleben der eigenen Nation*).

Hinsichtlich der anderen Bereiche der personalen Identität (Selbstbewertungen, Selbstkonzepte, Kontrollüberzeugungen) ergeben sich die häufigsten Zusammenhänge mit der *Bedeutung relevanter anderer*, was auf den hohen Stellenwert der sozialen Mikrosysteme für die Identitätsbildung im Jugendalter hinweist. Länderübergreifend treten besonders die positiven Zusammenhänge mit der *Selbstzufriedenheit*, dem *Rollenübernahmeinteresse* und den *sozialen Fähigkeiten* hervor. Das Rollenübernahmeinteresse bildet darüber hinaus eine hochbedeutsame Bedingung für die *Toleranz*. Die Korrelationen sind für alle Länder signifikant positiv, mit einem durchschnittlichen $r = .34$. Die Beziehung des Rollenübernahmeinteresses mit den übrigen Einstellungen zu Fremdgruppen fällt wiederum weniger konsistent aus.

Sowohl für die im Ländervergleich relativ durchgängig als auch für die nur vereinzelt auftretenden signifikanten Korrelationen lässt sich sagen, dass die Richtung des Zusammenhangs so gut wie immer widerspruchsfrei ausfällt. Im Kontext des Kohärenz- bzw. Kompensationsmodells erscheinen die Daten gut interpretierbar. So stehen die Variablen des Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen in positiver Beziehung zu solchen Merkmalen der personalen Identität, die persönliche Stabilität und Kompetenz anzeigen, wie vor allem *Selbstzufriedenheit* und *Leistungsehrgeiz*, in

negativer Beziehung dagegen zu *Selbstentfremdung* und *Depressivität*. Diese Befunde fügen sich gut in das Kohärenzmodell ein.
Die *Toleranz* gegenüber anderen Menschen weist psychologisch gesehen ebenfalls kohärent auf Persönlichkeiten hin, die selbstreflexiv sind, sich informationsorientiert verhalten und die Gefühle anderer Menschen gut nachvollziehen können. Sie besitzen somit ein hohes Maß an Offenheit und zwischenmenschlicher Sensibilität.
Die übrigen Einstellungen zu Fremdgruppen lassen sich in ihrer Beziehung zur personalen Identität schon deswegen schwerer interpretieren, weil die Korrelationen häufig nur in vereinzelten Ländern das Signifikanzniveau erreichen. Die Übersicht vermittelt nicht den Eindruck, dass hier weitere große Forschungsanstrengungen lohnend wären, und macht nachvollziehbar, warum viele frühere Projekte inkonsistente Befunde ermittelten, wenn es z. B. darum ging, Einstellungen zu Ausländern mit Persönlichkeitsmerkmalen in Verbindung zu bringen (vgl. auch Westle, 1999). Die sporadischen Daten lassen sich teils im Sinne des Kohärenz- und teils im Sinne des Kompensationsmodells deuten (FB 33). Insgesamt gesehen findet sich also keine überzeugende Bestätigung dafür, dass negative Einstellungen gegenüber Fremdgruppen in einem direkten Zusammenhang mit Merkmalen der personalen Identität stehen, bzw. zur Kompensation von Defiziten in der Persönlichkeit von Jugendlichen dienen.
Bei den Eltern ergibt sich eine vergleichbare Befundlage mit leichten Akzentverschiebungen. Allgemein ist die Zahl der Interkorrelationen etwas größer als bei den Jugendlichen (71 von 152 Kombinationsmöglichkeiten = 46.7 %), was für eine stärkere Integration von personaler und sozialer Identität spricht (FB 33). Die *Toleranz* weist bei den Eltern von allen Merkmalen der sozialen Identität die engsten Beziehungen zur personalen Identität auf, und zwar am konsistentesten zum *informationsorientierten Identitätsstil* (durchschn. r = .33) und zum *Rollenübernahmeinteresse* (durchschn. r = .34). In vier Ländern ergibt sich aber auch eine positive Korrelation zur *Durchsetzungsfähigkeit* sowie in jeweils drei Ländern zur *Selbstaufmerksamkeit* (die somit im Erwachsenenalter psychologisch begründbar eine geringere Rolle spielt als im Jugendalter) und zum *Selbstwertgefühl*. Die Zusammenhänge mit *Xenophilie*, *Xenophobie* und *Antisemitismus* repräsentieren wiederum kein konsistentes und interpretierbares Muster.

Die Beziehungen zwischen der personalen Identität und dem Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen sind dagegen klar im Sinne des Kohärenzmodells zu verstehen. Im Vergleich zu den Jugendlichen scheint die *Bedeutung relevanter anderer* etwas geringer gewichtet zu sein. *Nationalstolz* und/oder *positives Erleben der eigenen Nation* weisen dagegen noch konsistenter als bei den Jugendlichen positive Zusammenhänge mit der personalen Identität auf, und zwar mit dem *normorientierten Identitätsstil*, dem *Geborgenheitsbedürfnis*, der *Selbstzufriedenheit*, dem *Leistungsehrgeiz*, der *Zukunftsbewältigung* und dem *Wert von Kindern*. Wichtige psychische Funktionsvariablen und die Einbindung in soziale Mikro- und Makrosysteme bedingen sich somit gegenseitig.
Zusammenfassend kann man also drei Merkmalskomplexe unterscheiden. Erstens zeigt sich, dass psychologisch und salutogenetisch günstige Ausprägungen der personalen Identität im Sinne des Kohärenzmodells in einer positiven Beziehung zur Bindung sowohl an bedeutsame Bezugspersonen als auch an die Nation stehen (vgl. Noelle-Neumann, 1987; Westle, 1995).
Zweitens werden die individuellen psychologischen Voraussetzungen für eine tolerante Haltung gegenüber Mitmenschen, die als andersartig erlebt werden, erkennbar. Sie betreffen vor allem eine selbstreflexive Haltung, Offenheit für neue Informationen und Interesse an den Empfindungen anderer Menschen.
Drittens findet sich keine durchgängige Bestätigung für Zusammenhänge zwischen der personalen Identität und den Skalen *Xenophilie*, *Xenophobie* und *Antisemitismus* im Sinne eines Kompensationsmodells. Diese Einstellungsvariablen zu Fremdgruppen lassen sich nicht konsistent aus personalen Defiziten ableiten; ebenso ergeben sich keine Anhaltspunkte, die für die Funktion von Fremdgruppenabwertung als psychischem Kompensationsmechanismus sprechen.

10.1.2 Korrelationen innerhalb der sozialen Identität

Ein interessantes Ergebnis der Studie ist, dass kaum direkte konsistente Beziehungen zwischen Variablen der personalen Identität und den Einstellungen zu Fremdgruppen gefunden wurden. Jedoch konnte die *Toleranz* sehr gut aus der personalen Identität vorhergesagt werden. Diese wiederum gilt in der Forschungsliteratur als guter Prädiktor für *Xenophilie*, *Xenophobie* und *Antisemitismus*. Es wurden somit für die einzelnen Teilnahmeländer unserer

Untersuchung die Korrelationen zwischen der Toleranz und den drei Einstellungsvariablen zu Fremdgruppen berechnet. Die Ergebnisse für die Jugendlichen und für die Eltern bestätigen die Erwartung, dass *Toleranz* positiv mit *Xenophilie*, aber negativ mit *Xenophobie* und *Antisemitismus* korreliert (FB 33). Auch die wenigen nicht signifikanten Korrelationen in einzelnen Ländern weisen die erwartete Richtung auf. Über alle Länder berechnet, korreliert bei den Jugendlichen bzw. Eltern *Toleranz* mit *Xenophilie* (r = .39 bzw. .35), mit *Xenophobie* (r = -.24 bzw. -.32) und mit *Antisemitismus* (r = -.25 bzw. -.23).
Aus den Befunden lassen sich Folgerungen über die strukturellen Zusammenhänge zwischen den Variablen ableiten. Man kann erwarten, dass zwischen personaler Identität und Einstellungen zu Fremdgruppen weniger ein direkter Zusammenhang besteht, sondern vielmehr eine über die Toleranzvariable vermittelte Beziehung.

10.2 Effekte psychischer Sensibilisierung: Strukturgleichungsmodelle

Mit Hilfe von Strukturgleichungsmodellen wurde ermittelt, wie sich die Beziehungen zwischen denjenigen Variablen abbilden lassen, die sich als besonders bedeutsam für die Prädiktion von *Xenophobie* und *Antisemitismus* erwiesen haben. Dies sind aus dem Bereich des Reflektierenden Ichs die Skalen *Selbstaufmerksamkeit* und *Informationsorientierter Identitätsstil* sowie die *Toleranz*. Die Berechnungen erfolgten mittels LISREL 8.72 (FB 33). Die Modelle wurden unter Verwendung von Kovarianzen und asymptotischer Kovarianzmatrix geschätzt.
Wegen der erforderlichen Stichprobengröße konnten die Modelle nur für die Jugendlichen berechnet werden. Die Daten von acht europäischen Ländern gingen in die Analysen ein. Frankreich musste aufgrund zu vieler fehlender Daten bei den entscheidenden Variablen ausgeschlossen werden (vgl. Kap. 3.2). Tschechien blieb unberücksichtigt, da die Reliabilität nicht für alle einbezogenen Variablen in ausreichendem Maße gegeben war.

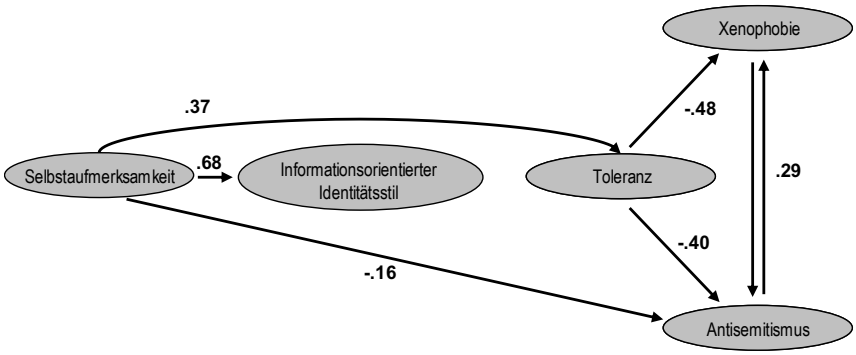

Abb. 10.3: Strukturmodell mit standardisierten Koeffizienten für die deutschen Jugendlichen

Abbildung 10.3 stellt das Strukturmodell für die deutschen Jugendlichen dar. Es weist die signifikanten Pfadkoeffizienten auf. Es zeigt sich, dass die *Selbstaufmerksamkeit* einen praktisch bedeutsamen positiven Einfluss auf die *Toleranz* hat. Auch der *informationsorientierte Identitätsstil* wird von der *Selbstaufmerksamkeit* positiv beeinflusst. Zudem zeigt sich ein negativer Einfluss der *Selbstaufmerksamkeit* auf den *Antisemitismus*. Je höher demnach die *Selbstaufmerksamkeit*, desto *informationsorientierter* ist der *Identitätsstil*, desto höher ist die *Toleranz* und desto niedriger der *Antisemitismus*. Die Pfadkoeffizienten von *Toleranz* zu *Xenophobie* ebenso wie von *Toleranz* zu *Antisemitismus* sind negativ. Je höher der *Toleranz-Wert* ist, desto geringer sind die Ausprägungen von *Xenophobie* und *Antisemitismus*. Des Weiteren zeigt sich für die deutschen Jugendlichen eine positive Korrelation zwischen *Xenophobie* und *Antisemitismus*. Die Struktur dieses Modells wiederholt sich prinzipiell für alle westeuropäischen Stichproben, auch wenn vereinzelte Pfade das Signifikanzniveau nicht immer erreichen (FB 33). Für die luxemburgische und österreichische Stichprobe konnte zusätzlich ein signifikanter Pfad zwischen *informationsorientiertem Identitätsstil* und *Toleranz* in Höhe von .31 bzw. .29 ermittelt werden. Lediglich für die polnischen Jugendlichen ergaben sich abweichende strukturelle Zusammenhänge, was erneut auf eine geringe inhaltliche Äquivalenz der Xenophobie-Skala bzw. des Konzepts des „Ausländers“ zwischen west- und osteuropäischen Staaten hinweist (vgl. Kap. 4.1.9, 4.1.10, 8.2.4). Für alle Länder bestätigte sich ein adäquater Modell-Fit. Lediglich der Goodness of fit-Index (GFI) ist bei einigen Ländern weniger zufriedenstellend (FB 33).

Länderübergreifend zeigte sich, dass zwischen 31 und 59 % der Varianz des *informationsorientierten Identitätsstils* durch die *Selbstaufmerksamkeit* erklärt werden können. Etwa 20 % der *Toleranz* lassen sich durch die *Selbstaufmerksamkeit* und

einen *informationsorientierten Identitätsstil* erklären. Die erklärte Varianz für *Xenophobie* und *Antisemitismus* liegt ebenfalls um etwa 20 %.
Insgesamt gesehen bestätigen die Ergebnisse dieser Berechnungen folgende grundlegende Modellvorstellung: Es finden sich keine direkten Pfade von der *Selbstreflektion* zu den *Einstellungen zu Fremdgruppen*. Vielmehr erscheinen die strukturellen Zusammenhänge in der Form, dass die *Selbstaufmerksamkeit* den *informationsorientierten Identitätsstil* und vor allem die *Toleranz* fördert. Die *Toleranz* wiederum verringert *Xenophobie* und *Antisemitismus*.
Das Modell macht somit die Bedeutung der Selbstreflexivität verständlich. Die Beschäftigung mit eigenen seelischen Vorgängen bildet den psychologischen Ausgangspunkt für das Interesse an den Gedanken und Gefühlen anderer. Personale und soziale Sensibilität bedingen einander. Selbstexploration stellt eine wichtige Voraussetzung für Fremdverstehen dar. Sensibilität und Offenheit bilden die psychologische Basis für den Abbau von Vorurteilen. Sie sind somit geeignete Ausgangspunkte für pädagogische Beeinflussungen und präventive Maßnahmen.

10.3 Externe Validierung des Modells: Untersuchungen mit Studierenden der Psychologie

Die Variablen zum Bereich des Reflektierenden Ich, die sich in dem Strukturmodell als bedeutsam erwiesen haben, stellen unverkennbar Merkmale psychologischen Verstehens und Handelns dar. Diesbezüglich besteht eine hohe Augenschein-Validität (face validity), so dass sich für eine externe Überprüfung des Modells Studierende der Psychologie in besonderer Weise eignen dürften. Man kann erwarten, dass sich Psychologen und Psychologinnen hinsichtlich dieser Variablen der personalen Identität von anderen Bevölkerungsgruppen unterscheiden und dass dies auch Auswirkungen auf die Merkmale der sozialen Identität hat, die in dem Strukturmodell eine Rolle spielen.

Es wurde daher im Rahmen des Projekts eine Ergänzungsuntersuchung mit einer Studierenden-Stichprobe an der Universität Köln durchgeführt (FB 34). In einem ersten Untersuchungsschritt wurde die selektive Gruppe der Psychologie-Studierenden (N = 77) mit der Eltern-Stichprobe (N = 497) verglichen, die im Rahmen der kulturvergleichenden Studie erhoben worden war (vgl. Kap. 3.2). Die

Besonderheiten der selektiven Gruppe betreffen das geringere Alter (Mittelwert ca. 25 Jahre vs. 45 Jahre), den höheren Bildungsstand sowie das ausgeprägte Interesse an psychologischen Sachverhalten. Aufgrund dieser Faktoren wurden Unterschiede zwischen den Stichproben erwartet.

Die Ergebnisse zeigen, dass die angehenden Psychologen und Psychologinnen im Bereich der personalen Identität höhere Werte auf den Skalen *Selbstaufmerksamkeit*, *Selbstkritik*, *informationsorientierter Identitätsstil* und *soziale Fähigkeiten* erzielten. Die drei erstgenannten Skalen betreffen das Reflektierende Ich; hohe Ausprägungen sprechen für eine gesteigerte Beschäftigung mit der eigenen Person und für ein starkes Interesse an intrapsychischen Vorgängen. Man kann den Befund somit dahingehend interpretieren, dass er die Besonderheiten von jungen Menschen abbildet, die einen psychologischen Beruf anstreben. Dasselbe gilt für die hohe Einschätzung der eigenen sozialen Fähigkeiten, da für das gewünschte Berufsfeld die Arbeit mit anderen Menschen bestimmend ist. Im Bereich der sozialen Identität erreichten die Studierenden höhere Werte auf den Skalen *Toleranz* und *Xenophilie*, während die Ausprägung von *Xenophobie* schwächer ausfiel als in der Erwachsenen-Stichprobe. Aufgrund der Forschungsliteratur kommen für die Erklärung dieser Unterschiede mehrere Faktoren in Betracht. Sowohl ein Bildungseffekt als auch ein Alterseffekt würde nach vorliegenden Erkenntnissen einen Einfluss in entsprechender Richtung ausüben (vgl. Kap. 5.1 u. 6.2). Es könnte aber auch der selektive Effekt des Studienfachs eine Rolle spielen, da psychische Sensibilität und Anteilnahme für Mitmenschen im Widerspruch zu Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit stehen. Letzteres würde den Aussagen des Strukturgleichungsmodells entsprechen.

In einem zweiten Untersuchungsschritt wurde dieser zuletzt genannten Interpretation nachgegangen. Es sollte geklärt werden, ob die Besonderheiten, die in der personalen Identität im Vergleich zwischen Psychologiestudierenden und Eltern gefunden wurden, für Studierende allgemein typisch sind (z. B. wegen Alter und Bildungsstand) oder ob das spezifische Interesse an innerseelischen Vorgängen einen bedeutsamen Effekt ausmacht. Es galt somit, Daten an einer studentischen Vergleichsgruppe zu erheben. Wir entschieden uns, für den Vergleich keinen fachfernen Studiengang zu wählen, da hier noch weitere selektive Effekte eine Rolle spielen könnten, sondern einen fachlich sehr ähnlichen Studiengang zu befragen. Die Wahl fiel auf Lehramtstudierende (N = 96). Das Interesse an Pädagogik dürfte

dem Interesse an Psychologie in vielen Facetten entsprechen. Es handelt sich jeweils um die Neigung für soziale Berufe, in deren Mittelpunkt eine helfende bzw. fördernde Motivation steht. Als Unterscheidungsmerkmal lässt sich jedoch anführen, dass im Lehrberuf das Erreichen von Lernzielen im Vordergrund steht, während bei den Psychologen und Psychologinnen primär eine psychotherapeutische Tätigkeit das Berufsbild prägt. Der Akzent liegt also auf dem Verständnis von und der Einfühlung in innerseelische Prozesse.

Die Untersuchungsergebnisse zu den Skalen des Reflektierenden Ich bestätigten unsere Vorüberlegungen. Zwar wurde der Unterschied in der Skala *Selbstaufmerksamkeit* nicht signifikant, hinsichtlich der *Selbstkritik* lagen die Psychologen und Psychologinnen aber deutlich höher, was eine sehr intensive Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich voraussetzt. Erwartungsgemäß war dann auch der *informationsorientierte Identitätsstil* bei den Psychologen und Psychologinnen stärker ausgeprägt, bei den Pädagogen und Pädagoginnen dagegen der *normorientierte Identitätsstil*. Hinsichtlich der Einschätzung ihrer *sozialen Fähigkeiten* gab es zwischen den Studierenden beider Fächer erwartungsgemäß keine Unterschiede – anders als beim Vergleich mit der Erwachsenen-Stichprobe. Die Effekte im Bereich der sozialen Identität entsprachen den Voraussagen, die man auf der Basis des Strukturgleichungsmodells treffen kann: Bei den Psychologen und Psychologinnen war die *Xenophilie* noch stärker ausgeprägt als bei den Pädagogen und Pädagoginnen und die *Xenophobie* entsprechend schwächer. Man kann somit das Modell als empirisch bestätigt ansehen. Als entscheidende Bedingungsvariable konnte das mit der Studienmotivation zusammenhängende besondere introspektive Interesse bzw. die selbstreflexiv-kritische Haltung herausgestellt werden.

11 Holocaust Education: Ursache von Identitätsproblemen?

Es wäre sicherlich unzutreffend, die deutschen Identitätsprobleme ausschließlich mit dem Dritten Reich und insbesondere dem Genozid an den Juden in Verbindung zu bringen. Schwierigkeiten mit der nationalen Identität weisen eine lange historische Kontinuität auf (vgl. Kap. 4.1.1). Allerdings ergab unsere Untersuchung sowohl bezüglich der Forschungsliteratur als auch bezüglich der eigenen Daten für die Gegenwart einen dominanten Stellenwert, den die sog. Erinnerungskultur einnimmt. So wird ein ursächlicher Zusammenhang sowohl von empirischen Forschern vermutet (Noelle-Neumann, 1987; Süllwold, 1988; Westle, 1995, 1999; Evans & Kelley, 2002; Miller-Idriss, 2006; Smith, 2006) als auch von den befragten Jugendlichen in unserer Interviewstudie hergestellt (vgl. Kap. 9). Des Weiteren fanden wir einen abrupten Abfall des Nationalstolzes im Alter von ca. 15 Jahren, der zeitlich mit der Behandlung des Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht der Jahrgangsstufe 9/10 zusammenfällt (vgl. Kap. 5.2.2). Wir entschlossen uns daher als letzten Untersuchungsschritt im Rahmen des Projekts zu einer genaueren Analyse des schulischen Geschichtsunterrichts sowie der Holocaust Education allgemein. Die Frage ist, ob deren strukturelle und inhaltliche Merkmale so sind, dass sie zu Identitätsschwierigkeiten beitragen können (FB 35). Es wurden zur Klärung dieser Frage im Einzelnen Inhaltsanalysen von Lehrplänen, ein Forschungsüberblick und eine Gruppendiskussion in einer Schulklasse als Fallstudie durchgeführt.

11.1 Lehrplananalyse: Was soll erreicht werden?

Wie bei jedem pädagogischen Prozess lässt sich zwischen Erziehungszielen, Erziehungsmitteln und Erziehungseffekten unterscheiden (Brezinka, 1995). Bezüglich der Erziehungsziele liegt Material von überwältigendem Umfang vor. Dieses betrifft zum einen den allgemein gehaltenen Begriff der Holocaust Education, der in den USA geprägt wurde und international Anwendung findet. Er umfasst alle Ansätze, „...wie Auschwitz zum Gegenstand der Erziehung werden könne und solle“ (Heyl, 1999, S. 5). Hinweise zur pädagogischen Umsetzung beinhalten beispielsweise die Guidelines der Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research (ITF) (vgl. Sigel, 2008). Zum anderen gibt es speziell für den Geschichtsunterricht an deutschen Schulen die

Lehrpläne der Bundesländer. Alle diese Quellen vermitteln unisono dieselben zentralen Botschaften: Über dem Faktenwissen rangiert ein emotionaler Zugang. Es soll eine starke Identifikation mit den Opfern des Holocaust hergestellt und eine nachhaltige Betroffenheit ausgelöst werden. „Die Gesichter der Opfer dürfen uns nicht verlassen“ (Langer et al., 2008, S. 12). Neben der inneren Anteilnahme und Empathie nennen die Richtlinien der Bundesländer aber auch durchgängig das „reflektierte Geschichtsbewusstsein“ als kognitives Unterrichtsziel. Es wird implizit vermutet, dass der affektive Zugang die kritische Reflektionsbereitschaft und -fähigkeit fördert. Darüber hinaus formuliert Abram (1998) als Ziel der Holocaust Education neben „Empathie“ und „Wärme“ auch die „Autonomie“. Dabei versteht er unter Autonomie vor allem die Fähigkeit, sich selbst zu verwirklichen und „nicht automatisch der Mehrheit (zu) folgen“ (Abram, 1998, S. 3). Ausgehend von diesen Erziehungszielen werden förderliche Effekte auf eine ganze Reihe weiterer Ziele erwartet. Hierzu gehören die Immunisierung gegen Rassismus, Faschismus, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus, Hass, Gewalt, Barbarei, politischen Extremismus, Intoleranz und vieles mehr.

Die Themen Nationalsozialismus und Holocaust werden in den Lehrplänen der Bundesländer stark gewichtet. Die vorgegebene Stundenzahl ist etwa doppelt so hoch wie zu anderen historischen Epochen. Für diese überproportionale Gewichtung werden auch Gründe genannt. Es handele sich nicht nur um normalen Geschichtsunterricht, sondern auch um Werte- und Identitätserziehung. Im Zusammenhang mit der Identitätserziehung werden weitere Ziele abgeleitet, so in niedersächsischen Gymnasien vor allem, sich auf eine „Vielfalt von Identitäten einzulassen“ und die „Akzeptanz des Fremden“ zu fördern (Niedersächsisches Kultusministerium, 2008b, S. 47) sowie in bayerischen Gymnasien die „Herausbildung eines europäischen Bewusstseins“ und „Weltoffenheit“ (Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, 2003, S. 57). Thüringen verfolgt für die Regelschule das Ziel, dass sich durch den Geschichtsunterricht die „Schüler als deutsche Staatsbürger und europäische Weltbürger begreifen lernen“ (Thüringer Kultusministerium, 1999, S. 12). Die Lehrpläne thematisieren auch die positive Bedeutung der regionalen Identifikation, während sich in Bezug auf die nationale Identität Problematisierungen und Relativierungen finden, die in den Lehrplänen der einzelnen Bundesländer jedoch unterschiedlich stark betont werden. Im Lehrplan für niedersächsische Gymnasien wird dies wie folgt formuliert: „Die Erfahrungen in der

Zeit des Nationalsozialismus und die Verantwortung dafür ... erlauben allerdings nicht, von einer ungebrochen homogenen nationalen deutschen Identität auszugehen, sondern von einer Pluralität deutscher Identitäten“ (Niedersächsisches Kultusministerium, 2008b, S. 7). Die Dekonstruktion des Nationalen soll so den Schülern und Schülerinnen als Folge und als „Lehre“ aus dem Nationalsozialismus und dem Holocaust vermittelt werden.

Große Einigkeit herrscht in den Quellen auch bezüglich der empfohlenen Erziehungsmittel. Bevorzugt werden solche Methoden, die emotionale Betroffenheit erzeugen und dazu beitragen, eine „jüdische Opferperspektive“ (Langer et al., 2008, S. 19) einzunehmen. Damit ist zwangsläufig auch die Konfrontation mit einer „deutschen Täterperspektive“ verbunden. Häufig eingesetzt werden Bücher, die Schicksale jüdischer Kinder und Jugendlicher während der NS-Zeit beinhalten („Tagebuch der Anne Frank“ u. a.), Begegnungen mit Zeitzeugen, dokumentarische und fiktionale Filmvorführungen, Besuche von Konzentrationslagern, Gedenkstätten und Museen sowie Rollenspiele. Auch die Gestaltung der Geschichtsbücher appelliert stark an die Affekte, z. B. durch zahlreiche Abbildungen von Leichenbergen und Erschießungen. Hinsichtlich der methodischen Gestaltung und inhaltlichen Gewichtung bleiben den Geschichtslehrern und -lehrerinnen jedoch große Freiräume. Der Lehrplan für Rheinland-Pfalz (Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz) spricht diese pädagogische Freiheit und damit auch Verantwortung der Lehrkräfte explizit an: „Dem Geschichtslehrer steht eine Vielzahl fachdidaktischer Literatur zur Verfügung .... Der folgende Lehrplan ist so konzipiert, dass er die Umsetzung unterschiedlicher fachdidaktischer Positionen ermöglicht, für deren Auswahl letztlich die Fachlehrerin/der Fachlehrer verantwortlich ist“ (S. 85 f.). Auch der Lehrplan für die Regelschule in Thüringen betont, dass die didaktische Umsetzung, „in der pädagogischen Verantwortung des Fachlehrers [liegt]“ (Thüringer Kultusministerium 1999, S. 8). Es erscheint somit als nachvollziehbar, dass es eine gewisse Variabilität in der Gestaltung der Holocaust Education gibt und die Schülerinnen und Schüler unterschiedliche Erfahrungen machen. Nach den Ergebnissen unserer Interviewstudie bezieht sich dies vor allem auf den Grad der erlebten Sättigung mit dem Thema (vgl. Kap. 9).

11.2 Empirische Studien und Erfahrungsberichte: Was wird bewirkt?

Aus psychologischer Sicht sind die Erziehungseffekte das Wesentliche. Wenn man nun aber erwartet, hierzu ebenso reiches Quellenmaterial vorzufinden wie zu den Erziehungszielen und -methoden, wird man enttäuscht. Die wenigen vorliegenden empirischen Studien und die Erfahrungsberichte kennzeichnen eine defizitäre Forschungslage. Man kann die Klage von Novick (2001), dass es beim Thema Holocaust keine Qualitätskontrollen gibt, offenbar dahingehend ergänzen, dass es auch keine angemessene Evaluation gibt. Die Formulierung hehrer Erziehungsziele scheint hier zu reichen, um bestimmte erzieherische Wirkungen als selbstverständlich vorauszusetzen. Erziehungsziele und Erziehungseffekte sind aber zweierlei.

Was sagen nun die vorliegenden Befunde zu diesem Problem? Zunächst stützen unsere eigenen pfadanalytischen Berechnungen (vgl. Kap. 10.2), die Ergebnisse der Studierenden-Untersuchung (vgl. Kap. 10.3) sowie Schlussfolgerungen aus den geschlechtsspezifischen Unterschieden (vgl. Kap. 5.2) grundsätzlich den postulierten Zusammenhang zwischen Selbstaufmerksamkeit/Empathie und der Verringerung von Xenophobie und Antisemitismus. Als weiteren empirischen Beleg fand Beck (2007) einen signifikanten Zusammenhang zwischen einem positiven Fähigkeitsselbstkonzept von Schüler/innen im Fach Geschichte und dem Ausmaß an Xenophilie. Wenn Adorno (1971) also fordert, das Ergebnis einer „Erziehung nach Auschwitz“ müsse ein „Wärmestrom“ sein als Garant, dass „Auschwitz nie wieder sei“ und Abram (1998) anführt „Barbarei – wie Auschwitz – ist ein Ergebnis des Fehlens von Liebe und Wärme, ist Kälte ... Barbarei ist das Unvermögen zur Empathie“ (S. 2), dann wird dies durch die empirische Forschung gestützt. Es bleibt jedoch die Frage, wie sich eine chronifizierte „Verdächtigungsstrategie“ (vgl. Kap. 4.1.1) auswirkt, die in ständigen Mahnungen/Warnungen/Erinnerungen gegenüber deutschen Jugendlichen ihren Ausdruck findet, und wie die Nebenwirkungen von heftigen emotionalen Erschütterungen aussehen. Prinzipiell gilt: Es gibt keine (intendierten) Wirkungen ohne (nicht intendierte) Nebenwirkungen. Die Risiken, insbesondere für sensible Charaktere, müssen mitbedacht werden. Schließlich bedeutet „Betroffenheit“ im wahrsten Sinne des Wortes, dass die Person getroffen wird, dass sie verletzt wird und gefährdet werden kann. Ob die Wirkung eines Mittels produktiv oder destruktiv ausfällt hängt – hier wie überall – nicht zuletzt von der Dosierung ab. Es gilt nicht die Formel „Je mehr, desto besser“, sondern es stellt sich die Frage nach dem Optimum.

So schreibt eine 17-jährige Schülerin in Spießer (2008):
„Bei uns zu Hause um die Ecke gibt es eine Gedenkstätte für die 15.000 Behinderten und psychisch Kranken, die während des Nationalsozialismus dort vergast wurden. Bei allem Respekt für die 15.000 Menschen, die ohne Schuld ihr Leben gelassen haben: Ich weiß gar nicht, wie oft ich in meinem kurzen Leben schon da war. Zweimal mit unserer Ethiklehrerin, zweimal mit unseren tschechischen Austauschschülern und fast noch einmal mit unserem Gemeinschaftskundelehrer. Dem konnten wir es gerade noch ausreden! Die Führung und den Vortrag in der Gedenkstätte könnte ich inzwischen fast selbst übernehmen. Das nervt nicht nur mich, sondern überhaupt eine ganze Generation von Schülern“ (S. 5).
Unsere Quellenanalyse hat ergeben, dass auf der Ebene der postulierten Erziehungsziele keine Warnungen vor emotionalen Nebenwirkungen ausgesprochen werden und auch kaum eine diesbezügliche (selbst)kritische Reflexion bei den Autoren und Autorinnen programmatischer Schriften erkennbar ist. Auf der Ebene der Erziehungseffekte treten die Probleme dagegen umso deutlicher zutage. In empirischen Studien zeigte sich, dass die Schülerinnen und Schüler durch die empfohlenen Erziehungsmittel (s. o.) emotional tief getroffen, erschüttert und verunsichert werden. Es besteht die Gefahr einer „emotionalen Überforderung“ (Grundrechteagentur der Europäischen Union, 2010, S. 4) sowie der „Erzeugung von Scham- und Schuldgefühlen“ (Kühner et al., 2008, S. 81). Diese Effekte sind auch nicht nur kurzfristig, sondern werden als lebensbestimmend und identitätsprägend erlebt. „Viele der befragten SchülerInnen brachten zum Ausdruck, dass die Konfrontation mit dem Thema Holocaust ihr Leben beeinflusst habe. Dies galt insbesondere für Besuche von Gedenkstätten. Es waren für die jungen Menschen Orte, die einen bleibenden Eindruck hinterließen“ (Grundrechteagentur der Europäischen Union, 2010, S. 2). „Einige der deutschen Teilnehmerinnen weinen am Krematorium“ (Georgi, 2009, S. 101). In den Erfahrungsberichten von Schülern und Schülerinnen werden ähnliche Reaktionen zum Ausdruck gebracht (vgl. FB 35): „nach dem Besuch [eines KZ] konnte man wirklich merken, wie traurig und bedrückt viele waren“. „Für uns werden die Eindrücke unvergesslich bleiben“. „Ein ganz besonderer Schauer lief uns über den Rücken. ...wir werden nie vergessen, was wir hier gesehen haben“ (S. 38 ff.).
Die Probleme auf Seiten der Lehrkräfte werden als nicht minder gravierend beschrieben. Diese resultieren daraus, dass das Induzieren von heftigen Emotionen

vom üblichen Unterrichten in Form von Wissensvermittlung stark abweicht und als pädagogischer Prozess schwer beherrschbar ist. Emotionen spielen als Erziehungsmittel normalerweise in positiver Form die Rolle eines motivierenden Faktors für den Lernprozess. Das bewusste Herbeiführen von negativen Emotionen kann dagegen den pädagogischen Imperativ verletzen, dass die Erziehenden die Edukanden nicht schädigen dürfen. Prinzipiell können auch heftige negative Emotionen positive Veränderungen bewirken. Diese Methode wird bei verschiedenen Konfrontationstechniken in der Psychotherapie eingesetzt. Allerdings sind Psychotherapeuten speziell dafür ausgebildet, von ihnen ausgelöste Affektstürme wieder aufzufangen und produktiv zu nutzen. Sie verfügen über Selbsterfahrung, um nicht eigene unbewusste Motive auf die Klienten oder Patienten zu projizieren und unterwerfen sich einer Supervision. Alle diese für die Professionalität notwendigen Voraussetzungen fehlen in der pädagogischen Situation. In dieser geht es auch nicht um Patienten, die in der Psychotherapie von einem Leidensdruck befreit werden wollen (woraus sich eine ethische Grundlage für die konfrontative Haltung des Therapeuten ableiten lässt), sondern um Jugendliche, bei denen ein Leidensdruck erzeugt werden soll, der häufig zu einer Verletzung des Selbstbildes führt. Statt Traumata abzubauen, können so Traumata geschaffen werden und nicht zu bewältigende Affekte zurückbleiben. Die von der Geschichtsdidaktik gewährten Freiheiten in der Methodenwahl können unter diesem Gesichtspunkt auch als mangelnde Unterstützung der Lehrkräfte gesehen werden. Zumindest erklären sie die erhebliche Varianz im pädagogischen Vorgehen. Diese reicht von Befangenheit, den Kindern Schreckliches nahe bringen zu müssen, bis hin zu der Auffassung, alles müsse noch viel drastischer und ekliger gestaltet werden. So äußerte ein Lehrer in der Interviewstudie der Bayrischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit: „Dachau funktioniert nicht mehr. Das nächste Mal fahre ich nach Auschwitz, wo die Berge von Brillen und Zähnen zu sehen sind – vielleicht kapieren sie es dann“ (Thorbrietz, 2008a, S. 2).

Die vorliegenden empirischen Studien verorten die Probleme bei den Fehleinschätzungen der Lehrkräfte und bei Spannungen in der Lehrer-Schüler - Interaktion. Die erste Fehleinschätzung betrifft die Empfänglichkeit der Schülerinnen und Schüler für die Thematik. Sowohl unsere eigene Interviewstudie (vgl. Kap. 9) als auch alle anderen vorliegenden Untersuchungen belegen das verbreitete Interesse an Nationalsozialismus und Holocaust. Die Auffassung, dass erst starke

Betroffenheit eine Mauer von Ignoranz, Desinteresse und Abwehr durchbrechen und die notwendigen motivationalen Voraussetzungen schaffen könne, erwies sich als unzutreffend. „Die vielfach formulierte Sorge, dass sich Jugendliche heute nicht mehr für das Thema Nationalsozialismus und Holocaust interessieren, konnte ... nicht bestätigt werden“ (Kühner et al., 2008, S. 78). „Wir konnten feststellen, dass das Thema Holocaust für Jugendliche – entgegen einem häufig geäußerten Vorurteil – kein ‚alter Hut’ ist. Sie sind alle sehr neugierig und Interessiert, quer durch alle Schichten und kulturelle Prägungen“ (Thorbrietz, 2008b, S. 1). Wenn Überdruss zum Ausdruck gebracht wird, dann bezieht sich dieser nicht auf das Thema an sich, sondern auf den Eindruck ständiger Wiederholung in den unterschiedlichsten Schulfächern, auf die mediale Informationsflut sowie auf bestimmte Vermittlungsmethoden. Daher ziehen Kühner et al. (2008) es vor, nur von „Momenten des Überdrusses“ (S. 78) zu sprechen.

Die zweite Fehleinschätzung betrifft die Reaktionen der Jugendlichen. Viele Lehrkräfte fühlen sich unter Druck, die gesetzten Erziehungsziele – insbesondere das der Empathie – zu erreichen und suchen nach einem Kriterium. Sie wollen sichtbare Zeichen emotionaler Erschütterung sehen. „Dies wird am Beispiel eines Lehrers deutlich, der über die Inszenierung eines Appells auf dem Lagergelände eine physisch erfahrbare Identifikation mit den Opfern einfordert, die eine tiefe Empathie ermöglichen soll. Durch eine spezifische Emotionalisierung der Situation, das macht eine Mehrzahl der Lehrer deutlich, soll eine meist nicht näher ausgeführte ‚Betroffenheit‘ der Jugendlichen erreicht werden, die als Ausgangspunkt für eine nachhaltige Auseinandersetzung gesehen wird (.) Inwieweit die ‚Betroffenheit‘ wirklich erzielt wird, wird von den Lehrern oft an beobachtbaren emotionalen Reaktionen festgemacht: Das Schweigen der Schüler, die Stille der Situation ... und emotionale Ausbrüche wie Weinen avancieren zu Indizien individueller Betroffenheit. Ihr Eintreten wird als Signum des Erfolgs, während das Ausbleiben oder abweichende Reaktionen als Scheitern gewertet werden“ (Langer, 2008, S. 72). Dazu führt Brockhaus (2008) aus: „Eigentlich ist es sehr nahe liegend, das unangemessene Verhalten der Schüler als Abwehr einer Betroffenheit zu verstehen, mit der sie nicht umgehen können“ (S. 28). Gerade im Jugendalter besteht eine besondere Verletzlichkeit, das fragile Selbstbild und die alterstypische Identitätsdiffusion bedürfen eher einer Stützung als Verunsicherung (vgl. Kap. 1). Man möchte eher als „cool“ erscheinen, um das innere Chaos nicht sichtbar werden

zu lassen, und vermeiden, sich gedemütigt zu fühlen. Die Funktion des Selbstschutzes trotz innerer Betroffenheit wird von vielen Lehrkräften jedoch nicht richtig nachvollzogen. Sie fühlen sich persönlich enttäuscht und greifen zu einem falschen Mittel, nämlich der Erhöhung der „Dosierung“. „[Ein Lehrer] überlegt, überhaupt nicht mehr nach Dachau zu fahren, denn Dachau bringe nicht, diesen Kick, den ich mir erwartet hätte’, das stecken die Schüler zu leicht weg. Sie packten dort die Brotzeit aus und spielten nachher im Bus gleich wieder mit ihren Handys“ (Brockhaus, 2008, S. 32). So kommt es zu dem paradoxen Prozess, dass die Erziehung zur Empathie mit den Opfern des Holocaust zu einem Mangel an Empathie mit den Schutzbefohlenen führen kann. Brockhaus (2008) kritisiert in diesem Sinne die „Betroffenheitszumutung“ (S. 29) bzw. die Nötigung zu einem moralischen Bekenntnis.

Die starke Emotionalisierung bringt weitere Probleme mit sich. Diese bestehen in der Wirkung von Affekten auf das Denken (vgl. Ciompi, 1997). Emotionale Erregung führt zu einer Entdifferenzierung oder gar Blockierung des Denkens. Differenziert, kritisch und reflexiv können nur Kognitionen sein, Emotionen sind dagegen immer ganzheitlich und polarisierend. Dadurch ergibt sich ein innerer Widerspruch zwischen der Betroffenheitszumutung und einem weiteren zentralen Erziehungsziel der Holocaust Education, nämlich der Förderung von individueller Autonomie. Diese soll sich darin äußern, nicht automatisch der Mehrheit zu folgen und Kritikfähigkeit zu bewahren (Abram, 1998). Die Holocaust Education scheint sich den vorliegenden Studien zufolge aber nicht als Übungsfeld für diese demokratischen Tugenden zu begreifen. Vielmehr wird häufig eine sakrale Atmosphäre angestrebt, in der kollektive Meinungskonformität herrschen soll und individuelle Abweichungen sanktioniert werden (Brockhaus, 2008, S. 30). Wenn Kühner et al. (2008) feststellen, dass „oft eine untergründige Atmosphäre von Furcht, Spannung und Hemmung“ (S. 81) entsteht, dann entspricht das weder den Idealen der Aufklärung noch den Merkmalen einer „demokratischen Persönlichkeit“ (vgl. Kap. 4.1). In der repräsentativen Umfrage von TNS Infratest (2010) sahen ca. 40 % der Jugendlichen Zwänge, sich beim Thema NS-Zeit „politisch korrekt“ äußern und verhalten zu müssen, 43 % gaben schulischen Erwartungsdruck an, Betroffenheit zeigen zu müssen, und 41 % beklagten, Meinungen über die NS-Vergangenheit könne man nicht ehrlich äußern.

11.3 Ergebnisse einer Gruppendiskussion

Um die Spannungen im Lehrer-Schüler-Verhältnis, die sich aus den Literaturquellen zitieren lassen, besser nachvollziehen zu können, wurde im Rahmen unseres Projekts eine Gruppendiskussion zwischen einem Geschichtslehrer und 28 Schülerinnen und Schülern der 10. Klasse eines Gymnasiums in Nordrhein-Westfalen durchgeführt. Diese Fallstudie kann eine repräsentative Erhebung nicht ersetzen, eignet sich aber zur Illustration einiger Kernprobleme (FB 35). So zeigt sich, dass eine Ursache für die häufig beklagte wenig offene und kritikarme Diskussionsatmosphäre in emotionalen Verstrickungen der Lehrenden liegen kann. Dies mag folgende Lehreräußerung aus der Transkription der Tonaufzeichnung verdeutlichen: „Emotionalität steht da im Vordergrund. Ich bin sehr emotional, ähm, betroffen, wenn ich dieses Thema bearbeite im Unterricht.... Und ich reagiere auch in manchen Fällen ... sehr ungehalten ... wenn zum Beispiel beim Thema Judenpolitik, ähm, deutliches Desinteresse gezeigt wird. ... Das ist falsch, ich weiß es, aber ich bin dann so emotionalisiert, dass ich dann nicht mehr pädagogisch reagiere“ (FB 35, S. 114). Die Frage, ob sie die Spannungen im Unterricht thematisieren und ihre Meinung frei äußern, wird von den Schülern und Schülerinnen verneint. „Moderatorin: Warum sagt ihr nichts dazu? Schülerinnen: Weil´s keinen Sinn hat. ... Ja, wir woll‘n auch den Lehrer nicht verletzen irgendwie. Wenn wir jetzt die Wahrheit sagen oder so. ... Also, er ist ja auch eine Autoritätsperson für uns“ (FB 35, S. 116). Die Holocaust Education scheint somit eher durch eine neue Form des Autoritarismus gekennzeichnet zu sein als durch die Ideale einer emanzipatorischen Erziehung, die paradoxerweise ihre Berechtigung gerade aus den Erfahrungen mit dem Dritten Reich ableitet.

Die Kritikbereitschaft der Schüler und Schülerinnen beinhaltet keineswegs ein mangelndes Interesse an den Verbrechen des Nationalsozialismus und auch keine Abwehr, sich damit auseinanderzusetzen. Sie beschreiben die nachhaltigen Wirkungen, die dieses Thema auf sie hat. „Schülerin: Auf jeden Fall. Weil man das, was man im Unterricht so wahrnimmt, und wie man das vermittelt kriegt, das – das nimmt man ja auch mit nach Hause – das nimmt man ja auch überall mit hin“ (FB 35, S. 116). Wie aus unseren Forschungsdaten zu erwarten ist, äußern sich vor allem Mädchen im Sinne dieser starken Betroffenheit (vgl. Kap. 5 u. 12.2.1). Das Unbehagen und die (häufig zurückgehaltene) Kritik richten sich auf den heutigen

Umgang damit. Zumindest in unserem Fallbeispiel scheinen die Schüler und Schülerinnen ein differenziertes Empfinden dafür zu haben, dass „der Holocaust“ in der Form, wie er sich uns heute im öffentlichen Diskurs darbietet, aus zwei historischen Prozessreihen resultiert: aus der Geschichte des Genozids an den Juden während der Nazi-Zeit und aus der Geschichte kontrovers geführter Diskussionen im Rahmen der Aufarbeitung/Vergangenheitsbewältigung/Erinnerungskultur usw. während der Nachkriegszeit, bei denen es um die Erlangung von Deutungshoheit ging (vgl. Kap. 4.1.1). Interpretationen über und praktische Schlussfolgerungen aus dem Genozid können als das Ergebnis eines Prozesses angesehen werden, der erst in den 1970er-Jahren begann und stark durch wechselnde politische Bedürfnisse bestimmt wurde (Albrecht et al., 1999; Novick, 2001). Einen großen Einfluss auf die Debatten in Deutschland hatte die „Amerikanisierung“ des Holocaust (Deckert-Peaceman, 2002). Der Genozid wurde mit Deutungen versehen, die mit der amerikanischen Identität und der amerikanischen Nachkriegspolitik kompatibel waren und funktional wirkten. Die fiktionale Darstellung der Judenverfolgung – häufig als „Hollywoodysierung“ (vgl. Langer, 2008, S. 71) des Holocaust bezeichnet – sorgte dafür, dass diese Sichtweise weltweite Verbreitung fand und als authentisch akzeptiert wurde. Die Funktionalität des Holocaust-Gedenkens für die amerikanische Identitätserziehung beschreibt Junker (2001) am Beispiel der Gestaltung des Holocaust-Museums in Washington wie folgt: „[Das Museum] ist zu einem nationalen Heiligtum geworden. [Es] zeigt den Amerikanern, was es bedeutet Amerikaner zu sein, indem es drastisch demonstriert, was es bedeutet, nicht Amerikaner zu sein.... [Es bewirkt], dass die Amerikaner sich selbst in ihrer alten Rolle als Erlöser der Welt bestätigen können. Die Erinnerung an die Verbrechen eines fremden Volkes, der Deutschen, führt zugleich zu einer Externalisierung des Bösen und einer Bestätigung der eigenen, heroisch-patriotischen Geschichtsbetrachtung. ... Wenn diese Aussage ... als Tatsachenbehauptung über die Geschichte der Vereinigten Staaten verstanden werden soll, [ist sie] nicht nur für die Nachkommen der dezimierten Indianer und für die schwarzen Amerikaner eine groteske Geschichtsklitterung. ... Die amerikanische Zivilreligion produziert bei Bedarf die notwendigen Feindbilder“ (S. 126 ff.).

Überträgt man diese Form einer Identitätspolitik mittels des Holocaust auf deutsche Verhältnisse, dann ist die Funktionalität fraglich. Die Schüler und Schülerinnen

lernen entsprechend, was es heißt, Deutsche/r zu sein und dass dies sehr unattraktiv ist. Es bedeutet existentiell, ohne eigenes Zutun, mit Scham- und Schuldgefühlen belastet zu werden und die eigene nationale Identität als Feindbild zu begreifen. In unserer Fallstudie problematisiert ein Schüler, dass es bei diesen Belastungen offenbar trotz aller eigenen Bemühungen kein Ende und nie ein „Genug“ gibt. Schüler: „Na, die Aufbereitung ist gut, nur find ich halt nicht gut, dass Deutschland seine Rolle als Weltböser zu sehr annimmt. Ich weiß nicht, äh, deutsche Außenpolitik legt zu sehr Wert auf die Meinung anderer Länder, und deshalb beeinflusst das auch halt das ganze soziale Leben hier. Jetzt Beispiel Türkei, denen ist das scheißegal, was die anderen über die denken. Und das ist halt hier in Deutschland nicht so. ... es traut sich kein Politiker zusagen, äh, was ich eben gesagt hab, dass man, äh, dass es ei‘m leid tut, aber dass man dafür nix mehr kann, dass man, das die Geschichte nicht ändern kann. Das traut sich einfach keiner zu sagen“. Schülerin: „… ich denke, der Dennis [Name geändert] hat irgendwo auch recht, weil wenn, wenn keiner da irgendwie mal seinen Mund aufmacht und sagt: ‚Ja, ist doch gut jetzt, wir können‘s auch mal dabei belassen, es is‘, äh, sag ich jetzt mal ein neues Jahr angefangen sozusagen ähm, dann ähm, dann – ich glaub dann werden, wird Deutschland immer weiter in diese Ecke getrieben und dann hört das nie auf, deswegen find ich Dennis Meinung schon richtig, dass da irgendwer so den Mund aufmachen sollte und sagen sollte: ‚Ja, stopp jetzt!‘“. Lehrer: „Ja, is mir gar nicht so aufgefallen, dass in der Politik, dass tatsächlich diese Meinung von uns – äh – von außen auf, an uns herangetragen wird die ganze Zeit, das ist mir, fällt mir gar nicht so auf. Ich weiß nicht – müsstet ihr mir jetzt mal Beispiele nennen, wo das euch aufgefallen ist. (Schüler/innen: Die meisten gucken zu Boden. Stille.)“ (FB 35, S. 123). Die Äußerungen der Schüler und Schülerinnen zeigen, dass sie sowohl Probleme mit den politischen als auch mit den pädagogischen Autoritäten haben. Gerade weil sie den Nazi-Verbrechen so offen und lernbereit gegenüberstehen, erwarten sie auch Schutz von Politikern und Politikerinnen und geißeln deren „Feigheit“. Die öffentlich inszenierten Buß- und Unterwerfungsrituale scheinen eine Bedrohung des Selbstwertgefühls der Jugendlichen darzustellen und eine Distanz zu den politischen Repräsentanten zu schaffen. Von ihrem Lehrer erhalten die Schüler bei ihrem kritischen Anstoß wenig Verständnis und wenig Einfühlung in ihre Probleme. Da die Nachkriegsgeschichte der „Erinnerungskultur“ durch eine Geschichte der – sich teilweise widersprechenden – Meinungen von Autoritäten und der Entscheidungen

von politisch und moralisch Mächtigen geprägt ist, ergeben sich auch Ansatzpunkte für kritische Diskurse, die der Autonomie- und Demokratie -Erziehung dienen können. Schließlich gehört es zu den wichtigsten Fähigkeiten einer demokratischen Persönlichkeit, Machtstrukturen hinterfragen zu können. Es ergäbe einen systeminternen Widerspruch, wenn die Autoritäten der Holocaust Education sich selbst von den Idealen einer emanzipatorischen Erziehung ausnähmen und für sich einen Tabu-Bereich in Anspruch nähmen. Ein Nachteil der starken Emotionalisierung könnte darin bestehen, solchen Bestrebungen Vorschub zu leisten, indem bei den Schülerinnen und Schülern Ängste ausgelöst werden, zu widersprechen und eigene Meinungen zu äußern. Es besteht somit Anlass, die Mahnung zu beherzigen, dass neben der Pflicht zum Gedenken auch die Pflicht zum Denken nicht vergessen werden darf (vgl. Probst, 2003, S. 237). Beide Verpflichtungen lassen sich jedoch verschiedenen Kontexten zuordnen. „So gehören zum Lernen vielleicht Fragen, die im Kontext von Gedenken unangemessen wirken“ (Kühner et al., 2008, S. 80).

11.4 Holocaust-Education als Integrationshindernis?

Jugendliche mit Migrationshintergrund stellen eine besondere Herausforderung bei der Holocaust Education dar. Die Besonderheit wird häufig damit begründet, dass die biografischen Bezüge zur Nazi-Zeit fehlen. Stattdessen könne es sein, dass in der Geschichte der eigenen Familie oder Ethnie Traumata und Verfolgungen aufgetreten sind, die nun aber durch die Zentrierung auf den Holocaust als nebensächlich behandelt werden. Die Erinnerung an den Holocaust könne so als „subtiler Exklusionsmechanismus“ (S. 5) wirken, der das Gefühl des Fremdseins und des Nicht-Dazugehörens verstärkt (Topcu & Wefing, 2010).
Noch bedeutender scheint aber ein anderer Effekt zu sein: Die starken Emotionen, die das Ziel der Erziehung sind, wirken auf die Jugendlichen mit Migrationshintergrund noch polarisierender als auf die deutschen, d. h. dass sie einfühlende Betroffenheit und Hass gleichzeitig erleben. Sie haben die Möglichkeit, sich auf ihre eigene ethnische Identität zurückzuziehen und von dieser Basis aus die deutsche Identität abzuwerten. Unsere eigenen Untersuchungsdaten haben gezeigt, dass innerhalb einer Generationenfolge, der vergleichsweise stark ausgeprägte Stolz auf Deutschland in der Elterngeneration in extrem negative Beurteilungen in der Jugendlichen-Generation umschlagen kann (vgl. Kap. 7). Georgi (2009) illustriert

diesen Mechanismus anhand eines Fallbeispiels. Eine türkische Schülerin berichtet über die Wirkungen eines Films über den Holocaust:
„Und dann ham wir einen Film ausgeliehen. Ich und drei andere Türkinnen. Und da haben wir uns zu Hause hingesetzt und ham so ’nen Film angeguckt. Ich konnt nicht mehr. Ich hab geheult ohne Ende. Und dann ham wir’s ausgemacht, ham wir alle zusammen geheult, ja. Und wir ham gar nicht mehr gesprochen. Wir waren so deprimiert und so … wie die Leute da verbrannt wurden und wie sie alle in die Züge eingestiegen sind und so. Also, wir hatten gar nicht gedacht, dass es so schlimm ist, ja dass es so schlimm ausgeht (6 Sekunden Pause) total krass war das (leise) Ich hab Hass empfunden. Oberkrass so. Mich konnt’ in dieser Zeit niemand ansprechen. Ich habe die Leute auf der Straße so angeguckt, ich hätt’ auf die kotzen können, ja. So kam mir das hoch. Da war ich froh, dass ich nicht dazugehöre, dass ich Türkin bin“ (S. 97).
Es ist offensichtlich, dass Affekte ausgelöst wurden, die die Schülerinnen nicht bewältigen können und die ihr Verhältnis zu Deutschland nachhaltig beschädigen. Die polarisierende Wirkung äußert sich in einem kollektiven Täter-Opfer-Schema, das eine Identifikation mit den Opfern und Abscheu gegenüber den Tätern nahe legt. Dabei wird, wie die Schülerin weiter ausführt, die Opferrolle auf alle in Deutschland lebenden Türken und die Täterrolle auf alle heute lebenden Deutschen generalisiert. Ein Anstoß für ein kritisches Geschichtsverständnis, das insbesondere selbstkritische Reflexionen (in diesem Fall z. B. den Genozid an den Armeniern) beinhaltet, ist nicht erkennbar.
Für die deutschen Schüler kann die Anwesenheit von Migranten unangenehm sein und die erlebte Belastung verstärken. Da sich die Migranten als nicht in die Verbrechen involviert begreifen können, entsteht die Konstellation, dass sie auf die deutschen Mitschüler herabblicken und eine arrogante Überheblichkeitshaltung einnehmen können. „Die ‚Anderen‘ aktivieren die schwierigen Gefühle, die jemand in Bezug auf die eigene (soziale) Identität hat“ (Kühner, 2008, S. 61). Dies gilt nicht nur für die Anwesenheit von Schülern und Schülerinnen mit Migrationshintergrund, sondern z. B. auch von Austauschschülern aus dem Ausland. Eine Schülerin (18) bringt dieses Problem anlässlich eines Besuchs einer Gedenkstätte wie folgt zum Ausdruck: „Also es waren insgesamt 30 Leute mit Austauschschülern. Und das war wirklich irgendwie schlimm. Weil man hat sich so schuldig denen gegenüber gefühlt, weil es ja keine Deutschen waren. …Ich fand das wirklich krass“ (Kühner, 2008, S.

61). Es handelt sich somit um eine Situation, die kontraproduktiv ist, wenn es darum gehen soll, Deutsche und Migranten (bzw. Ausländer/innen) zusammenzuführen. Vielmehr scheint sie die emotionale Distanz zu vergrößern. Allerdings kann auch die Chance bestehen, dass ein unbefangener Blick von „außen“ eine neue kreative Sichtweise eröffnet: „Meiner Meinung nach gerade bei (-) den türkischen Schülern ... die wundern sich aber immer trotzdem darüber, dass man sich (--) so diese Selbstgeißelungsaktion der Deutschen ... die halten das für sonderbar, dass man so ... die Schandflecken seiner Geschichte so inszeniert“ (Kühner, 2008, S. 59). Eine repräsentative Erhebung ergab, dass 60 % der Befragten mit türkischem Migrationshintergrund den Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte als „eher abschreckend“ und nur 25 % als „eher vorbildlich“ erlebten. 43 % sahen darin „eher ein Zeichen von Schwäche“ und nur 27 % eher ein „Zeichen von Stärke und Einsicht“ (Ulrich et al., 2010).

11.5 Forschungsbedarf über die „Nebenwirkungen“

Man kann zusammenfassen, dass einer „schönen Welt“ der Erziehungsziele eine eher „hässliche Welt“ der realen Erziehungseffekte gegenübersteht. Die psychologische Forschung sollte sich an den nachweisbaren Wirkungen auf die Jugendlichen orientieren. Hier beobachtet man in den wenigen Evaluationsstudien durch die „Betroffenheitszumutung“ einen hohen Leidensdruck, eine gestörte Identitätsentwicklung und den Wunsch nach Entlastung und Normalität. Viele der in unserer Untersuchung im internationalen Vergleich gefundenen deutschen Anomalien (vgl. Kap. 4.2) korrespondieren eng mit diesen Symptomen und lassen sich somit als das Ergebnis eines geplanten Sozialisationsprozesses sowie der dadurch ausgelösten unverarbeiteten Affekte interpretieren. Hinsichtlich der eher rationalen Erziehungsziele, die mittels aufgeladener Emotionalisierung erreicht werden sollen, zeigen sich vielfach Paradoxien. Statt der angestrebten selbstbewussten demokratischen Persönlichkeit, die gegenüber den Gefahren des Autoritarismus immun sein soll, können Ängste vor sozialer Exklusion sowie übertriebene Meinungskonformität entstehen. Hinsichtlich der „Lehren“, die aus der „Vergangenheit“ für die Gegenwart gezogen werden sollen, kann sich herausstellen, dass reale Probleme stets komplexer sind als einfache normative Deutungsmuster. Gilt z. B. gegenüber fundamentalistischen Strömungen im Islam die „Lehre“, dass

man den Anfängen des Totalitarismus wehren soll, oder gilt die „Lehre“, dass man tolerant und fremdenfreundlich sein soll?
Die Polarisierung, die starke Affekte mit sich bringt, bedingt, dass neben Sensibilisierungen auch Desensibilisierungen geschaffen werden, dass neben einem „Wärmestrom“ im Sinne von Adorno (1971) auch ein „Kältestrom“ entsteht. Wenn somit Demonstranten zu Jahrestagen der Zerstörung deutscher Städte durch Bombenangriffe mit hohen Opferzahlen Aufforderungen skandieren wie „Bomber Harris, do it again“ oder „Bombenstimmung – the show must go on“, dann sind dies nur extreme Beispiele für den allgemeinen Mechanismus, dass sich Hassgefühle und die Verweigerung von Empathie auf alles Deutsche generalisieren können. Viele Schülerinnen und Schüler spüren, dass sich diese Generalisierung auch auf sie selbst als „Nachkommen der Täter“ beziehen kann. Dass die polarisierende Affektlogik (Ciompi, 1997) den deutschen Jugendlichen und in noch stärkerem Maße den Migranten die Identifikation mit Deutschland erschwert und eine Deidentifikation als Lösung nahelegt, kann wohl kaum bestritten werden. Insgesamt scheinen somit die negativen Nebenwirkungen der Holocaust Education in einem sehr ungünstigen Verhältnis zu den intendierten bzw. proklamierten positiven Wirkungen zu stehen.

Man kann schlussfolgern, dass ein erheblicher Forschungsbedarf über die Effekte der Holocaust Education besteht. Die Untersuchungen sollten über den bisher vorherrschenden Pilotcharakter hinausgehen und vor allem als Langzeitstudien angelegt werden, um die biografischen Konsequenzen zu erfassen. Dann ließen sich auch die häufig befürchteten negative Auswirkungen verunsicherter Identität auf die Generativität empirisch überprüfen. So stellen die Theorien von Freud und Erikson solche Zusammenhänge her (vgl. Kap. 1). Auch in verschiedenen Studien werden entsprechenden Effekte vermutet (Bode, 2004, 2009; Institut für Demoskopie Allensbach, 1985: Noelle-Neumann, 1987). Nachgewiesen werden konnte aufgrund unserer eigenen Daten sowie anderer interkultureller Forschungen, dass die Deutschen in relativ hohem Maße Kinder als Belastung erleben und dass die Entscheidung für ein Kind häufiger kritisch reflektiert wird (vgl. Kap. 4.2; Nickel & Quaiser-Pohl, 2001). Nach Erhebungen der Robert-Bosch-Stiftung (BiB-Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung & Robert Bosch Stiftung, 2005) liegt nicht nur die Kinderzahl, sondern auch der Kinderwunsch in Deutschland niedriger als in den übrigen europäischen Ländern. Ein wirklicher Beweis über kausale

Zusammenhänge ließe sich aber nur durch prospektive Längsschnittstudien erbringen. Bis zum Abschluss eines notwendigen Klärungsprozesses sollten Expansionsbewegungen der Holocaust Education, wie die Ausweitung des Ansatzes auf Kindergarten- und Grundschulkinder (vgl. Moysich & Heyl, 1998) oder Planungen, den Besuch des KZ Auschwitz für alle Jugendlichen verpflichtend zu machen und durch Stiftungsgelder zu finanzieren, einer Prüfung unterzogen werden.

12 Zusammenfassende Schlussfolgerungen

12.1 Europa im Spiegel psychologischer Selbstbeschreibungen

Das Projekt zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern wurde in zehn europäischen Ländern durchgeführt, die Deutschland und seine unmittelbare Nachbarschaft umfassen (vgl. Kap. 3.2). Bis auf die neutrale Schweiz sind alle Mitglieder der Europäischen Union und somit politisch eng miteinander verbunden. Im Laufe der Jahrhunderte waren die wechselseitigen Beeinflussungen sehr stark und es haben sich zahlreiche kulturelle Gemeinsamkeiten herausgebildet. Neuere Modernisierungs- und Globalisierungserscheinungen haben weiterhin dazu beigetragen, dass ökonomische und zivilisatorische Annäherungsprozesse zu verzeichnen sind (vgl. Kap. 2.1). Das Projekt ging somit einerseits von einer Homogenitätsthese aus, d. h. es wurden keine interkulturellen Unterschiede vermutet. Als Kriterien dienten keine makrostrukturellen Merkmale, sondern psychologische Selbstbeschreibungen zweier Generationen, die ein Bild vom eigenen Selbst und von ihren gruppenbezogenen Zugehörigkeits- bzw. Abgrenzungsgefühlen entwarfen (Kap. 2.2 u. 2.3). Aufgrund einer Analyse der historischen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen der einzelnen Länder sowie bereits vorliegender empirischer Daten ergaben sich aber auch Hinweise für Abweichungen von der Homogenitätsannahme, so dass auch länderspezifische Besonderheiten zu erwarten waren (vgl. Kap. 4.1). Die Diskussion der Befunde erfolgt somit im Spannungsfeld zwischen den Polen interkultureller Homogenität vs. Diversität.

Für einen andauernden Homogenisierungsprozess spricht die Tatsache, dass die Unterschiede zwischen den Jugendlichen generell geringer ausfielen als zwischen den Eltern. Dies lässt sich im Sinne eines sozialen Wandels interpretieren: Von Generation zu Generation nehmen die Ähnlichkeiten zu, der europäische Kontinent wächst zusammen. Es könnte in dem Befund aber auch ein Alterseffekt zum Ausdruck kommen: Nationale Besonderheiten prägen sich im Laufe des Lebens zunehmend aus und sind somit bei den Älteren eher nachweisbar als bei den Jüngeren. Unsere Daten sprechen dafür, dass beide Effekte eine Rolle spielen können.

Hinsichtlich ihrer *personalen Identität* unterscheiden sich die Europäer aus den westlichen EU-Mitgliedsstaaten sowie der Schweiz nur geringfügig voneinander (vgl.

Kap. 4.2). Offenbar haben 50 Jahre Nachkriegsgeschichte in einem kulturell vergleichbaren sowie kontinuierlich sich annähernden wirtschaftlichen und politischen Kontext zu dieser Homogenität beigetragen. Von grundsätzlicher Bedeutung scheint nur eine deutsche Besonderheit zu sein, nämlich die hervorstechende Neigung zur kritischen Selbstreflexion (vgl. Kap. 12.5). Ganz anders verhält es sich dagegen mit den beiden früheren sozialistischen Ländern. In der Tschechischen Republik und in noch viel stärkerem Maße in Polen treten gehäuft Differenzen im Vergleich zum Westen auf. Die Besonderheiten im Bereich der personalen Identität lassen sich im Sinne von Stresssymptomen und erlebter Belastung interpretieren. Man kann sie als Reaktion auf die durch den politischen und ökonomischen Systemwechsel bedingten Herausforderungen verstehen. Von diesen Belastungen ist die Eltern-Generation in beiden Ländern stärker gekennzeichnet als die Jugendlichen-Generation. Der Generationsunterschied fällt wiederum in Polen besonders deutlich aus. Neben dem politisch-ökonomischen Systemwechsel tragen aber auch noch andere Bedingungen zu den polnischen Besonderheiten im Vergleich zur „westlichen Identität“ bei, die historisch gesehen sehr viel weiter zurückreichen. Der höhere Stellenwert, der traditionellen Werten, familiären Beziehungen sowie insbesondere der Religion beigemessen wird, verweist auf Ressourcen und Strategien, die in der Vergangenheit oftmals der Wahrung und Verteidigung der polnischen Identität gedient haben (vgl. Kap. 4.1.10).
Hinsichtlich der *sozialen Identität* ergeben sich auch zwischen den westlichen Ländern stärkere Unterschiede (vgl. Kap. 4.2). Sie betreffen vor allem den Bereich „Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen“. Diesbezüglich befindet sich Deutschland in einer Sonderrolle. Die Identifikation mit dem eigenen Land, die Sympathie für die Eigengruppe sowie der Nationalstolz sind sehr schwach ausgeprägt. Ähnlich niedrige Werte wurden nur für Belgien (seitens der flämischen Bevölkerung) ermittelt. Während jedoch in Belgien mit dieser Haltung offenbar kein Leidensdruck verbunden ist, sehnen sich die Deutschen nach einem unverkrampften Verhältnis zur eigenen Nation und betonen, dass Nationalstolz eigentlich ganz natürlich sei.
Relativ zurückhaltend fällt noch die Selbsteinschätzung der Niederländer aus. Hohe Werte erzielen dagegen (je nach Indikator) Frankreich, Tschechien und vor allem Polen. Der französische Patriotismus ist sprichwörtlich, das Ergebnis war somit erwartbar. Für die post-sozialistischen Länder bestätigt sich die Auffassung vieler Autoren, dass nach dem Ende des internationalistisch ausgerichteten Sozialismus

die nationale Identität wieder einen wichtigen kollektiven Bezugsrahmen darstellt. Während jedoch im Falle Frankreichs ein positives Selbst- und Fremdbild relativ gut übereinstimmen, ergibt sich für Polen und Tschechien eine große Diskrepanz. In der Fremdeinschätzung erreichen beide Länder nur niedrige Sympathie-Werte. Der Prozess des Hineinwachsens in die europäische Gemeinschaft steht somit erst noch am Anfang. Eine differentielle Analyse zwischen Westpolen (den ehemaligen deutschen Ostgebieten) und Zentralpolen zeigt, dass die Europäisierung von West nach Ost fortschreitet (vgl. Kap. 4.2.3). In den westlichen Regionen dürften vor allem die grenzüberschreitenden Kontakte zu Deutschland und der deutsche („Heimweh-“)Tourismus hierzu beitragen. In den zentralpolnischen Gebieten sind diese Kontakte seltener und der Einfluss der polnischen Medien größer. Diese fördern mehrheitlich den Trend zu einem unreflektierten Nationalismus und einer unbefangenen Eigengruppenfavorisierung. Ein Wandel deutet sich aber auch durch den Generationenvergleich an. Die polnischen Besonderheiten sind in der Elterngeneration sehr viel stärker ausgeprägt. Der große Unterschied zu den Jugendlichen rechtfertigt es, in Bezug auf Polen als dem einzigen Land in Europa von einer Generationskluft zu sprechen.

Auch für die Teilnahmeländer mit starker nationaler Identität gilt jedoch, dass diese sich auf einem „kontinentaleuropäisch gemäßigten“ Niveau befinden. Zieht man weltweite Vergleichsstudien heran, so zeigt sich, dass z. B. die angelsächsisch geprägten Demokratien und allen voran die USA noch deutlich höhere Werte erzielen (vgl. Kap. 12.5). Umso mehr muss man sich fragen, ob in der deutschen Sonderrolle wirklich eine zukunftsfähige Avantgarde zum Ausdruck kommt, wie einige Autoren postulieren (vgl. Kap. 4.1). Vielleicht wird doch eher ein Defizit sichtbar, das auf einem europäischen Niveau harmonisiert werden sollte.

Vor dem historischen Hintergrund interessant ist die positive Selbstbewertung in Österreich. Wenn die Annahme zutrifft, dass die Ursache für den geringen Nationalstolz der Deutschen in den Verbrechen des Nazi-Regimes zu suchen ist, so müsste man diesbezüglich auch für Österreich psychologische Verstrickungen erwarten. Offensichtlich war jedoch die österreichische Nachkriegspolitik, sich mehr als Opfer denn als Täter darzustellen und auf dieser Konstruktion ein österreichisches Nationalbewusstsein aufzubauen, sehr erfolgreich (vgl. Kap. 4.1.8). Diese Identitätspolitik schloss eine De-Identifikation von Deutschland ein, die ebenfalls in den Projektdaten zum Ausdruck kommt. Auf der Sympathie-Skala

erhielten die Deutschen von den Österreichern die niedrigsten und von den Franzosen die höchsten Werte. Auch die positive Beurteilung Deutschlands in den Augen der Franzosen dürfte das Ergebnis von Nachkriegspolitik sein, namentlich des Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrages und des Jugendaustauschs. Die in der Bewertung durch die Österreicher zum Ausdruck gebrachte emotionale Distanz zu Deutschland steht in einem merkwürdigen Missverhältnis zur Ähnlichkeit beider Länder. Diese betrifft nicht nur bekanntermaßen die Sprache und die Jahrhunderte lange Verbundenheit, sondern auch die in unserer Studie gefundene strukturelle Parallelität der Identitätsmuster (vgl. Kap. 8.2.3). Es scheint, dass gerade diese Ähnlichkeit Abwehrreaktionen hervorruft und ein Bedürfnis nach Distanzierung entstehen lässt. Diese Strategie ist insofern lohnend, als eine Negatividentität auf Deutschland projiziert und begrenzt bleiben kann. Wie das Sympathieranking zeigt, konnte auch das Image Österreichs in der Außensicht dadurch positiv beeinflusst werden.

Die soziale Identität der Europäer ist durch strukturelle Ähnlichkeiten gekennzeichnet. Für alle Länder konnte das Modell multipler sozialer Identitäten bestätigt werden (vgl. Kap. 8.2.1). Dies bedeutet, dass die Identifikation mit den verschiedenen makrostrukturellen Ebenen Ort/Stadt, Region/Bundesland, Nation und Europa nicht im Widerspruch zueinander stehen, sondern in der Regel miteinander vereinbar sind. Allerdings fallen die Gewichtungen unterschiedlich aus. So gehört Deutschland seit Jahrzehnten zu den Ländern mit einer besonders positiven Einstellung zur Europäischen Union. Diese Kontinuität erweist sich nach unseren Daten als ungebrochen. Es konnte jedoch genauer differenziert werden zwischen einer eher politisch „rechten“ und einer eher politisch „linken“ EU-Identität. Während die einen die EU eher als Erweiterung der nationalstaatlichen Idee ansehen, hoffen die anderen durch die Europäisierung auf eine Überwindung des Nationalen. Die Identifikation mit der „ganzen Menschheit“ erwies sich europaweit als Indikator für eine internationalistische Einstellung, verbunden mit einer Fremdgruppen- statt Eigengruppen-Favorisierung (vgl. Kap. 1.2 u. 8.1.4). Eine Polarisierung hinsichtlich der Einstellungen zur EU zeigte sich erwartungsgemäß in den Teilnahmeländern mit einer intensiven innenpolitischen Diskussion über die Vor- und Nachteile einer Mitgliedschaft. Dies betrifft die Schweiz sowie die damaligen Beitrittskandidaten Tschechien und Polen. In der Schweiz bestehen strukturelle Unterschiede zwischen den deutsch- und den französischsprachigen Landesteilen. Während bei ersteren die

Zustimmung zur EU für den clusteranalytisch ermittelten nationalistischen Typ ein Problem darstellte und zur Meinungspolarisierung beitrug, traf dies bei letzteren für den internationalistischen Typ zu (vgl. Kap. 8.2.3). Man kann daraus auf inhaltlich unterschiedliche Vorbehalte gegenüber der EU schließen, die zum einen eher politisch „rechts“ und zum anderen eher politisch „links“ motiviert sein dürften.
Die Geschichte der Zuwanderung verlief in den untersuchten Staaten recht unterschiedlich und auch der gesellschaftlich-politische Umgang mit der Migration weist durchaus einige nationale Spezifika auf (vgl. Kap. 4.1). Einige negative psychologische Folgeprobleme – wie z. B. die Bildung von Parallelgesellschaften – ähneln sich dagegen europaweit sehr stark. Bemerkenswert ist, dass ehemals als liberal angesehene Länder wie Dänemark und die Niederlande, denen oftmals eine Vorbildfunktion für Deutschland zugesprochen wurde, zu einem sehr restriktiven Kurs gefunden haben. In Dänemark betrifft dies eher die politische Ebene, während sich die Individuen geborgen und geschützt fühlen. Die Dänen gehören zu den Weltmeistern in Lebenszufriedenheit sowie positiven Einstellungen zu Kindern und Elternschaft. In den Niederlanden konnte dagegen auch auf der Ebene der Individuen ein Wandel des kulturellen Klimas festgestellt werden, der bei den Jugendlichen heftiger ausfiel als bei den Erwachsenen. Die Akzeptanz gegenüber Fremden verzeichnete im Vergleich zu Studien aus den 1990er-Jahren einen starken Einbruch. Bei keinem der vorgenommenen Ländervergleiche wurden die nationalen Selbst- und Fremdstereotype durch empirische Daten so eindeutig auf den Kopf gestellt wie im Falle der Niederlande und Deutschlands. Die überzeichneten positiven Stereotype für die Niederlande wurden ebenso korrigiert wie die notorisch negativen für Deutschland (vgl. 4.1.3 u. 4.2.3)
Die Situation in Luxemburg könnte als „günstig“ erscheinen, weil die Zuwanderer mehrheitlich aus dem europäischen Kulturraum stammen und das Land mehrsprachig ist. Dennoch verhindern auch diese Bedingungen nicht, dass sich die jungen Luxemburger „manchmal als Fremde im eigenen Land“ fühlen (vgl. Kap. 4.1.5).
Frankreich wurde häufig als Musterland der Migration dargestellt, weil man das Staatsbürgerschaftsrecht (jus sanguinis) als zukunftsweisend empfand. Die Erfolge einer Politik, die nur Franzosen unter Ausblendung ihres ethnischen Hintergrunds kennt, sind unseren Ergebnissen zufolge gemischt. Zum einen gelingt es dem Bildungswesen, in vielen Schulen aus jungen Zuwanderern französische Patrioten zu

machen. Deren Nationalstolz ist stärker ausgeprägt als z. B. bei deutschen Migranten. Zum anderen wird jedoch eine große Zahl von Migranten aus arabischen Ländern nicht mehr von diesem Bildungssystem erfasst. Bei diesen dominieren Loyalitäten gegenüber der Herkunftskultur.

Die postsozialistischen Länder Tschechien und Polen weisen keine vergleichbare Geschichte der Zuwanderung auf wie die westlichen Länder. Daher ergaben sich Probleme mit der inhaltlichen Äquivalenz der Xenophobie-/Xenophilie-Skalen. Zieht man die Antisemitismus-Skala heran, so zeigt sich eine stärkere Vorurteilsbelastung als in den meisten übrigen Ländern. Nur in der Schweiz fielen negative Äußerungen über Juden ähnlich stark aus. Dies mag mit dem Erhebungszeitpunkt zusammenhängen, an dem die Berichte über jüdische Entschädigungsforderungen an Schweizer Banken noch in frischer Erinnerung waren.

Die Einstellungen der Deutschen zu Fremdgruppen fielen im europäischen Vergleich überraschend aus. Angesichts der intensiven Forschungstätigkeit über Rassismus, Antisemitismus, Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhass hätte man von einem typisch deutschen Problem ausgehen können. Auch interpretieren nahezu alle Autoren einschlägiger Studien ihre Ergebnisse alarmistisch und wecken nicht selten Assoziationen an das Dritte Reich. Sicherlich erfordert der Kampf gegen Vorurteile ständige Anstrengungen, jedoch erweisen sich viele Bewertungen, deren Datenbasis rein deutsche Stichproben darstellen, im Ländervergleich als verfehlt. Sowohl die deutschen Jugendlichen als auch die Erwachsenen lassen sich jeweils in einem unauffälligen europäischen Mittelfeld lokalisieren. Dies rechtfertigt in Bezug auf Xenophobie und Antisemitismus keine Verharmlosung, aber auch keine Dramatisierung. Insbesondere gilt es zu berücksichtigen, dass die Deutschen europäische Spitzenreiter in der Xenophilie sind. Nirgendwo sonst gibt es so viel Offenheit für das Fremde und so viele erwartungsfrohe Projektionen auf das Fremde. Dies kann man positiv als Anpassung an Internationalisierung und Globalisierung interpretieren oder negativ als Unsicherheit der eigenen Identität, die sich an Fremdes klammert (vgl. Kap. 12.5).

12.2 Jugendliche und ihre Eltern im europäischen Kontext

12.2.1 Alters- und Geschlechtseffekte

Altersspezifische Veränderungen in der personalen und sozialen Identität fanden sich nur bei den Jugendlichen, nicht aber bei den Eltern (vgl. Kap. 5.2). Das Jugendalter kann als eine Zeit beschleunigter Entwicklung und als eine Phase des Hineinwachsens in die Gesellschaft angesehen werden, während für das mittlere Erwachsenenalter zwar individuelle Veränderungen, aber keine generellen Alterstrends zu beobachten sind. Aber selbst für das Jugendalter dominiert hinsichtlich der von uns erfassten Identitätsaspekte Stabilität. Viele Merkmale der Persönlichkeit haben sich offenbar schon in diesem Alter relativ überdauernd herausgebildet.

Im Bereich der personalen Identität zeigen sich nur bei drei Skalen lineare Entwicklungstrends: Die Selbstaufmerksamkeit, der informationsorientierte Identitätsstil und das politische Informationsverhalten nehmen stetig zu. Dieser Befund geht konform mit zentralen Aussagen der Identitätstheorien von Marcia (1980) und Berzonsky (1990), da Entwicklungen in Richtung auf eine erarbeitete Identität sichtbar werden (vgl. Kap. 1.1.2 u. 1.1.4). Die These vom Jugendalter als einer für die Identitätsarbeit besonders relevanten Phase wird somit gestützt. Der Befund gibt aber auch einen ersten Hinweis darauf, dass die Exploration der eigenen Innenwelt und der äußeren Umwelt offenbar parallel verläuft und in einem Zusammenhang stehen könnte (vgl. Kap.10.2). Eine vierte Skala aus dem Bereich der personalen Identität, das deviante Verhalten, weist einen Anstieg bis zum Alter von 16 Jahren auf. Danach stabilisieren sich die Werte. Aufgrund vorliegender Literaturbefunde war die Zunahme devianten Verhaltens im frühen Jugendalter unbedingt zu erwarten gewesen; hierin zeigt sich ein kulturübergreifender Trend. Der weitere Verlauf hätte der Forschungslage entsprechend aber auch kurvilinear erfolgen können. So fand man, dass verschiedene Formen delinquenten Verhaltens im Jugendalter ihren Höhepunkt finden und danach wieder abnehmen. Diese Trends lassen sich jedoch vor allem in selektiven Stichproben auffälliger Jugendlicher gut abbilden. In unserer Normalpopulation drücken die Skalenwerte vor allem Veränderungen im Alkohol- und Zigarettenkonsum aus. Delinquenz spielt nur eine untergeordnete Rolle.
Bemerkenswert ist, dass bei der personalen Identität keine länderspezifischen Entwicklungstrends auftreten (vgl. Kap. 12.1). Es handelt sich um kulturübergreifende Merkmale der Jugendentwicklung, die von den

Sozialisationskontexten in den einzelnen Teilnahmeländern kaum beeinflusst werden.
Im Bereich der sozialen Identität ist dies anders. Der Nationalstolz unterliegt nur in Deutschland einem Alterstrend, in den übrigen Ländern findet sich dieser nicht. Die älteren deutschen Jugendlichen äußern weniger Stolz als die jüngeren. Der Wendepunkt liegt bei etwa 15 Jahren. Noch drei weitere Skalen aus dem Bereich der sozialen Identität weisen Alterseffekte auf, die jedoch wieder kulturübergreifend in Erscheinung treten. Auch hier ergeben sich mit 15 Jahren signifikante Veränderungen. Erstens nimmt die Meinungsübereinstimmung mit den Bezugspersonen zu, was als Anpassung an die Wertvorstellungen im familiären Kontext verstanden werden kann. Zweitens nimmt die Toleranz zu und drittens spiegelbildlich dazu der Antisemitismus ab. Beide Entwicklungslinien bedingen sich (vgl. Kap. 5.2.2). Man kann dies auf schulische Sozialisationseinflüsse zurückführen, die für alle Teilnahmeländer typisch sind. Es scheint hierin ein europäischer Konsens in der Wertevermittlung zum Ausdruck zu kommen. Nur in Deutschland ist – wie gesagt – damit eine Abnahme des Nationalstolzes gekoppelt. Daraus lässt sich schließen, dass dem Geschichtsunterricht und anderen schulischen Beeinflussungen eine entscheidende Bedeutung zukommt. Es handelt sich um die kritische Altersspanne, in der das Dritte Reich und der Holocaust (in allen Ländern) in den Lehrplänen stehen (vgl. Kap. 11.1).

Die geschlechtsspezifischen Unterschiede fallen in nahezu allen Ländern im gleichen Richtungssinn aus, d. h. sie lassen sich kulturübergreifend nachweisen. Im Bereich der personalen Identität ergibt sich für das Jugendalter ein sehr homogenes Bild davon, was in allen europäischen Ländern als typisch weiblich gelten kann. An erster Stelle steht das Rollenübernahmeinteresse, also die Anteilnahme an den Gefühlen und Erlebnissen der Mitmenschen. Diese Neigung ist aus der Forschungsliteratur bekannt (vgl. Kap. 5.1.1). Sie entspricht auch den Alltagsbeobachtungen, etwa wenn man die Berufswahl als Kriterium heranzieht (z. B. Psychologin, vgl. Kap. 10.3). Nahezu ebenso bedeutsam ist die Selbstaufmerksamkeit. Das Interesse am eigenen und fremden Seelenleben korrespondiert somit. Es folgen in den Selbstbeschreibungen der Mädchen höhere Depressivität und stärkere psychosomatische Beschwerden als bei den Jungen. Beide Aspekte sind seit langem in der Forschungsliteratur gut dokumentiert (vgl. Kap. 5.1.1). Auch das

ermittelte typische Identitätsprofil der Jungen entspricht der bekannten Forschungslage. Die Ausprägungen erreichen aber nicht so durchgängig wie bei den Mädchen in allen Ländern das Signifikanzniveau. Dies gilt selbst für als so typisch männlich angesehene Identitätsaspekte wie deviantes Verhalten, Emotionskontrolle, ein positives Konzept des eigenen Aussehens und Selbstwertgefühl.

Im Bereich der sozialen Identität ergeben die Geschlechtsunterschiede bei den Jugendlichen ein klar interpretierbares Muster im Sinne größerer Eigengruppenfavorisierung bei den Jungen sowie größerer Toleranz und Fremdenfreundlichkeit bei den Mädchen. Hinsichtlich ihres Nationalstolzes unterscheiden sich beide Geschlechter in den meisten europäischen Ländern nicht. Dieser Befund entspricht der internationalen Forschungslage, die fehlende oder nur schwache Geschlechtseffekte aufzeigt (Boehnke et al., 1998; Feshbach, 1991, 1994; Karasawa, 2002). In denjenigen Studien, in denen Geschlechtsunterschiede ermittelt werden konnten, erreichten die männlichen Befragten allerdings höhere Werte als die weiblichen (Haenni Huti, 2003; Huddy & Khatib, 2007; Smith & Kim, 2006). Dieser Effekt wurde vor allem in deutschen Stichproben gefunden (Seiler et al., 1999; Smith & Jarkho, 1998). Die eigenen Daten bestätigen dies eindrucksvoll: Nur bei den deutschen Mädchen fällt der Nationalstolz in hochbedeutsamer Weise schwächer aus als bei den Jungen. Bei den polnischen Jugendlichen ergibt sich in Übereinstimmung mit anderen Studien das umgekehrte Muster: Die Mädchen äußern mehr Nationalstolz als die Jungen. Wilberg (1995) sowie Skarżyńska und Golec de Zavala (2006) führen dies auf die patriotische Erziehung in Polen zurück. Damit erhärten sich Hinweise, dass erstens ein Sozialisationseffekt maßgeblich für die Ausprägung des Nationalstolzes sein kann, dass zweitens die Richtung des Sozialisationsdrucks in Deutschland und Polen gegensätzlich ist und dass drittens der schulische Erziehungseinfluss auf Mädchen stärker wirkt als auf Jungen, also zur Geschlechtsdifferenzierung beiträgt. Dies ist wohl vor allem dann der Fall, wenn starke Emotionen durch Opfer-Identifikation hervorgerufen werden. Diesbezüglich könnte der Unterschied zwischen Deutschland und Polen nicht größer ausfallen. Während sich in Deutschland die Opfer-Identifikation auf Fremdgruppen bezieht und so zur De-Identifikation von der Eigengruppe beiträgt, haben die Polen als Selbstbild eine starke Opfer-Identität entwickelt. Dieses aus der Romantik stammende

Selbstverständnis als „Christus unter den Völkern“ wurde durch das Martyrium während des Zweiten Weltkrieges widerbelebt (vgl. Kap. 4.1.10).
Bei den Eltern sind die geschlechtstypischen Identitätsprofile nicht so ausgeprägt wie bei den Jugendlichen, gehen jedoch in dieselbe Richtung. So liegt vor allem wiederum das Rollenübernahmeinteresse bei den Müttern länderübergreifend deutlich höher als bei den Vätern. Zum männlichen Selbstbild gehören größere Durchsetzungsfähigkeit und mehr Interesse an Politik. Das Informationsverhalten scheint sich bei Frauen somit eher auf die individuelle und bei Männern eher auf die strukturelle Ebene der sozialen Umwelt zu beziehen. Diese Differenzierung zwischen weiblicher Fürsorgemoral, also einer interpersonellen Orientierung, und einer männlichen formalen Orientierung wurde bereits von Gilligan (1982) in ihren Untersuchungen zum Moralischen Urteil gefunden. Man könnte nun bei den Eltern, ähnlich wie bei den Jugendlichen, korrespondierende Geschlechtsunterschiede im Bereich der sozialen Identität vermuten, die in Richtung größerer Eigengruppenfavorisierung bei den Männern und positiverer Einstellungen gegenüber Fremdgruppen bei den Frauen gehen. Die Unterschiede fallen bei den Erwachsenen jedoch deutlich geringer aus. Sie zeigen sich am ehesten in geringeren Antisemitismus-Werten bei den Frauen.
Es wurde also interkulturell ein dezidiert weibliches Identitätsmuster im Jugendalter gefunden, das zumindest für europäische Länder gilt. Anzeichen für einen deutschen Sonderfall ergeben sich daraus, dass ein bestimmtes Muster sozialer Identität bei deutschen Mädchen besonders stark ausgeprägt erscheint. Es geht einher mit sehr geringem Nationalstolz, einer internationalistischen Orientierung und dem Wunsch, auszuwandern. Des Weiteren sind die deutschen Mädchen Spitzenreiterinnen im Zigarettenrauchen. Von diesem Einstellungssyndrom betroffen sind vor allem Gymnasiastinnen ab einem Alter von 15/16 Jahren. Politische Parteipräferenzen zeigen sich zugunsten der Grünen. Bemerkenswert ist, dass diese Mädchen trotz ihrer antinationalen Haltung angeben, dass die Deutschen ein unverkrampftes Verhältnis zu nationalen Gefühlen entwickeln sollten. Sie selbst erleben diesbezüglich aber offenbar emotionale Blockaden, was auf mögliche Auswirkungen der Holocaust Education hinweist (vgl. Kap. 11). Die Prädispositionen für diese Identitätskonstruktion leiten sich aus zwei verschiedenen Quellen ab: aus der personalen Identität und dem Sozialisationseinfluss. Die weibliche Sensibilität für die seelische Selbst- und Fremderfahrung bildet eine günstige Grundlage für eine

Identitätspolitik, die an die Emotionen appelliert und die Fremdgruppenidentifikation fördert. Da starke Affekte polarisierend wirken, geht dies zwangsläufig mit einer Abwertung der Eigengruppe einher (vgl. Kap. 8.2.4, 9.3, 10.3 u. 11).

12.2.2 Der Zwei-Generationen-Vergleich: Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Eltern und Kindern

Die Analysen zur intergenerationalen Übereinstimmung und Diversität ergaben etwas vereinfacht ausgedrückt, dass sich die gefundenen Unterschiede im Bereich der personalen Identität konzentrieren und die Übereinstimmungen im Bereich der sozialen Identität. In den Selbstbeschreibungen als Person kommt der unterschiedliche Entwicklungsstand von Jugendlichen und Erwachsenen zum Ausdruck. In den Einstellungen zur Gruppenzugehörigkeit bzw. -abgrenzung greifen dagegen die innerfamiliären Transmissionseffekte.
In Übereinstimmung mit der entwicklungspsychologischen Literatur erwies sich das Jugendalter als eine Entwicklungsphase mit erhöhter Selbstreflexion und auch Selbstkritik. Das verstärkte Auftreten eines diffusen Identitätsstils deutet auf eine intensivierte Identitätsarbeit und -suche hin (vgl. Kap. 1.1.2 u. 1.1.4). Dementsprechend erleben Jugendliche mehr Selbstentfremdung, während die Erwachsenen zu einem stabileren Selbstwertgefühl und auch zu mehr Selbstzufriedenheit gefunden haben. Bei den Eltern waren auch Leistungsehrgeiz, ein positiveres Konzept des eigenen Aussehens, Emotionskontrolle sowie das Vertrauen in die eigene Fähigkeit zur Zukunftsbewältigung stärker ausgeprägt. Die Jugendlichen ließen sich dagegen eher durch Ungebundenheitsbedürfnis, Rollenübernahmeinteresse und auch psychosomatische Beschwerden kennzeichnen. Die Daten bestätigen somit das Bild vom Jugendalter als einer Transitionsphase mit besonderer Offenheit, aber auch Vulnerabilität, im Kontrast zu einer stärker gefestigten Persönlichkeit im mittleren Erwachsenenalter.
Ein bereits gut dokumentierter Alterseffekt, der auch in unserer Studie bestätigt wurde, betrifft das politische Verhalten. Während Jugendliche eher zu auffälligen Protestformen neigen, ist das konventionelle politische Informationsverhalten durch Zeitungslektüre oder Nachrichtensendungen typisch für Erwachsene. Die Religiosität ist erwartungsgemäß bei den Älteren stärker ausgeprägt als bei den Jüngeren, nur in Polen zeigte sich das Gegenteil. Ansonsten ist aber gerade beim religiösen

Verhalten der Einfluss der Eltern auf die Jugendlichen äußerst stark. In keinem anderen Merkmal ließen sich vergleichbar hohe innerfamiliäre Transmissionseffekte nachweisen (vgl. Kap. 6.2).
Im Bereich der sozialen Identität verdeutlichen die hohen Korrelationen zwischen Eltern und Kindern, wie stark sich innerfamiliäre Einflüsse auswirken. Dabei lassen sich Transmissionseffekte bei den Einstellungen zu Fremdgruppen noch besser nachweisen als beim Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen. In Übereinstimmung mit zahlreichen vorliegenden Studien bestätigen auch unsere Daten, dass Xenophobie und Antisemitismus, aber auch Xenophilie sozial „vererbt“ werden kann (vgl. Kap. 6.1). Die Transmissionskraft der Familie wirkt sich aber in einigen Bereichen geschlechtsspezifisch unterschiedlich aus. Dies gilt insbesondere für die Xenophobie: Mädchen werden diesbezüglich weniger als Jungen von ihren Eltern beeinflusst, aber stärker von außerfamiliären Sozialisationsinstanzen, was in der Regel zu einer verringerten Ausprägung führt (vgl. Kap. 5.2.2. u. 11). Hierbei kommt den gleichgeschlechtlichen Dyaden manchmal eine besondere Bedeutung zu. Dies gilt vor allem dann, wenn es sich um Einstellungen handelt, die nicht der vorherrschenden Meinung (mainstream) entsprechen. So zeigte sich in der deutschen Stichprobe, dass Stolz auf die militärischen Leistungen im Zweiten Weltkrieg in starkem Maße von den Vätern auf die Söhne übertragen wird (vgl. Kap. 6.2.2). Bei den clusteranalytisch ermittelten Typen sozialer Identität ergab sich, dass aus „nationalistisch“ gesonnenen Elternhäusern selten „internationalistische“ Jugendliche stammten und noch seltener aus „internationalistischen“ Familien „nationalistische“ Jugendliche kamen (vgl. Kap. 8.2.4).
Bei den Merkmalen der sozialen Identität gibt es kaum interkulturell übereinstimmende signifikante Differenzen zwischen Eltern und Kindern. Eine Ausnahme bildet die psychologische Bewertung der sozialen Mikrosysteme. So schätzen die Jugendlichen kulturübergreifend die Bedeutung von relevanten anderen (Familie, Freunde, Mitschüler bzw. Arbeitskollegen, Vereinsmitglieder bzw. Nachbarn) höher ein als ihre Eltern. Diese Orientierung an unmittelbaren sozialen Beziehungen kann als alterstypisch für Jugendliche verstanden werden und sich aus deren Entwicklungsaufgaben erklären. Bei den übrigen Variablen des Zugehörigkeitsgefühls zu Gruppen sowie der Einstellungen zu Fremdgruppen sind die Tendenzen uneinheitlich.

Die Projektergebnisse vermitteln keinerlei Anhaltspunkte mehr für eine Generationskluft-These, wie sie aufgrund von Studien aus den 1960er bis 1980er-Jahren noch postuliert wurde. Vielmehr ist die intergenerationale Übereinstimmung bei zentralen Werten und Einstellungen sehr hoch. Dies gilt insbesondere auch für die gegenwärtigen Eltern-Kind-Beziehungen in Deutschland, während nach Noelle-Neumann (1987) das Verhältnis zwischen Kriegs- und Nachkriegs-Generation durch Divergenzen und Konflikte gekennzeichnet war. In Übereinstimmung mit unseren Daten sprechen aber auch Noelle-Neumann und Petersen (2001) seit den 1990er-Jahren von einem Zusammenbruch der deutschen Generationskluft. Stattdessen zeigten sich in unserer Studie relativ starke Generationsunterschiede in Polen. Diese deuten darauf hin, dass die jüngere Generation durch den politischen und wirtschaftlichen Systemwechsel weniger belastet wurde als die ältere und sich auf den Weg nach Europa gemacht hat.

Bei der Einschätzung des elterlichen Erziehungsverhaltens ergaben sich zwar Übereinstimmungen in der Selbst- und Fremdperzeption, dennoch wurden generationstypische Ausprägungen sichtbar. Eltern beurteilen die Beziehung zu ihren Kindern entsprechend der Developmental-Stake-Hypothese von Bengtson und Kuypers (1971) insofern positiver, als sie stärker belohnendes Verhalten angeben als die Erzogenen. Die Jugendlichen betonen dagegen ihre Selbständigkeit und beschreiben ihre Eltern als mehr Autonomie gewährend als es der Elternsicht entspricht. Insgesamt ist das Erziehungsverhalten in allen Teilnahmeländern aus Sicht beider Generationen als emotional zugewandt, kindzentriert und wenig autoritär zu beurteilen. Hierin zeigt sich im Vergleich zu früheren Zeiten ein epochaler Wandel, der sich europaweit ausgewirkt hat und somit zu einem Spezifikum für die westliche Kultur geworden ist. Nimmt man die gewährte Autonomie als Kriterium, so haben sich Liberalisierung und Egalisierung in der Eltern-Kind-Beziehung in Deutschland am stärksten durchgesetzt. Nirgendwo sonst wird den Jugendlichen von ihren Eltern mehr Eigenständigkeit zugebilligt. Vielleicht ist diese Entwicklung als Gegenbewegung zu einem Stereotyp zu verstehen, das autoritäres Erziehungsverhalten als „typisch deutsch“ ansah und das in der Nachkriegszeit oft als mitverantwortlich für den Aufstieg des Nationalsozialismus herausgestellt wurde (vgl. Kap. 4.1.1).

12.3 Migranten in Europa

Bei der Betrachtung der Migranten-Stichproben stellten sich vor allem drei interessante Fragen: (1) Welche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede weisen die Migranten aus den untersuchten europäischen Ländern auf (vgl. Kap. 7.1)? Gibt es eine „Internationale der Migranten“ oder ist deren Identität durch das Zuwanderungsland in spezifischer Weise geprägt? (2) Welche Befunde ergeben sich aus einem Vergleich zwischen der allochthonen und autochthonen Bevölkerung in den Teilnahmeländern (vgl. Kap. 7.2)? (3) In welche Richtung weisen die Unterschiede zwischen der Jugend- und Elterngeneration (vgl. Kap. 7.3)?

(1) Bei einem Länder-Vergleich der *Jugendlichen* mit Migrationshintergrund zeigten sich hinsichtlich der personalen Identität kaum systematische Unterschiede. Insbesondere ergab sich kein typisch „deutsches“ Profil. Die nationalen Besonderheiten in der kritischen Selbstreflexion kennzeichnen im internationalen Vergleich offenbar nur die autochthonen Jugendlichen in Deutschland.
Gemeinsam ist den jugendlichen Migranten aus allen Ländern auch, dass die Einstellungen zu den „Fremdgruppen“ positiv ausfallen. Dies bedeutet, dass sie sich mit der Gruppe der Zuwanderer identifizieren und sich selbst als solche erleben. Trotz erheblicher Unterschiede in der Migrationspolitik (vgl. Kap. 4.1) ist es somit keinem europäischen Land gelungen, die Zuwanderer in bedeutsamem Maße zu Einheimischen zu assimilieren. Es dominiert überall eine Identifikation mit dem besonderen Status eines Migranten.
In Bezug auf die Identifikation mit dem Zuwanderungsland treten aber dennoch erhebliche Variationen zutage. Die Besonderheiten betreffen vor allem die Migranten in Deutschland. Deren Nationalstolz weist das typisch deutsche Profil auf, d. h. es ist schwach ausgeprägt und die Identifikation mit allen Ebenen des Gemeinwesens (Kommune, Land, Bundesstaat) fällt vergleichsweise gering aus. Ebenso wie die allochthonen Jugendlichen meinen aber auch die Migranten, dass die Deutschen ein unverkrampftes Verhältnis zu Nationalgefühlen entwickeln sollten. In Deutschland beurteilen die Migranten auch die Opferbereitschaft der Bevölkerung bei der Aufnahme von Verfolgten positiver als in anderen Ländern. Bei der Fremdeinschätzung auf der Sympathieskala durch alle europäischen Migranten erzielt Deutschland – ebenso wie bei den allochthonen Jugendlichen – einen mittleren Rangplatz.

Bei den *erwachsenen Migranten* aus verschiedenen Ländern (nur Deutschland, Luxemburg, Schweiz) ergaben sich – ähnlich wie bei den Jugendlichen – im Bereich der personalen Identität keine länderspezifischen Unterschiede. Es zeigte sich also ebenfalls nicht das „deutsche“ Muster einer erhöhten Selbstreflexivität. Auch im Bereich der sozialen Identität weist die Elterngeneration der Zuwanderer nicht die deutschen Spezifika auf. Anders als bei ihren Kindern und den autochthonen Deutschen ist ihr Nationalstolz (in Bezug auf Deutschland) nicht geringer als der Stolz der Luxemburger und Schweizer Migranten auf ihr Zuwanderungsland. Die Werte für die Nationalstolz-Items liegen z. T. sogar höher als bei den allochthonen deutschen Erwachsenen. Die positive Einschätzung Deutschlands ist nicht auf die „deutschen“ Zuwanderer beschränkt. Sie wird auch in der Beurteilung von außen sichtbar. In der Rangfolge der Ländersympathien erreicht Deutschland hinter Frankreich den zweiten Platz. Die erwachsenen Migranten haben somit europaweit ein positiveres Deutschland-Bild als die jugendlichen. Als Erklärung für diese Generationsunterschiede lassen sich sicherlich keine persönlichen Erfahrungen heranziehen. Vielmehr scheinen schulische und mediale Sozialisationsprozesse eine Rolle zu spielen, denen die Jugendlichen ausgesetzt sind.

(2) Vergleicht man für jedes Land separat die Allochthonen und die Autochthonen miteinander, so ergeben sich bei den *Jugendlichen* charakteristische Differenzen. Länderübergreifend ist bei den Migranten das Zugehörigkeitsgefühl zum Zuwanderungsland schwächer und die Haltung gegenüber Fremdgruppen positiver ausgeprägt als bei den Einheimischen. Ebenso wird stärker eine Identifikation mit einem anderen Land angegeben, das meistens dem Herkunftsland entspricht. Die Xenophobie-Werte sind geringer und die Xenophilie-Werte höher. Hieraus spricht wiederum eine Identifikation mit dem Migrantenstatus, die kulturübergreifend sichtbar wird.
Deutschland erscheint in Bezug auf den Nationalstolz erneut als Sonderfall: Die Werte sind gegenüber den allochthonen Jugendlichen nochmals erniedrigt und liegen auf der bipolaren Skala „Stolz vs. Scham“ bereits durchschnittlich im Skalenbereich „Scham“. Dies bedeutet, dass die Scham induzierende Sozialisation bei den jugendlichen Migranten stärker wirkt als bei den autochthonen Deutschen, bzw. von den Migranten noch stärker der deutschen Identität zugeschrieben wird (vgl. Kap. 11.4). Durch die Identifikation mit ihrer

Herkunftsnationalität können sich die Migranten von der belasteten deutschen Identität leichter distanzieren. Die Flucht in eine entlastende Identität ist aber auch bei den deutschen Jugendlichen stark spürbar. Bei der Aussage „Schwärmen für ein anderes Land“, bei der länderübergreifend die Migranten hohe Werte erzielen, liegen die deutschen Jugendlichen auf demselben Niveau (vgl. Kap. 12.5).

Beim Antisemitismus wäre zu erwarten, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund erhöhte Werte aufweisen. Insbesondere Muslimen wird nachgesagt, dass sie unter dem Eindruck des ungelösten Nahost-Konflikts zu antisemitischen Tendenzen neigen. Höhere Werte ergeben sich aber nur in Dänemark und Luxemburg, also zwei Ländern, in denen die Vergleichswerte für die autochthonen Jugendlichen sehr niedrig sind. Somit scheint der oft als Bedrohung empfundene erhöhte Antisemitismus bei Zuwanderern auf radikalisierte Gruppen begrenzt zu sein und kein generalisierbares Phänomen darzustellen. Es könnte aber auch sein, dass sich die negativen Einstellungen vor allem auf den Staat Israel beziehen, wie die niedrigen Sympathiewerte nahe legen (vgl. Abb. 7.5. u. 7.6), und sich nicht in Vorurteilen gegenüber Juden allgemein äußern, wie sie in der Antisemitismus-Skala erfasst wurden.

Bei den *Eltern* treten im Vergleich zwischen Autochthonen und Allochthonen, anders als bei den Jugendlichen, auch im Bereich der sozialen Identität kaum Unterschiede auf. Die Einstellungen gegenüber dem Zuwanderungsland und den Fremdgruppen entsprechen somit weitgehend denen der einheimischen Bevölkerung. In Deutschland weisen die Eltern mit Migrationshintergrund sogar einen höheren Nationalstolz auf als die autochthonen Erwachsenen. Bei einem Vergleich der Jugendlichen-Stichproben ergab sich das gegenteilige Bild: Der Nationalstolz war bei den Migranten geringer ausgeprägt als bei den autochthonen Deutschen. Des Weiteren zeigen sich auch bei den Eltern mit Migrationshintergrund ähnlich wie bei den Jugendlichen keine verstärkten Antisemitismus-Neigungen.

(3) Durch Berechnungen auf der Basis von innerfamiliären Eltern-Kind-Dyaden konnte sichergestellt werden, dass die Befunde aus dem Generationenvergleich nicht auf Selektionseffekten beruhen. In Migrantenfamilien haben die Eltern jeweils einen höheren Nationalstolz (in Bezug auf Deutschland) als ihre Kinder. Am stärksten ist der Effekt beim Stolz auf die deutsche Geschichte. Somit

dürften die negativeren Einstellungen der Jugendlichen nicht durch innerfamiliäre Transmission zustande gekommen sein, sondern durch außerfamiliäre Sozialisationsprozesse. Ähnlich wie die autochthonen Deutschen scheinen aber auch die allochthonen Jugendlichen mit ihrer Identitäts-Sozialisation nicht im Reinen zu sein. Sie betonen noch stärker als ihre Eltern das Recht der Deutschen auf ein unverkrampftes Nationalgefühl. Ihre eigene Befangenheit bezüglich der deutschen Identität wird offensichtlich als Anormalität und als Defizit erlebt. In ergänzenden Langzeituntersuchungen ließ sich nachweisen, dass der besondere deutsche Sozialisationskontext seine Wirkung auch auf erwachsene Migranten nicht verfehlt. So fand Maehler (2010) in ihrer Studie zur Identität und zum Akkulturationsverhalten von eingebürgerten Migranten eine Verringerung des Nationalstolzes bei längerer Aufenthaltsdauer in Deutschland. Aus amerikanischen Untersuchungen ist dagegen der gegenteilige Zusammenhang bekannt: Die nationale Identifikation verstärkt sich mit der Aufenthaltsdauer in den USA (Huddy & Khatib, 2007; vgl. Kap. 8.1.2). Deutsche Besonderheiten zeigen sich somit weniger bei den „Problemfällen“ (vgl. Kap. 12.1) als bei denjenigen Zuwandern, die eine hohe Identifikations- und Integrationsbereitschaft aufweisen. Deren Bedürfnissen wird offenbar zu wenig Rechnung getragen.

12.4 Grundfragen der Identitätsforschung

12.4.1 Identität und psychische Gesundheit: der salutogenetische Aspekt

Welche Bedeutung kommt einer gesicherten Identität für eine gesunde psychische Entwicklung zu? Diese Frage stand historisch gesehen am Anfang der Identitätsforschung (vgl. Kap. 1.1). Sie war zentral für den Ansatz von Erikson (1950/99, 1959/73), dessen Postulate zusammenfassend als Kohärenzmodell bezeichnet werden können: Eine positive personale und soziale Identität bedingen sich gegenseitig und bilden eine wichtige Voraussetzung für die psychische Gesundheit (vgl. Kap. 1.3.1). Dem wurde aus der Vorurteilsforschung ein Kompensationsmodell entgegengesetzt. Danach hat die Identifikation mit Gruppen die Funktion, Schwächen und Verunsicherungen in der Persönlichkeit auszugleichen (vgl. Kap. 1.3.2). Forschungsarbeiten aus den „Kritischen Sozialwissenschaften“ (vgl. Kap. 4.1.1) nahmen dabei insbesondere die deutsche Identität ins Visier. Nationale

Identität und nationale Affekte wurden mit Pathologie und Aggressivität in Verbindung gebracht. In Deutschland gelang es, diese Assoziation tief in der öffentlichen Meinung zu verankern. Auch die politisch-pädagogische Bildung ist dadurch stark gekennzeichnet, wie unsere Analyse von Lehrplänen und Schulbüchern zeigt (vgl. Kap. 11.1). Auf der Ebene der individuellen Einstellungen fanden wir aufgrund eigener Forschungsdaten zwiespältige Effekte. Die negative Bewertung nationaler Identität ist einerseits ständig bewusst und führt zu einer allgegenwärtigen Befangenheit im Umgang mit dem Thema, andererseits wird ein intensiver Wunsch nach Normalität im Sinne einer Versöhnung von individueller und kollektiver Identität erlebt. Diese psychische Belastung äußert sich so stark, dass aus salotugenetischer Sicht in beunruhigendem Maße eine Flucht in fremde Identitäten als Ausweg gesucht wird. Diese „Identitätsflucht“ kann sich in einer Abwertung der Eigengruppe und der Aufwertung von Fremdgruppen äußern (Xenophilie) sowie in dem Wunsch, auszuwandern oder mit einer anderen Nationalität wiedergeboren zu werden (vgl. Kap. 9.3.3).

Die Bevorzugung des Kompensationsmodells als quasi ideologischer Grundlage der deutschen Identität steht nicht nur in einem krassen Gegensatz zu unseren Untersuchungsergebnissen, sondern auch zur internationalen Forschungslage. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, dass psychische Gesundheit im Regelfall durch den Einklang einer gesicherten personalen und sozialen Identität gefördert wird. Persönlichkeitsentwicklung und soziale Bindungen gehören seit der frühesten Kindheit untrennbar zusammen: Nur wenige Aussagen der Psychologie sind so gut bewiesen wie diese (vgl. Kap. 8.1.1). Diesen Zusammenhang könnte man nur in Frage stellen, wenn man die soziale Natur des Menschen leugnen wollte. Die Verbindung von Individuellem und Kollektivem kann als für den Menschen bedeutsame Überlebensstrategie gelten. Individuelle psychische Funktionsfähigkeit einerseits sowie soziale Kohäsion und Solidarität andererseits bedingen sich gegenseitig.

Die empirischen Belege, die für das Kompensationsmodell sprechen, beziehen sich auf selektive Stichproben. Es lassen sich somit zwar auch Kompensationseffekte nachweisen, diese bilden jedoch eher die Ausnahme. Die Richtung der Kompensationseffekte entspricht zudem nicht immer den Erwartungen. So konnte eine Abwertung von Fremdgruppen als Kompensation persönlicher Defizite bei rechtsradikalen Jugendlichen nur selten bestätigt werden. Nach unseren Daten, aber

auch nach dem internationalen Forschungsstand, ist die Abwertung der Eigengruppe und Aufwertung der Fremdgruppe als Korrelat individueller Unzufriedenheit und mangelnden Selbstwerts das bedeutendere Phänomen. Dieses Profil wurde bei dem von uns so benannten Internationalistischen Typ unter den Jugendlichen gefunden (vgl. Kap. 8.2.4). Bei der clusteranalytisch begründeten Unterscheidung zwischen einem Nationalistischen, Patriotischen, Indifferenten und Internationalistischen Typ ergab sich, dass der Internationalistische Typ mit Risikoindikatoren korrelierte, die sowohl die Persönlichkeit als auch die sozialen Bindungen betrafen (vgl. Kap. 8.2.4). Personale und soziale Stabilität, Gesundheit und Angepasstheit (functionability) dagegen standen in Zusammenhang mit dem Patriotischen, aber auch mit dem Nationalistischen Typ. Diese Befunde bestätigen die von Noelle-Neumann et al. (1987) getroffenen Aussagen (vgl. Kap. 4.1.1). Die Beziehungsmuster stellen aber keineswegs eine deutsche Besonderheit dar. So analysierten Bjørnskov et al. (2007) interkulturell die Determinanten der Lebenszufriedenheit als salutogenetischen Indikator. Die Daten entstammten der dritten und vierten Welle des World-Value-Survey. Es wurden 90.000 Personen in 70 Ländern befragt. Das Ausmaß der Lebenszufriedenheit wurde mit verschiedenen mutmaßlichen Determinanten in Beziehung gesetzt. Einen durchgängig positiven Einfluss auf die Lebenszufriedenheit und das individuelle Wohlbefinden hatten die religiöse Orientierung und eine eher konservative Einstellung. Des Weiteren hatten verheiratete oder zusammenlebenden Personen eine höhere Lebenszufriedenheit als Singles. Eine starke Belastung der Lebenszufriedenheit zeigte sich in Ländern mit einer kommunistischen Vergangenheit. Der Regressionskoeffizient betrug -.285 und war hochsignifikant. Der Effekt beruhte zum Teil auf den ökonomischen Problemen nach dem Zusammenbruch des Sozialismus. Die politische Ideologie in einem Land war dagegen nicht als solche wirksam, sondern nur indirekt über das konkrete Handeln der Regierung nachweisbar.

12.4.2 Das Problem der negativen Reziprozität

Als eine besonders brisante Konsequenz aus dem Kompensationsmechanismus wurde von einigen Autoren/innen abgeleitet, dass die Aufwertung der Eigengruppe mit einer Abwertung von Fremdgruppen einhergeht und somit die Basis für Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus bildet (vgl. Kap. 8.1.3 u. 8.1.4). Jede Form

der Eigengruppenfavorisierung, insbesondere der Nationalstolz, geriete somit in Verdacht, Vorurteile oder gar Gewalt gegen „outsider“ zu bedingen. Unsere Clusteranalysen bestätigten prinzipiell das Muster einer negativen Reziprozität in den Einstellungen, aber nicht unbedingt die gefürchteten Konsequenzen (vgl. Kap. 8.2.4). Es handelte sich eher um Akzentuierungen, die das Bestehen einer Systemgrenze zwischen „innen“ und „außen“ deutlich machen. Dabei erwies sich das Muster einer relativen Eigengruppenfavorisierung und relativen Fremdgruppenabwertung als nur eine Variante der Reziprozität. Die zweite Variante zeigte ein spiegelbildliches Muster, nämlich relative Eigengruppenabwertung verbunden mit relativer Fremdgruppenaufwertung. Der Differenzierungsmechanismus kommt somit auch bei Fremdenfreundlichkeit zum Tragen; abgewertet wird in diesem Fall die Eigengruppe. Beide Typen sozialer Identifikation stehen mit bestimmten Merkmalen der personalen Identität in Zusammenhang. Generell kann das erste Muster eher als Ausdruck psychischer Gesundheit und persönlicher Stabilität gelten als das zweite, das mit hoher Reflexivität, Belastungserleben und Selbstzweifeln einhergeht (vgl. Kap. 12.4.1). Unsere Projektergebnisse verweisen aber auch auf eine dritte Möglichkeit, nämlich eine Kombination von jeweils positiver Einschätzung sowohl der Eigen- als auch der Fremdgruppe. Diese Konstellation korreliert ebenfalls mit salutogenetisch wünschenswerten Aspekten der personalen Identität. Die negative Reziprozität in der sozialen Identität ist somit durchaus ein hervorstechendes Muster, das sich schnell einstellt. Der Prozess der Innen-Außen-Differenzierung impliziert häufig eine differenzielle Bewertung. Allerdings ist auch eine gleichermaßen positive Akzeptanz von Eigen- und Fremdgruppe möglich. Als begünstigende Bedingungen hierfür kommen ein gewisses Maß an Reflexivität und eher moderate Ausprägungen in den Einstellungen zur Fremd- und Eigengruppe in Betracht. Es handelt sich eher um ein Muster reifer Beurteilungen, demgegenüber kommt in der negativen Reziprozität eher die polarisierende „Logik der Affekte“ zum Ausdruck (vgl. Kap. 11). Während die Affektbasis für das nationalistische Muster in der Forschungsliteratur schon immer vorausgesetzt wurde, konnte dies nun auch für das komplementäre Bild einer internationalistischen Identität nachgewiesen werden.

12.4.3 Die Nationalismus-Patriotismus-Debatte

Der Nationalstolz hat in der Forschungsliteratur kontroverse Diskussionen ausgelöst. Hauptsächlich geht es darum, ob man ihn als positive Bindung an das eigene Land begreifen soll oder eher als nationalistische Überheblichkeit, die Abwertung und Feindseligkeit gegenüber anderen Ländern beinhaltet. Zur Lösung des Problems wurden faktorenanalytische Modelle herangezogen, die im Wesentlichen zwei Grundformen der nationalen Identität unterschieden: den „guten“ Patriotismus und den „schlechten“ Nationalismus (vgl. Kap. 8.1.2). Auch wenn verschiedene Autoren/innen die gleiche Terminologie in diesem Sinne verwendet haben, so sind die Modelle inhaltlich dennoch nicht kongruent. Viele amerikanische Ansätze bevorzugten formale Gesichtspunkte indem sie den Patriotismus mit einem flexiblen und den Nationalismus mit einem rigiden Einstellungsmuster in Bezug auf die eigene Nation in Verbindung brachten. Als deutscher Vorschlag wurde von Blank und Schmidt (1993) dagegen ein inhaltliches Kriterium gewählt, nämlich auf welche Kollektivgüter Stolz geäußert wird. Stolz auf Demokratie, Grundgesetz und soziale Errungenschaften sprächen für Patriotismus, während der Stolz auf Kollektivgüter, die nationale Aufwertung und Überlegenheit beinhalten, Indikatoren für Nationalismus seien. Ideengeschichtlich gesehen lässt sich der Ansatz auf das Konzept des Verfassungspatriotismus zurückführen (vgl. Kap. 4.1.1). Dieses Konzept wurde den Deutschen als Konsequenz aus den „historischen Anomalien“ (Drittes Reich, Deutsche Teilung) nahegelegt. Das Modell konnte auf der Basis unserer Daten jedoch nicht repliziert werden (vgl. Kap. 8.2.3). Stolz oder Nicht-Stolz erwiesen sich eher als generalisierte Haltungen gegenüber der Nation, unabhängig vom Gegenstand des Stolzes. Es zeigte sich darüber hinaus, dass die Faktorenlösungen nicht stabil waren. Dies galt sowohl für den Vergleich von Jugend- und Elterngeneration als auch für den interkulturellen Vergleich. Für die meisten Items der Nationalstolz-Skala ergab sich keine klare Zuordnung zu einer der beiden Faktoren. Das Modell funktionierte nur auf der Basis von einigen wenigen, von den Autoren handverlesenen Indikatoren. Somit bestehen Bedenken gegen die Brauchbarkeit des Modells und die Idee des Verfassungspatriotismus.
Die eigenen Daten sprechen dafür, dass die Beantwortung der Items der Nationalstolz-Skala durch zwei Bedingungen beeinflusst wird (vgl. Kap. 8.2.2). Zum einen spielt die generalisierte positive oder negative Einstellung zur Nation eine Rolle (emotionaler Aspekt), zum anderen kommen aber auch differenzierte realistische Einschätzungen der Aussagen zur Geltung (kognitiver Aspekt). Einzelne Items sind

mehrdeutig und eignen sich nicht als zuverlässige Indikatoren für die soziale Identität. So glaubten Blank und Schmidt (1993) vor allem aufgrund der Aussage „Stolz ein/e Deutsche/r zu sein“ auf Nationalismus, Rechtsextremismus und Verfassungsfeindlichkeit schließen zu können und sprachen sich praktisch für eine Ächtung dieser Formulierung aus. Zustimmungen zu dieser Aussage finden sich nach unseren Daten jedoch auch bei Patrioten. Gestützt wird unser Ergebnis durch die internationale Forschungsliteratur, in der diese Aussage als Indikator für eine positive Verbundenheit mit der eigenen Nation, aber nicht für die Abwertung anderer Nationen angesehen wird (vgl. Kap. 8.1.2). Nach unseren eigenen Analysen kann eine sinnvolle psychologische Interpretation des Nationalstolzes für einzelne Personen oder Gruppen nur dann vorgenommen werden, wenn weitere Einstellungsmerkmale berücksichtigt werden, also ein komplexeres Einstellungsprofil erstellt wird.

Noch zu einer weiteren kontrovers diskutierten Thematik konnte unser Projekt Klarheit schaffen. Es konnte ein Modell multipler Identitäten gestützt werden, im Gegensatz zu einem Modell konkurrierender Identitäten. Dies gilt vor allem für die Verbundenheit mit der lokalen, regionalen, nationalen und europäischen Ebene (vgl. Kap. 12.1). Aus Sicht der Entwicklungspsychologie erweitert sich die soziale Identität sukzessive vom unmittelbaren Nahbereich zu umfassenderen sozialen Einheiten. Nur unter besonderen Bedingungen erscheint die regionale oder europäische Identität als Gegenspieler oder Ersatz für die nationale Identität. Somit ist die Annahme unzutreffend, dass eine Förderung der europäischen Identität durch einen Verzicht auf die nationale Identität erkauft werden muss.

Auch nach Etzioni (2010) verläuft die soziale Identitätsentwicklung in Richtung zunehmender Komplexität, so wie konzentrische Kreise immer größere Bereiche umfassen. Dabei bleiben jedoch die Bindung und auch die Verantwortung des Menschen für sein soziales Umfeld umso stärker, je näher ihm die sozialen Bezugspersonen stehen. Logischerweise müsste die höchste Stufe dieser Entwicklung die Verbundenheit mit der ganzen Menschheit einschließen. Damit wäre die reifste Form der Entwicklung sozialer Identität erreicht. Unsere empirischen Daten zeigen jedoch, dass dieses Niveau eines Weltbürgertums nur für wenige Jugendliche und auch Erwachsene zutrifft (vgl. Kap. 9.3.3). Vielmehr geht die Zustimmung zur Identifikation mit der ganzen Menschheit mehrheitlich mit einer Abwertung der näher gelegenen sozialen Systeme einher, was man mit der Formel

„Fernsten- statt Nächstenliebe“ beschreiben kann. Es kommt somit ein kompensierender Mechanismus zum Ausdruck, eine Bevorzugung abstrakter Prinzipien gegenüber konkreten Verpflichtungen in den Lebensformen, in die das Individuum eingebettet ist. Die „ganze Menschheit“ kann somit als abstrakter Zufluchtsort für verunsicherte Identitäten dienen, die Probleme mit ihren Bezugspersonen bzw. -gruppen haben. Dagegen argumentiert Etzioni (2010), dass man sich beispielsweise dem Wohlergehen aller Kinder dieser Welt verpflichtet fühlen sollte, dass aber die Verpflichtung gegenüber den eigenen Kindern natürlich stets am größten sei. Jede andere Ethik würde den anthropologischen Determinanten des Menschen widersprechen und wäre in diesem Sinne inhuman.

12.5 Deutsche Identität: Die Sozialisationsthese

In der Identität der Deutschen zeigen sich nach unseren Befunden unübersehbare Prägungen durch die zentralen Botschaften der sog. Vergangenheitsbewältigung bzw. Erinnerungskultur seit dem Zweiten Weltkrieg. Die Forderung nach kritischer Selbstreflektion haben die Deutschen wie kein anderes Volk verinnerlicht. Sie beziehen dies auf ihre eigene Person und auf ihre Nation. Daraus wird deutlich, dass eine generalisierte Grundhaltung entstanden ist, die sich in vorsichtiger Distanz zum Eigenen sowie in Befangenheit gegenüber kollektiven Bindungen und Emotionen äußert. Den publizistischen und pädagogischen Bemühungen, wie sie von der Frankfurter Schule und verwandten intellektuellen Einflüssen ausgingen, kann somit ein bemerkenswerter Erfolg bescheinigt werden (vgl. Kap. 4.1.1).
Beide von uns untersuchten Generationen sind in diesem sehr gleichsinnig ausgerichteten öffentlichen Meinungsklima sozialisiert worden.
Der unseren Daten zufolge spektakulärste Effekt dieser Sozialisation betrifft die nationale Identität. Der Nationalstolz war in Deutschland unter allen Teilnahmeländern der Studie am schwächsten ausgeprägt (vgl. Kap. 4.2.3 u. 8). Dieser Befund bestätigt zahlreiche bereits vorliegende Forschungsergebnisse, die sich zudem nicht nur auf europäische (Noelle-Neumann, 1987), sondern auch auf weltweit durchgeführte Datenerhebungen stützen. Rose (1985) bezog sich in seinen Analysen über den Nationalstolz auf kulturvergleichende Untersuchungen in 15 verschiedenen Ländern. Den Spitzenwert erzielten die Vereinigten Staaten mit 96 % Nationalstolzen, den letzten Platz nahm die Bundesrepublik Deutschland mit 59 %

ein. Relativ wenig Nationalstolz wurde des Weiteren in Belgien, Japan und den Niederlanden gemessen. Rose (1985) testete kulturübergreifend die Hypothese, ob der Nationalstolz ein positiver oder negativer Faktor ist. Kompensieren z. B. Personen mit hohen Nationalstolz-Werten Defizite in ihren sozialen Beziehungen? Oder ist es so, dass sie auch bezüglich der persönlichen Beziehungen die besser Integrierten sind? Als Kriterium wurde die Zufriedenheit mit dem Familienleben herangezogen. Korrelationsstatistisch wurde berechnet, ob der Patriotismus diesbezüglich eine kompensatorische Funktion hat oder ob eher ein Generalisationseffekt stattfindet. Für alle Länder galt, dass diejenigen, die mit ihren Familienleben zufrieden waren, auch größeren Stolz auf ihr Land zum Ausdruck brachten. Der Unterschied im Nationalstolz zwischen den sozial Integrierten und den Unzufriedenen betrug 19 %. Dieser Wert war größer als der Unterschied zwischen den Altersgruppen und der zwischen den hoch oder niedrig Gebildeten. Es gibt also keine Anhaltspunkte dafür, dass Schwierigkeiten in den persönlichen Beziehungen auf die ideologische Ebene projiziert werden. Die Zufriedenheit mit den persönlichen Face-to-face-Beziehungen bildete vielmehr einen guten Prädiktor für den Nationalstolz. Unzufriedenheit mit der Politik der gegenwärtigen Regierung beeinflusste den Nationalstolz nicht. Man kann im Gegenteil sagen, dass in Krisenzeiten der Nationalstolz eine einigende Klammer darstellt.
Smith und Jarkko (1998) stützten sich auf Daten, die im Jahr 1995 in 23 Ländern im Rahmen der „National Identity Study“ erhoben wurden. Es wurde eine Rangfolge des Nationalstolzes über die verschiedenen Länder erstellt. An der Spitze der Rangfolge standen die angloamerikanischen Länder. Die Autoren folgern daraus, dass hoher Nationalstolz ein Merkmal für stabile und seit längerem existierende Demokratien ist. Geringer Stolz ergab sich in Ländern, die den Zweiten Weltkrieg verloren hatten. Die klarsten Anzeichen dafür, dass Schuldgefühle den Nationalstolz beeinträchtigten können, zeigten sich in West- und Ostdeutschland. Der generelle Nationalstolz war schwächer ausgeprägt als der Stolz auf spezifische Leistungsbereiche. Nur in Deutschland konnte der Antinationalismus als ein fester Teil des Nationalcharakters festgestellt werden. Die Rankings des Nationalstolzes erwiesen sich als sehr stabil über längere Zeitspannen hinweg. Der geringe deutsche Nationalstolz belebte sich auch nicht nach der Wiedervereinigung, obwohl viele Autoren und Autorinnen dies erwartet hatten. Es setzte sich das für die Nachkriegszeit typische Muster durch.

Smith (2006) fiel auf, dass Deutschland hinsichtlich der Bereiche, die insgesamt besonders häufig als Bereiche hohen Stolzes genannt werden, relativ niedrige Rangplätze aufwies. Besonders deutlich war dies hinsichtlich des Bereichs der Geschichte, der den letzten Rangplatz belegte (vgl. Kap. 8.2.2). Smith (2006) führte dies explizit auf die Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit zurück.
Die Vergleichsstudie von Evans und Kelley (2002) stützte sich auf Daten aus dem „International Social Survey Program“, das 24 Nationen umfasste. Die Stichprobengröße betrug N = 30.894. Die Autoren konnten viele einflussreiche Hypothesen widerlegen:
Globalisierungsthese: Die nationale Identität wurde in allen 24 untersuchten Nationen nicht durch die Globalisierung geschwächt. Es gab auch keine Hinweise darauf, dass Länder, die international stark verflochten sind, einen geringeren Nationalstolz aufweisen. Die ökonomische oder institutionelle Verflechtung hatte die Nationalgefühle entgegen der Erwartungen nicht beeinträchtigt (vgl. Kap. 2.1).
Zivilisationsprozess-Hypothese: Es gab keinen epochalen Trend in der Verlagerung des Nationalstolzes vom militärischen Bereich in andere Bereiche wie Wissenschaft, Kunst und Literatur. Nur in den USA trat jedoch das Militär unter den drei höchsten Nationalstolznennungen auf. Diesbezüglich nahmen die Vereinigten Staaten weltweit eine Sonderrolle ein. Dadurch wurde belegt, dass militärischer Stolz mit einer stabilen Demokratie vereinbar ist. Auch in den anderen untersuchten Ländern war entgegen der Zivilisationshypothese die Korrelation zwischen dem Stolz auf das Militär und auf die Wissenschaft nicht negativ, sondern positiv mit r = .34. Militärischer Stolz und Stolz auf Kunst und Literatur korrelierten mit r = .29 sowie mit dem Stolz auf den Sport mit r = .35.
Postmaterialismus-Hypothese: Sie besagt, dass sich Länder unterhalb eines bestimmten ökonomischen Schwellenwerts auf ökonomische Gegebenheiten und dass sich die darüber liegenden Länder auf Kunst, Wissenschaft und Sport konzentrieren. Auch diese Hypothese fand keine Bestätigung.
Kulturelle Diversität: Die Daten stützten sehr stark die Hypothese, dass es überdauernde kulturelle und nationale Unterschiede gibt. Diese überdauernde Stabilität galt jedoch nicht absolut. Es ließen sich auch bestimmte historische Umstände ausmachen, die zu Veränderungen führen. So wurde für die geringe Wertschätzung des Militärs in Deutschland die Erfahrung der Nazizeit als ursächlich angesehen.

Geschichtshypothese: Sie geht davon aus, dass es historisch gewachsene Unterschiede gibt. So war der Nationalstolz in den USA am stärksten ausgeprägt, gefolgt von anderen englischsprachigen Ländern. Hier gibt es eine überdauernde Tradition starker nationaler Identität. In Kontinentaleuropa tritt im Vergleich dazu der Nationalstolz in gemäßigter Form auf. Von diesem gemäßigtem Standard abweichend ist der Nationalstolz in Deutschland besonders niedrig.
Im Gegensatz zu ihrer Geschichtshypothese fanden Evans und Kelley (2002), dass der Stolz auf Kunst und Literatur in Deutschland sehr gering ausgeprägt war. Dies empfanden sie als Widerspruch zur historischen Bedeutung der deutschsprachigen Kunst und Literatur. Sie hatten nicht in Rechnung gestellt, dass es offenbar eine generalisierte negative nationale Identität gibt. Beim Stolz auf die ökonomischen Leistungen ergaben sich große Unterschiede zwischen den untersuchten Ländern. Diesbezüglich lagen die Werte für Westdeutschland relativ hoch. Dies wurde dadurch erklärt, dass das „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit identitätsstiftend in der alten Bundesrepublik gewirkt habe (vgl. Kap. 4.1.1).
Die Verbindungen zwischen der Gegenwartsidentität in Deutschland und den historischen Erfahrungen aus dem Dritten Reich wurden oft als Erklärung herangezogen und scheinen auch nahezuliegen. Dennoch bleibt die Frage offen, wie diese Verbindungslinien genau aussehen bzw. durch welche Mechanismen das Vergangene auf das Gegenwärtige wirkt. Zahlreiche Autoren und Autorinnen erklärten den Zusammenhang in der Form, dass entweder traumatisierende authentische Erfahrungen in den betroffenen Individuen (Zeitzeugen) nachwirken oder durch innerfamiliäre Transmission eine „Vererbung“ der Traumatisierung an die Kinder und Enkelgeneration erfolgt. Bode (2004, 2009) konnte solche Wirkungen aufzeigen, indem sie „Kriegskinder“ und „Kriegsenkel“ interviewte. Sie bezeichnete die Kriegskinder als „vergessene Generation“, die erst spät „ihr Schweigen gebrochen“ habe und es wage, über das erlittene Leid und die noch heute spürbaren psychischen und gesundheitlichen Folgewirkungen zu sprechen. Der Grund für das lange Schweigen sei gewesen, dass Betroffene, Psychotherapeuten, Ärzte sowie die mediale Öffentlichkeit fürchteten, die Thematisierung deutschen Leids könne als Versuch der Aufrechnung gegenüber den Holocaust-Opfern missverstanden werden. Dies habe die individuelle Bewältigung erschwert und eine gesellschaftliche Anerkennung des Leids verwehrt. Das Selbstverständnis als „Opfer“ widersprach der

Identität der sog. 68er-Generation. Bode (2009) zitiert hierzu aus einem Vortrag von Bischof Hans Christian Knuth (Jahrgang 1940):
„Die seelischen Wunden und Ängste, die uns als Kinder überwältigt hatten und die wir darum tief in unser Innerstes verbannt hatten, kamen nicht zur Sprache. Wir identifizierten uns mit den Opfern der Konzentrationslager, mit den Opfern der deutschen Kriegszüge in Osteuropa. Ja, wir übertrugen unsere Identifikation mit den Opfern auf die Völker der ganzen Dritten Welt, die unter Kriegen, Kolonialismus und neuen Formen wirtschaftlicher Ausbeutung zu leiden hatten. Aber, dass wir selber als Kriegskinder auch die Opfer waren, um die wir trauern sollten und für die wir Solidarität fordern sollten, das kam uns damals nicht in den Sinn!“ (S.177).
Gerade das Schweigen der traumatisierten Kriegskinder habe jedoch nach Bode (2009) dazu beigetragen, dass die Enkelgeneration (also die heute 40- bis 50-Jährigen) zu Erben der Leidenssymptomatik geworden sei. Sie konnten dadurch die Störungen im (Sozialisations-)Verhalten ihrer Eltern nicht verstehen und reagierten mit Abgrenzung und Widerstand statt mit Verständnis. Alle interviewten Personen berichteten über starke Konflikte mit ihren Eltern und Bode (2009) registrierte als auffällige Konsequenz dieses belasteten Familienklimas die stark verbreitete Kinderlosigkeit in der Enkelgeneration. Erst sehr spät hätten diese die Probleme der Eltern nachvollziehen können, als sie endlich etwas über deren Todesängste in Bombennächten, über Massaker während Flucht und Vertreibung oder über Massenvergewaltigungen erfuhren. „Zu einem früheren Zeitpunkt waren sie nicht in der Lage gewesen, sich ihrer Kindheit zu stellen, oder sie hatten es sich nicht erlaubt, weil sie sich dazu nicht berechtigt sahen“ (Bode, 2009, S. 50). Die Zeit für die Verarbeitung dieser Traumata und für deren gesellschaftliche Anerkennung sei vielleicht erst jetzt gekommen.
Eine andere Form der Transmission von „Erinnerung“ beschrieben Welzer et al. (2002) ebenfalls auf der Basis von Interviews. Es wurden mit 98 Zeitzeugen, 50 Angehörigen der Kindergeneration und 43 Angehörigen der Enkelgeneration Gespräche über das Dritte Reich geführt. Die Enkelgeneration gehörte den Jahrgängen 1954 bis 1986 an, war also viel älter als die von uns befragte Jugendgeneration. Die Autoren führten als theoretischen Rahmen die von Mitscherlich und Mitscherlich (1968) postulierte „Verdrängungsthese“ fort, indem sie ein Verdrängen der Schuld und eine Idealisierung von Familiengeschichten während des Dritten Reiches unterstellten (vgl. Kap. 4.1.1). Die zentrale These besagte, dass

das familiäre Geschichtsbild stark von der offiziellen Geschichtsinterpretation abweicht. Während die Befragten das Leid der eigenen Angehörigen im Krieg betonen, thematisiert die öffentliche Gedenkkultur die Verbrechen an den Holocaust-Opfern. Diese Diskrepanz wird von den Autoren als „schockierendes Ergebnis“ der Studie bezeichnet. Der Idealisierung der Familiengeschichte müsse pädagogisch entgegengewirkt und die schuldhafte Verstrickung der Großeltern in die Nazi-Verbrechen offengelegt werden.

Unsere eigenen Daten vermitteln kaum Anhaltspunkte dafür, dass die beschriebenen Besonderheiten in der personalen und sozialen Identität als direkte Folgen des Zweiten Weltkrieges oder der Nazi-Diktatur verstanden werden können, die durch innerfamiliäre Transmission auch die nachfolgenden Generationen beeinflussen. Es zeigten sich zum Thema Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg auch keine innerfamiliären Spannungen und Konflikte mehr, wie sie noch für die Generationen davor typisch waren. Weder wurden „Traumata“ thematisiert noch „Verdrängungen“ gepflegt. Vielmehr verweisen die Befunde auf die Effekte, die vom öffentlichen Sozialisationskontext ausgehen. Die gegenwärtige Jugendgeneration wird vor allem durch das „offizielle Erinnern“ geprägt. Während die Bedeutung der direkten familiären Transmission im Zeitverlauf abnimmt, steigt der Einfluss geplanter medialer und pädagogischer Maßnahmen, bei denen die Frage nach der Verantwortung gestellt werden muss (vgl. Kap. 11).

In der vorliegenden Studie wird daher zur Erklärung der deutschen Besonderheiten ein Sozialisationsansatz herangezogen. Schon der Literaturüberblick vermittelte Anhaltspunkte über die Entwicklung und inhaltliche Ausprägung dieses spezifischen Sozialisationskontextes in der Nachkriegszeit (vgl. Kap. 4.1). Die diesem entsprechenden Konsequenzen in der personalen und sozialen Identität der Deutschen wurden durch unsere eigenen Forschungsdaten verdeutlicht. Eine Auffälligkeit bei den deutschen Jugendlichen im internationalen Vergleich betraf den „Identitätsknick“ im Alter von 15/16 Jahren, d. h. das abrupte Absinken des Nationalstolzes, sowie der signifikante Zusammenhang zwischen der Verringerung von Antisemitismus und sinkendem Nationalstolz (vgl. Kap. 5.2.2). Es wurde daraufhin in einer zusätzlichen Projektphase der Vermutung nachgegangen, dass die Ursachen im schulischen Kontext zu finden sein könnten, da in der Jahrgangsklasse 9/10 die Themen Nationalsozialismus und Holocaust im Lehrplan für den Geschichtsunterricht vorgesehen sind. Eine genauere Analyse der Holocaust

Education (Lehrpläne, Forschungsliteratur, eigene Fallstudie) ließ den vermuteten Zusammenhang als plausibel erscheinen (vgl. Kap. 11).
Gleichzeitig ist jedoch zu bedenken, dass die Holocaust Education nicht als einziger Einflussfaktor in Betracht kommt und nur als Teil eines spezifischen kulturellen Kontextes bzw. Meinungsklimas zu sehen ist. Dafür spricht, dass der „Identitätsknick“ auf einem bereits sehr niedrigen Niveau des Nationalstolzes ansetzt. So konnte in einer eigenen Medienanalyse die Dauerpräsentation des Zweiten Weltkrieges/Nationalsozialismus/Holocaust anschaulich gemacht werden (FB 35).

Pilotstudien liegen auch zur Bedeutung informeller pädagogischer Einflüsse vor. Miller-Idriss (2006) führte als amerikanische Stipendiatin hierzu ethnologische Feldstudien durch, die allerdings nur drei Berliner Schulen umfassten. Ihr Interesse war, zu erkunden, wie die nationale Identität von Schülern und Schülerinnen durch Lehrkräfte beeinflusst wird. Sie konstatierte, dass viele Beeinflussungsversuche gar nicht im offiziellen Unterricht erfolgten, sondern in informellen Gesprächen, und dass in diesem Kontext viele antinationale Haltungen vermittelt wurden. Die Lehrkräfte glaubten, damit einen Beitrag im Kampf gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit zu leisten. Sie vermittelten vor allem zwei Botschaften: Erstens Ethnizität als Mythos zu entlarven und zweitens Nationalstolz als legitimes Ausdrucksmittel nationaler Zugehörigkeit zu beschädigen.
In den Interviews mit den Schülerinnen und Schülern konnte Miller-Idriss (2006) feststellen, dass diese sich gegen den Druck des „Nationalstolztabus“ wehrten. Sie empfanden die Beeinflussungsversuche der Lehrkräfte als sozialen Druck, der oft nicht ihren eigenen Meinungen entsprach. Sie erlebten die Diskussionsatmosphäre als nicht frei, sondern als durch Zensur und Meinungsunterdrückung charakterisiert. Miller-Idriss (2006) fand zudem, dass die Sichtweisen der Schüler und Schülerinnen zur nationalen Identität häufig differenzierter und komplexer waren als die Argumente der Pädagogen (vgl. Kap. 11.3). Allgemein drückten diese ihre Frustration darüber aus, dass von ihnen verlangt würde, sich über alles Deutsche zu schämen und dass ihnen nationale Identität oder Nationalstolz verwehrt würden. Offensichtlich weil die Interviewerin Amerikanerin war, äußerten viele Schüler, dass sie Amerika dafür bewunderten und beneideten, dass man Nationalstolz dort offen ausdrücken könne und dass die amerikanische Flagge als verbindendes Symbol gerne gezeigt würde.

Welche Anhaltspunkte gibt es nun für Nebenwirkungen dieses Sozialisationskontextes (vgl. Kap. 11.5)? Die von Horkheimer befürchtete offene Rebellion der Jugend ist offenbar ausgeblieben (vgl. Kap. 4.1.1). Der erzeugte Leidensdruck scheint mehr nach innen als nach außen gerichtet zu wirken – ein pädagogischer Effekt, der von Horkheimer ebenfalls abgelehnt wurde: „Meine persönliche Meinung geht dahin, daß im Unterricht vom Nazi-Reich so gesprochen werden sollte, daß dem Selbstbewußtsein der Schüler kein Harm geschieht. … Ich halte es für falsch, Schuldgefühle bei Menschen zu wecken, die keine Schuld tragen“ (zit. nach Albrecht, 1999, S. 402). Nur eine Minderheit der Jugendlichen hat die Überzeugung, dass sich die Deutschen heute wegen ihrer Vergangenheit hinsichtlich ihrer nationalen Identität beeinträchtigt fühlen sollten (vgl. Kap. 9.3.3). Gleichzeitig gaben sie jedoch an, dass sie in Bezug auf sich selbst diese Beeinträchtigung spüren. Rationalität und Emotionalität scheinen hier getrennte Wege zu gehen. Eine tiefsitzende Verunsicherung der Gefühle, die die Eigengruppe betreffen, wird in fast fatalistischer Form erlebt und gleichzeitig bedauert. Aus diesem Spagat resultiert einer der deutlichsten Befunde der Untersuchung: der Wunsch nach Normalität.
Das „Nationalstolz-Tabu“ in Deutschland basiert in hohem Maße auf einem Emotionstabu. Während des „Experiments“ des Sommermärchens wurde dieses Emotionstabu gelockert (vgl. Kap. 9.3.3). Die Jugendlichen durften Unverkrampftheit und Zugehörigkeit erleben. Emotionen werden ansonsten in Deutschland häufig nur dann als legitim angesehen, wenn sie in Bezug auf die Eigengruppe negativ und belastend sowie in Bezug auf Fremdgruppen positiv sind. Diese Position wird z. B. in den von Heitmeyer herausgegebenen Bänden der Reihe „Deutsche Zustände“ eingenommen. In einem Beitrag mit dem Titel „Ich will keine Normalität, es muß wehtun!“ (Heitmeyer, 2005, S. 267) wird die Schauspielerin Iris Berben mit den Worten zitiert: „ Ich will ... keine Normalität haben, weil Normalität für mich bedeutet, abhaken, jetzt haben wir es erledigt, jetzt können wir wieder unbefangen auftreten“ (S. 271). Auf die Frage nach der Funktion ihrer Lesungen vor Schulklassen antwortet sie, dass es wichtig sei, einen emotionalen Zugang zu schaffen. Das Unbegreifliche müsse immer wieder ausgesprochen werden. Dabei ist ihr der Leidensdruck, den sie schafft, bewusst: „Man kann sicher nachempfinden, dass eine Jugend nicht mit diesem schweren Paket von Verantwortungen leben möchte, sie möchte bei Null anfangen“ (S. 272).

Man kann „Normalität“ bzw. den Normalitätsbegriff unterschiedlich auffassen. Die eigene Studie verwendet einen empirischen Normalitätsbegriff, d. h. sie orientiert sich an ermittelten Häufigkeiten (Ist-Werten) und insbesondere Durchschnittswerten. Auf diese Weise können im interkulturellen Vergleich Besonderheiten oder auch Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen europäischen Ländern herausgestellt werden. Bei der Interpretation von Zusammenhangsmustern findet jedoch auch ein normativer Normalitätsbegriff Anwendung, dessen Grundlage also bestimmte Normen (Soll-Werte) bilden. Diese leiten sich in unserer Studie aus salutogenetischen Gesichtspunkten ab. Die zentralen Kriterien sind psychische Gesundheit und psychische Funktionsfähigkeit der nachwachsenden Generation. Mit diesem Ansatz weicht unsere Studie von zahlreichen Untersuchungen aus dem Bereich der Vorurteilsforschung ab. Heitmeyer (2003) meint, dass Destruktives in der Normalität steckt. „Das Bedrohliche von Normalität liegt in der Immunisierung gegenüber Selbstreflexivität sowie der hohen Bewertung von Konformität und Tradition, also typischen Wertvorstellungen der Kontinuität... Nach unseren Untersuchungen verstärken die ordnungstragenden Werte wie Tradition und Konformität die gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit... Auch eine zunehmend propagierte Leistungsorientierung gehört zum zentralen Normalitätsbestand dieser Gesellschaft – und auch sie kann ähnlich wie Konformität und Tradition, solche menschenfeindlichen Einstellungen verstärken“ (S. 308). Unsere Daten sprechen dagegen für die salutogenetische Relevanz der im Sinne von Heitmeyer (2003) „ordnungstragenden Werte“, die ihm im Kontext der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit als verdächtig erscheinen. Es ergäbe sich aus seinem Konzept die paradoxe Folgerung, dass z. B. Lebenszufriedenheit und Leistungsbereitschaft der Individuen, die Wertschätzung von Kindern und die sozialen Bindungskräfte der Gesellschaft geopfert werden müssten, um ein Maximum an gruppenbezogener Menschenfreundlichkeit zu erreichen (vgl. Kap. 4.1.1 u. 8.2.4). Zwar ist der kritische Einwand von Heitmeyer (2003), dass empirische Normalität auch deformierte Normen beinhalten könne, prinzipiell berechtigt, jedoch müssten dann alle Europäer deformiert sein, während nur wenigen auserwählten Intellektuellen die Definitionsmacht darüber zukommt, wie die normative Normalität auszusehen habe. Hierbei ist zu bedenken, dass nicht nur die „unreflektierten Massen“, sondern auch Ideologien die Grundlage für Fehlentwicklungen bilden können, wenn sie sich nicht an einem realistischen Menschenbild orientieren.

Weder aus unseren Daten noch aus denen anderer vorliegender Studien einschließlich der Vorurteilsforschung lässt sich normative Anormalität ableiten und ein Dauer-Alarmismus begründen. Für die untersuchten kontinentaleuropäischen Länder ist weder überbordender Nationalismus typisch, noch finden sich mehrheitlich Einstellungen gegenüber Fremdgruppen, die die dramatische Betitelung „Feindlichkeit“ oder „Phobie“ rechtfertigen (vgl. Arts & Halman, 2006). Der Begriff des Feindes bezieht sich auf einen Kriegszustand und impliziert eine Vernichtungsabsicht. Damit soll vielleicht subtil eine Assoziation zur Vernichtungspolitik der Nazis hergestellt werden. Der Begriff der Phobie verweist auf eine psychische Erkrankung. In den empirischen Erhebungen werden jedoch durchweg Items vorgegeben, die solche Deutungen nicht nahelegen. Von daher wird bei der Bezeichnung der Skalen oft ein irreführender Jargon gepflegt.
So wird z. B. in der Studie von Decker et al. (2008) hervorgehoben, dass „Befürwortung einer rechtsgerichteten Diktatur“, „Chauvinismus“, „Ausländerfeindlichkeit“, „Antisemitismus“, „Sozialdarwinismus“ und „Verharmlosung des Nationalsozialismus“ keine Minderheitenprobleme darstellten, sondern der „Mitte der Gesellschaft“ zuzurechnen seien. Botschaften in dieser Form wiederholen sich in einschlägigen Studien seit Jahrzehnten und dominieren das Meinungsklima in der Bundesrepublik. Es ist ein eigenes wissenschaftliches Genre entstanden, das die „reeducation“ in Form einer Dauerüberwachung fortführt (vgl. Kap. 4.1.1). Dabei besteht offenbar eine starke Immunisierung gegen jede externe Validierung. Es müsste sonst gefragt werden, wieso denn eine Gesellschaft, die bereits angeblich mit einem Bein in einer neuen faschistischen Diktatur steht, seit Jahrzehnten eine so dauerhafte und stabile Demokratie aufweist. In diesem Sinne widersprach denn auch das Forsa-Institut (Hoffmann, 2008) den Aussagen der Untersuchung von Decker et al. (2008). Die Forsa-Studie ergab, dass die Deutschen von der Idee der Demokratie durchweg überzeugt sind. Es wurde eine wichtige Differenzierung berücksichtigt. Man unterschied in der Befragung zwischen der Zustimmung zur Demokratie als Staatsform im Allgemeinen und der Realisation im politischen Alltag. Danach bejahten 92 % der Deutschen generell die Demokratie, aber 52 % äußerten Kritik an ihrer konkreten Umsetzung in der politischen Praxis.
Aus salutogenetischer Sicht ist es besonders bedenklich auf Jugendliche Leidensdruck auszuüben und dies als eine Art Therapie dargestellt, die letztlich dem Wohle des Zöglings dient. Dieser Grundgedanke wurde in dem klassischen Werk

von Mitscherlich und Mitscherlich (1967) vertreten und später auf pädagogische Prozesse übertragen (vgl. Kap. 4.1.1). Moser (1992) sieht ein Problem dieses Ansatzes darin, dass den „Patienten“ (also den Deutschen) eine einfühlende Haltung seitens des „Therapeuten“ verweigert wurde, die ansonsten die unverzichtbare Basis eines jeden psychotherapeutischen Prozesses darstellt. Der Mangel an Einfühlung in die Schüler/innen erwies sich auch als charakteristisch für die Holocaust Education (vgl. Kap. 11). Nach unseren Daten besonders effektiv und mit starken Nebenwirkungen behaftet ist der Zugriff auf die Emotionen. Die pädagogischen Maßnahmen werden der ansonsten so hochgeschätzten Reflexivität entzogen. Reflexivität wird vor allem im Sinne von Befangenheit und Negativität gegenüber dem Eigenen gefördert, nicht jedoch in Bezug auf die Beeinflussungsstrategien.

Als negativen Effekt der „Erinnerungskultur“ befürchteten die Jugendlichen in unserer Interview-Studie eine Image-Schädigung Deutschlands (vgl. Kap. 9.3.3). Die empirisch besonders gut dokumentierten Auswirkungen der Gedenkpolitik in den Niederlanden lassen die Befürchtung als gut begründet erscheinen (vgl. Kap. 4.1.3). Eine empirische Bestätigung hierfür lässt sich zudem aus dem Befund ableiten, dass das Image Deutschlands europaweit in der Eltern-Generation positiver ausfiel als bei den Schülerinnen und Schülern. Wären persönliche Erinnerungen an die Nazi-Zeit oder familiäre Narrationen die Quelle für Antipathie gegenüber den Deutschen, so wäre es psychologisch plausibel, wenn sich negative Einstellungen von Generation zu Generation abschwächen würden. Es findet aber offenbar eher eine Zunahme statt, die wiederum auf im epochalen Verlauf sich intensivierende pädagogische und mediale Sozialisationseinflüsse zurückgeführt werden kann. Die Holocaust Education kann somit kaum eine völkerverbindende Wirkung für sich in Anspruch nehmen – es sei denn in Form einer Allianz gegen die Deutschen. Dies wurde in unserer Untersuchung auch von den ausländischen Lehrkräften so erlebt. In einer französischen Schule empfahl ein Lehrer den Aufschub der Datenerhebung, weil die Schüler/innen im Geschichtsunterricht gerade den italienischen Film „Das Leben ist schön“ gesehen hätten, der die Konzentrationslager thematisierte. Er befürchtete einen negativen Einfluss auf die Beantwortung der Fragen in dem Sinne, dass Ressentiments und Aggressionen geschürt würden.
Aufgrund unserer Skala zur Einschätzung der Ländersympathien lässt sich sagen, dass die Effekte in Bezug auf Deutschland in einer noch stärkeren Beeinträchtigung

des Selbstbildes als des Fremdbildes bestehen. Bei der Selbsteinschätzung finden die Deutschen ihr eigenes Land weniger sympathisch als dies die Nachbarn in Bezug auf ihre Länder tun. Bei der Fremdeinschätzung durch die Nachbarstaaten rangiert Deutschland zwar hinter den anderen westlichen Ländern, jedoch vor den östlichen Nachbarn und weit vor den Schlusslichtern Türkei und Israel (vgl. Kap. 4.2.1 u. 4.2.2). Die Deutschen haben die Antipathie gegen sich selbst somit in besonders hohem Maße verinnerlicht, sie erscheint im interkulturellen Vergleich als charakteristischer Bestandteil des Selbstkonzepts. Es wäre verfehlt, dies als günstige Voraussetzung für die Völkerverständigung zu propagieren, da es dem Ethnozentrismus entgegenwirke und Offenheit fördere. Die Äußerungen der Jugendlichen im Interview zeigen vielmehr, dass Befangenheit bei Auslandsaufenthalten und bei internationalen Kontakten erzeugt wird. Diese Befangenheit steigert sich noch, wenn deutsche und ausländische Schüler/innen gemeinsam Orte nationalsozialistischer Verbrechen aufsuchen und sich die deutschen stellvertretend in der Täterrolle wiederfinden (vgl. Kap. 11.4). Es gibt wenig Erkenntnisse darüber, wie die ausländischen Schüler/innen diese Konstellation erleben. Aus den Aufsätzen über einen polnischen-deutsch-französischen Schüleraustausch mit einem gemeinsamen Auschwitz-Ausflug zitiert Bachmann (1994) folgende Eindrücke von polnischen Gymnasiast/innen: „Das ist ja so, als wolle man ihnen zeigen: Seht Ihr, was Eure Vorfahren angerichtet haben – schämt Euch für sie. … Das wirft doch nur Gräben zwischen den Menschen hier und da auf. … Von einer Freundin weiß ich, daß deren Austauschpartnerin völlig geschockt zurückkam, sie hat geheult und sie die ganze Zeit um Verzeihung gebeten“ (S. 3).

Zu den Erkenntnissen aus unserer Studie gehört auch, dass die deutsche Negatividentität weniger als Resultat kognitiver Prozesse im Sinne kritischer Reflexion verstanden werden kann, sondern vielmehr als affektiver Prozess. Das Ansprechen der Gefühle, die Forderung nach Opfer-Identifikation und das Nacherleben der Leiden setzt die „Logik der Affekte“ im Sinne von Ciompi (1997) in Gang. Emotionen sind im Gegensatz zu Kognitionen nicht analysierend und differenzierend, sondern ganzheitlich und polarisierend. Sie stellen starke Energiequellen dar, die die Psyche unter Spannung setzen und schwer bewältigt werden können. Die Unmöglichkeit der rationalen Bewältigung der Affektstürme kann zur Flucht aus der belasteten Identität führen (vgl. Kap. 9.3.3). Dies kann aber auch

eine Basis für Aggressionen und Vorurteile sein, die sich generalisierend auf die Eigengruppe beziehen und im Kontrast dazu Fremdgruppen als positiver erscheinen lassen. Diese Polarisierung entspricht einer Umkehr des von Tajfel (1982) beschriebenen Musters der Eigengruppenfavorisierung und der Fremdgruppenabwertung (vgl. Kap. 1.2).

Aus diesem Muster heraus erklären sich auch sehr krasse Formen der Aggression gegen die Eigengruppen, wie sie in anti-deutschen Politsprüchen zum Ausdruck kommen. Diese Formen werden von Ausländern häufig als schockierender wahrgenommen als von Deutschen selbst. So schrieb der Deutschland-Korrespondent der englischen Tageszeitung „The Times“ über seine Teilnahme an den Gedenkfeiern anlässlich der Bombardierung Dresdens folgendes: „Der verstörendste Moment des Trauermarsches im Februar 2006 in Dresden war allerdings der, als wir über die Elbbrücke schritten. Anarchisten ... spannten ein Plakat an einem Gebäude, auf dem in Englisch stand: ‚No tears for Krauts‘. Es war eine anstößige und dumme Message, …“ (Boyes, 2007, S. 21).

Der hohe Stellenwert der Emotionen und der Empathie kommt in unserer Studie auch in einigen differentiellen Analysen zum Ausdruck. So sind im Geschlechtervergleich stärker Mädchen betroffen, bei denen offenbar eine größere Bereitschaft zum Nachempfinden und zur Opfer-Identifikation besteht. Sie erleben häufiger die Nazi-Zeit als persönliche Belastung und meinen, dass diese Belastung für die Deutschen bestehen bleiben sollte. Wenn es eine Wiedergeburt geben könnte, wünschen sie sich seltener, wieder als Deutsche geboren zu werden (vgl. Kap. 9.3.3). Deutschland gehört zu den wenigen Ländern, in denen Mädchen/Frauen weniger Nationalstolz aufweisen als Jungen/Männer. Die hohe Bereitschaft zum Auswandern, die bei den deutschen Jugendlichen im internationalen Vergleich ohnehin beobachtet werden kann (vgl. Kap. 4.2.1), ist bei den Mädchen nochmals stärker ausgeprägt als bei den Jungen (vgl. Kap. 5.2.2). Dies gilt insbesondere für diejenigen, die dem Internationalistischen Typ zugeordnet werden konnten (vgl. Kap. 8.2.4). Der Befund wird neben unseren Forschungsdaten auch durch die Auswanderungsstatistiken belegt (Erlinghagen et al., 2009). Danach bilden unter den Auswanderern junge Frauen mit Gymnasialbildung eine starke Gruppe, wodurch die Bedeutung des Faktors Sozialisation erneut unterstrichen wird.

Des Weiteren war die Ausprägung bei Studierenden der Psychologie im Vergleich zu anderen Studienfächern stärker, was aus der Motivation zum Beruf der Psychologin/

des Psychologen erklärt werden kann (vgl. Kap. 10.3). Dazu gehört das Interesse am eigenen Seelenleben und am Seelenleben anderer. Die Studierenden der Psychologie nahmen sich selbstkritischer wahr als die Studierenden des Lehramts und zeigten sich anderen (fremden) Menschen gegenüber als toleranter und xenophiler eingestellt. Die Verbindung zwischen dem Reflektierenden Ich und der Einstellung zu Fremdgruppen wurde in unserem Projekt auch durch pfadanalytische Modellrechnungen bestätigt (vgl. Kap. 10.2).

Die Holocaust-Erziehung, die an den Emotionen ansetzt, befindet sich somit auf einer schmalen Gratwanderung zwischen der Sensibilisierung für andere einerseits und der Verletzung von Gefühlen, Identitätsflucht und Selbsthass andererseits. Mehrere Literaturquellen verweisen als Konsequenz auf die Schwächung des Lebens- und Überlebenswillens (vgl. Kap. 11.5). Dies könne sich in psychischen Problemen, Kinderlosigkeit und mangelndem Engagement für die Interessen der Eigengruppe oder Schwächung der Verteidigungsbereitschaft äußern (Rose, 1985; Noelle-Neumann 1987). „Denn im sozialen Dschungel der menschlichen Existenz gibt es ohne ein Gefühl der Identität tatsächlich auch kein Gefühl, lebendig zu sein“ (Erikson, 1970, S. 133). Aus französischer Sicht diagnostiziert Laulan (2004) in seiner „Chronik des angekündigten Todes“ bei den Deutschen aufgrund mangelnder Selbstliebe nachlassende Vitalität und Potenzverlust, wobei dies sowohl generativ als auch politisch gemeint ist. Unter den deutschen Autorinnen und Autoren wird diese Entwicklung teilweise mit Besorgnis zur Kenntnis genommen, teilweise wird jedoch auch im Kampf gegen eine positive nationale Identifikation diese Schwächung individueller und kollektiver Kräfte bewusst in Kauf genommen bzw. direkt angestrebt: „Was passiert, wenn man sich mit einer Identität versieht? Man bewaffnet sich. ... Die Identität ist genauso problematisch, wie jede anderer Waffe... Nur wissen wir ja auch alle, dass es manchmal unumgänglich ist, sich zu bewaffnen. ... Es gibt ja doch einige Kollektive und Individuen, denen man in der gegenwärtigen Lage das Recht auf Bewaffnung mit Identität (zugestehen muß), und anderen, denen man es unbedingt verwehren muß, wie z. B. den Deutschen, und diese Unterscheidung wäre mir wichtig“ (Diederichsen & Jacob, 1994, zit. n. Keupp, 1997, S. 24). „Dass die Deutschen aussterben, … das kann man eigentlich nicht bedauern“ (Mitscherlich, M., zit. nach Quoirin, 2005).

Die Probleme des deutschen Sozialisationsansatzes sind also in dem Projekt in verschiedener Hinsicht zutage getreten. Sie ergeben sich sowohl aus den

Literaturbefunden als auch aus den eigenen Daten. Die Fakten stehen häufig im Widerspruch zu den Argumenten, die in öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten zur Rechtfertigung des Kampfes gegen die nationale Identität angeführt werden:

- Nationale, regionale und europäische Identität sind im Sinne eines Modells multipler Identitäten miteinander verbunden und schließen sich nicht gegenseitig aus. Das „Europa der Regionen“ ist eher als eine politische Idee zu betrachten, der die notwendige Verankerung in der Identität der Menschen noch fehlt.
- Es gilt nicht die Vorstellung eines zwangsläufigen Widerspruchs zwischen der Bindung an das „Eigene“ und der Toleranz und Akzeptanz in Bezug auf das „Fremde“.
- Nationalstolz drückt nicht generell, sondern nur unter bestimmten Bedingungen, Überheblichkeit oder gar Feinseligkeit gegenüber anderen aus.
In der internationalen Forschung wird er – anders als in vielen deutschen Studien – als Kriterium für die Bindungsstärke an die eigene Nation verwendet.
- Die verunsicherte nationale Identität der Deutschen hat nicht die oft propagierte integrationsfördernde, sondern eher eine integrationshemmende Wirkung. Dies gilt insbesondere für diejenigen Migranten, die eine hohe Identifikationsbereitschaft mit Deutschland aufweisen. Diese sind von einem positiv besetzten Identitätskonzept abhängiger als die autochthonen Deutschen. Der Verfassungspatriotismus wird von ihnen oft als merkwürdig blutleer und wenig bindungsstiftend erlebt.
- Die Beschädigung der nationalen Identität ist kein angemessenes Mittel zur Bekämpfung von Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit.
- Das Kompensationsmodell, demzufolge Nationalstolz lediglich als Ausgleich für persönlich empfundene Minderwertigkeit und Unsicherheit fungiert, ließ sich bestenfalls für Extremgruppen nachweisen. Ansonsten fand das Kohärenzmodell überzeugende empirische Bestätigung: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen Merkmalen einer stabilen Persönlichkeit, sicheren Bindungen an Bezugspersonen und Nationalstolz.
- Die weithin übliche Form der Holocaust Education scheint die nationale Identität zu verunsichern. Ihre propagierten Sozialisationsziele werden durch Nebenwirkungen überdeckt. Insbesondere die „Betroffenheitszumutung“ hat affektive Auswirkungen auf die Schülerinnen und Schüler, die noch unzureichend erforscht

sind. Unbewältigten Affekten kann häufig nur durch Deidentifikation und Identitätsflucht begegnet werden. Die emotionalen Konsequenzen konterkarieren auch die angestrebten kognitiven Lernziele und die Förderung einer demokratischen Persönlichkeit.

- Bei Jugendlichen wie Erwachsenen wird ein tief verankertes Gefühl der Anormalität erzeugt, dem ein starker Wunsch nach Normalität und Entlastung gegenübersteht. Daraus resultiert ein individueller und gesellschaftlicher Spannungszustand, der eher Labilität als Stabilität mit sich bringt.
- Viele Argumente für die spezifisch deutsche Identitätsformung stammen aus dem politischen Bereich. Ihre Herleitung aus historischen Gegebenheiten ist unbestritten nachvollziehbar und für die Situation Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg auch durchaus adaptiv. Die psychologischen Forschungsdaten sprechen jedoch für eine Umorientierung im Sinne einer stärkeren Gewichtung von salotugenetischen Gesichtspunkten. Dieser in unserem Projekt vorgenommene Perspektivenwechsel lenkt die Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse der gegenwärtigen Generation Jugendlicher mit und ohne Migrationshintergrund und auf ihr Recht auf Sozialisationsbedingungen, die für ihre Entwicklung förderlich sind. Sozialisationskontexte dürfen nicht unter Vernachlässigung salotugenetischer Kriterien gestaltet werden. Die den Jugendlichen vermittelte narrative Identität (vgl. Kap. 1.1.5) muss sich auch von der Frage leiten lassen, was alters- und menschengerecht ist. Die Pädagogik sollte psychologische Erkenntnisse zu einer bindungsfördernden Identitätserziehung – wie z. B. von Erikson (vgl. Kap. 1.1.1 u. 1.3.1) oder Feshbach (vgl. Kap. 8.1.2) – stärker berücksichtigen und die Bedeutung einer gesicherten personalen und sozialen Identität im Jugendalter wiederentdecken, die von den Sozialwissenschaften oft zu sehr relativiert worden ist (vgl. Kap. 1.1.3).

13 Fazit: Top 10 – die wichtigsten Fragen, auf die das Projekt Antworten geben kann

1. Wie ähnlich sind sich die Europäer?

In ihrer personalen Identität, d.h. in ihrer Selbstbeschreibung als Individuen, ähneln sich die Europäer stark. Diesbezüglich wird im Wesentlichen die Homogenitätsthese bestätigt, die hierin die Auswirkung von Europäisierungs- und nationübergreifenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen sieht. Lediglich bei den Erwachsenen (nicht aber bei den Jugendlichen) in den post-sozialistischen Ländern (insbesondere in Polen) zeigen sich Identitätsverunsicherungen, die auf Belastungen durch den politischen Systemwechsel zurückgeführt werden können. Auf die soziale Identität, insbesondere das nationale Selbstverständnis, trifft jedoch eher die Diversitätsthese zu. Hier tragen nach wie vor kulturelle und historische Spezifika zu großen Unterschieden bei. Der Umgang mit Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg spielt dabei eine prominente Rolle.

2. Was ist das Auffällige an den Deutschen?

Eine Besonderheit bei deutschen Jugendlichen und ihren Eltern zeigt sich sogar in der ansonsten unauffälligen personalen Identität: Die Deutschen sind in hohem Maße selbst-reflexiv (und selbstkritisch). Sie haben somit ein wesentliches Ziel ihrer kollektiven Nachkriegssozialisation internalisiert. In der sozialen Identität zeigt sich dieser Effekt in noch größerem Ausmaß: Die nationale Identität und generell die Bindungen an das „Eigene“ sind schwach ausgeprägt. Lösungen von Identitätsproblemen werden durch Projektionen auf das „Fremde“ erhofft. Insbesondere bei den Jugendlichen sind Wünsche nach Normalität und Entlastung stark ausgeprägt.

3. Passt das Konzept einer „gesicherten Identität“ noch in die moderne Zeit?

Schnelle epochale Veränderungen können das Festhalten an überkommenen Identitäten als dysfunktional und mehr Flexibilität als funktional erscheinen lassen. Dies mag auf bestimme Identitätsbereiche zutreffen, z. B. auf die berufliche Identität. Es lässt sich aber auch zeigen, dass gerade angesichts wenig verlässlicher Kontextbedingungen das Bedürfnis nach Gewissheiten und verbindlichen

Identitätsinhalten zunimmt. Insbesondere das Streben nach stabilen Bindungen im sozialen Mikro- und Makrobereich ist nach wie vor ungebrochen.

4. Nationale Identität: Krankheitssymptom oder Gesundheitsfaktor?

Die empirische Evidenz für die salutogenetische Relevanz einer gesicherten nationalen Identität ist geradezu überwältigend. Diese hat eine stabilisierende Wirkung sowohl auf das Individuum als auch auf die Gesellschaft. Trotz dieser klaren internationalen Forschungslage finden sich bei deutschen Autoren Plädoyers zugunsten des Antinationalismus, die sich von der Vorstellung eines „Krankheitssymptoms“ (häufig auch „Dummheit“) der nationalen Identität leiten lassen. Diesen liegen möglicherweise unbewältigte Affekte in Bezug auf die nationalsozialistischen Verbrechen oder auch die explizite Absicht, destabilisierend und dekonstruktiv zu wirken, zu Grunde.

5. Patriotismus und Nationalismus: Gibt es einen „guten“ und einen „schlechten“ Nationalstolz?

Ja. Im Nationalstolz kann zum einen lediglich eine Bindung an das „Eigene“ zum Ausdruck gebracht werden (Patriotismus), es kann damit zum anderen aber auch Fremdgruppenabwertung einhergehen (Nationalismus). Beide Formen können empirisch nachgewiesen werden und müssen unterschiedlich bewertet werden. Die wünschenswerte Form des Nationalstolzes erwies sich jedoch nicht beschränkt auf das enge Konzept eines „Verfassungspatriotismus“, demzufolge man nur auf Demokratie, Grundgesetz und Sozialsystem in Deutschland stolz sein darf. Patriotismus kann auch den Stolz auf andere Bereiche beinhalten. Der Mensch lebt nicht von der Verfassung allein, es darf z. B. auch Fußball und anderes dazugehören.

6. Was ist falsch am Internationalismus?

Am idealen Internationalismus ist eigentlich gar nichts falsch, als problematisch erscheint jedoch der empirisch vorgefundene reale Internationalismus. Das theoretische Konzept impliziert, dass im Laufe der Entwicklung eine sukzessive Erweiterung von sozialen Identifikationen erfolgen kann, beginnend mit den eigenen Bezugspersonen in der Kindheit über das weitere regionale Umfeld und die Nation bis hin zu einem globalen Bewusstsein. Empirisch bedeutet die „Identifikation mit der

ganzen Menschheit“, die den Internationalismus kennzeichnet, jedoch häufig lediglich eine schwache Identifikation mit der Eigengruppe, die durch eine weitgehend folgenlose „Fernstenliebe“ kompensiert wird.

7. Sind Unterschiede in der weiblichen und männlichen Identität kulturübergreifend? Und wieso gibt es Besonderheiten bei deutschen und polnischen Mädchen?
Die wichtigsten geschlechtsspezifischen Unterschiede in der personalen und sozialen Identität fallen in allen untersuchten europäischen Ländern gleich aus, sie sind somit nicht kulturspezifisch. Die Differenzen sind zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen größer als zwischen Frauen und Männern der Elterngeneration. Eine Besonderheit stellen die Nationalstolz-Werte bei deutschen und polnischen Mädchen dar, die auffällig niedrig bzw. hoch ausfallen. Die Untersuchungsbefunde deuten darauf hin, dass dies mit der stark emotionsgeladenen Identitätspolitik in beiden Ländern zusammenhängt, die zur Deidentifikation mit Deutschland und zur Identifikation mit Polen beiträgt.

8. Wie steht es heute im Verhältnis der Generationen zueinander?
Jugendlichen- und Erwachsenen-Identität sind – bedingt durch den Entwicklungsabstand – zweierlei. Dem widerspricht nicht, dass es starke familiäre Transmissionseffekte gibt, die vor allem die soziale Identität betreffen. Die Eltern beeinflussen maßgeblich grundlegende Überzeugungen bezüglich Nationalismus/Internationalismus bzw. Fremdenfreundlichkeit/-feindlichkeit. Die in der Nachkriegszeit für Deutschland so typische Generationskluft existiert nicht mehr. Stattdessen hat der politische Umbruch in den ehemals sozialistischen Staaten (insbesondere in Polen) eine neue Generationskluft entstehen lassen.

9. Welchen Identitätsbedürfnissen von Zuwanderern muss Rechnung getragen werden?
Die Bildung von Parallelgesellschaften hat sich, trotz unterschiedlicher integrationspolitischer Ansätze in den betroffenen Ländern, zu einem gemeinsamen europaweiten Problem entwickelt. Dies darf jedoch nicht den Blick auf das große Potential an Identifikations- und Integrationsbereitschaft unter den Migranten verstellen. Klassische Einwanderungsländer haben Inhalte, Formen und Rituale entwickelt, die diesen die Bindung an das Zuwanderungsland erleichtern. In

Deutschland gibt es diesbezüglich starke Defizite. Das „Sommermärchen“ der WM 2006 ist nur ein kleines Beispiel dafür, dass die Gefühle von Zuwanderern gewonnen werden müssen und Projekte benötigt werden, die Autochthone und Allochthone zusammenführen. Die deutsche Identitätspolitik mit ihrer Vergangenheits- statt Zukunftsorientierung bewirkt dagegen eine Distanzierung. Es ist kaum zu erwarten, dass sich Zuwanderer mit einer Nation identifizieren, die sich selbst als verunsichert erlebt und als abstoßend inszeniert.

10. Worin bestehen die Probleme der Holocaust Education?

Einer Fülle von programmatischen Schriften und postulierten Erziehungszielen steht ein Mangel an empirisch fundiertem Wissen über die tatsächlichen Erziehungseffekte gegenüber. Der Ansatz, starke emotionale Betroffenheit und Opfer-Identifikation bei den Schülerinnen und Schülern zu induzieren, kann zu nicht-intendierten affektiven Nebenwirkungen führen und das Erreichen der kognitiven Erziehungsziele gefährden. Im Jugendalter besteht eine besondere Verletzlichkeit in der Identitätsentwicklung, der bei der pädagogischen Vermittlung des Holocaust nicht immer genügend Rechnung getragen wird. Es lässt sich eine Verbindung zu Verunsicherungen der deutschen Identität von Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund herstellen, die insbesondere anlässlich des Geschichtsunterrichts in der 9./10. Jahrgangsstufe nachweisbar ist.

Anhang – Verzeichnis der Forschungsberichte

Schmidt-Denter, U., Quaiser-Pohl, C. & Schöngen, D. (2005). *Ein Verfahren zur Erfassung der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und Erwachsenen*. (Forschungsbericht **Nr. 1** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“, 2. Aufl.). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schöngen, D. (2003). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Westdeutschland*. (Forschungsbericht **Nr. 2** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schöngen, D., Schick, H. & Otto, A. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in den Niederlanden*. (Forschungsbericht **Nr. 3** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Večeřová , H. & Schöngen, D. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in der Tschechischen Republik*. Forschungsbericht **Nr. 4** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“. Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W. & Schöngen, D. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Polen*. Forschungsbericht Nr. 5 zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“. Köln: Universität.

Quaiser-Pohl, C., Schmidt-Denter, U., Schöngen, D. & Dittmann, N. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Nord- und Zentralfrankreich*. (Forschungsbericht **Nr. 6** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Quaiser-Pohl, C., Trautewig, N., Schick, H. & Schmidt-Denter, U. (2005). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Ostdeutschland*. (Forschungsbericht **Nr. 7** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Večeřová, H. & Schöngen, D. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und der Tschechischen Republik*. (Forschungsbericht **Nr. 8** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W. & Schöngen, D. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Polen*. (Forschungsbericht **Nr. 9** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Schöngen, D. & Otto, A. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und den Niederlanden*. (Forschungsbericht **Nr. 10** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Herfordt, J., Schöngen, D. & Vandekerckhove, M. (2005). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Belgien*. (Forschungsbericht **Nr. 11** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Quaiser-Pohl, C., Dittmann, N. & Kremser, A. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Frankreich*. (Forschungsbericht **Nr. 12** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Quaiser-Pohl, C., Trautewig, N., Schick, H. & Schmidt-Denter, U. (2005b). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Ost- und Westdeutschland*. (Forschungsbericht **Nr. 13** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Seven, Ü., Schick, H., Perrez, M., Wörthwein, K. & Stöckli, D. (2005). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in der Schweiz*. (Forschungsbericht **Nr. 14** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Večeřová, H. & Vandekerckhove, M. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Belgien*. (Forschungsbericht **Nr. 15** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W., Wörthwein, K. & Stöckli, D. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und der Schweiz*. *(*Forschungsbericht **Nr. 16** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2005). *Kurzform des Fragebogens zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und Erwachsenen*. (Forschungsbericht **Nr. 17** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter ,U., Seven, Ü., Schick, H., Berger, U., Werneck, H. & Rabl, M. (2006). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Österreich*. (Forschungsbericht **Nr. 18** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Pissulla-Wälti, D., Berger,U., Werneck, H. & Rabl, M. (2006). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Österreich*. (Forschungsbericht **Nr. 19** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Maehler,D., Bromberger, F. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Dänemark*. (Forschungsbericht **Nr. 20** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Pissulla-Wälti, D., Schick, H., Bromberger, F. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Dänemark*. (Forschungsbericht **Nr. 21** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W., Kubina, A. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Luxemburg.* (Forschungsbericht **Nr. 22** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Pissulla-Wälti, D., Żurawska, W., Kubina, A. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Luxemburg*. (Forschungsbericht **Nr. 23** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2006). *Skalenqualität des Fragebogens zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und Erwachsenen*. (Forschungsbericht **Nr. 24** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2006). *Nationalismus und Patriotismus im europäischen Vergleich*. (Forschungsbericht **Nr. 25** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Maehler, D. (2007). *Typen sozialer Identität bei deutschen Jugendlichen und Erwachsenen: ein clusteranalytischer Ansatz*. (Forschungsbericht **Nr. 26** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Maehler, D. & Pissulla-Wälti, D. (2007). *Typen sozialer Identität bei Jugendlichen im europäischen Vergleich*. (Forschungsbericht **Nr. 27** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2008). *Das österreichische Nationverständnis und seine Bezüge zur personalen und sozialen Identität*. (Forschungsbericht **Nr. 28** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Seven, Ü., Pissulla-Wälti, D. & Otters, M. (2007). *Personale und soziale Identität in 10 europäischen Ländern: autochthone Bevölkerung und Migranten im Vergleich*. (Forschungsbericht **Nr. 29** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Hoever, I., Görgens, I, Skuballa, I. & Mikaberidise, S. (2008). *Interviewdaten zur sozialen Identität von Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund: ein Zeitvergleich von 2001/2002 und 2007*. (Forschungsbericht **Nr. 30** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Pissulla-Wälti, D & Otters, M. (2008). *Intergenerationale Vergleiche personaler und sozialer Identität in Deutschland und Europa.* (Forschungsbericht **Nr. 31** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Frielingsdorf, T. (2009). *Alters- und Geschlechtseffekte bei Merkmalen der personalen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in 10 europäischen Ländern.* (Forschungsbericht **Nr. 32** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Wachten, A. (2009). *Beziehungen zwischen personaler und sozialer Identität.* (Forschungsbericht **Nr. 33** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Frielingsdorf, T. & Pissulla-Wälti, D. (2010). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Studierenden.* (Forschungsbericht **Nr. 34** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Stubig, S. (2011). *Holocaust Education* (Forschungsbericht **Nr. 35** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Literaturverzeichnis

Abele, T. (2004). Zur Jugendpsychologie von Erik Homburger Erikson. In H. Hofmann & A. Stiksrud (Hrsg.), *Dem Leben Gestalt geben* (S. 113-126). Wien: Krammer.

Abram, I. (1998). *Holocaust, Erziehung und Unterricht*. Zugriff am 31.03.2010. Verfügbar unter www.fasena.de

Achen, C. H. (2002). Parental socialization and rational party identification. *Political Behavior, 24* (2), 151-170.

Achenbach, T. M. (1982). *Developmental psychopathology*. New York: Wiley.

Acock, A. C. & Bengston, V. L. (1978). On the relative influence of mothers and fathers: A covariance analysis of political and religious socialization. *Journal of Marriage and the Family, 40* (3), 519-530.

Adams, G. R. & Berzonsky, M. D. (Eds.). (2003). *The Blackwell handbook of adolescence*. Oxford: Blackwell.

Adler, A. (1912). *Über den nervösen Charakter*. Göttingen: Vandenhoeck/Ruprecht.

Adorno, T. W. (1960). Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit? *Gesellschaft, Staat, Erziehung, 5*, 3-15.

Adorno, T. W. (1971). *Erziehung zur Mündigkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Adorno, T. W., Frenkel-Brunswik, F., Levinson, D. J. & Sanford, R. N. (1950). *The authoritarian personality.* New York: Harper.

Alba, R., Schmidt, P. & Wasmer, M. (Hrsg.). (2000). *Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde? Empirische Befunde und theoretische Erklärungen.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Albert, I. (2006). *Intergenerationale Transmission von Werten in Deutschland und Frankreich*. Lengerich: Pabst.

Albrecht, C. (1999). Im Schatten des Nationalsozialismus: Die politische Pädagogik der Frankfurter Schule. In C. Albrecht, G. C. Behrmann, M. Bock, H. Homann & F. H. Tenbruck, *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule* (S. 387-447). Frankfurt a. M.: Campus.

Albrecht, C., Behrmann, G. C., Bock, M., Homann, H. & Tenbruck, F.H. (1999). *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*. Frankfurt a. M.: Campus.

Allemann-Ghionda, C. (1994). Die Schweiz und ihr Bildungswesen: Von Babylonia zu Multikulti. *Zeitschrift für Pädagogik, 3*, 127-143.

Allport, G.W. (1954). *The nature of prejudice*. Oxford, England: Addison-Wesley.

Alsaker, F. D. & Olweus, D. (1992). Stability of global self-evaluations in early adolescence: A cohort longitudinal study. *Journal of Research on Adolescence, 2* (2), 123-145.

Amman, M. (2002). *Nationale Identität im Kontext politischer Bildung*. Veröffentlichte Lizentiatsarbeit. Bern: Soziothek Verlag.

Andersen, J. G. (2002). Danskernes holdninger til indvandrere. En oversigt [Die Haltung der Dänen zu Einwanderern. Ein Überblick] *AMID Working Paper Series, 17*. Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.amid.dk/pub/papers/AMID_17-2002_Goul_Andersen.pdf

Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt-Verlag.

Arts, W. & Halman, L. (2006). National identity in Europe today. *International Journal of Sociology, 35* (4), 69-93.

Attias-Donfut, C. (1998). Generationenverhältnis und sozialer Wandel. In R. Köcher & J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten* (S. 173-205). Opladen: Leske + Budrich.

Bacher, J. (1994). *Clusteranalyse. Anwendungsorientierte Einführung*. München: Oldenbourg.

Bachmann, K. (1994, 11. Juni). Schülerin: Die Deutschen sind die normalsten Leute auf der Welt. Bericht aus Warschau. *Kölner Stadt-Anzeiger*, S. 8.

Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W. & Weiber, R. (2006). *Multivariate Verfahren*. Berlin: Springer.

Bartle-Haring, S. (1997). The relationships among parent-adolescent differentiation, sex role orientation and identity development in late adolescence and early adulthood. *Journal of Adolescence, 20*, 553-565.

Basic, N. (1992). Der Zusammenhang zwischen Religiosität und anderen Variablen bei Jugendlichen aus Ost und West. In N. Basic, C. Eilders, M. Gille, U. Hoffmann-Lange, W. Krüger, W. Schubarth & U. Six (Hrsg.), *Schüler an der Schwelle zur deutschen Einheit: Politische und persönliche Orientierungen in Ost und West* (S. 128-141). Opladen: Leske + Budrich.

Bassen, C. R. & Lamb, M. E. (2006). Gender differences in adolescents' self-concepts of assertion and affiliation. *European Journal of Developmental Psychology, 3* (1), 71-94.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus. (Hrsg.). (2003). *Lehrplan für das Gymnasium in Bayern.* Zugriff am 22.09.2010 unter http://www.isb.bayern.de/isb/index.asp?MNav=6&QNav=4&TNav=1&INav=0&Fach=&Fach2=&LpSta=6&STyp=14&Lp=1326

Beck, D. (2007). *Identität und Fähigkeitsselbstkonzept – Die Bedeutung des schulfachbezogenen Fähigkeitsselbstkonzepts für Bereiche der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität zu Köln.

Beck, U. (1986). *Die Risikogesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.

Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1994). *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Becker, J., Wagner, U., & Christ, O. (2007). Nationalismus und Patriotismus als

Ursache von Fremdenfeindlichkeit. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 5* (S. 131-149). Frankfurt: Suhrkamp.

Becker, P., Hänsgen, K.-D., Lindinger, E. (1991). *Ostdeutsche und Westdeutsche im Spiegel dreier Fragebogentests*. Trierer Psychologische Berichte 18, Heft 3. Trier: Universität, Fachbereich I – Psychologie.

Bednarz, K. (1999). *Ballade vom Baikalsee*. München: Europa Verlag.

Beek, J. van de (2010). *Kennis, macht en moraal – De productie van wetenschappelijke kennis over de economische effecten van migratie naar Nederland, 1960-2005* [Erkenntnis, Macht und Moral – Die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse über die ökonomischen Effekte der Migration in die Niederlande]. Amsterdam: University Press.

Beelen, H. (2001). Stereotypen, Traditionen, Begegnungen und Spiegelungen: das Niederlade-Bild der Deutschen. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen* (S. 263-270). Münster: Waxmann.

Begeg, A. & Delorme, C. (2001, 13. Oktober). „Energumènes ou energ-humains? Match France-Algérie du 6 octobre au stade de France » [Besessene oder Aufbegehrende? Das Spiel Frankreich-Algerien vom 6. Oktober im Frankreichstadion]. *Le Monde*, S. 3.

Behnken, I. & Zinnecker, J. (Hrsg.). (1991). *Schülerstudie `90 – Jugendliche im Prozeß der Vereinigung*. Weinheim: Juventa.

Bender, S. & Seifert, W. (2000). Zur beruflichen und sozialen Integration der in Deutschland lebenden Ausländer. In R. Alba, P. Schmidt & M. Wasmer (Hrsg.), *Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde?* (S. 55-91). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Bengtson, V. L. & Kuypers, J. A. (1971). Gerontological differences and the developmental stake. *Aging and Human Development, 2*, 249-260.

Berge, F. & Grasse, A. (2003). *Belgien-Zerfall oder föderales Zukunftsmodell? Der flämisch-wallonische Konflikt und die Deutschsprachige Gemeinschaft*. Opladen: Leske + Budrich.

Berger, U. (2006). *Personale und soziale Identität deutscher und österreichischer Jugendlicher im Vergleich*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität zu Köln.

Bergier-Kommission. (2002). *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht.* Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.uek.ch/de/schlussbericht/synthese/uekd.pdf

Bergmann, W. (2000). Antisemitismus in Deutschland. In W. Schubarth & R. Stöss (Hrsg.), *Rechtsextremismus in der Bundesrepublik – Eine Bilanz* (S. 131-155). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Bergmann, W. (2004). Die Verbreitung antisemitischer Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. In Bundesministerium des Inneren (Hrsg.), *Extremismus in Deutschland, Erscheinungsformen und aktuelle Bestandsaufnahme* (S. 25–55). Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/139928/publicationFile/1526

2/Extremismus_in_Deutschland_Id_95150_de.pdf

Berntsson, L. T. & Köhler, L. (2001). Long-term illness and psychosomatic complaints in children aged 2-17 years in the five Nordic countries. Comparison between 1984 and 1996. *European Journal of Public Health, 11*, 35-42.

Berry, J. W. & Kalin, R. (1995). Multicultural and ethnic attitudes in Canada: An overview of the 1991 National Survey. *Canadian Journal of Behavioural Science/Revue canadienne des sciences du comportement, 27* (3), 301-320.

Berth, H. (1999). Angst vor der Zukunft: Deutsch-deutsche Vergleiche. In H. Berth & E. Brähler (Hrsg.), *Deutsch-deutsche Vergleiche: Psychologische Untersuchungen 10 Jahre nach dem Mauerfall* (1. Aufl., S. 44-53). Berlin: Verlag für Wissenschaft und Forschung.

Berzonsky, M. (1989). Identity style: Conceptualization and measurement. *Journal of Adolescence Research, 4,* 267-281.

Berzonsky, M. (1990). Self-construction over the life span: A process perspective on identity formation. *Advances in Personal Construct Psychology, 1*, 155-186.

Berzonsky, M. (1992). Identity style and coping strategies. *Journal of Personality, 40*, 771-808.

Berzonsky, M. (1993). A constructivist view of identity development: People as postpositivist self-theorists. In J. Kroger (Ed.), *Discussions on ego identity* (pp. 169-203). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Berzonsky, M. & Kinney, A. (1998, February). *Identity commitment, identity style, and parental authority*. Paper presented at the biennial meetings of the Society for Research on Adolescence, San Diego, CA.

Besser, A. & Priel, B. (2005). The apple doesn't fall far from the tree: Attachment styles and personality vulnerabilities to depression in three generations of women. *Personality and Social Psychology Bulletin, 31* (8), 1052-1073.

BiB- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung & Robert Bosch Stiftung. (Hrsg.) (2005). *The demographic future of Europe – facts, figures, politics. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study (DIALOG-PRAS).* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Billiet, J., Maddens, B. & Beerten, R. (2003). National identity and attitude toward foreigners in a multinational state: a replication. *Political Psychology, 24* (2), 241-257.

Bilz, L. & Melzer, W. (2005). *Gesundheit und Gesundheitsverhalten von Kindern und Jugendlichen – Ergebnisse der HBSC-Gesundheitsstudie 2005 im Freistaat Thüringen* (Forschungsbericht). Dresden: Technische Universität, Fakultät Erziehungswissenschaften.

Bisson, S. & Landua, D. (2003). Ausländerfeindlichkeit bei Jugendlichen in Deutschland. In S. Andresen, K. Bock, M. Brumlik, H.-U. Otto, M. Schmidt & D. Sturzbecher (Hrsg.), *Vereintes Deutschland geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch* (S. 231-243). Opladen: Leske + Budrich.

Bjørnskov, C., Dreher, A. & Fischer, J. A. V. (2007). Cross-country determinants of life satisfaction: exploring different determinants across groups in society.

Social Choice and Welfare, 30 (1), 119-173.

Blank, T. (1997). Wer sind die Deutschen? Nationalismus, Patriotismus, Identität - Ergebnisse einer empirischen Längsschnittstudie. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 13*, 38-46.

Blank, T. & Schmidt, P. (1993). Verletzte oder verletzende Nation? Empirische Befunde zum Stolz auf Deutschland. *Journal für Sozialforschung, 33*, 391-415.

Blank, T. & Schmidt, P. (1997). Konstruktiver Patriotismus im vereinigten Deutschland? Ergebnisse einer repräsentativen Studie. In A. Mummendey & B. Simon (Hrsg.), *Identität und Verschiedenheit – Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften* (S. 127-148). Bern: Hans Huber.

Blank, T. & Schmidt, P. (2003). National identity in a united Germany: Nationalism or patriotism? An empirical test with representative data. *Political Psychology, 24*, 289-312.

Blanz, M., Mummendey, A., Mielke, R. & Klink, A. (1998). Wechselseitige Differenzierung zwischen sozialen Gruppen: Ein Vorhersagemodell der Theorie der sozialen Identität. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 29* (3), 239-259.

Bode, S. (2004). *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Bode, S. (2007). *Die deutsche Krankheit – German Angst*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bode, S. (2009). *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Boehnke, K. (2001). Parent-offspring value transmission in a societal context. *Journal of Cross-Cultural Psychology, 32* (2), 241-255.

Boehnke, K. (2004). Werden unsere Kinder wie wir? In D. Hoffmann & H. Merkens (Hrsg.), *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie* (S. 109-127). Weinheim: Juventa.

Boehnke, K., Hadjar, A. & Baier, D. (2007). Parent-child value similarity: The role of Zeitgeist. *Journal of Marriage and Family, 69* (3), 778-792.

Boehnke, K., Hagan, J. & Hefler, G. (1998). On the development of xenophobia in Germany: The adolescent years. *Journal of Social Issues, 54* (3), 585-602.

Boll, B. (2003). Politische Einstellungen junger Erwachsener in West- und Ostdeutschland. Empirische Befunde 1996-2000. In S. Andresen, K. Bock, M. Brumlik, H.-U. Otto, M. Schmidt und D. Sturzbecher (Hrsg.), *Vereintes Deutschland geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch* (S. 41-52). Opladen: Leske + Budrich.

Böll, H. (1957). *Irisches Tagebuch*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Borck, M. (1995). Deutsche und Niederländer über sich und die anderen. Zu den Ergebnissen einer Studie in der Euregio Gronau/Enschede. *Nachbarsprache Niederländisch, 10*, 31-40.

Born, A. & Fuhrer, U. (1999). *Identitätsstatus und Wohlbefinden im Rahmen*

gesellschaftlicher Transformationsprozesse: Eine Studie in ost- und westdeutschen Zwillingsdörfern (Magdeburger Arbeiten zur Psychologie, 1 (3)). Magdeburg: Otto-Guericke-Universität.

Bornewasser, M. (1995). Nationale Identität, Zugehörigkeit und Fremdenfeindlichkeit. In R. Wakenhut (Hrsg.), *Ethnisches und nationales Bewußtsein* (S. 29-56). Frankfurt a. M.: Lang.

Bornewasser, M. (1999). Fremdenfeindlichkeit und Rassismus als Schattenseiten der nationalen Identität? In M. Bornewasser & R. Wakenhut (Hrsg.), *Ethnisches und nationales Bewußtsein - Zwischen Globalisierung und Regionalisierung* (S. 171-188). Frankfurt a. M.: Lang.

Bornewasser, M. & Wakenhut, R. (1999). Nationale und regionale Identität: Zur Konstruktion und Entwicklung von Nationalbewußtsein und sozialer Identität. In M. Bornewasser & R. Wakenhut (Hrsg.), *Ethnisches und nationales Bewußtsein - Zwischen Globalisierung und Regionalisierung* (S. 41-64). Frankfurt a. M.: Lang.

Bortz, J., Lienert, G. A. & Boehnke, K. (2000). *Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik*. Berlin: Springer.

Bottenberg, E. H., Wehner, E. G. & Gareis, B. (1976). Einige Skalen zur Persönlichkeitsdiagnose (SSB-Skalen). In E. G. Wehner (Hrsg.), *Beiträge zur Persönlichkeitspsychologie und Persönlichkeitsdiagnostik* (S. 63-85). Bern: Lang.

Botz, G. (2005). Das Schlüsseljahr 1938. In Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Deutschland – Österreich. Verfreundete Nachbarn* (S. 62-75). Bonn: Kerber.

Boyes, R. (2007). Die Neuen Patrioten. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 1-2*, 19-24.

Brähler, E. & Decker, O. (2004). Einstellungen zu Juden und Amerikanern, Einschränkungen der Bürgerrechte, Militäraktionen und Ausländerängste in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung im Herbst 2003. *Psychosozial, 27* (3), 115-127.

Brähler, E., Geyer, M., Hessel, A. & Richter, Y. (1996). Soziale Befindlichkeiten in Ost und West. *Psychosozial, 19*, 111-117.

Brähler, E. & Richter, H.-E. (1999). Deutsche – zehn Jahre nach der Wende: Ergebnisse einer vergleichenden Ost-West-Untersuchung. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 45*, 24-31.

Brewer, M. B. (1999). The psychology of prejudice: Ingroup love or outgroup hate? *Journal of Social Issues, 55*, 429-444.

Brewer, M. B. & Campbell, D. T. (1976). *Ethnocentrism and intergroup attitudes: East African evidence*. Oxford, England: Sage.

Brezinka, W. (1995). Erziehungsziele, Erziehungsmittel, Erziehungserfolg (3. Aufl.). München: Reinhardt.

Brockhaus, G. (2008). „Bloß nicht moralisieren!“ Emotionale Prozesse in der pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. In Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust

Education [Themenheft]. *Einsichten und Perspektiven, Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte,1*, 28-33.

Bromberger, F. (2006). *Aspekte der sozialen Identität bei Jugendlichen in Dänemark und Deutschland*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Trier.

Brown, B. B. & Larson, R. W. (2002). The kaleidoscope of adolescence: Experiences of the world's youth at the beginning of the 21st century. In B.B. Brown, R.W. Larson & T.S. Saraswathi (Eds.), *The world's youth: Adolescence in eight regions of the globe* (pp. 1-20). New York, NY: Cambridge University Press.

Brown, L. M. & Gilligan, C. (1994). *Die verlorene Stimme: Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen und Frauen*. Frankfurt: Campus.

Bruckmüller, E. (1994). *Österreichbewußtsein im Wandel: Identität und Selbstverständnis in den 90er Jahren* (Schriftreihe des Zentrums für angewandte Politikforschung, Bd. 4). Wien: Signum.

Bruckmüller, E. (1996). *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse* (2., ergänzte und erweiterte Aufl.). Wien: Böhlau.

Bruhns, M. & Irrgang, C. (2001). Anna & Johannes Rau. *Max, 4*, 34-40.

Büchner, P., du Bois-Reymond, M., Ecarius, J., Burkhard-Fuhs, P. & Krüger, H.-H. (1998). *Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen*. Opladen: Leske + Budrich.

Büchner, P. & Fuhs, B. (1994). Kinderkulturelle Praxis: Kindliche Handlungskontexte und Aktivitätsprofile im außerschulischen Lebensalltag. In M. du Bois-Reymond, P. Büchner, H.-H. Krüger, J. Ecarius & B. Fuhs (Hrsg.), *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich* (S. 63-136). Opladen: Leske + Budrich.

Büchner, P., Fuhs, B. & Krüger, H.-H. (Hrsg.). (1996). *Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland*. Opladen: Leske + Budrich.

Buhrmester, D. (1996). Need fulfillment, interpersonal competence, and the developmental contexts of early adolescent friendship. In W. M. Bukowski, A. F. Newcomb & W. W. Hartup (Eds.), *The company they keep: Friendship in childhood and adolescence* (pp. 158-185). New York, NY: Cambridge University Press.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. (2009). *Ausländerzahlen 2009*. Zugriff am 17.03.2011 unter http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Statistik/statistik-anlage-teil-2-auslaendezahlen.pdf?__blob=publicationFile

Bundespressedienst Österreich. (Hrsg.) (2005). *Österreich. Konkret – Daten & Fakten.* Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.bka.gv.at/Docs/2006/3/16/OE_150x150_rd.pdf

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. (Hrsg.). (2004a). *Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004 – Eine Wiederholungsbefragung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung – Teilband Alkohol* (Forschungsbericht). Köln: Bundeszentrale für

gesundheitliche Aufklärung.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. (Hrsg.). (2004b). *Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004 – Eine Wiederholungsbefragung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung – Teilband Rauchen* (Forschungsbericht). Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Burrmann, U. & Seik, G. (1996). Wissen und Einstellungen von Leipziger Jugendlichen zu Juden, Judentum und Israel. In E. Witruk & G. Friedrich (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie im Streit um ein neues Selbstverständnis. Bericht über die 5. Tagung der Fachgruppe „Pädagogische Psychologie" in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie e.V. in Leipzig 1995* (S. 539–546). Landau: Verlag Empirische Pädagogik.

Cavalli-Sforza, L. L., Feldmann, M. W., Chen, K. H. & Dornbusch, S. M. (1982). Theory and observation in cultural transmission. *Science, 218,* 19-27.

Cesari, J. (1998). Islam in France: Social challenge or challenge of secularism? In S. Vertovec & A. Rogers (Eds.), *Muslim european youth: reproducing, ethnicity, religion, culture* (pp. 25-38). Aldershot: Ashgate.

Christiansen, P. O. & Østergård, U. (1992). Folket, landet og nationen [Das Volk, das Land und die Nation]. In U. Østergård (Hrsg.), *Dansk identitet?* (S. 13–56). Aarhus: Universitetsforlag.

Ciompi, L. (1997). *Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Clark, C. A., Worthington, E. L. & Danser, D. B. (1988). The transmission of religious beliefs and practices from parents to firstborn early adolescent sons. *Journal of Marriage and the Family, 50*, 463-472.

Cohen, P., Cohen, J., Kasen, S., Velez, C. N., Hartmark, C., Johnson, J., Rojas, M., Brook, J. & Streuning, E. L. (1993). An epidemiological study of disorders in late childhood and adolescence – I. Age- and gender-specific prevalence. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, 34*, 851-867.

Cohrs, J. C., Dimitrova, D., Kalchevska, T., Kleinke, S., Tomova, I., Vasileva, M. & Moschner, B. (2004). Ist patriotischer Nationalstolz wünschenswert? Eine differenzierte Analyse seiner psychologischen Bedeutung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 35*, 201-215.

Conzen, P. (1996). *Erik H. Erikson. Leben und Werk*. Stuttgart: Kohlhammer.

Credit Suisse. (2004). *Zusatzbefragung zum Sorgenbarometer der Credit Suisse 2004. Eine grosse Sicherheitsklammer hält das labile Produkt Schweiz zusammen.* Zugriff am 08.02.2010 unter http://emagazine.credit-suisse.com/app/_customtags/download_tracker.cfm?logged=true&dom=emagazine.creditsuisse.com&doc=/data/_product_documents/_articles/76671/Sorgenbaro_spez.pdf

Csepeli, G. & German, D. B. (2000). Applying the concept of political culture to political realities in the US and East/Central Europe. In R. F. Farnen, H. Dekker, D. B. German & R. Meyenberg (Eds.), *Democracies in transition: Political culture and socialization transformed in West and East* (pp. 15-32).

Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg.

Datenbank für internationale Jugendarbeit. (2005). *Rahmenbedingungen für die Jugendarbeit*. Zugriff am 17.03.2011 unter http://www.dija.de/luxemburg/rahmenbedingungen-fuer-die-jugendarbeit-lu/pdf-seite/#c4274

Davis, M. H. & Franzoi, S. L. (1991). Self-awareness and self-consciousness. In V. J. Derlega, B. A. Winstead & W. H. Jones (Eds.), *Personality - Contemporary theory and research* (S. 314-347). Chicago: Nelson-Hall.

De Buck, A. (1993). Individualismus und Gesellschaft: Über typische Charakterzüge der Belgier. In W. Waumans (Hrsg.), *Mit fremden Augen: Niederländisch, eine Sprache, verschiedene Kulturgemeinschaften* (S. 207-226). Frankfurt a. M.: Lang.

Decker, O., Brähler, E. & Geißler, N. (2006). *Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellungen und ihre Einflussfaktoren in Deutschland*. Berlin: Friedrich Ebert Stiftung.

Decker, O., Rothe, K., Weissmann, M., Geißler, N. & Brähler, E. (2008). *Ein Blick in die Mitte. Zur Entstehung rechtsextremer und demokratischer Einstellungen in Deutschland.* Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Deckert-Peaceman, H. (2002). *Holocaust als Thema für Grundschulkinder?* Frankfurt a. M.: Lang.

Deichsel, G. & Trampisch, H. J. (1985). *Clusteranalyse und Diskriminanzanalyse*. Stuttgart: Fischer.

Dekker, H. & Malová, D. (1995).The concept of nationalism. In M. Cross (Ed.), *Nationalism, ethnic conflict and conceptions of citizenship and democracy in Western and Eastern Europe. Volume 1: Theories and concepts* (pp. 15-56). Utrecht: Utrecht University, European Research Center on Migration and Ethnic Relations.

Dekker, H., Malová, D. & Hoogendoorn, S. (2003). Nationalism and its explanations. *Political Psychology, 24* (2), 345-376.

Deusinger, I. M. (1986). *Die Frankfurter Selbstkonzeptskalen (FSKN).* Göttingen: Hogrefe.

Deutsche Shell. (Hrsg.). (1997). *Jugend `97: Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen. 12. Shell-Jugendstudie.* Opladen: Leske + Budrich.

Deutsche Shell. (Hrsg.). (2000). *Jugend 2000: 13. Shell-Jugendstudie.* Opladen: Leske + Budrich.

Deutsche Shell. (Hrsg.). (2002). *Jugend 2002: 14. Shell-Jugendstudie*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Dion, K. K. (2006). On the development of identity: Perspectives from immigrant families. In R. Mahalingam (Ed.), *Cultural psychology of immigrants* (pp. 299-314). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.

Dittmann, N. (2003). *Personale und nationale Identität bei Jugendlichen ausländischer Herkunft in Frankreich*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Otto-

von-Guericke-Universität Magdeburg.

Dorbritz, J., Lengerer, A. & Ruckdeschel, K. (2005). *Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study in Deutschland* (Sonderheft der Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.bib-demografie.de/cln_090/nn_749852/SharedDocs/Publikationen/DE/Download/Broschueren/ppas__2005,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/ppas_2005.pdf

Du Bois, P. (1999). *Alémaniques et Romands entre unité et discorde: Histoire et actualité* [Deutsch- und französischsprachige Schweizer zwischen Einheit und Zwietracht : Geschichte und Gegenwart]. Lausanne: Favre.

Du Bois-Reymond, M. (1994). Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden. In M. du Bois-Reymond, P. Büchner, H.-H. Krüger, J. Ecarius & B. Fuhs (Hrsg.), *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich* (S. 137-220). Opladen: Leske + Budrich.

Du Bois-Reymond, M., Büchner, P., Krüger, H.-H., Ecarius, J. & Fuhs, B. (Hrsg.). (1994). *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich.

Du Bois-Reymond, M., Diekstra, R., Hurrelmann, K. & Peters, E. (Eds.). (1995). *Childhood and youth in Germany and the Netherlands. Transitions and coping strategies of adolescents.* Berlin: de Gruyter.

Du Bois-Reymond, M., Sünker, H. & Krüger, H.-H. (Eds.). (2001). *Childhood in Europe : approaches – trends – findings*. New York: Lang.

Duffy, D. M., Sullivan, J. L. & Polakiewicz, L. A. (1993). Patriotic perspectives in contemporary Poland: Conflict or consensus. *The Polish Review, 38* (3), 259-298.

Dusik, R. (1994). *Australien. Reise-Handbuch* (4. Aufl.). Köln: DuMont.

EFFNATIS, Universität Bamberg. (2001). *Effectiveness of national integration strategies towards second generation migrant youth in a comparative european perspective* [executive summary]. Retrieved October 28, 2002, from http://www.uni-bamberg.de/projekte/effnatis/pgitps.htm

Ehinger, F. & Melzer, W. (2003). Gewalt im Kontext der Sozialökologie der Schule. In S. Andresen, K. Bock, M. Brumlik, H.-U. Otto, M. Schmidt & D. Sturzbecher (Hrsg.), *Vereintes Deutschland geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch* (S. 245–256). Opladen: Leske + Budrich.

Enders, E. (Hrsg.). (1994). *Eine Jugend in Deutschland? Orientierungen und Verhaltensweise der Jugend in Ost und West*. Opladen: Leske + Budrich.

Erbe, M. (2009). *Belgien-Luxemburg*. München: Beck.

Eriksen, H. R., Svendsrød, R., Ursin, G. & Ursin, H. (1998). Prevalence of subjective health complaints in the Nordic European countries in 1993. *European Journal of Public Health, 8,* 294-298.

Erikson, E. H. (1950/99). *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Erikson, E. H. (1959/73). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Erikson, E. H. (1970). *Jugend und Krise*. Stuttgart: Klett.

Erlinghagen, M., Stegmann, T. & Wagner, G. G. (2009). *Deutschland ein Auswanderungsland? Wochenbericht Nr. 39/2009*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.

Espenshade, T. J. & Hempstead, K. (1996). Contemporary American attitudes towards U.S. immigration. *International Migration Review, 30*, 535-570.

Esses, V. M., Dovidio, J. F., Semenya, A. H. & Jackson, L. M. (2005). Attitudes toward immigrants and immigration: The role of national and international identity. In D. Abrams, M. A. Hogg & J. M. Marques (Eds.), *The social psychology of inclusion and exclusion* (pp. 317-337). New York: Psychology Press.

Esses, V. M., Haddock, G. & Zanna, M. P. (1993). Values, stereotypes, and emotions as determinants of intergroup attitudes. In D. M. Mackie & D. L. Hamilton (Eds.), *Affect, cognition and stereotyping. Interactive processes in group perception* (pp. 137-166). San Diego: Academic Press.

Ettrich, K. U., Krause, R., Hofer, M. & Wild, E. (1996). Der Einfluß familienbezogener Merkmale auf die Schulleistung ost- und westdeutscher Jugendlicher. *Unterrichtswissenschaft, 24* (2), 106-127.

Etzioni, A. (2010). *Übers Ego zum Wir*. Düsseldorf: Identity Foundation.

Europäische Kommission. (2000). *Eurobarometer. Die öffentliche Meinung in der Europäischen Union* (Bericht Nr. 53). Zugriff am 08.02.2010 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb/eb53/eb53_de.pdf

Europäische Kommission. (2003). *Eurobarometer. Die öffentliche Meinung in der Europäischen Union* (Bericht Nr. 58). Zugriff am 08.02.2010 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb/eb58/eb58_de.pdf

Europäische Kommission. (2005a). *Eurobarometer. Die öffentliche Meinung in der Europäischen Union* (Bericht Nr. 64). Zugriff am 17.03.2011 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb/eb64/eb64_de.pdf

Europäische Kommission. (2005b). *Eurobarometer. Die öffentliche Meinung in der Europäischen Union. Nationaler Bericht Österreich Nr. 64.* Zugriff am 08.02.2010 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb/eb64/eb64_at_nat.pdf

Europäische Kommission. (2006). *Diskriminierung in der Europäischen Union. Eurobarometer Spezial 263*. Zugriff am 17.03.2010 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_263_de.pdf

Europäische Kommission. (2007). *Eurobarometer. Die öffentliche Meinung in der Europäischen Union* (Bericht Nr. 65). Zugriff am 11.03.2011 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb/eb65/eb65_de.pdf

European Commission. (1997). *Racism and xenophobia in Europe. Eurobarometer opinion poll no. 47.1.* Zugriff am 17.03.2011 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_113_en.pdf

European Commission. (2001). *Young Europeans in 2001. Results of a European opinion poll.* Zugriff am 17.11.2011 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_151_summ_en.pdf

European Commission. (2004). *Young people and drugs*. Zugriff am 22.02.2011 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/flash/fl158_en.pdf

European Commission. (2005). *Europeans and languages. Special Eurobarometer 237*. Zugriff am 17.03.2011 unter http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_237.en.pdf

European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia. (2005). *Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in den EU Mitgliedstaaten. Trends, Entwicklungen und bewährte Praktiken. Jahresbericht 2005 – Teil 2*. Zugriff am 22.02.2011. Verfügbar unter http://www.fra.europa.eu/fraWebsite/research/publications/publications_per_year/previous_publications/ar05_part2_en.htm

European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia. (2006). *The annual report on the situation regarding racism and xenophobia in the member states of the EU*. Retrieved March 11, 2011, from http://bookshop.europa.eu/is-bin/INTERSHOP.enfinity/WFS/EU-Bookshop-Site/en_GB/-/EUR/ViewPDFFile-OpenPDFFile?FileName=TKAB06002ENC_002.pdf&SKU=TKAB06002ENC_PDF&CatalogueNumber=TK-AB-06-002-EN-C

Evans, M. D. R. & Kelley, J. (2002). National pride in the developed world: Survey data from 24 nations. *International Journal of Public Opinion Research, 14* (3), 303-338.

Fahrni, D. (2000). *Schweizer Geschichte: ein historischer Abriss von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Zürich: Pro Helvetia-Verlag.

Fehlen, F. (1997). Weide meine Lämmer, zähle meine Schafe. *Forum Zeitschrift für Politik, Gesellschaft und Kultur in Luxemburg 173/174*, 6-12.

Feller, M., Güntert, M., Kälin, W. & Weibel, E. R. (1992). Zusammenfassung und Versuch einer Synthese der wissenschaftlichen Diskussion. In E. R. Weibel & M. Feller (Hrsg.), *Schweizerische Identität und Europäische Integration* (S. 15-48). Bern: Haupt.

Fend, H. (1990). *Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne* (Bd. 1). Bern: Huber.

Fend, H. (1991). *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen*. *Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne* (Bd. 2). Bern: Huber.

Fend, H. (1994a). Ausländerfeindlich-nationalistische Weltbilder und Aggressionsbereitschaft bei Jugendlichen in Deutschland und der Schweiz - kontextuelle und personale Antecedensbedingung. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 14* (2), 131-162.

Fend, H. (1994b). *Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung der Pubertät.*

Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne (Bd. 3). Bern: Huber.

Fend, H. (1997). *Der Umgang mit Schule in der Adoleszenz. Aufbau und Verlust von Motivation und Selbstachtung. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne* (Bd. 4). Bern: Huber.

Fend, H. (1998). *Eltern und Freunde. Soziale Entwicklung im Jugendalter. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne* (Bd. 5). Bern: Huber.

Fend, H. (2000). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich.

Fend, H. & Prester, H.-G. (1986). *Bericht aus dem Projekt "Entwicklung im Jugendalter".* Konstanz: Universität, Sozialwissenschaftliche Fakultät.

Feshbach, S. (1991). Attachment processes in adult political ideology: Patriotism and nationalism. In J. L. Gewirtz & W. M. Kurtines (Eds.), *Intersections with attachment* (pp. 207-226). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Feshbach, S. (1994). Nationalism, patriotism, and aggression: A clarification of functional differences. In L. R. Huesmann (Ed.), *Aggressive Behavior: Current Perspectives* (pp. 275-291). New York: Plenum Press.

Fiedler, A. & Klaiberg, A. (2000). Belastung und Partnerschaftszufriedenheit. Aspekte der Entwicklung im mittleren und höheren Lebensalter. In P. Martin, K. U. Ettrich, U. Lehr, D. Roether, M. Martin & A. Fischer-Cyrulies (Hrsg.), *Ergebnisse der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters* (ILSE) (S. 116-127). Darmstadt: Steinkopff.

Filipp, S.-H. & Freudenberg, E. (1986). *Fragebogen zur Erfassung dispositionaler Selbstaufmerksamkeit (SAM-Fragebogen).* Göttingen: Hogrefe.

Fischer, A. (2000). Jugend und Politik. In Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2000 – 13. Shell-Jugendstudie* (S. 261-282). Opladen: Leske + Budrich.

Flor, D. L. & Knapp, N. F. (2001). Transmission and transaction: Predicting adolescents' internalization of parental religious values. *Journal of Family Psychology, 15* (4), 627-645.

Flück, O. (2004). *Die politische Gemeinde in der Schweiz und ihre räumliche Identität.* Bern: Geoflueck.

Forschungsgruppe Schulevaluation. (Hrsg.). (1998). *Gewalt als soziales Problem in Schulen. Die Dresdner Studie – Untersuchungsergebnisse und Präventionsstrategien.* Opladen: Leske + Budrich.

Förster, P. (2003a). Junge Ostdeutsche heute: doppelt enttäuscht – Ergebnisse einer Längsschnittstudie zum Mentalitätswandel zwischen 1987 und 2002. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 15,* 6-17.

Förster, P. (2003b). Langzeitwirkungen der DDR-Sozialisation: Ergebnisse einer wendeüberschreitenden Längsschnittstudie bei jungen Ostdeutschen. In S. Andresen, K. Bock, M. Brumlik, H.-U. Otto, M. Schmidt & D. Sturzbecher (Hrsg.), *Vereintes Deutschland geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch* (S. 143-155). Opladen: Leske + Budrich.

Förster, P., Friedrich, W., Müller, H. & Schubarth, W. (1993). *Jugend Ost: Zwischen Hoffnung und Gewalt.* Opladen: Leske + Budrich.

Frandsen, S. (1994). *Dänemark- der kleine Nachbar im Norden. Aspekte der deutsch-dänischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Freytag, R. (2002). Antisemitismus im Nachkriegsdeutschland. In D. Sturzbecher & R. Freytag (Hrsg.), *Antisemitismus unter Jugendlichen* (S. 49-75). Göttingen: Hogrefe.

Friedrichs, J. (Hrsg.). (1998). *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske + Budrich.

Fuhrer, U., Marx, A., Holländer, A. & Möbes, J. (2000). Selbstbildentwicklung in Kindheit und Jugend. In W. Greve (Hrsg.), *Psychologie des Selbst* (S. 39-57). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Fuhs, B. (1997). *Kinderwelten aus Elternsicht.* Unveröffentlichte Habilitationsschrift, Philipps-Universität Marburg.

Gallenmüller, J. & Wakenhut, R. (1994). Theorie und Operationalisierung von Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit. In A. Thomas (Hrsg.), *Psychologie und multikulturelle Gesellschaft* (S. 65-71). Göttingen: Hogrefe.

Gano-Phillips, S. & Fincham, F. D. (1992). Assessing marriage via telephone interviews and written questionnaires: A methodological note. *Journal of Marriage & the Family, 54* (3), 630-635.

Gatz, M. & Hurwicz, M.-L. (1990). Are old people more depressed? Cross-sectional data on center for epidemiological studies depression scale factors. *Psychology and Aging, 5* (2), 284-290.

Geißler, R. (2004). Lebenssituation ethnischer Minderheiten. In *Informationen zur politischen Bildung, Heft 269*. Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.bpb.de/publikationen/3REA04,0,0,Lebenssituation_ethnischer_Minderheiten.html

Gensicke, T. (2002). Individualität und Sicherheit in neuer Synthese? Wertorientierungen und gesellschaftliche Aktivität. In Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2002: 14. Shell-Jugendstudie* (S. 139-212). Frankfurt a. M.: Fischer.

Georgi, V. B. (2009). Ich kann mich für Dinge interessieren, für die sich jugendliche Deutsche auch interessieren – Zur Bedeutung der NS-Geschichte und des Holocaust für Jugendliche aus Einwandererfamilien. In V. B. Georgi & R. Ohliger (Hrsg.), *Crossover Geschichte* (S. 90-108). Hamburg: Edition Körber Stiftung.

Geretschlaeger, I. (1995). Bemerkungen zu den Repräsentanten und zur Repräsentation des Österreicher-Seins, *Medienimpuls, 14,* 40-43. Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.mediamanual.at/mediamanual/themen/pdf/identitaet/14gerets.pdf

Gergen, K. J. & Gergen, M. M. (1988). Narrative and the self as relationship. *Advances in Experimental Social Psychology, 21*, 17-56.

Getz, M. (2007). *Personale und soziale Identität deutscher und luxemburgischer*

Jugendlicher im Vergleich. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität zu Köln.

GfS-Zürich. (2004). *Swiss made: Mehrwert oder weniger Wert?* Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.gfs-zh.ch/data/swissness/swissness-handout.pdf

Gille, M. & Krüger, W. (2000). *Unzufriedene Demokraten, Politische Orientierungen der 16- bis 29jährigen im vereinigten Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.

Gilligan, C. (1982). *In a different voice: Psychological theory and women's development.* Cambridge: Harvard University Press.

Gniewosz, B. & Noack, P. (2006). Intergenerationale Transmissions- und Projektionsprozesse intoleranter Einstellungen zu Ausländern in der Familie. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 38* (1), 33-42.

Gontovos, K. (2000). *Psychologie der Migration*. Hamburg: Argument.

Görtemaker, M. (1998). Die Bundesrepublik von den sechziger Jahren bis heute. In *Bildatlas Deutschland* (S. 269-298). München: Orbis.

Grob, U. (2005). Kurz- und langfristige intergenerationale Transmission von Ausländerablehnung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, *25* (1), 32-51.

Groenewold, P. (2001a). Das niederländische Deutschlandbild im 19. und 20. Jahrhundert. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen* (S. 205-224). Münster: Waxmann.

Groenewold, P. (2001b). Das deutsche Niederlandebild. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen* (S. 225-242). Münster: Waxmann.

Große, E.U. & Lüger, H.-H. (1996). *Frankreich verstehen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Grundrechteagentur der Europäischen Union (FRA). (2010). *Der Holocaust aus einer Menschenrechtsperspektive: Erste EU-weite Studie zur Holocaustpädagogik und Menschenrechtsbildung in Gedenkstätten. Medienmitteilung.* Zugriff am 18.03.2010 unter http://fra.europa.eu

Gundelach, P. (2001). National identitet i en globalisieringstid [Nationale Identität in einer Zeit der Globalisierung]. *Dansk sociologi, 12* (1), 63-80.

Habermas, J. (1990, 30. März). Der DM-Nationalismus. *Die Zeit*, S. 62-63.

Habermas, J. (1998). *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Habermas, J. (2006, 8. November). Die Erweiterung des Horizonts. Dankesrede zur Verleihung des NRW-Staatspreises auf dem Bonner Petersberg. *Kölner Stadt-Anzeiger*, S. 29.

Hadjar, A. (2005). Hierarchisches Selbstinteresse und Fremdenfeindlichkeit bei Jugendlichen. *Gruppendynamik und Organisationsberatung, 36* (1), 103-126.

Haenni Hoti, A. (2003). Vertrauen in staatliche Institutionen und Medien sowie Einstellung gegenüber der Nation. In F. Oser & H. Biedermann (Hrsg.), *Jugend ohne Politik* (S. 77-100). Zürich: Rüegger.

Hagendoorn, L. (1991). Determinants and dynamics of national stereotypes. *Politics & the Individual, 1* (2), 13-26.

Haller, M. (1999). Voiceless submission or deliberate choice? European integration and the relation between national and European identity. In H. Kriesi, K. Armingeon, H. Siegrist & A. Wimmer (Eds.), *Nation and national identity* (pp. 263-296). Chur/Zürich: Rüegger.

Haller, M. & Gruber, S. (1996). Die Österreicher und ihre Nation – Patrioten oder Chauvinisten? In M. Haller (Hrsg.), *Identität und Nationalstolz der Österreicher* (S. 61-147). Wien: Böhlau.

Haltiner, K.W., Wenger, A., Bennett, J. & Szvircsev Tresch, T. (2003). *Sicherheit 2003 Aussen-, Sicherheits- u. Verteidigungspolitische Meinungsbildung im Trend.* Zugriff am 08.02.2010 unter http://e-collection.ethbib.ethz.ch/eserv/eth:23568/eth-23568-04.pdf

Hamann, B. (2009). *Österreich*. München: Beck.

Hamilton, H. (2004). *Gescheckte Menschen*. München: Knaus.

Hanking, B. L., Abramson, L. Y., Moffitt, T. E., Silva, P. A., McGee, R. & Angell, K. E. (1998). Development of depression from preadolescence to young adulthood: Emerging gender differences in a 10-year longitudinal study. *Journal of Abnormal Psychology, 107*, 128-140.

Hannover, B. (1995). Self-serving biases and self-satisfaction in East versus West German students. *Journal of Cross Cultural Psychology, 26* (2), 176-188.

Harter, S., Waters, P. L., Whitesell, N. R. & Kastelic, D. (1998). Level of voice among female and male high school students: Relational context, support, and gender orientation. *Developmental Psychology, 34* (5), 892-901.

Hassini, M. (1993). *La réussite scolaire des filles d'origine maghrébine en France* [Der Schulerfolg von Mädchen maghrebinischer Herkunft in Frankreich]. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Paris IV.

Hastings, E. H. & Hastings, P. K. (Eds.). (1999). *Human values and beliefs: A cross cultural study conducted in 43 countries. Index to international public opinion, 1997-1998*. Westport: Greenwood Press.

Hauler, A. (1995). *Die Schweiz auf dem Weg nach Europa. Politikprobleme und Dilemmata politischer Bildung*. Bonn: Europa Union.

Haußer, K. (1995). *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer.

Haußer, K. (1997). Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute* (S. 120-134). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hayes, B. C. & Pittelkow, Y. (1993). Religious belief, transmission, and the family: An Australian study. *Journal of Marriage and the Family, 55*, 755-766.

Heer, F. (1996). *Der Kampf um die österreichische Identität* (2. unveränd. Aufl.).

Wien: Böhlau.

Heitmeyer, W. (Hrsg.). (2002-2011). *Deutsche Zustände* (Folge 1-9). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hendrick, S. (1988). A generic measure of relationship satisfaction. *Journal of Marriage and the Family, 50*, 93-98.

Henningsen, B. (2009). *Dänemark*. München: Beck.

Hermann, M. & Leuthold, H. (2001). Weltanschauung und ihre soziale Basis im Spiegel eidgenössischer Volksabstimmungen. *Schweizerische Zeitschrift für politische Wissenschaften, 7* (4), 39-63.

Heurlin, B. (2004). Dänemark. In W. Weidenfeld (Hrsg.), *Die Staatenwelt Europas* (S. 86-94) Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Heyder, A. & Schmidt, P. (2002). Deutscher Stolz – Patriotismus wäre besser. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände* (S. 71-82). Frankfurt a. M.: Edition Suhrkamp.

Heyl, M. (1999). *Holocaust Education. Internationale Tendenzen im pädagogischen Umgang mit der Geschichte des Holocaust*. Zugriff am 27.10.2010 unter http://www.fasena.de/download/heyl/Heyl%20%281999%29.pdf

Höfer, R. (2000). *Jugend. Gesundheit und Identität*. Opladen: Leske + Budrich.

Hoffmann, T. (2008, 26. September). Deutsche sind doch Demokratie-Fans. *Die Tageszeitung.* Zugriff am 02.03.2010 unter http://www.taz.de/1/politik/deutschland/artikel/1/deutschen-finden-demokratie-doch-super/

Hofmann, H. & Stiksrud, A. (Hrsg.). (2004). *Dem Leben Gestalt geben. Erik H. Erikson aus interdisziplinärer Sicht*. Wien: Krammer.

Holler-Nowitzki, B. (1994). *Psychosomatische Beschwerden im Jugendalter*. Weinheim: Juventa.

Homann, H. (1999). Die Frankfurter Schule im Exil. In C. Albrecht, G. C. Behrmann, M. Bock, H. Homann & F. H. Tenbruck, *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule* (S. 57-77). Frankfurt a. M.: Campus.

Hostert, M. (1995). Luxembourg: Tolerant but conservative. In B. Baumgartl & A. Favell (Eds.), *New xenophobia in Europe* (pp. 218-227). London: Kluwer.

Huddy, L. & Khatib, N. (2007). American patriotism, national identity, and political involvement. *American Journal of Political Science, 51* (1), 63-77.

Hudson, D. B., Elek, S. M. & Fleck, M. O. (2001). First-time mothers' and fathers' transition to parenthood: Infant care self-efficacy, parenting satisfaction and infant sex. *Issues in Comprehensive Pediatric Nursing, 24* (1), 31-43.

Hurrelmann, K. (1999). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die Sozialwissenschaftliche Jugendforschung.* München: Juventa.

Hurrelmann, K., Klocke, A., Melzer, W. & Ravens-Sieberer, U. (Hrsg.). (2003). *Jugendgesundheitssurvey. Internationale Vergleichsstudie im Auftrag der*

Weltgesundheitsorganisation WHO. Weinheim: Juventa.

Ihlebaek, C., Eriksen, H. R. & Ursin, H. (2002). Prevalence of subjective health complaints (SHC) in Norway. *Scandinavian Journal of Public Health, 30*, 20-29.

Illies, F. (2000). *Generation Golf* (2. Aufl.). Berlin: Argon.

Im Hof, U. (1997). *Geschichte der Schweiz*. Stuttgart: Kohlhammer.

IMAS-International – Institut für Markt- und Sozialanalysen GmbH. (2006). *IMAS international Report Nr. 6. Glauben und Gläubigkeit im Meinungstest.* Zugriff am 11.03.2011 unter http://www.imas.at/content/download/237/1009/version/1/file/06-03%5B1%5D.pdf

Inglehart, R. F. (2008). Changing values among western publics from 1970 to 2006. *West European Politics, 31* (1–2), 130-146.

Institut für Demoskopie Allensbach. (1985). Die deutsche Generationenkluft. Ein Zusammenhang mit der niedrigen Geburtenrate wird sichtbar. *planung und analyse, 12* (5), 210-212.

Institut Nationale de la Statistique et des Études Économique. (1997). *Les Immigrés en France* [Die Immigranten in Frankreich] [Broschüre]. Paris: INSEE.

IPOS. (2003). *Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage*. Zugriff am 11.03.2011 unter http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/jugendliche-in-deutschland-ipos-2004,property=pdf.pdf

Isengard, B. & Schneider, T. (2002). *Ost- und westdeutsche Jugendliche: Annäherung bei den objektiven Lebensbedingungen stärker als bei subjektiver Bewertung.* Wochenbericht des DIW Berlin 42/02. Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.92437.de/02-42.pdf

Isengard, B. & Schneider, T. (2005). Lebenssituation von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Datenreport 2004* (S. 555-563). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Jackson, J.S., Brown, K. T., Brown, T. N. & Marks, B. (2001). Contemporary immigration policy orientations among dominant-group members in Western Europe. In V. M. Esses, J. F. Dovidio & K. L. Dion (Eds.), Immigrants and immigration. *Journal of Social Issues, 57*, 431-456.

James, W. (1890). *The principles of psychology, Vol. I-II.* New York: Holt & Co.

Jansen, L. (1993). *Bekend an onbemind. Het beeld van Duitsland en Duitsers onder jongeren van vijftien tot negentien jaar* [Bekannt und unbeliebt. Das Bild von Deutschland und den Deutschen unter Jugendlichen zwischen 15 und 19 Jahren.]. s'Gravenhage: Nederlands Institut voor Internationale Betrekkingen „Clingendael".

Jasper, G. (1989). Die Identität der Deutschen. In H. Kössler (Hrsg.), *Identität. Erlanger Forschungen. Reihe B, Naturwissenschaften und Medizin* (Band 20, S. 67-86). Erlangen: Universität.

Jenkins, B. & Copsey, N. (1996). Nation, nationalism and national identity in France. In B. Jenkins & S. A. Sofos (Eds.), *Nation and identity in contemporary Europe* (pp. 101-124). London: Routledge.

Jenkins, B. & Sofos, S. A. (1996). Nation and nationalism in contemporary Europe: a theoretical perspective. In B. Jenkins & S. A. Sofos (Eds.), *Nation and identity in contemporary Europe* (pp. 9-32). London: Routledge.

Johnson, P., Smith, A. J. & Nelson, M. D. (2003). Predictors of social interest in young adults. *Journal of Individual Psychology, 59* (3), 281-292.

Jones, F. L. (1997). Ethnic diversity and national identity. *Australian and New Zealand Journal of Sociology, 33,* 285-305.

Jugendwerk der Deutschen Shell. (Hrsg.). (1992). *Jugend `92 – Die neuen Länder: Rückblick und Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich.

Junker, D. (2001). Die Amerikanisierung des Holocaust. In P. Steinberg (Hrsg.), *Die Finkelstein-Debatte* (S. 122-139). München: Piper.

Kaelble, H. (1987). *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880-1980*. München: Beck

Kaelble, H. (1998). Wertewandel in Frankreich und Deutschland. Wie viel nationale Divergenz, wie viel europäische Konvergenz? In R. Köcher & J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten* (S. 309-324). Opladen: Leske + Budrich.

Karasawa, M. (2002). Patriotism, nationalism, and internationalism among Japanese citizens: An etic-emic approach. *Political Psychology, 23*, 645-666.

Kelman, H. C. (1997). Nationalism, patriotism, and national identity: Social-psychological dimensions. In D. Bar-Tal & E. Staub (Eds.), *Patriotism: In the lives of individuals and nations* (pp. 165-189). Chicago: Nelson-Hall.

Keupp, H. (1997). Diskursarena Identität. Lernprozesse in der Identitätsforschung. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 11-39). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Keupp, H. (2004). *Fragment oder Einheit? Wie heute Identität geschaffen wird*. Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.ipp-muenchen.de/texte/fragmente_oder_einheit.pdf

Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B., Kraus, W. & Straus, F. (1999*). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt.

Kiyak, M. (2008). *Deutsche sollten zu ihrer Nationalkultur stehen. Rede auf der internationalen Tagung des Goethe-Instituts*. Zugriff am 18.02.2011 unter http://welt.de/politik/article1937794

Klein-Allermann, E., Wild, K. P., Hofer, M. & Noack, P. (1995). Gewaltbereitschaft und rechtsextreme Einstellungen ost- und westdeutscher Jugendlicher als Folge gesellschaftlicher, familialer und schulischer Bedingungen. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 27* (3), 191-209.

Knischewski, G. (1996). Post-war national identity in Germany. In B. Jenkins & S. A.

Sofos (Eds.), *Nation and identity in contemporary Europe* (pp. 125-151). London: Routledge.

Köcher, R. (1992). Kirche und Religion in Ost und West – eine demographische Analyse. In W. Sparn (Hrsg.), *Wieviel Religion braucht der deutsche Staat? Politisches Christentum zwischen Reaktion und Revolution* (S. 105-121). Gütersloh: Siebenstern.

Köcher, R. (1998). Zur Entwicklung der religiösen und kirchlichen Bindungen in Deutschland und Frankreich. In R. Köcher & J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten* (S. 55-65). Opladen: Leske + Budrich.

Köcher, R. & Schild, J. (Hrsg.). (1998). *Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.

Koestner, R., Zuroff, D. C. & Powers, T. A. (1991). Family origins of adolescent self-criticism and its continuity into adulthood. *Journal of Abnormal Psychology 100* (2), 191-197.

Kohn, H. (1994). Western and eastern nationalism. In J. Hutchinson & A. D. Smith (Eds.), *Nationalism* (pp. 162-165). Oxford: Oxford University Press.

Kohn, M. L., Slomczynski, K. M. & Schoenbach, C. (1986). Social stratification and the transmission of values in the family: A cross-national assessment. *Sociological Forum, 1* (1), 73-102.

Kolip, P., Nordlohne, E. & Hurrelmann, K. (1995). Der Jugendgesundheitssurvey 1993. In P. Kolip, K. Hurrelmann & P.-E. Schnabel (Hrsg.), *Jugend und Gesundheit – Interventionsfelder und Präventionsbereiche* (S. 25-48). Weinheim: Juventa.

Konrad, H. (2005). Österreichs Verhältnis zu Deutschland. In Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Deutschland – Österreich. Verfreundete Nachbarn* (S. 78-89). Bonn: Kerber.

Koopmans, R. (2006). *Tradeoffs between equality and difference – The crisis of Dutch multiculturalism in cross-national perspective*. Amsterdam: Free University.

Korostelina, K. V. (2007). *Social identity and conflict*. New York: Palgrave Macmillan.

Koschmal, W., Nekula, M. & Rogall, J. (Hrsg.). (2003). *Deutsche und Tschechen. Geschichte, Kultur, Politik.* München: Beck.

Kosterman, R. & Feshbach, S. (1989). Toward a measure of patriotic and nationalistic attitudes. *Political Psychology, 10* (2), 257-274.

Krampen, G. (1983). Eine Kurzform der Skala zur Messung normativer Geschlechtsrollenorientierungen. *Zeitschrift für Soziologie, 12*, 152-156.

Kraus, L., Heppekausen, K., Barrera, A. & Orth, B. (2004). *Die Europäische Schülerstudie zu Alkohol und anderen Drogen (ESPAD): Befragung von Schülerinnen und Schülern der 9. und 10. Klasse in Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen* (Forschungsbericht). München: Institut für Therapieforschung.

Kraus, W. (1996). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne.* Pfaffenweiler: Centaurus.

Kraus, W. & Mitzscherlich, B. (1995). Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht, 42*, 65-72.

Kreis, G. (1993). *Die Schweiz unterwegs. Schlussbericht des NFP 21 – Kulturelle Vielfalt und nationale Identität*. Basel: Helbig & Lichtenhahn.

Kreissler, F. (1984). *Der Österreicher und seine Nation. Ein Lernprozeß mit Hindernissen*. Wien: Böhlau.

Krejci, J. (1995). *Die Suche nach einer neuen nationalen und europäischen Identität bei Deutschen, Tschechen und Polen*. Frankfurt a. M.: Lang.

Kroger, J. (1997). Gender and identity: The intersection of structure, content and context. *Sex Roles, 36* (11-12), 747-770.

Krüger, H.-H., Ecarius, J., Grunert, C. & Michelmann, D. (1994). Kinderbiographien: Verselbständigungsschritte und Lebensentwürfe. In M. du Bois-Reymond, P. Büchner, H.-H. Krüger, J. Ecarius & B. Fuhs (Hrsg.), *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich* (S. 221-272). Opladen: Leske + Budrich.

Kubina, A. F. (2005). *Aspekte der sozialen Identität Jugendlicher in Luxemburg und Deutschland*. Unveröffentliche Diplomarbeit, Universität Trier.

Kühner, A. (2008). NS-Erinnerung und Migrationsgesellschaft: Befürchtungen, Erfahrungen und Zuschreibungen. In Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust Education [Themenheft]. *Einsichten und Perspektiven, Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1*, 52-65.

Kühner, A., Langer, P. C. & Sigel, R. (2008). Ausgewählte Studienergebnisse im Überblick. In Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust Education [Themenheft]. *Einsichten und Perspektiven, Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1*, 76-83.

Labusch, M. (2001). Die niederländische Gedenkkultur seit 1945 und ihr Niederschlag im Schulunterricht und in den niederländischen Schulbüchern. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland: Einander kennen und verstehen* (S. 395-408). Münster: Waxmann.

Lademacher, H. (2001). Niederlande: Ein geschichtlicher Abriß. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen* (S. 37-47). Münster: Waxmann.

Lademann, J. & Kolip, P. (2005). *Schwerpunktsbericht der Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Gesundheit von Frauen und Männern im mittleren Lebensalter*. Berlin: Robert Koch-Institut.

Lamper, T. & Thamm, M. (2007). Tabak-, Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheitssurveys (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, 50*, 600-608.

Lange, E. (1991). *Jugendkonsum: Empirische Untersuchungen über Konsummuster,*

Freizeitverhalten und soziale Milieus bei Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.

Lange, E. (1997). *Jugendkonsum im Wandel: Konsummuster, Freizeitverhalten, soziale Milieus und Kaufsucht 1990 und 1996.* Opladen: Leske + Budrich.

Langer, J. (1996). Nation – schwindende Basis für soziale Identität? Eine Studie über 17- bis 19jährige Schüler und Schülerinnen. In M. Haller (Hrsg.), *Identität und Nationalstolz der Österreicher* (S. 327-381). Wien: Böhlau.

Langer, J. (1999). Last in, first out? Austria's place in the transformation of national identity. In H. Kriesi, K. Armingeon, H. Siegrist & A. Wimmer (Eds.), *Nation and national identity* (pp. 153-173). Chur/Zürich: Rüegger.

Langer, P. C. (2008). Fünf Thesen zum schulischen Besuch von KZ-Gedenkstätten. In Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust Education [Themenheft]. *Einsichten und Perspektiven, Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1*, 66-75.

Langer, P. C., Cisneros, D., & Kühner, A. (2008). Aktuelle Herausforderungen der schulischen Thematisierung von Nationalsozialismus und Holocaust. In Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust Education [Themenheft]. *Einsichten und Perspektiven, Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1*, 10-27.

Lapeyronnie, D. (1998). Jugendkrawalle und Ethnizität. In O. Backes, R. Dollase & W. Heitmeyer (Hrsg.), *Die Krise der Städte: Analyse zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben* (S. 297-316). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Laucht, M. (2001). Antisoziales Verhalten im Jugendalter: Entstehungsbedingungen und Verlaufsformen. *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, 29,* 297-311.

Laulan, Y.-M. (2004). *Allemagne – chronique d'une mort annoncée* [Deutschland – Chronik eines angekündigten Todes]. Paris: Guibert.

Leadbeater, B. J., Blatt, S. J. & Quinlan, D. M. (1995). Gender-linked vulnerabilities to depressive symptoms, stress, and problem behaviors in adolescents. *Journal of Research on Adolescence, 5* (1), 1-29.

Leadbeater, B. J., Kuperminc, G. P., Blatt, S. J. & Hertzog, C. (1999). A multivariate model of gender differences in adolescents' internalizing and externalizing problems. *Developmental Psychology, 35* (5), 1268-1282.

Leinemann, J., Rosenkranz, G., Scheidges, R. & Smoltczyk, A. (2000, 04. Dezember). Die Hysterie der Anständigen. *Der Spiegel, 49*, 22-38.

Leiprecht, R. (2001). *Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden*. Münster: Waxmann.

Lepszy, N. & Woyke, W. (1985). *Belgien, Niederlande, Luxemburg; Politik, Gesellschaft, Wirtschaft*. Opladen: Leske + Budrich.

Levenson, R. W., Carstensen, L. L. & Gottman, J. M. (1993). Long-term marriage: Age, gender, and satisfaction. *Psychology and Aging, 8* (2), 301-313.

Linder, W. (2005). *Schweizerische Demokratie, Institutionen, Prozesse,*

Perspektiven. Bern: Haupt-Verlag.

Linssen, R., Leven, I. & Hurrelmann, K. (2002). Wachsende Ungleichheit der Zukunftschancen? Familie, Schule und Freizeit als jugendliche Lebenswelten. In Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2002: 14. Shell-Jugendstudie* (S. 53-90). Frankfurt a. M.: Fischer.

Loch, D. (1998). Soziale Ausgrenzung und Anerkennungskonflikte in Frankreich und Deutschland. In O. Backes, R. Dollase & W. Heitmeyer (Hrsg.), *Die Krise der Städte: Analyse zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben* (S. 266-295). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lüdtke, H. (1992). Zwei Jugendkulturen? Freizeitmuster in Ost und West. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend `92 – Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland* (S. 239-264). Opladen: Leske + Budrich.

Luif, P. (2002). Österreich. In W. Weidenfeld (Hrsg.), *Europa-Handbuch* (2. aktualisierte Neuausgabe, S. 229-236). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Lundgreen-Nielsen, F. (1992). Danskhed- hvorfor og hvorledes [Dänischsein- warum und wie]. In F. Lundgreen-Nielsen (Hrsg.), *På sporet af dansk identitet* (S. 7-16). Copenhagen: Spektrum.

Luyten, P., Sabbe, B., Blatt, S. J., Meganck, S., Jansen, B., De Grave, C., Maes, F. & Corveleyn, J. (2007). Dependency and self-criticism: Relationship with major depressive disorder, severity of depression, and clinical presentation. *Depression and Anxiety, 24* (8), 586-596.

Maccoby, E. E. (2000). *Psychologie der Geschlechter.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Maddens, B., Billiet, J. & Beerten, R. (2000). National identity and the attitude towards foreigners in multi-national states: the case of Belgium. *Journal of Ethnic and Migration Studies, 26* (1), 45-60.

Mader, H. M. (1999). *Rechtsextremismus in Österreich. Jahreslagebericht 1999 des Bundesministeriums für Inneres.* Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.david.juden.at/kulturzeitschrift/44-49/Main%20frame_Artikel48_Rechtsextremismus.htm

Maehler, D. (2010). *Akkulturation und Identifikation bei eingebürgerten Migranten in Deutschland.* Unveröffentlichte Dissertation, Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät.

Maes, J., Schmitt, M. & Schmal, A. (1996).*GIP - Gerechtigkeit als innerdeutsches Problem: Haltungen zur Nation als Kovariate*. Berichte aus der Arbeitgruppe „Verantwortung, Gerechtigkeit und Moral“ Nr. 97. Trier: Universität, Fachbereich I. Zugriff am 08.02.2010 unter http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2004/174/pdf/beri097.pdf

Mai, M. (1999). *Deutsche Geschichte*. Weinheim: Beltz.

Mak, G. (2008). *Niederlande*. München: Beck.

Malewska-Peyre, H. (1982). *Crise d’identité et déviance chez les jeunes immigrés* [Identitätskrise und Devianz bei den immigrierten Jugendlichen]. Paris: La Documentation Française.

Malmberg, L.-E., Ehrmann, J. & Lithén, T. (2005). Adolescents' and parents' future beliefs. *Journal of Adolescence, 28,* 709-723.

Mannheim, K. (1928). Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7* (2), 157-185 + (3), 309-330.

Mansel, J., Endrikat, K. & Schaefer, D. (2003). Emotionales Befinden zwischen Erfahrungen und fremdenfeindlichen Einstellungen. *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung, 5* (1), 127-144.

Mansel, J., Pollmer, K. & Hurrelmann, K. (1992). Gestresst – in Ost und West. Problematische Lebensbedingungen, Wahrnehmung von Arbeitsmarktrisiken und psychosoziale Befindlichkeit von Jugendlichen beim Übergang von der Schule in den Beruf. In G. Neubauer, K. Hurrelmann & W. Melzer (Hrsg.), *Jugend im deutsch-deutschen Vergleich* (S.11-92). Neuwied: Luchterhand.

Marcia, J. E. (1966). Development and validation of ego-identity status. *Journal of Personality and Social Psychology, 3*, 551-558.

Marcia, J. E. (1980). Identity in adolescence. In J. Adelson (Ed.), *Handbook psychology* (pp. 159-187). New York: Wiley & Sons.

Marcia, J. E. (1989). Identity diffusion differentiated. In M. A. Luszcz & T. Nettelbeck (Eds.), *Psychological development across the life-span* (pp. 289-295). North-Holland: Elsevier.

Marsal, E. (2004). Identität und Selbst bei Erik H. Erikson. In H. Hofman & A. Stiksrud (Hrsg.), *Dem Leben Gestalt geben* (S. 79-93). Wien: Krammer.

Matussek, M. (2006). *Wir Deutschen. Warum uns die anderen gern haben können*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

Mead, G. H. (1929). National-mindedness and international-mindedness. *International Journal of Ethics, 39*, 385-407.

Meier, U., Melzer, W., Schubarth, W. & Tillmann, K. J. (1995). Schule, Jugend und Gewalt: Ergebnisse einer Schulleiterbefragung in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 15* (2), 168-182.

Meier-Dallach, H. P. & Ritschard, R. (1990). *Nationale Identität – ein Fass ohne empirischen Boden*. Neuenburg: Editions culture prospective.

Meilman, P. W. (1979). Cross-sectional age changes in ego identity status during adolescence. *Developmental Psychology, 15* (2), 230-231.

Melich, A. (1991). *Die Werte der Schweizer*. Bern: Lang.

Meulemann, H. (1996). *Werte und Wertewandel – Zur Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation.* Weinheim: Juventa.

Meulemann, H. (1998). Arbeit und Selbstverwirklichung in Balance. Warum ist den Franzosen die Arbeit, den Deutschen die Freizeit wichtiger? In R. Köcher & J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich*. *Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten* (S. 133-150). Opladen: Leske + Budrich.

Meulemann, H. (2002). Werte und Wertewandel im vereinten Deutschland. *Aus*

Politik und Zeitgeschichte, 37, 13-23.

Meyenberg, R. (2001). Die Vorurteile gegenüber Deutschen sind eine Aufgabe der Niederländer selbst – Reaktionen auf „Clingendael“. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen* (S. 321-324). Münster: Waxmann.

Meyers, C. & Willems, H. (2004). *Die Jugend der Stadt Luxemburg, Lebenslagen, Werteorientierungen, Freizeitmuster und Probleme. Endbericht des CESIJE im Rahmen des „Plan Communal Jeunesse“ der Stadt Luxemburg*. Zugriff am 11.03.2011 unter http://www.vdl.lu/index.php?id=2242&site=vdl_multimedia&lang=fr

Millard, F. (1996). The failure of nationalism in post-communist Poland 1989-95: An historical perspective. In B. Jenkins & S. A. Sofos (Eds.), *Nation and identity in contemporary Europe* (pp. 201-222). London: Routledge.

Miller, B. A. (2004). Intergenerational transmission of religiousness and spirituality. In W. R. Miller & H. D. Delaney (Eds.), *Judeo-christian perspectives on psychology* (pp. 227-244). Washington DC: APA.

Miller, J. B. (1991). The development of woman’s sense of self. In J. V. Jordan, A. G. Kaplan, J. B. Miller, I. P. Stiver & J. L. Surrey (Eds.), *Women’s growth in connection: Writings from the Stone Center* (pp. 11-26). New York: Guilford Press.

Miller-Idriss, C. (2006). Dismantling the nation, debunking pride: Discourse and practice in German civics classrooms. In A. Sliwka, M. Diedrich & M. Hofer (Eds.), *Citizenship education: Theory - research – practice* (pp. 19-26). Münster: Waxmann.

Ministeriet for Flygtninge, Indvandrere og Integration. (2005). *Årbog um udlændinge i Danmark 2005. Status og udvikling* [Handbuch zu Ausländern in Dänemark 2005. Status und Entwicklung]. Zugriff am 08.02.2010 unter http://www.nyidanmark.dk/bibliotek/statistik/aarbog_om_udlaendinge/2005/aarbog_udlaendinge_05/pdf/aarbog_om_udlaendinge_2005.pdf

Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz. (Hrsg.). (n.d.). *Lehrplan Geschichte*. Zugriff am 22.09.2010 unter http://lehrplaene.bildung-rp.de/lehrplaene-nach-faechern.html?tx_abdownloads_pi1[action]=getviewcatalog&tx_abdownloads_pi1[category_uid]=97&tx_abdownloads_pi1[cid]=5786&cHash=f279290dc787bc698caa1c260dbd7698

Mitscherlich, A. & Mitscherlich, M. (1967). *Die Unfähigkeit zu trauern*. München: Piper.

Moffitt, T. E. (1993). Adolescence-limited and life-course-persistent antisocial behavior: A developmental taxonomy. *Psychological Review, 100*, 674-701.

Moldenhauer, G. & Vis, J. (2001). Einführung. In: G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland: Einander kennen und verstehen* (S. 13-26). Münster: Waxmann.

Montada, L. (2002). Delinquenz. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (5., vollständig überarbeitete Aufl., S. 859-873).

Weinheim: Beltz.

Moser, T. (1992). Die Unfähigkeit zu trauern: Hält die Diagnose einer Überprüfung stand? Zur psychischen Verarbeitung des Holocausts in der Bundesrepublik. *Psyche, 46* (5), 389-405.

Mouritsen, P. (1995). Denmark: The agonies of innocence. In B. Baumgartl & A. Favell (Eds.), *New xenophobia in Europe* (pp. 88-105). London: Kluwer.

Moysich, J. & Heyl, M. (1998). *Der Holocaust. Ein Thema für Kindergarten und Grundschule?* Hamburg: Krämer.

Mühlberg, D. (2002). Schwierigkeiten kultureller Assimilation- Freuden und Mühen der Ostdeutschen beim Eingewöhnen in neue Standards des Alltagslebens. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 17,* 3-12.

Muiznieks, N. (2000, July). *The struggle against racism and xenophobia in central and eastern Europe: Trends, obstacles and prospects.* Paper presented at the Regional Seminar of Experts: Central and Eastern European States in preparation for the World Conference against Racism, Racial Discrimination, Xenophobia and Related Intolerance, Warsaw, Poland.

Müller, B. (1998). Was man über „Holland“ eigentlich wissen sollte. In: B. Müller (Hrsg.), *Vorbild Niederlande? Tips und Informationen zum Alltagsleben, Politik und Wirtschaft* (S. 11-30). Münster: Agenda.

Mullis, A. K., Mullis, R. L. & Normandin, D. (1992). Cross-sectional and longitudinal comparisons of adolescent self-esteem. *Adolescence, 27* (105), 51-61.

Mummendey, A., Klink, A. & Brown, R. (2001). Nationalism and patriotism: National identification and out-group rejection. *British Journal of Social Psychology, 40*, 159-172.

Mummendey, A. & Simon, B. (1997). Nationale Identifikation und die Abwertung von Fremdgruppen. In A. Mummendey & B. Simon (Hrsg.), *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften* (S. 175-193). Bern: Huber.

Münchmeier, R. (2003). Unterschiede trotz Annäherung: Jugendliche in Ostdeutschland und Jugendliche in Westdeutschland im Vergleich. In S. Andresen, K. Bock, M. Brumlik, H.-U. Otto, M. Schmidt & D. Sturzbecher (Hrsg.), *Vereintes Deutschland geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch* (S. 85-97). Opladen: Leske + Budrich.

Newton, G. (1996). *Luxembourg und Lëtzbuergesch language and communication at the crossroads of Europe*. Oxford: Clarendon.

Nickel, H., Grant, H. & Vetter, J. (1990). *Fragebogen zur Elternschaft*. Düsseldorf: Heinrich-Heine-Universität.

Nickel, H. & Quaiser-Pohl, C. (Hrsg.). (2001). *Junge Eltern im kulturellen Wandel - Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich*. Weinheim: Juventa.

Niedersächsisches Kultusministerium. (Hrsg.). (2008). *Rahmenrichtlinien für das Gymnasium - gymnasiale Oberstufe, die Gesamtschule - gymnasiale Oberstufe, das Fachgymnasium, das Abendgymnasium, das Kolleg.*

Geschichte. Zugriff am 22.09.2010 unter http://db2.nibis.de/1db/cuvo/datei/go_geschichte.pdf

Nielsen, H. J. (2004). *Er danskerne fremmedfjenske? Udlandets syn på debatten om indvandrere 2000-2002* [Sind die Dänen fremdenfeindlich? Der Blickwinkel des Auslands auf die Debatte um Einwanderer 2000-2002]. Århus: Universitetsforlag.

Nieuwbeerta, P. & Wittebrood, K. (1995). Intergenerational transmission of political party preference in The Netherlands. *Social Science Research, 24*, 243-261.

Nissen, H. S. (1992). Nationalstaten og folket. 1920-1990 [Der Nationalstaat und das Volk. 1920-1990]. In F. Lundgreen-Nielsen (Hrsg.), *På sporet af dansk identitet* (S. 257-281). Copenhagen: Spektrum.

Noeker, M. & Petermann, F. (2002). Entwicklungspsychopathologie rekurrierender Bauchschmerzen und somatoformer Störungen. *Kindheit und Entwicklung, 11* (3), 152-169.

Noelle-Neumann, E. (1987). Nationalgefühl und Glück. In E. Noelle-Neumann & R. Köcher (Hrsg.), *Die verletzte Nation: Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern* (S. 17-47). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

Noelle-Neumann, E., & Petersen, T. (2001). Zeitenwende. Der Wertewandel 30 Jahre später. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 29*, 15-22.

Noiriel, G. (2002). Petite histoire de l'integration à la française [Kleine Geschichte der Integration auf französische Art]. Histoire(s) d'Immigration [Themenheft]. *Manière de voir, 62*, 30-35.

Nolen-Hoeksema, S. & Girgus, J. S. (1994). The emergence of gender differences in depression during adolescence. *Psychological Bulletin, 115* (3), 424-443.

Novick, P. (2001). *Nach dem Holocaust*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

Nurmi, J.-E. (1989). Development of orientation to the future during early adolescence: A fouryear longitudinal study and two cross-sectional comparisons. *International Journal of Psychology, 24*, 195-214.

Nurmi, J.-E. (1992). Age differences in adult life goals, concerns, and their temporal extension: A life course approach to future-oriented motivation. *International Journal of Behavioral development, 15*, 487-508.

O'Bryan, M., Fishbein, H. D. & Ritchey, P. N. (2004). Intergenerational transmission of prejudice, sex role stereotyping, and intolerance. *Adolescence, 39* (155), 407-426.

Oser, F. & Biedermann, H. (Hrsg.). (2003). *Jugend ohne Politik.* Zürich: Rüegger.

Oswald, H. & Kuhn, H.-P. (2003). Erstwähler in den neuen Bundesländern. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 15*, 18-25.

Othold, F. & Schumann, K. F. (2003). Delinquenzverläufe nach Alter, Geschlecht und Nationalitätenstatus. In K. F. Schumann (Hrsg.), *Delinquenz im Lebenslauf. Bremer Längsschnittstudie zum Übergang von der Schule in den Beruf bei ehemaligen Hauptschülern* (Bd. 2, S. 67-232). Weinheim: Juventa.

Oudenhoven, J.P. van. (2001). Niederländer über Deutsche: Einige empirische

Befunde. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen* (S. 285-294). Münster: Waxmann.

Paier, G. (1996). Menschen im Übergang. Österreichbilder und nationale Identität von Ex- und NeoösterreicherInnen. In M. Haller (Hrsg.), *Identität und Nationalstolz der Österreicher: Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen / Herausbildung und Transformationen seit 1945/ Internationaler Vergleich* (S. 61-149). Wien: Böhlau.

Painton, F. (1981). West Germany: Moment of Angst. *TIME, 34*, 8-19.

Palmonari, A., Kirchler, E. & Pombeni, M. L. (1990). Differential effects of identification with family and peers on coping with development tasks in adolescence. *European Journal of Social Psychology, 21*, 381-402.

Pekàrovà, K. (1995). Czech Republic: More Hi-Fi stereos, more hatred. In B. Baumgartl & A. Favell (Eds.), *New xenophobia in Europe* (pp. 68-87). London: Kluwer.

Pekrun, R. (1993). Entwicklung von schulischer Aufgabenmotivation in der Sekundarstufe: Ein erwartungs-wert-theoretischer Ansatz. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie, 7* (2-3), 87-97.

Pelinka, A. (1990). *Zur österreichischen Identität*. Wien: Ueberreuter.

Petzold, B. (1986). Änderungen von elterlichen Erziehungszielen in den letzten zehn Jahren? Ein Vergleich. *Psychologie in Erziehung und Unterricht, 33*, 137-140.

Pfeiffer, C. (1998). *Jugendgewalt: Täter, Opfer und Interpretationsangebote in Jugend und Kriminalität in Brandenburg – Eine Materialsammlung.* Potsdam: Ministerium des Innern.

Phillips, T. M. & Pittman, J. F. (2007). Adolescent psychological well-being by identity style. *Journal of Adolescence, 30* (6), 1021-1034.

Phinney, J. S. & Kohatsu, E. L. (1997). Ethnic and racial identity development and mental health. In J. Schulenberg, J. L. Maggs & K. Hurrelmann (Eds.), *Health risks and developmental transitions during adolescence* (pp. 420-443). Cambridge: University Press.

Pikowsky, B. & Hofer, M. (1992). Die Familie mit Jugendlichen. Ein Übergang für Eltern und Kinder. In M. Hofer, E. Klein-Allermann & P. Noack (Hrsg.), *Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch* (S. 194-216). Göttingen: Hogrefe.

Pinquart, M. & Silbereisen, R. K. (2004). Transmission of values from adolescents to their parents: The role of value content and authoritative parenting. *Adolescence, 39* (153), 83-100.

Pipher, M. (1994). *Reviving Ophelia: Saving the selves of adolescent girls*. New York, NY: Putnam.

Plasser, F. & Ulram, P. A. (1991). Politischer Kulturvergleich: Deutschland, Österreich, Schweiz. In F. Plasser & P. A. Ulram (Hrsg.), *Staatsbürger oder Untertanen? Politische Kultur Deutschlands, Österreichs und der Schweiz im*

Vergleich (S. 17-48). Frankfurt a. M.: Lang.

Plasser, F. & Ulram, P. A. (2002). *Das österreichische Politikverständnis. Von der Konsens- zur Konfliktkultur?* (Schriftreihe des Zentrums für Angewandte Politikforschung, Bd. 25). Wien: WUV.

Pohl, H. D. (1999). Österreichische Identität und österreichisches Deutsch. In K. Anderwald, P. Karpf & H. Valentin (Hrsg.), *Kärntner Jahrbuch für Politik 1999* (S. 71-103). Klagenfurt: Kärntner Druck- und Verlagsgesellschaft.

Poppe, E. & Linssen, H. (1999). Ingroup favouritism and the reflection of realistic dimensions of difference between national states in central and eastern European national stereotypes. *British Journal of Social Psychology, 38*, 85-102.

Probst, L. (2003). Der Holocaust – eine neue Zivilreligion für Europa?. In W. Bergem (Hrsg.), *Die NS-Diktatur im deutschen Erinnerungsdiskurs* (S. 227-238). Opladen: Leske + Budrich.

Putallaz, M., Costanzo, P. R., Grimes, C. L. & Sherman, D. M. (1998). Intergenerational continuities and their influences on children's social development. *Social Development, 7* (3), 389-427.

Quoirin, M. (2005, 16. April). Mit Schwung zwischen alle Stühle. Die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich und die Deutschen. *Kölner Stadt-Anzeiger*, S. 33.

Quaiser-Pohl, C. (2000). Elternidentität. In *Lexikon der Psychologie* (S. 371). Heidelberg: Spektrum.

Rademacher, J. (2002). *Arbeitslosigkeit und Identität im Elternalter*. Hamburg: Dr. Kovac.

Rademacher, J., Wolfradt, U. & Schönpflug, U. (1999). *Deutsche Version des Identity Style Inventory Sixth Grade* (ISI-6G, White, Winn & Wampler, 1998). Unveröffentlichte Version, Universität Magdeburg.

Reece, S. & Harkless, G. (1998). Self-efficacy, stress, and parental adaptation: Application to the care of childbearing families. *Journal of Family Nursing, 4*, 198-215.

Reitzle, M. & Silbereisen, R. K. (1996). Werte in den alten und neuen Bundesländern. In R. K. Silbereisen, L. A. Vaskovics & J. Zinnecker (Hrsg.), *Jung sein in Deutschland. Jugendliche und Erwachsene 1991 und 1996* (S. 41-56). Opladen: Leske + Budrich.

Riffault, H. (1998). Arbeitswerte in Deutschland und Frankreich. In R. Köcher & J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich*. *Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten* (S. 111-132). Opladen: Leske + Budrich.

Rippl, S. (2004). Eltern-Kind-Transmission. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 24* (1), 17-32.

Rippl. S., Seipel, C. & Lederer, G. (1995). Wandel des Autoritarismus bei Jugendlichen in Westdeutschland: 1945-1991. In G. Lederer & P. Schmidt (Hrsg.), *Autoritarismus und Gesellschaft. Trendanalysen und vergleichende*

Jugenduntersuchungen (S. 102-135). Opladen: Leske + Budrich.

Rose, R. (1985). National pride in cross-national perspective. *International Social Science Journal*, *37*, 85-96.

Ross, M. W., Campbell, R. L. & Clayer, J. R. (1982). New inventory for measurement of parental rearing practices. An English form of the EMBU. *Acta psychiatrica Scandinavica, 66*, 499–507.

Roth, M. (1999). Die Differenzierung der Selbstaufmerksamkeit im Jugendalter. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 20*, 116-125.

Roth, M. (2002). Geschlechtsunterschiede im Körperbild Jugendlicher und deren Bedeutung für das Selbstwertgefühl. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 51*, 150-164.

Rother, N. (2006). *Einstellungen zu Immigration. Kulturabhängige Kontexteffekte bei der Einstellungsmessung im interkulturellen Vergleich*. Aachen: Shaker.

Rothi, D. M., Lyons, E. & Chryssochoou, X. (2005). National attachment and patriotism in a European nation: A British study. *Political Psychology, 26* (1), 135-155.

Ruß, S. & Schmidt, J. (1998). Herausforderungen von links nach rechts. Wertewandel und Veränderungen in den Parteiensystemen in Deutschland und Frankreich. In R. Köcher & J. Schild (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich*. *Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten* (S. 265-287). Opladen: Leske + Budrich.

Sampson, S. (1992). Please: no more danskhed [Please: no more Dänischsein). In U. Østergård (Hrsg.), *Dansk identitet?* (S. 225-237). Aarhus: Universitetsforlag.

Sanchez-Mazas, M., Pérez, J. A., Mugny, G. & Falomir, J. M. (1997). Veränderung von Einstellungen zwischen Gruppen: Sozialer Einfluß und Ausländerfeindlichkeit. In A. Mummendey & B. Simon (Hrsg.), *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften* (S. 149-174). Göttingen: Huber.

Sandmeier, A. (2005). Selbstwertentwicklung vom Jugendalter bis ins frühe Erwachsenenalter – eine geschlechtsspezifische Analyse. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 25*, 52-66.

Satow, L. (2000). *Selbstintegration*. Zugriff am 07.02.2000 http://www.userpage.fu-berlin.de/~satow/si.htm

Schädlich, S. (2009). *Immer wieder Dezember*. München: Droemer.

Schatz, R. T. & Lavine, H. (2007). Waving the flag: National symbolism, social identity, and political engagement. *Political Psychology, 28*, 329-355.

Schatz, R. T., Staub, E. & Lavine, H. (1999). On the varieties of national attachment: Blind versus constructive patriotism. *Political Psychology, 20*, 151-174.

Scheuble, V. & Wehner, M. (2006). Fußball und nationale Identität. *Der Bürger im Staat, 56* (Heft 1: Fußball und Politik, S. 26-31). Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.

Schmidt, P. & Heyder, A. (2000). Wer neigt eher zu autoritärer Einstellung und Ethnozentrismus, die Ost- oder die Westdeutschen? - Eine Analyse mit Strukturgleichungsmodellen. In R. Alba, P. Schmidt & M. Wasmer (Hrsg.), *Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde?* (S. 439-483). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Schmidtchen, G. (1997). *Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt* (2. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.

Schmidt-Denter, U. (2005). *Soziale Beziehungen im Lebenslauf. Lehrbuch der sozialen Entwicklung* (4. Aufl.). Weinheim: Beltz/PVU.

Schmitt, M. & Maes, J. (2000). Vorschlag zur Vereinfachung des Beck-Depressions-Inventars (BDI). *Diagnostica, 46*, 38-46.

Schmitt, M., Maes, J. & Seiler, U. (1999). Soziale Identität als Gradmesser der menschlichen Annäherung im wiedervereinigten Deutschland. In H. Berth & E. Brähler (Hrsg.), *Deutsch-deutsche Vergleiche: Psychologische Untersuchungen 10 Jahre nach dem Mauerfall* (S. 160-174). Berlin: Verlag für Wissenschaft und Forschung.

Schneekloth, U. (2002). Demokratie ja – Politik nein? Einstellungen Jugendlicher zur Politik. In Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2002 – Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus* (S. 91-138). Frankfurt a. M.: Fischer.

Schneewind, K. A., Beckmann, M. & Hecht-Jackl, A. (1985). *Familiendiagnostisches Testsystem (FDTS)*. Bericht 1/1985 bis 9.2/1985. Forschungsberichte aus dem Institutsbereich Persönlichkeitspsychologie und Psychodiagnostik. München: Universität.

Schneewind, K. A. & Braun, M. (1988). Jugendliche Ablöseaktivitäten und Familienklima. *System Familie, 1*, 49-61.

Schneewind, K. A., Vaskovics, L. A., Gotzler, P., Hofmann, B., Rost, H., Schlehlein, B., Sierwald, W. & Weiß, J. (1997). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen. Verbundstudie-Endbericht.* Stuttgart: Kohlhammer.

Schönpflug, U. (2001). Intergenerational transmission of values: The role of transmission belts. *Journal of Cross-Cultural Psychology, 32* (2), 174-185.

Schubarth, W. (1993). Woher kommt der jugendliche Rechtsextremismus in Ostdeutschland? In M. Heßler (Hrsg.), *Zwischen Nationalstaat und multikultureller Gesellschaft* (S. 169-181).Berlin: Hitit.

Schubarth, W. (2000). Pädagogische Strategien gegen Rechtsextremismus und fremdenfeindliche Gewalt - Möglichkeiten und Grenzen schulischer und außerschulischer Prävention. In W. Schubarth & R. Stöss (Hrsg.), *Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz* (S. 249-270). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Schütz, A. (2000). *Psychologie des Selbstwertgefühls*. Stuttgart: Kohlhammer.

Schwartz, S. H. & Bilsky, W. (1990). Toward a theory of the universal content and structure of values: Extensions and cross-cultural replications. *Journal of Personality and Social Psychology, 58,* 878-891.

Schweiger, G. (Hrsg.) (1988). *Österreichs Image im Ausland*. Wien: Norka.

Schweiger, G. (1992). *Österreichs Image in der Welt. Ein Vergleich mit Deutschland und der Schweiz*. Wien: Service Fachverlag.

Schymik, C. (2004). Nordische Sonderwege nach Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 47*, 10-15.

Seibel, F. (1995). Lokale Integration und nationale Identität. *Forum – Zeitschrift für Politik, Gesellschaft und Kultur in Luxemburg, 163*, 35-38.

Seiler, U., Maes, J. & Schmitt, M. (1999). Korrelate und Facetten des Nationalgefühls. *Zeitschrift für Politische Psychologie, 7*, 121-136.

Sellen, A. (2000). *Geschichte 2. Kurz und klar* (3. Aufl.). Donauwörth: Auer.

Selman, R. L. (1976). Social-cognitive understanding. A guide to educational and clinical practice. In T. Lickona (Ed.), *Moral development and behavior: Theory, research, and social issues* (pp. 299-316). New York: Holt, Rinehart and Winston.

Service de coordination de la recherche et de l'innovation pédagogiques et technologiques. (2005). *Les chiffres clés de l'éducation national* [Die Eckdaten des Erziehungswesens]. Zugriff am 11.03.2011 unter http://www.men.public.lu/publications/etudes_statistiques/chiffres_cles/chiffres_cles_2004/chiifres_cles_04.pdf

SESOPI – Centre Intercommunautaire (1997). *Luxembourg, pays immunisé contre le racisme?* [Luxemburg, immun gegen Rassismus ?] Luxembourg: Recherche Etude Documentation.

Shell Deutschland Holding. (Hrsg). (2006). *Jugend 2006: 15. Shell-Jugendstudie.* Frankfurt a. M.: Fischer.

Sidanius, J., Feshbach, S., Levin, S. & Pratto, F. (1997). The interface between ethnic and national attachment: Ethnic pluralism or ethnic dominance? *Public Opinion Quarterly, 61* (1), 102-133.

Sigel, R. (2008). Der internationale Kontext der Studie – die ITF. In Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust Education [Themenheft]. *Einsichten und Perspektiven, Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1*, 6-9.

Simon, B. & Mummendey, A. (1997). Selbst, Identität und Gruppe: Eine sozialpsychologische Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gruppe. In A. Mummendey & B. Simon (Hrsg.), *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften* (S. 11-38). Bern: Huber.

Sinclair, S., Dunn, E. & Lowery, B. S. (2005). The relationship between parental racial attitudes and children's implicit prejudice. *Journal of Experimental Social Psychology, 41*, 283-289.

Skarżyńska, K. & Golec de Zavala, A. (2006). Poland and European integration: Hopes, fears and national attitudes. In A. Golec de Zavala & K. Skarżyńska (Eds.), *Understanding social change: Political psychology in Poland* (pp. 135-154). New York: Nova Science Publishers.

Šmídová, I. (2003). Deutsch-tschechische Spiegelbilder. In W. Koschmal, M. Nekula & J. Rogall (Hrsg.), *Deutsche und Tschechen: Geschichte-Kultur-Politik* (2. Aufl., S. 516-527). München: Beck.

Smith, T. W. (2006). *National pride in specific domains*. GSS Cross-National Report No. 27. Chicago: University, NORC.

Smith, T. W. & Jarkko, L. (1998). *National pride: A cross-national analysis*. GSS Cross-national Report No. 19. Chicago: University, NORC.

Smith, T. W. & Kim, S. (2006). World opinion. National pride in comparative perspective: 1995/96 and 2003/04. *International Journal of Public Opinion Research, 18*, 127-136.

Soff, M. (1989). *Jugend im Tagebuch. Analysen zur Ich-Entwicklung in Jugendtagebüchern verschiedener Generationen*. Weinheim: Juventa.

Spiecker, B. & Steutel, J. (2001). Multiculturalism, pillarization and liberal civic education in the Netherlands. *International Journal of Educational Research, 35,* 293-304.

Spiesser – die Jugendzeitschrift. (2008). *Spiesser Spezial: Seid ihr stolz, deutsch zu sein?* Zugriff am 02.10.2008 unter http://www.spiesser.de/default.aspx?ID=3218&showNews=184924

Sponsel. R. (1996). *Selbst-Kritik-Skala* (VSK). Zugriff am 18.08.2006. Verfügbar unter http://www.iec-verlag.de

Starke, U. & Starke, K. (1995). Jugendliche in Ostdeutschland – Entwicklungsperspektiven und Gefährdungen. In A. Hundsalz, H.-P. Klug & H. Schilling (Hrsg.), *Beratung für Jugendliche. Lebenswelten, Problemfelder, Beratungskonzepte* (S. 77-98). Weinheim: Juventa.

Statistisches Bundesamt. (Hrsg.). (2005). *Datenreport 2004 Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland* (2. aktualisierte Aufl.; Auszug aus Teil 2: Ausländer). Zugriff am 08.02.2010. Verfügbar unter https://www-ec.destatis.de/csp/shop/sfg/bpm.html.cms.cBroker.cls?cmspath=struktur,vollanzeige.csp&ID=1014692

Statistisches Bundesamt. (2006). *EDS Europäischer Datenservice. Bevölkerung, Arbeit und Soziales. Basistabellen*. Zugriff am 10.08.2006 unter http://www.eds-destatis.de/de/theme3/theme3.php?th=3

Statistisches Bundesamt. (2010). *Allgemeinbildende Schulen. Ausländische Schüler/innen nach Schularten*. Zugriff am 11.03.2011 unter http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/BildungForschungKultur/Schulen/Tabellen/Content75/AllgemeinbildendeSchulenSchulartAuslaendischeSchueler,templateId=renderPrint.psml

Staub, E. (1997). Blind versus constructive patriotism: Moving from embeddedness in the groups to critical loyality and action. In D. Bar-Tal & E. Staub (Eds.), *Patriotism in the lives of individuals and nations* (pp. 213-228). Chicago: Nelson-Hall.

Steinbach, A. & Nauck, B. (2005). Intergenerationale Transmission in Migrantenfamilien. In U. Fuhrer & H.-H. Uslucan (Hrsg.), *Familie, Akkulturation und Erziehung* (S. 111-125). Stuttgart: Kohlhammer.

Stern, W. (1918). *Grundgedanken der personalistischen Philosophie*. Berlin: Reuther & Reichard.

Sternberger, D. (1990). *Verfassungspatriotismus*. Frankfurt a. M.: Insel.

Sturzbecher, D. (Hrsg.). (2002). *Jugendtrends in Ostdeutschland: Bildung, Freizeit, Politik, Risiken. Längsschnittanalysen zur Lebenssituation und Delinquenz 1999-2001*. Opladen: Leske + Budrich.

Sturzbecher, D. (2005). *Jugend 2005 – Präsentation der Ergebnisse des Projekts „Jugend in Brandenburg“* (Forschungsbericht). Potsdam: Universität, Institut für angewandte Familien-, Kindheits- und Jugendforschung.

Sturzbecher, D. & Dietrich, P. (Hrsg.). (1993). *Die Situation von Jugendlichen in Brandenburg. Zusammenfassende Darstellung zu den Feldstudien „Jugendszene und Jugendgewalt im Land Brandenburg“ und „Jugendeinrichtungen und Freizeitangebote im Land Brandenburg“.* Potsdam: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung.

Sturzbecher, D. & Freytag, R. (2000). Antisemitismus unter Jugendlichen in Brandenburg und Nordrhein-Westfalen. In D. Sturzbecher & R. Freytag (Hrsg.), *Antisemitismus unter Jugendlichen. Fakten, Erklärungen, Unterrichtsbausteine* (S. 76-152). Göttingen: Hogrefe.

Sturzbecher, D. & Hess, M. (2003). Selbstkonzepte und Zukunftsoptimismus von Jugendlichen. In S. Andresen, K. Bock, M. Brumlik, H.-U. Otto, M. Schmidt & D. Sturzbecher (Hrsg.), *Vereintes Deutschland geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch* (S. 157-172). Opladen: Leske + Budrich.

Sturzbecher, D. & Kalb, K. (1993). Vergleichende Analyse elterlicher Erziehungsziele in der ehemaligen DDR und der alten Bundesrepublik. *Psychologie in Erziehung und Unterricht,* 40, 132-136.

Sturzbecher, D. & Wurm, S. (2001). Jugend in Ostdeutschland: Wertorientierungen, Zukunftserwartungen, Familienbeziehungen und Freizeitcliquen. In D. Sturzbecher (Hrsg.), *Jugend in Ostdeutschland: Lebenssituationen und Delinquenz* (S. 33-84). Opladen: Leske + Budrich.

Sugar, P. (1994). Nationalism in Eastern Europe. In J. Hutchinson & A. D. Smith (Eds.), *Nationalism* (pp. 171-177). Oxford: University Press.

Süllwold, F. (1988). Zur Diagnose und Theorie von Ethnophilie und Ethnohostilität. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 35*, 476-495.

Sumner, W. G. (1906). Folkways. New York: Ginn.

Surdej, A. (1995). Poland: Thank God – One problem less. In B. Baumgartl & A. Favell (Eds.), *New Xenophobia in Europe* (pp. 260-271). London: Kluwer.

Sywottek, A. (1998). Von der SBZ bis zum Ende der Deutschen Demokratischen Republik. In *Bildatlas Deutschland* (S. 243-269). München: Orbis.

Tabachnik, B. G. & Fidell, L. S. (1996*). Using multivariate statistics* (3rd ed.). New York: Harper & Row.

Tajfel, H. (1982). *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern: Huber.

Tajfel, H. & Turner, J. C. (1979). An integrative theory of intergroup conflict. In W. G. Austin & S. Worchel (Eds.), *The social psychology of intergroup relations* (pp. 33-47). Monterey: Brooks/Cole Publ.

Tajfel, H. & Turner, J. C. (1986). The social identity theory of intergroup behavior. In S. Worchel & W. G. Austin (Eds.), *Psychology of intergroup relations* (pp. 7-24). Chicago: Nelson-Hall.

Tenbruck, F. H. (1999). Von der verordneten Vergangenheitsbewältigung zur intellektuellen Gründung der Bundesrepublik: Die politischen Rahmenbedingungen. In C. Albrecht, G. C. Behrmann, M. Bock, H. Homann & F. H. Tenbruck, *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule* (S. 78-96). Frankfurt a. M.: Campus.

ter Bogt, T. F. M., Meeus, W. H. J., Raaijmakers, Q. A. W. & Vollebergh, W. A. M. (2001). Youth centrism and the formation of political orientations in adolescence and young adulthood. *Journal of Cross-Cultural Psychology, 32* (2), 229-240.

Thorbrietz, P. (2008a). *Anne Frank spielen klappt nicht mehr*. Zugriff am 18.03.2010 unter http://www.focus.de/schule/heft7aktuell-anne-frank-spielen-klappt-nicht-mehr._aid_233609.html

Thorbrietz, P. (2008b). *Holocaust im Unterricht*. Zugriff am 18.03.2010 unter http://www.focus.de/schule/schule/unterricht/interview_aid_229997.html

Thränhardt, D. (2000). Integration und Staatsangehörigkeitsrecht. In K. J. Bade & R. Münz (Hrsg.), *Migrationsreport 2000* (S. 141-161). Frankfurt a. M.: Campus.

Thüringer Kultusministerium. (Hrsg.). (1999). *Lehrplan für die Regelschule und für die Förderschule mit dem Bildungsgang der Regelschule*. Zugriff am 22.09.2010 unter http://www.thillm.de/thillm/start_serv_lp.html

Tibi, B. (2007). Warum ich gehe. In C. Topçu, *Einbürgerung* (S. 85-86). Frankfurt a. M.: Brander & Apsel.

Tillmann, K. J., Holler-Nowitzki, B., Holtappels, H., Meier, U. & Popp, U. (1999). *Schülergewalt als Schulproblem – Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven.* Weinheim: Juventa.

TNS Emnid/Bertelsmann Stiftung. (2007). *Deutsche und Juden – Verbindende Vergangenheit, trennende Gegenwart ?* Zugriff am 17.06.2010 unter http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_20241_20275_2.pdf

TNS Infratest. (2010). *Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland – Was geht uns das noch an? Fragen an die vierte Generation. Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung im Auftrag von DIE ZEIT*. Berlin: TNS Infratest.

Topçu, C. (2007). *Einbürgerung*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.

Topçu, Ö. & Wefing, H. (2010). *Holocaust-Gedenken – „Bist Du Jude?“*. Zugriff am 28.01.2010 unter http://www.zeit.de/2010/04/Umfrage-Report

Topf, R., Mohler, P., Heath, A. & Trommer, R. (1990). Nationalstolz in Großbritannien

und der Bundesrepublik Deutschland. In W. Müller et al. (Hrsg.), *Blickpunkt Gesellschaft* (S. 172-190). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Trausch, G. (1988). Un créneau étroit entre l'Allemagne et la France: Le Luxembourg à la recherche d'une conscience nationale (1839-1945) [Eine schmale Zinne zwischen Deutschland und Frankreich : Luxemburg auf der Suche nach einem nationalen Bewusstsein]. In H. Dyserinck & K. U. Syndram (Hrsg.), *Europa und das nationale Selbstverständnis* (S. 381-418). Bonn: Bouvier.

Triandis, H. C. (1995). *Individualism and collectivism*. Bouler, CO: Westview.

Trommsdorff, G. (1994). *Psychologische Aspekte des soziopolitischen Wandels in Ostdeutschland*. Berlin: de Gruyter.

Trzesniewski, K. H., Donnellan, M. B. & Robins, R. W. (2003). Stability of self-esteem across the life span. *Journal of Personality and Social Psychology, 84* (1), 205-220.

Ubbiali, G. (1995). France: Towards the institutionalisation of prejudice? In B. Baumgartl & A. Favell (Eds.), *New xenophobia in Europe* (pp. 118-130). London: Kluwer.

Ulrich, B., Topçu, Ö. & Wefing, H. (2010, 21. Januar). Deutschtürken und der Holocaust: Geteilte Erinnerung. *Die Zeit*. Zugriff am 25.02.2011 unter http://www.zeit.de/2010/04/Editorial-Umfrage?page=2

Urban, T. (2008). *Polen*. München: Beck.

Vasta, E. (2007). From ethnic minorities to ethnic majority policy: Multiculturalism and the shift to assimilationism in the Netherlands. *Ethnic and Racial Studies, 30*, 713-740.

Vinken, H. & Ester, P. (1993). Modernization and value shifts: A cross-cultural and longitudinal analysis of adolescents' basic values. In W. Meeus, M. de Goede, W. Kox & K. Hurrelmann (Eds.), *Adolescence, careers and cultures* (pp. 409-428). Berlin: de Gruyter.

Wächter, J.D. (2004). Identität als Bildungsideal? In H. Hofmann & A. Stiksrud (Hrsg.), *Dem Leben Gestalt geben* (S. 253-267). Wien: Krammer.

Wagner, G. (1982). Von der Staatsidee zum Nationalbewusstsein (I) – Die Meinungsumfragen über die österreichische Nation 1956-1980 (II). In G. Wagner (Hrsg.), *Österreich. Von der Staatsidee zum Nationalbewusstsein. Studien und Ansprachen in einem Bildteil zur Geschichte Österreichs* (S. 109-152). Wien: Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei.

Wakenhut, R. (1995). Die deutsche Nation im Bewußtsein junger Bundesbürger, begriffliche Klärung und empirische Befunde zum Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit in Deutschland. In R. Wakenhut (Hrsg.), *Ethnisches und nationales Bewußtsein. 1. FIMO-Kolloquium an der Universität Florenz 1994* (S. 9-28). Frankfurt a. M.: Lang.

Walsum, P. van, (1993, 15. September). Wie die Holländer uns sehen. *Die Welt*, S. 7.

Waterman, A. S. (1982). Identity development from adolescence to adulthood: An extension of theory and a review of research. *Developmental Psychology, 18*

(3), 341-358.

Waterman, A. S. (1986). Identity in the context of adolescent psychology. In A. S. Waterman (Ed.), *Identity in adolescence: Processes and contents. New directions in child development* (Vol. 30, pp. 5-24). San Francisco: Jossey-Bass.

Watts, R. J. (1996). Schweizerische Identität und der schweizerische Beitrag an Europa: Aus der Sicht eines Ausländers. In W. Linder, R. Weibel & P. Lanfranchi (Hrsg.), *Schweizer Eigenart – eigenartige Schweiz. Der Kleinstaat im Kräftefeld der europäischen Integration*. (S. 111-127). Bern: Paul Haupt.

Weatherley, D. (1988). Maternal response to childhood-aggression and subsequent anti-semitism. In W. Bergmann (Ed.), *Error without trial* (pp. 94-97). Berlin: de Gruyter.

Weiler, J. (2006). *In meinem kleinen Land* (3. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.

Weiskopf, R., Freytag, R. & Sturzbecher, D. (2000). Antisemitismus unter Jugendlichen in Ost und West. In W. Benz (Hrsg.), *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* (S. 35-70). Frankfurt a. M.: Campus.

Weismann, A. (2001). Die holländische Tomate – eine Spätfolge des Calvinismus? Über religiöse Wurzeln und Mentalitätsunterschiede zwischen Niederländern und Deutschen. In G. Moldenhauer & J. Vis (Hrsg.), *Die Niederlande und Deutschland: Einander kennen und verstehen* (S. 243-262). Münster: Waxmann.

Weiss, H. (2003). A cross-national comparison of nationalism in Austria, the Czech and Slovac Republics, Hungary and Poland. *Political Psychology, 24* (2), 377-401.

Welzer, H., Moller, S. & Tschuggnall, K. (2002). *Opa war kein Nazi: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Weßels, B. & Klingemann, H.-D. (2002). Politische Integration und politisches Engagement. In Statistisches Bundesamt mit WZB und ZUMA (Hrsg.), *Datenreport 2002 – Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland* (S. 597-606). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Westle, B. (1995). Nationale Identität und Nationalismus. In U. Hoffmann-Lange (Hrsg.), *Jugend und Demokratie in Deutschland. DJI-Jugendsurvey 1* (S. 195-243). Opladen: Leske + Budrich.

Westle, B. (1999). *Kollektive Identität im vereinten Deutschland. Nation und Demokratie in der Wahrnehmung der Deutschen*. Opladen: Leske + Budrich.

White, J. M., Wampler, R. S. & Wim, K. I. (1998). The Identity Style Inventory: A revision with a sixth-grade reading level (ISI-6G). *Journal of Adolescence Research, 13,* 223-245.

Wickert, U. (1999). *Vom Glück, Franzose zu sein*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Wiedemann, E. (1994, 28. Februar). Frau Antje in den Wechseljahren. *Der Spiegel, 9*, 172-184.

Wiesner, M. & Silbereisen, R. K. (1999). Delinquentes Verhalten in Ost und West:

Jahreshäufigkeit, Schweregrad und Verlaufsmuster. In R. K. Silbereisen & J. Zinnecker (Hrsg.), *Entwicklung im sozialen Wandel* (S. 251-269). Weinheim: PVU.

Wilberg, S. (1995). *Nationale Identität. Empirisch untersucht bei 14-jährigen in Polen und in Deutschland.* Münster: Waxmann.

Wilk, L. & Mair, A. (1987). Ehe und Familie: Kontinuität und Konflikt zwischen konventionellen und neuen Lebensstilen. In M. Haller & K. Holm (Hrsg.), *Werthaltungen und Lebensformen in Österreich. Ergebnisse des Sozialen Survey 1986* (S. 81-110). München: Oldenburg.

Willems, H., Würtz, S. & Eckert, R. (1998). Erklärungsmuster fremdenfeindlicher Gewalt im empirischen Test. In R. Eckert (Hrsg.), *Wiederkehr des „Volksgeistes"?* (S. 195-214). Opladen: Leske + Budrich.

Willms, J. (2009). *Frankreich*. München: Beck.

Windisch, U., Froidevaux, D., Maeder, D., Gasser, A., Schnidrig, K., Meyer J. P. et al. (1994). *Alltagsbeziehungen zwischen Romands und Deutschschweizern. Am Beispiel der zweisprachigen Kantone Freiburg und Wallis* (Band I + II). Basel: Helbing & Lichtenhahn.

Winkler, J. R. (2002). Ursachen fremdenfeindlicher Einstellungen in 15 Ländern Europas. Haltungen der EU-Bürger zu Angehörigen anderer Nationalität, Rasse und Kultur. In F. Esser, B. Scheufele & H.-B. Brosius (Hrsg.), *Fremdenfeindlichkeit als Medienthema und Medienwirkung. Deutschland im internationalen Scheinwerferlicht* (S. 271-327). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Winnicott, D. W. (1965). From dependence toward independence in the development of the individual. In The maturational process and the facilitating environment (pp. 83-112). New York: International Universites Press.

Withol de Wenden, C. (1998). Kommunale Integrationspolitik: Französische Erfahrungen. In O. Backes, R. Dollase & W. Heitmeyer (Hrsg.), *Die Krise der Städte: Analyse zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben* (S. 377-397). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Wittenberg, R. (1995). Das Problem ist erkannt. Antisemitische Einstellungen unter Ost- und Westdeutschen. *Tribüne, 34*, 40-51.

Wörthwein, K. (2006). *Personale und soziale Identität deutschschweizer und westschweizer Jugendlicher im Vergleich*. Lizentiatsarbeit, Universität Fribourg (CH), Philosophische Fakultät.

Wüst, C. (2006). *Aspekte der Nationalen Identität. Ein Vergleich von irischsprachigen und englischsprachigen Jugendlichen in Irland*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Trier, Fachbereich I Psychologie.

Yndigegn, C. (2003). *Unge og regional identitet. Forventninger og indstilling til livsbetingelser og livsmuligheder i den dansk-tyske grænseregion* [Jugendliche und regionale Identität. Erwartungen und Einstellungen zu Lebensbedingungen und Lebensmöglichkeiten in der deutsch-dänischen Grenzregion]. Aabenraa: Institut for grænseregionsforskning.

Zeijl, E. (2001). *Young adolescents' leisure. A cross-cultural and cross-sectional*

study of Dutch and German 10-15 year-olds. Opladen: Leske + Budrich.

Zeijl, E., Brake, A. & du Bois-Reymond, M. (1998). Eltern-Kind-Beziehungen in den Niederlanden. Ein Vergleich mit den Ergebnissen einer deutschen Befragung. In P. Büchner, M. du Bois-Reymond, J. Ecarius, P. Burkhard-Fuhs & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen* (S. 63-82). Opladen: Leske + Budrich.

Zeroulou, Z. (1988). La réussite scolaire des enfants d'immigrés [Der Schulerfolg eingewanderter Kinder]. *Revue française de sociologie, XXIX-3*, juillet-septembre, 33-48.

Ziegler, M. (1995). Erinnern und Vergessen. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Zweiten Republik. *ÖZG, 6* (1), 41-60.

Zimmermann, H. D. (2009). *Tschechien*. München: Beck.

Zinnecker, J. (1985). Literarische und ästhetische Praxen in Jugendkultur und Jugendbiographie. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich* (Bd. 2, S. 143-348). Leverkusen: Leske + Budrich.

Zinnecker, J., Behnken, I., Maschke, S. & Stecher, L. (2002). *null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Ein Selbstbild*. Opladen: Leske + Budrich.

Žurawska, W. (2007). *Religiosität und Identität: Eine vergleichende Analyse bei Jugendlichen und deren Eltern in Polen und Deutschland*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität zu Köln. Zugriff am 04.03.2011. Verfügbar unter http://kups.ub.uni-koeln.de/volltexte/2009/2597/

Anhang: Verzeichnis der Forschungsberichte

Schmidt-Denter, U., Quaiser-Pohl, C. & Schöngen, D. (2005). *Ein Verfahren zur Erfassung der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und Erwachsenen*. (Forschungsbericht **Nr. 1** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“, 2. Aufl.). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schöngen, D. (2003). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Westdeutschland*. (Forschungsbericht **Nr. 2** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schöngen, D., Schick, H. & Otto, A. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in den Niederlanden*. (Forschungsbericht **Nr. 3** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Večeřová , H. & Schöngen, D. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in der Tschechischen Republik*. Forschungsbericht **Nr. 4** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“. Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W. & Schöngen, D. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Polen*. Forschungsbericht **Nr. 5** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“. Köln: Universität.

Quaiser-Pohl, C., Schmidt-Denter, U., Schöngen, D. & Dittmann, N. (2004). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Nord- und Zentralfrankreich*. (Forschungsbericht **Nr. 6** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Quaiser-Pohl, C., Trautewig, N., Schick, H. & Schmidt-Denter, U. (2005). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Ostdeutschland*. (Forschungsbericht **Nr. 7** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Večeřová, H. & Schöngen, D. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und der Tschechischen Republik*. (Forschungsbericht **Nr. 8** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W. & Schöngen, D. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Polen*. (Forschungsbericht **Nr. 9** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Schöngen, D. & Otto, A. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und den Niederlanden*. (Forschungsbericht **Nr. 10** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Herfordt, J., Schöngen, D. & Vandekerckhove, M. (2005). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Belgien*. (Forschungsbericht **Nr. 11** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Quaiser-Pohl, C., Dittmann, N. & Kremser, A. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Frankreich*. (Forschungsbericht **Nr. 12** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Quaiser-Pohl, C., Trautewig, N., Schick, H. & Schmidt-Denter, U. (2005b). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Ost- und Westdeutschland*. (Forschungsbericht **Nr. 13** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Seven, Ü., Schick, H., Perrez, M., Wörthwein, K. & Stöckli, D. (2005). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in der Schweiz*. (Forschungsbericht **Nr. 14** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Večeřová, H. & Vandekerckhove, M. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Belgien*. (Forschungsbericht **Nr. 15** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W., Wörthwein, K. & Stöckli, D. (2005). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und der Schweiz*. *(*Forschungsbericht **Nr. 16** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2005). *Kurzform des Fragebogens zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und Erwachsenen*. (Forschungsbericht **Nr. 17** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter ,U., Seven, Ü., Schick, H., Berger, U., Werneck, H. & Rabl, M. (2006). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Österreich*. (Forschungsbericht **Nr. 18** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Pissulla-Wälti, D., Berger,U., Werneck, H. & Rabl, M. (2006). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Österreich*. (Forschungsbericht **Nr. 19** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Maehler,D., Bromberger, F. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Dänemark*. (Forschungsbericht **Nr. 20** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Pissulla-Wälti, D., Schick, H., Bromberger, F. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Dänemark*. (Forschungsbericht **Nr. 21** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Żurawska, W., Kubina, A. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Luxemburg.* (Forschungsbericht **Nr. 22** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Pissulla-Wälti, D., Żurawska, W., Kubina, A. & Quaiser-Pohl, C. (2006). *Vergleich der personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in Deutschland und Luxemburg*. (Forschungsbericht **Nr. 23** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2006). *Skalenqualität des Fragebogens zur personalen und sozialen Identität von Jugendlichen und Erwachsenen*. (Forschungsbericht **Nr. 24** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Schick, H. (2006). *Nationalismus und Patriotismus im europäischen Vergleich*. (Forschungsbericht **Nr. 25** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Maehler, D. (2007). *Typen sozialer Identität bei deutschen Jugendlichen und Erwachsenen: ein clusteranalytischer Ansatz*. (Forschungsbericht **Nr. 26** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Maehler, D. & Pissulla-Wälti, D. (2007). *Typen sozialer Identität bei Jugendlichen im europäischen Vergleich*. (Forschungsbericht **Nr. 27** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Pietruschka, N. (2008). *Das österreichische Nationverständnis und seine Bezüge zur personalen und sozialen Identität*. (Forschungsbericht **Nr. 28** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Seven, Ü., Pissulla-Wälti, D. & Otters, M. (2007). *Personale und soziale Identität in 10 europäischen Ländern: autochthone Bevölkerung und Migranten im Vergleich*. (Forschungsbericht **Nr. 29** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Hoever, I., Görgens, I, Skuballa, I. & Mikaberidise, S. (2008). *Interviewdaten zur sozialen Identität von Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund: ein Zeitvergleich von 2001/2002 und 2007*. (Forschungsbericht **Nr. 30** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Schick, H., Pissulla-Wälti, D & Otters, M. (2008). *Intergenerationale Vergleiche personaler und sozialer Identität in Deutschland und Europa.* (Forschungsbericht **Nr. 31** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Frielingsdorf, T. (2009). *Alters- und Geschlechtseffekte bei Merkmalen der personalen Identität von Jugendlichen und ihren Eltern in 10 europäischen Ländern.* (Forschungsbericht **Nr. 32** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Wachten, A. (2009). *Beziehungen zwischen personaler und sozialer Identität.* (Forschungsbericht **Nr. 33** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U., Frielingsdorf, T. & Pissulla-Wälti, D. (2010). *Untersuchungen zur personalen und sozialen Identität von Studierenden.* (Forschungsbericht **Nr. 34** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.

Schmidt-Denter, U. & Stubig, S. (2011). *Holocaust Education: Lehrplanrecherche, TV-Recherche und Untersuchungen.* (Forschungsbericht **Nr. 35** zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität.